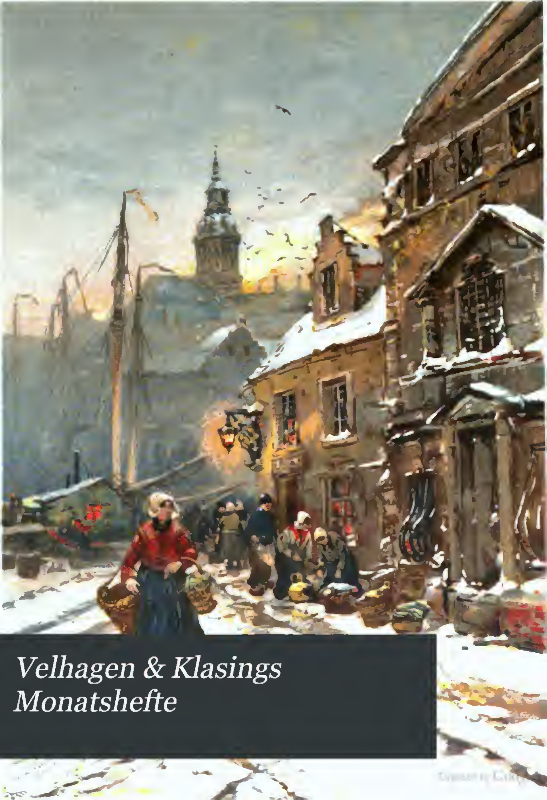


# Velhagen & Klasings Monatshefte



Straße in Antwerpen. Nach dem Aquarell von Rich. Fehdmer.

Velhagen & Klasings

# Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XI. Jahrgang 1896/97. Heft 4, Dezember 1896.

Weihnachtsheft.

## „Es ist ein' Ros' entsprungen ...“



Vom Wald komm' ich gegangen,
Wo weiß die Wipfel stehn,
Darin einst Vögel sangen
Und jetzt nur Stürme wehn;
Auf hartgefror'nen Wegen
Schreit' ich zur Stadt herein,
Da wandelt mir entgegen
Ein singend Mägdelein.

Sie trägt in Händen schwingend
Ein Tannreis spannenlang
Und geht vorüber singend,
Herüber schwebt ihr Sang.
Der hält mein Herz umschlungen
Mit Zauber selt'ner Art:
„Es ist ein' Ros' entsprungen
Aus einer Wurzel zart . . .“

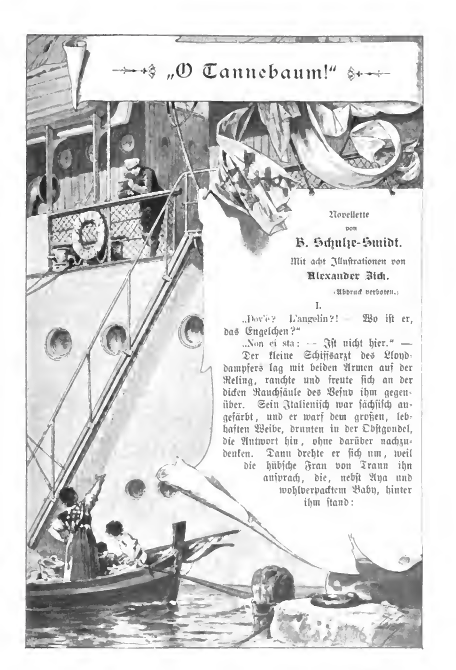
O Rosenwunder-Weise
Aus eines Kindes Mund,
Du schaffst in Schnee und Eise
Den Frühling mir zur Stund'!
Nun wogt mit tausend Stimmen
Um mich das Marktgebraus;
Mir ist, als schwärmten Immen
Im Feld nach Honig aus.

Ein Summen und ein Fragen
Ringsum in froher Hast;
Sie wählen und sie tragen
Heimwärts der Gaben Last.
Und Abendschatten sinken,
Es ebbt des Marktes Lauf,
Und mit den Sternen blinken
Die ersten Kerzen auf.

Nun blüht auf roten Wangen
Die stille Freudensaat;
Mit Düften ist und Prangen
Das Rosenfest genaht.
„Wie uns die Alten sungen,“
Hat Gott es wahr gemacht:
„Es ist ein' Ros' entsprungen,“ —
Die brach des Winters Nacht.

Ernst Muellenbach.





# „O Tannebaum!“

Novellette

von

**B. Schulze-Smidt.**

Mit acht Illustrationen von

**Alexander Zick.**



I.

„Dov'è? L'angelin?! — Wo ist er, das Engelchen?“

„Non ci sta: — Ist nicht hier.“ —

Der kleine Schiffsarzt des Lloyddampfers lag mit beiden Armen auf der Reling, rauchte und freute sich an der dicken Rauchsäule des Vesuv ihm gegenüber. Sein Italienisch war sächsisch angefärbt, und er warf dem großen, lebhaften Weibe, drunten in der Obstgondel, die Antwort hin, ohne darüber nachzudenken. Dann drehte er sich um, weil die hübsche Frau von Traun ihn ansprach, die, nebst Aya und wohlverpacktem Baby, hinter ihm stand:

„Ach, sagen Sie, lieber Doktor, meinen Sie wirklich, daß es Baby durchaus nicht schaden kann, wenn sie die Fahrt zum Possilipo mitmacht?"

„Durchaus nicht. Aber ich bitte Sie, Mem-Sahib! Baby ist eine junge Kernpflanze. Da wäre allerdings die Aya zu bedenken —"

„Ach — die Aya! — — Was macht das aus!"

Abgang und Ruf nach dem Obersteward zum sicheren Geleit an die Fallreepstreppe.

„Nu natürlich!" — Der kleine Doktor puffte ein paar Dampfringel in die blaue Luft hinaus und stieß den dritten Offizier, der neben ihm lehnte, sanft mit dem Ellbogen in die Rippengegend. „Seh'n Sie, mein Gutester, das nennt man so Menschenliebe in den Tropen — hm! — Man kann da allerhand lernen — wahrhaftig! Die Mem-Sahib, unsere Gnädige, will den Neapolitanern ihr Baby zeigen, wo nicht — gibt's üble Laune für den Sahib. Der Sahib fährt in den deutschen Klub, trinkt Bier und kümmert sich den Kuckuck um Frau und Kind; die Aya, das arme Tier, macht sich den Kuckuck was aus dem Possilip — heult innerlich vor Heimweh nach ihrem Singapur und hustet: na, das ist schon nicht mehr schön. Hm — ich muß mich da entschieden zu einem Brustthee aufraffen, eh' ich hier mein Finale in Scene setze. — — Gottstrambach, Bramann, was will das Weib denn eigentlich von mir?"

Er beugte sich halben Leibes über die Reling vor und schrie der Schreienden dort unten nun seinerseits mit weit ausholender Geste zu: „Cosa è?" (Das „C" auf die glücklichste Art in „G" verwandelt.)

Das Weib in der Obstgondel, eine prächtige, starke Gestalt, deren Schwarzhaar sich schon mit grauen Fäden mischte, antwortete mit Handfuchteln, Augenfunkeln und einem Redeschwall, dessen Sinn jedem Nicht-Neapolitaner dunkel blieb.

Der dritte Offizier, dessen Augen sich bis jetzt an die Fersen der entschwindenden Mem-Sahib geheftet hatten, legte sich gleichfalls mit beiden Armen auf die Reling zurück, schob die Cigarette in den Mundwinkel und lachte hinunter:

„Was sie will, die Madonna Teresa? Hären Se, sähen Se, mei Kutester, das weeß ich Sie sälber nich. Wahrscheinlich Rabbia napolitana simplex nach Ihrem Schema F."

„Ei, so lassen Sie gütigst die Faxen, Bramann. Der Person muß doch zu helfen sein. Sscht! Ps—st! Zitto, Madonna Teresa! ta 'spetta un po'! Donnerwetter, mein Trommelfell! Und da kommt, weeß Kneppchen, schon wieder die verfluchte Musike! Stop! stop! stop! Was soll das Gebrülle, Signora mia?"

„'l moço! 'l moço!" beharrte Donna Teresa und stampfte mit dem Fuße. Plötzlich ging dem guten Doktor ein helles Licht auf.

„Nu eben — hm! Das ist aber wahrhaftig rührender als Rührei! Den dummen Bengel meint sie, den Jan: — ‚moço' heißt so was wie Schiffsjunge, meines Wissens. Stimmt auffallend: damals auf der Ausreise hat sie ihn ja schon angehimmelt. Nu machen Sie ihr das mal 'n bißchen klar, Bramann, daß der Abgott krank ist: ammalato, richtig. Nu also: è ammalato — febbre — mottissimo — (ach was, mottissimo muß es natürlich geben, Sie Alleswisser!) Sehen Sie, wir verstehen uns vorzüglich: è—è (wie heißt ‚im Bett' Bramann? ‚in tetto?'). Also: è in tetto il povero, Madonna Teresa."

„A—h! il poverin'!" — Donna Teresa rang die Hände wie eine Tragödin, und Bramann lachte abermals, daß ihm die Augen übergingen, während sich die unselige Musikbarke gottlob zum zweitenmale seit einer halben Stunde längsschiffs legte und das Trio darin, zu Fiedel und Guitarre, aufs neue mit herzbrechendem Pathos anhub:

„Ad—di—o, mia betta Napoli! Ad—di — i — o, ad — di — i — o!" obwohl der Dampfer kaum erst Anker geworfen hatte.

„Meinerseits gleichfalls addio; der Alte ist bockig, ich muß ins Geschirr, Doktor." Bramann trollte sich an die Arbeit beim Krahn zu seinen Herren Kameraden. Es gab Berge von Stückgütern, Koffern und Packen, in chinesische Bastmatten genäht, nachzuzählen, zu notieren, auszuladen und andere anzunehmen, bevor wieder klar gemacht werden konnte für die Weiterreise nach Genua und von dort über Gibraltar, Antwerpen und Southampton nach Bremerhaven.

Der Doktor, der auf die Rückkehr des Tenders wartete, um seinen Patienten, den

jüngsten Schiffsjungen, ins deutsche Hospital zu befördern, radebrechte noch ein paar Minuten lang sein Leipziger Italienisch mit Donna Teresa, und dann brachte sie ihre malerische Gondel, voll von Orangen und Granaten, Liebesäpfeln und duftenden Herbstblumensträußen, mit wenigen Ruderschlägen vor die Fallreepstreppe. Ginin' und Maso, ihre zwei Buben in weiten Höschen und geblümten Kattunhemden, ließ sie zur Wache zurück, raffte sich ein halb Dutzend Orangen und Granatäpfel, reif zum Platzen, in die bunte Schürze und erschien auf Deck. Den handfesten Matrosen, der sie mit seinem derben Weser-Platt maßregelte, stieß sie kräftig zurück; der Doktor mischte sich ein und erlaubte, und da war sie nun:

„Wo ist er? Wo, wo? Wo habt ihr ihn, il piccolo, l'angelo bellin'? — A—ah! Es ist mir versprochen worden, daß ich ihn wiedersehen soll. Ja, ja, vor dreizehn Wochen, oder vierzehn, habt ihr mir's zugesagt, und ich habe gewartet! No son' matt'io — mano! Bei gutem Verstande bin ich, und hab' ich euch nicht gesagt, ihr sollt ihn bei mir lassen? Wo die gesunde Luft ist, und der Fischfang und die Trauben? Mano! Nun ist er mir krank geworden, das arme Lamm! Dio — cosa taccim' adess'? Weiterreisen? — à l'ospedal'? Mano! — mai! Niemals!"

„Gottstrambach nochmal, stop, Madame." Der Doktor rief sich den thatenlosen Oberkoch in der weißen Jacke zur Hilfe herbei wider den weiblichen Ansturm. Er schalt und wetterte, aber im Grunde seines Inneren zerschmolz ihm die weiche Seele. Das war noch einmal ein Mutterherz, jenes unter dem rotgeflammten Busentuche. Weshalb sollte auch Jan, der allgemeine Damenliebling der ersten und zweiten Kajüte, es diesem Herzen nicht angethan haben. Fühlte doch er selbst, der ehemalige Corpsraufbold von ungezählten Schmissen, eine unglaubliche Schwäche für den schönen Schlingel, den frechen Dreikäsehoch aus dem Waisenhause. Ging's denn ihm nicht persönlich nahe, daß besagten Dreikäsehoch gleich auf seiner ersten Reise das vermaledeite Fieber angepackt und derart geschüttelt und zermürbt hatte, daß man ihn nun doch noch ausschiffen und vorläufig zurücklassen mußte? Gleich war zum Glück der Tender wieder fällig, die Schar der Passagiere bereits an Land, nach Erledigung der Quarantänefragen. Die Sonne stand noch ziemlich hoch; Jan kam vor Dunkelwerden im Spital zur Ruhe, und dann durfte der gute Doktor vielleicht einmal an sich selber denken. Er hielt sich nur noch knapp auf den Füßen nach dem endlosen Hin- und Herrennen und war heiser wie eine Krähe im Schnee vom vielen Reden.

Trotzdem: Madonna Teresa bestand auf ihrem Stück, sehen wollte sie ihren Abgott um jeden Preis. Sie nicht ruhig sein können? Sie? Eine Mutter? Ah! Die



Die Mutter war es, nur die Mutter, die aus ihr sprach . . .

heiligen Nothelfer mögen es dem hartherzigen S'ior', dem Doktor, vergeben! — Wenigstens dem poverin' diese Orangen auf die Bettdecke legen! Schädlich? — was? — Orangen? Aber es gab nichts Besseres gegen das Fieber als Orangen! Sie mußte es doch wissen, madre santissima, sie, die fünf Kinder großgezogen und drei davon verloren am Fieber. Ach! die armen Engel! (Wohl ergehe es ihnen im Paradiese!) Sie lebten noch, fröhlich und gesund, S'ior', wenn man ihnen nur ein paar Orangen gebracht hätte, damals S'ior', als es nicht die Zeit der Orangen war nach dem Willen Gottes. „Ah! und der Riverendissim', der Padre Gennaro, hat am offenen Grabe gesagt: ‚Tröste dich!‘ hat er gesprochen — —“

„Basta! Also kommt und genug mit der Faselei,“ schnitt der geplagte Doktor ab, denn Madonna Teresa machte das Deck wiederhallen, und er wurde ungeduldig, obwohl er die Sanftmut des Lammes besaß gegenüber der leidenden Menschheit.

* * *

Das kleine Hospital des Dampfers lag mittschiffs im Zwischendeck, ganz in der Nähe der Heizräume. Während der Fahrt waren seine Wände so warm, daß sie der tastenden Hand unangenehm wurden, und auf hoher See ließ sich der beengte Raum nicht lüften, weil bei seiner tiefen Lage das Wasser durch die Luken hereingeschlagen wäre.

Sehr, sehr ungeduldig mit Schluchzen und Weinen war der arme Junge manch liebes Mal gewesen und fast immer allein im Käfig, weil sich der Gesundheitszustand von Mannschaft und Heizern seit Futschau vorzüglich gehalten hatte. Der Zimmermann, der sich unversehens mit dem abgleitenden, scharfen Beile den halben Fuß durchgeschlagen, hatte auch gerade nicht die beste Gesellschaft abgegeben. Zwar schimpfte Jan schon recht nett für einen Schiffsjungen von eben vierzehn Jahren; gegen Freerk Martens jedoch konnte er noch lange nicht aufkommen! Freerk hatte nur bis Colombo still liegen müssen, und als er von frischem an seine Arbeit humpelte, kam für Jan wieder die Einsamkeit. Die glühenden Tage, die ewigen, unerträglichen Nächte des Roten Meeres, wo das kleine Hospital einem fürchterlichen Backofen glich und draußen die blauen Wogen sich flach und träge heranschlichen. Dann, gleich hinter Port Said, der böse Rückfall. Über den hatte der Doktor auch geschimpft, obwohl weniger deutlich als Freerk Martens, und die Damen hatten sich nach dem armen, kranken Kerlchen erkundigt und Limonade geschickt und andere Dinge, die Jan gar nicht vor Augen sehen mochte, weil doch alles und alles bitter schmeckte wie Chinin.

Nun lag er todesmatt und schwach im dunkelbezogenen Bette unter seiner offenen Luke. Die hellbeglänzten Wellen des Hafens, über denen die Sonne am blauen Himmel leuchtete, warfen ihm ein glasiges, grünliches Licht herein, und das beschien sein weißes, abgemagertes Gesicht mit den blassen Lippen, die sich schmerzlich abwärts zogen, und spiegelte sich, so gut es konnte, in den hübschen, hellblauen Augen unter den Flachshaaren. Die rollten sich schon wieder zu festen Locken, und der Barbier hatte sie ihm erst vor vierzehn Tagen beschnitten, daß es ein Jammer gewesen war um all die krause Schönheit. Sein spitzes Kinn drückte er gegen die Decke, und auf der Decke hüpfte sein zahmes Kanarienhähnchen hin und her, das die ganze weite Reise und den Sturm in der chinesischen See treulich mitgemacht hatte. Der Doktor wollte dafür sorgen, daß Hans der Sänger und Jan der Schiffsjunge auch im neapolitanischen Spital nicht von einander getrennt würden, und sonst war dem matten Knabengemüte jegliches gleichgültig.

Nein, doch nicht so ganz. Die trüben Augen hellten sich ein wenig auf, die schweren Lider hoben sich ein wenig, und der Kopf versuchte sich vom Kissen emporzurichten, als das Thürchen sich öffnete und Madonna Teresas große, mütterliche Gestalt einließ. Ein Hauch von Meeresfrische kam mit ihr herein.

Beim Anblick ihres Lieblings übernahm sie der Schrecken: sie warf mit rascher Gebärde ihren Viereckschurz vors Gesicht und schrie laut auf. Die Orangen und Granatäpfel kollerten in der Kabine von Ecke zu Ecke; sie lehnte an der Holzwand, wiegte sich hin und her und ließ den pustenden kleinen Doktor ihre Schätze aufsammeln. Mit einem Mal fuhr sie dazwischen wie eine Löwin:



Da saß sie nun breit und preislich neben ihres Abgottes improvisiertem Lager, . . .

„Was fällt Euch bei? Meine Orangen, meine Granaten, die ich diesem gesegneten Kinde, diesem Armen, gebracht habe? Ihr drückt sie mir mit Euren täppischen Fingern, daß sie faule Flecke bekommen! Ah, das käme mir recht! Gebt sie — laßt sie liegen, S'ior — ich lege sie ihm auf die Decke, ich! Ah, San Gesù! Was habt ihr ihm angethan, daß er geworden ist wie ein Totengebein? — Die Gliedmaßen zittern ihm — —"

„Zitto! Pst!" Der Doktor, obgleich ihm der weiche Herzmuskel abermals ins Vibrieren geriet, hielt an sich, kehrte den Gestrengen heraus und reckte die schützende Hand über seinen Kranken. Wenn er auch nur ein paar kurze deutsche Worte dazu sprach, die heftig erregte Frau begriff mit dem scharfen Instinkte der Klugen von Natur.

Sie biß sich die schmalen Lippen, wischte sich mit dem Rücken der schwieligen Rechten die Perlen aus den langen Wimpern, schob den Schurz an seine Stelle unter dem vollen Busen und setzte sich zu dem kranken Jungen auf die Kante seiner Bettkoje. Wunder über Wunder! Was für zarte Töne die gereizte Löwin mit einem Mal fand und doch nichts von der Bestie, vom schmeichlerischen Katzentiere dabei: die Mutter war es, nur die Mutter, die aus ihr sprach und that und ihm jede einzelne Frucht ganz sacht auf die Wolldecke legte, so daß

sie einen Halbkranz von rötlichem Gelb und bräunlichem Rot um sein spitzes Kinn herum bildeten, und das Vögelchen zutraulich näher kam, um sich die lockende Herrlichkeit zu betrachten.

Der kranke Junge sagte nicht viel; er konnte nicht. Nur seine feuchten Finger stahl er unter die mütterliche Hand, hart und rauh von der Arbeit, und doch that sie gut — und die schönen Früchte! Ob er die wohl bald essen dürfte?

„Nu natürlich, Jan. So, leg' dich 'n bißchen auf die linke Seite. Da ist Gerhard und will dich hinuntertragen.“ (Gerhard war einer der Kabinenstewards.)

Jan hielt Madonna Teresas Hand so fest wie möglich und fing an zu weinen, schwach und klagend, nach Art Schwerkranker:

„Ich möchte lieber bei sie gehen, in ihr Haus, un' nich' im Spital, Dokter —“

„Das geht nicht, Junge, geht wahrhaftig nicht. Hm — na, wir wollen seh'n, sei nur zufrieden, dreh' dich 'rum, so! — Hier anfassen, Gerhard, und die Decke ganz über ihn geschlagen, so! — Gottstrambach, der kleine Kerl ist leicht wie 'ne Feder. Hm — munter, Jan! Vabene, Donna Teresa!“

Aber Donna Teresa, die Zähe, ließ sich nicht so ohne weiteres verabschieden. Sie ging neben dem Krankenträger und that, als ob sie taub sei. Am Fallreep hinunter und auch in den Tender. Der Doktor drohte ihr mit dem Finger, indessen — der unbequeme weiche Herzmuskel! Aus förmlichem innerem Zwange, ja, weil er seine eigne, ferne Mutter und ihr liebes Gesicht vor sich zu sehen meinte, zahlte er den Soldo für das Obstweib zur Mitfahrt. Da saß sie nun breit und preislich neben ihres Abgotts improvisiertem Lager, hielt seine teilnahmlose Hand und den Weidenkäfig mit dem hüpfenden Gelbröckchen im Schoße und machte ihren unnützen Schlingeln im nahen Obstkahne eine einzige vielbedeutende Geste, die zuvörderst auf den Quai zeigte, dann zurück auf Stirn und Magen und zum Beschluß ein imperatorisches Fingertupfen in der Luft von oben nach unten. Die Schlingel verstanden vollkommen: „Ich fahre zur Stadt, nehmt eure fünf Sinne zusammen, daß ihr euch den hungrigen Magen füllt, so oder so, und wehe euch, wenn ihr mir die kostbare Gondel außer acht laßt!“ sagte die umfassende Geste.

Die schwarzäugigen Sprößlinge schrieben sich jede Einzelheit hinter die Ohren und unternahmen alsbald einen schwungvollen Handel auf eigne Faust von Dampfer zu Dampfer. Schmuggelten ihr Gondelchen zwischen den Seglern durch, hielten an und entflohen den Flüchen der Kohlenzieher, überredeten die Matrosen zu Liebesapfel und Orange, priesen der Stewardeß die Citrone und die Granate an und überfielen die arglosen Fremden, die, mit Murray und rotleuchtendem Bädecker bewaffnet, an Land gerudert wurden, ganz Aug' und Ohr. Unter die Nasen fuhren ihnen die Blumensträuße der schlimmen Bübchen, die ihnen jauchzend Ungezogenheiten nachschrieen, wenn sie sich glücklich losgekauft hatten mittels fünf Soldi oder gar einer Silberlira. Triumph über Triumph, und dazu leuchtete das rote Abendgold so fröhlich und zitterte auf den Wellen, und der grimme, alte Herr, der Vesuv, schmauchte seine Pfeife mit einer schlanken Rauchwolke, die sich beugte und gabelte und zum Somma hinüberschwebte.

Die erwerbslustigen Bübchen kümmerten sich nicht groß um die Weltschönheit. Ihre unersättliche Geldgier trieb sie zu ferneren Veranstaltungen. Flugs herausgeschlüpft aus Höschen und Hemdsetzen und mit dem Kopfsprung hinunter ins novemberkühle Gewässer! Die drei Mylords der schmucken Jacht, die soeben von Ischia zurückkehrte, Koch und Musik an Bord, hatten sicher noch niemals derartige Taucher bewundern dürfen, wie Ginin und Maso waren. Viel bessere als der „Meermann,“ den die stete Übung freilich schon dreiviertels zum Fisch gemacht, weil er Tag für Tag im Wasser plätscherte, hundertmal in die Tiefe schoß und blubbernd und schnaufend wieder an die Oberfläche kam. Schön jedoch konnte man ihn nicht nennen mit seiner Beute zwischen die Zehen geklemmt oder in der schwarzbärtigen Backe des häßlichen, blaugrauen Gesichts verborgen.

„Oho!“ Die Mylords sahen sich die jungen, bronzebraunen Bengel mit größtem Vergnügen an und warfen ihnen Soldi, daß es plumpte, und riefen: „Brävou! Da cápou!“ wenn sie, so leicht wie Seifenblasen, vom Grunde des klaren Spiegels

emporstiegen, ihre Münzen mit den gesunden Zähnen und grinsenden Lippen festhaltend, die munteren Gesichter rot, die schwarzen Locken triefend, die schwarzen Augen voll Pfiffigkeit und Seewasser.

„Splendid little chaps, I say!“

„Regular brisks — very fine fellows!“

„Brävou piccoulou! I say: Da cäpou! have another dive!“

Heraus aus dem nassen Elemente, zurück in die Hemdchen und Höschen. Die beiden Wangenpaare spannten sich über dem edlen Gewinste! Mit Krösus und Rotschild hätten sie nicht getauscht, die Kerlchen, als sie, nach wohlvollbrachten Thaten, ihre Gondel, in der es Platz geworden, gen Santa Lucia

„Und wo sind meine Früchte? Und wo ist eure Einnahme, ihr Gottverlassenen, ihr Gezücht?!“

Ja, wo war sie, die Einnahme? Wie gewonnen, so zerronnen! Ein einziges Glück auf Erden, daß die lieben Heiligen Püffe und Prügel nicht so hart nahmen, wenn eine wackere Mutter sie ihren Kindern verabfolgte.

Nun, die Prügel sind gottlob gesunde Kost für die Jugend, und neapolitanischer Zorn braust auf und verzischt. In schönstem Frieden steuerten die drei ihre Barke westwärts zur ersten Meeresbucht jenseits des Possilipo, dem heimischen Bagnoli wieder zu, immer an der Küste hin. Die großen,



Ganz still die schöne Welt; kaum hörbar flüsterten die Wellchen . . .

steuerten und ihre Gelder zählten. Königliche Reichtümer! Sie fischten sich zur köstlichen Zwiebel leckere Fritti aus dem Ölkessel der zahnlosen Mariettina, die mit ihrem Löffel gebackene Polypenglieder und Ohrfeigen austeilte, je nachdem es sich schickte. Dort am Eck, wo die bunten Wäschelappen aus allen Fenstern des windschiefen Hauses gen Himmel flatterten zum Trocknen, hockten die Glückspilze am Prellstein, pfiffen sich etliche Kameraden herbei und spielten Morra, bis ihnen die Kehlen heiser waren vom Schreien und la mammina sie auffand nach längerem Suchen, ihre energischen Hände je hinter einen losen Hemdkragen einhakte und ihre Söhne vor sich hertrieb in die Gondel.

verankerten Schiffe und das Kastell verdufteten wie Gespenster, der Lärm verhallte, und die Lichtpünktchen der Quailaternen und der Chiaja wurden kleiner und kleiner. Nun glitzerten nur noch die schönen, stillen Gotteslichtchen hoch im Blau, und der ewig dräuende Alte im Berge spielte Fangball mit roten Feuerfunken, die er aus dem Krater emporwarf und wieder einzufangen schien. Dann stieg, hinter dem Alten, ein großer, schwefelgelber Vollmond auf, ward allgemach silbern und wundersam klar im Äther und überstrahlte all das andere Glänzen. Die Stadt lag nur noch wie ein weißdurchflimmerter Halbkreis am Golfe hin, der Vesuv stand mattbläulich im Schwarzblau, und die Schemen geheimnis-

voller Inselgebilde schwammen auf blankem Meeresspiegel. Ganz still die schöne Welt; kaum hörbar flüsterten die Wellchen um Ginins Ruder und spülten an Masos Steuer hin. Vom Ufer her kam ein lauer Wind gestrichen und brachte Orangendüfte mit und wollte den Gegenwind bekämpfen, der kühl und salzig war.

Die Mutter ließ ihre Buben die kräftigen Arme regen. Sie selbst saß und strickte beim Mondenschein gemächlich am Netze, und während der ganzen Fahrt erzählte sie von ihrem Besuche im Hospital. Solch ein santino, wie jener deutsche Junge! Ja wahrlich: vor drei Monaten, da sie ihn zuerst erblickt, war er nicht mehr gewesen und nicht weniger wie ein kleiner Heiliger. Das Knäblein San Giovanni Battista zum Beispiel, das dem Christkinde sein weißes Lämmchen tragen durfte, ehe es zum Manne wurde und den gesegneten Herrn Jesus Christus im Flusse Jordan taufte. Der deutsche Junge hieß auch Giovan' und nicht anders; also war es sehr natürlich, daß er seinem Heiligen glich. — Diese Locken, die er damals, vor drei Monden, um die Stirn gehabt — hell wie der Flachs am Rocken, und die Stirn wie Milch, die Wangen der Mandelblüte gleich — nicht doch, der Rose, und Augen wie der Himmel auf dem Wasser und — kurzum: Madonna Teresa konnte sich gar nicht genug thun in der Schilderung ihres Wunderknaben.

„Eh — wir wollen ihn zu uns nehmen, und ein Lämmchen stehl' ich ihm aus S'ior Vincolos Campagna," meinte Ginin; aber die Mutter fuhr ihn an:

„Du Dummer, und woher nimmst du das Kind Jesus zum Lämmchen? Ich werde dich lehren, die Heiligen lästern! Hebe dein Ruder besser! Bist du eines Fischers Sohn oder wie?"

„Die Beffana könnte dem Gian Battista auch das Lämmchen bringen," schlug Maso, der Kleine, vor, weil er schon jetzt immerfort an die Beffana dachte, das gute Weihnachtsweibchen, das in der heiligen Zeit durch die Lüfte reitet auf dem goldenen Pferde, durch den Schornstein ins Haus hinab und den braven Kindern lauter Herrlichkeiten in den Strumpf steckt. Notabene, wenn sie reiche Eltern haben.

„Gleichviel, ihr Buben — sie haben auf dem Schiffe einen kleinen Märtyrer aus ihm gemacht: San Lorenzo möge sie bestrafen," beendete die Mutter das interessante Gespräch. „Jetzt liegt er im Spital und ist nicht mehr wert, wie eures Vaters ältester Weinschlauch. Ecco! Da steht er, der babbo, und wartet auf den Kahn und hat die Laterne schon angezündet. Wollt ihr die Hände regen, ihr Faultiere, ihr, meine beiden Lieben!?"

II.

Der Vater ging nächtlicherweile auf den Fischfang mit der Laterne, nach Tarbutt, Thunfisch und Makrele, tags schlief er oder arbeitete im Weingärtchen hinter dem kleinen Hause, das, nur hundert Schritt vom Meere entfernt, am Berge lag. Die Mutter baute ihre Früchte und Blumen, die der gute Gott ihr in die Hand wachsen ließ, sobald sie einmal Herrin des widerspenstigen Bodens geworden war. Östlich vom Häuschen streckte sich die schmale Felszunge ins Wasser vor und war bestanden mit Cypressen und Oliven und einer uralten Pinie, die ihr schwarzgrünes Schirmdach ausbreitete; gegen Westen dehnte sich die Küste frei; die köstlich warmen Winde umwehten das bescheidene Anwesen und wiegten den Wipfel der Sykomore über dem moosigen Giebel und küßten die Triebe der Büschelrosen wach, die zu den beiden Fensterchen emporkletterten. Jetzt, gegen Weihnachten, standen sie zwar kahl, aber dafür öffneten die Orangen ihre ersten Blüten; der Feigenkaktus stand fett, grün und stachlicht, und Narzissen, Safran und starkduftende Feldhyacinthen besternten den Plan. Am Berge hin knospeten schon die bräutlichen Myrten, und darunter stand die braune Orchis, noch eingewickelt in ihre glänzenden Blätter. Es war ein herrlicher, milder Winter dies Jahr. Die Leichtblütigen priesen ihn und freuten sich seiner; die Schwerblütigen und die Herren vom Observatorium beguckten den Vesuv, schüttelten die Häupter und meinten, daß der Alte, Böse im Berge wohl wieder einmal Pech und Schwefel zusammenbrodele und Lava schmelze. Umsonst sei der Golf nicht so warm und üppig: es bereite sich entschieden ein neuer Ausbruch vor. Gnade Gott allen armen Sündern gleich denen von Pompeji und Herculanum, Bajae und Paestum!

* * *

Jan in seinem Hospitalbette des kleinen Saales wußte nichts von alledem. Vorläufig lag er ganz still und erholte sich ein bißchen, wenn ihn nicht gerade das Fieber in den Krallen hielt, schluckte Chinin und ließ sich mit Mühe zu Kraftsuppe überreden; denn er war ein arger Eigensinn. Das hatten sie schon damals im Waisenhause von ihm gesagt, als sie ihn nach der Konfirmation entließen und der Heuerbaas ihn für die „Baden" anmusterte zur ersten Fahrt als jüngster Schiffsjunge des großen Dampfers langer Fahrt.

Er war nun einmal geboren zum Allerweltslieblinge, trotz Eigensinn und trotz echtester Bubenfrechheit in gesunden Tagen. Gott wußte, wie das so kam. Im Hospital fing man auch alsobald an, ihn zu verhätscheln. Die Pflegerin der Abteilung streichelte ihm die Wange, die sich schon wieder leise zu runden begann, wenn sie an seinem Bette vorbeikam; bei der Visite fragten und trösteten ihn die beiden Herren Doktoren mit ihren freundlichsten Mienen und strichen ihm über die Locken, so kraus und hell beinahe wie Schafwolle. Die Genesenden schlichen und humpelten herbei, setzten sich zu ihm, erzählten dies und das und vertrieben ihm die Zeit mit allerlei Krimskrams, mit Traktätchen und ausgeschnittenen Bildern. — Dennoch sehnte er sich oft ins Matrosenlogis seines Schiffes zurück und zu seinen Kameraden, mit denen zusammen er gehaust; dachte an das große Meer, dessen Wellen mit klappendem Schall gegen die geschlossenen Luken prallten, übersonnt oder grauschwarz, an die gierigen Schweinsfische und die flinken Möwen, und er dachte auch an seine Arbeit, das Bürsten, Scheuern und Putzen, und wie golden sein Messing immer geblitzt hatte.

Bei solchen Gedanken wälzte er sich herum auf den Bauch, preßte das Gesicht in sein Kissen, zog die Decke über sich und heulte wie ein sehr thörichter Junge. Dann wünschte er jedesmal, daß der kleine gute Schiffsdoktor mit der gemütlichen sächsischen Sprache an sein Bett kommen und ihn fortnehmen möchte, oder daß wenigstens Donna Teresa käme zu gleichem Zwecke.

An jedem Besuchstage erschien sie, frisch und lebhaft. Man hörte sie schon eine ganze Weile, bevor sie die Saalthür öffnete, mit irgendeinem vom Pflegepersonale im Flur reden. Alle, die Doktoren eingeschlossen, hatten ihren Spaß an ihr. Für sie aber existierte nur ihr Abgott, sobald sie auf ihren breiten Sandalenschuhen neben sein Lager getreten war und dort ihren Platz eingenommen hatte. Dann beschäftigte sie sich ausschließlich mit ihm, weil er eben selbst in der Krankheit ein rührend hübsches junges Menschenbild blieb. Vor dem Abstoßenden und Schrecklichen hegte sie die angeborene Abkehr und abergläubische Furcht ihres Volkes.

Sie brachte getreulich gute Nachricht von Jans Kanarienvögelchen im Weidenkäfig. Das hatte er nicht bei sich im



Jan zuckte mit der Bettelhand zurück, krallte sie zusammen und . . .

Krankensaale behalten dürfen; es zwitscherte und schmetterte viel zu laut. So versorgte Donna Teresa den Hans und sprach von ihm, als ob er Jans Brüderchen sei.

„Du wirst zu uns kommen und ihn dir holen, wenn du ihnen entronnen bist und denen hier!" Das hatte sie bereits am siebenten Tage von Jans Aufenthalt im Hospital gesagt, und der arme Schlingel, dem ihr ausdrucksvolles Italienisch sehr rasch ins Ohr gefallen und mundrecht geworden war, hatte damals genickt und seine schwache Hand dabei abermals unter ihre kraftvolle geschoben, wenn er auch ihre Orangen noch verschmähte, weil alles fort und fort schmeckte wie Chinin.

Jetzt waren zehn weitere Tage ins Land gegangen. Jan hatte einen Riesenhunger, aß, was ihm vor den unverwöhnten Schnabel kam, und konnte seine mütterliche Freundin und ihren Bastkorb verlockenden Inhaltes kaum erwarten, wenn er wußte, daß die Besuchsstunde herannahte. Mit gutem Gewissen durfte er zwar entlassen werden, aber der Australiendampfer, der ihn zurücknehmen sollte, wurde erst am fünfundzwanzigsten Dezember erwartet, und man schrieb den dreizehnten. Also zwölf Tage zur Nachkur und zwar im Hospital, so gern man ihm einen froheren Aufenthalt gegönnt hätte. Er war noch viel zu jung und kindisch, viel zu auffallend mit seiner hübschen, friesischen Flachsblondheit und viel zu klein und untersetzt für seine vierzehn Jahre, als daß man ihn mit gutem Gewissen sich selbst hätte überlassen können in der Hafenstadt voll heißblütiger Menschheit, die bald verlockte und bald das Messer zog.

„Schade, daß wir zum deutschen Spital noch keine deutsche Ferienkolonie in Neapel haben," sagte der Assistenzarzt, der den verreisten Chef für ein paar Wochen vertrat, zu Jans Pflegerin, mit der er das Thema erörterte. „Aha, da kommt unsere Donna gentilissima, la Teresa, hören Sie nicht? Nun gibt's wieder eine frohe Stunde für Jan."

Aber Donna Teresa begehrte heute den Arzt zu sprechen und zwar in eigner Angelegenheit. Der junge Äskulap lächelte; denn sie sah aus wie das blühende Leben selber, führte ihre beiden Buben in Sonntagsgewändern mit sich, und die Buben mit den blanken Kugelaugen und braunroten Backen sahen erst recht aus wie das blühende Leben. So trat er, dem ländlichen Dreigespann voraus, in sein Sprechzimmer und fragte die Mutter nach ihrem Gebresten.

* * *

„Du gehst mit mir, in die Heimat — in die meinige, Gian," sagte Donna Teresa eine Viertelstunde später, und ihre Augen, ihr ganzes Gesicht strahlten.

„Ja, es ist wirklich so, mach' dich nur fertig. Ein unverschämtes Glück hat der Kerl, den richtigen Dusel! Krank werden, sich pflegen lassen und hinterher Villeggiatura, wie ein junger Prinz. Na, was meinst du dazu?"

Der Assistenzarzt tippte Jan väterlich auf den Lockenkopf und kniff ihn in die Backe; die Pflegerin ermunterte: „Nun, Junge?" — Ginin und Maso starrten ihn an, wie das achte Weltwunder zwar, und dennoch sehr enttäuscht. Ein ganz gewöhnlicher Bube wie sie selber und kein San Gian Battist' mit dem Heiligenschein? — Dieser hier war höchstens gut genug zum Balgen am Strande.

„Seid ihr Klötze? Seid ihr Thunfische?" ließ die Mutter sie an und puffte sie vorwärts. „So begrüßt ihn doch, ihr gottverlassenen Rangen; er ist jetzt der Unsere für zwölf Tage oder mehr."

„Blech! Nichts da von ‚mehr,' Donna Teresa," bestimmte der Assistenzart entschiedenen Tones. „Am fünfundzwanzigsten abends hat er sich bei mir zurückzumelden. Seine Kiste bleibt hier, und das Notwendigste wird ihm in ein Bündel geschnürt."

„Verstanden, S'ior, verstanden; — ganz selbstverständlich!" Donna Teresa machte ihren ländlichen Knix, und der Assistenzarzt faßte Jan bei der Schulter: „Nanu? Gott, ist der Bengel ein Ölgötz!"

Weniger Ölgötze als niederdeutscher Dickschädel. Diese ungeahnte Wendung seines Geschicks und Endung seiner tödlichen Langeweile brauchte Zeit, um bis in sein denkendes Hirn durchzusickern. Seit drei Tagen saß er nämlich, so gut wie genesen, am Fenster, drehte die Daumen umeinander, reckte die Glieder, daß sie in den Gelenken knackten, und bastelte und schnitzelte an allem herum, dessen er habhaft ward. Er hatte sogar versucht, ein



Was es mit ihm war, das wußte er nicht. —

Tauende aus dem Strickgarn seiner freundlichen Pflegerin zusammenzuzwirbeln.

Endlich begriff er sein Glück und nun auch ganz und gar. Er sprang auf, wurde dunkelrot und lachte vor Vergnügen so breit, wie es sein besonders zierlicher und seiner Mund irgend zuließ. Sieh an: seine Backen spannten sich bereits wieder stramm und prall. Der Doktor zwickte ihn zum zweitenmal hinein: „Weiß der Himmel: junges, gesundes Blut macht famose Kuren! Hiermit vorwärts, mein Lieber, und da ist dein Bündel."

„Ich werde es tragen, — leicht wie der Vogel in unseres Gottes blauer Luft soll er zu mir kommen, l'angelo bellin'!" sagte Donna Teresa begeistert und küßte der Pflegerin, trotz ihres Sträubens, beide Hände. „Ja, ich versichere Euch, Madonna, wir haben drei Betten im Haus bei uns, und er erhält das schönste, das mit der weißen Decke, und zwar für sich allein, und jeden Tag einen Becher Wein, so mir die Heiligen beistehen! Ferner: ein Gericht Pasta, Zwiebeln nach Belieben, Fische, wenn es Sankt Petri Wille ist, daß der Babbo ihrer genug erhascht, und Früchte? Dio mio, die Früchte liegen am Boden und hängen am Ast für jedermann. ‚Ebben': mehr kann ich nicht thun! — Vorwärts, ihr meine drei — 'jamm'!"

„Nicht zu viel Zwiebeln, Madonna Teresa!" rief der Arzt lachend hinter dem kleinen Triumphzuge drein, nachdem Jan hastigen Abschied von seinen Leidensgefährten und Pflegern genommen hatte.

„Verstanden, S'ior' — selbstverständlich!" rief Donna Teresa zurück, machte eine ihrer großartigen Gesten zur besseren Verdeutlichung, und darauf klapperten die acht Füße treppunter und zum Thore hinaus.

* * *

Die Bubenfreundschaft war zuerst heimliche Feindschaft. Eifersucht auf den blonden Dickschädel, den die mammina verhätschelte wie ein bambin' in der Krippe, seitens der schwarzen Hitzköpfe; innere Wut des Deutschen ob der frechen Spötteleien und Neckereien der Italienerbübchen, die sich noch nicht recht herausgetrauten mit offener Fehde. Dann gabs, Gott sei Dank, schon unterwegs nach Bagnoli, die erste, nachdrückliche Prügelei und sogar, o Wonne, eine Messerschramme und den blutigen Eindruck von Masos spitzen Zähnen in Jans Handgelenk, und dann war die Busenfreundschaft zu dritt fix und fertig. Sie geriet nur noch einen Augenblick ins Wanken, als der Blonde plötzlich, beim Anblicke seines zwitschernden Vögelchens, das wohlbehalten im Weidenkäfig unter der kleinen Pergola am Häuschen hing, zu weinen begann.

„Das ist die Krankheit, die er noch in den Knochen hat — geht hin und schämt euch eures Lachens, ihr gottverlassenen Buben!" schalt die Mutter und ohrfeigte rechts und links mit schlanker Hand, bis Jan selber dazwischen schrie:

„Mi non vuol più pianger! — laßt uns ans Wasser laufen und ein Schiff machen — kommt — ich weine gar nicht mehr."

„Zuerst etwas essen, mein Gesegneter —"

„No, no, al mare — zuerst ans Wasser!"

Seine italienischen Brocken thaten's wunderschön, und drei Tage später schlenkerte er sich die leckeren macheroni von oben herab in den Mund wie Maso und Ginin, biß wacker in Zwiebel und Liebesapfel, ohne Salz und Schmalz, und riß den Polypen die Fangarme aus, um sie in der mammina siedendes Öl zu werfen. Wenn er nicht aß, so balgte er sich mit den anderen im Sande oder kollerte, gleich ihnen,

den Abhang hinunter. Er trug Masos zweites Kattunhemd und Ginins zweites Höschen, das mit dem blauen Flicken auf dem schwarzweiß karrierten Knie, und schonte seine eignen Sachen. Er schlief nachts wie ein Stein im besten Bette unter dem Dache, und seine nackten Beine bräunten sich, die Wangen wurden frisch und rot, die Augen hell, und die dicken flachsblonden Locken wippten, wenn der Wind ihm um den Kopf pfiff. Auch der Vater des Häuschens, der babbo Ercole, den die mammina trefflich in der Zucht hielt, war ihm gewogen, obgleich die Bekanntschaft nur eine flüchtige blieb, dieweil der babbo eben jetzt auch den lieben, langen Tag auf dem Meere, weit draußen vor der Bucht, dem Fischfang oblag oder seinen silberschuppigen Reichtum gen Santa Lucia zu Markt brachte. Die mammina hatte gleichfalls Arbeit genug mit Haus, Garten, Rebstück und Maisfeld, Spinnrocken und Webstuhl, nicht zu gedenken der Wäsche für andere Leute. Sie that das alles sehr genau und sehr lärmend, und alles ging am Schnürchen ihres Willens. Jan hätte sich auch halb zu Tode geschämt, wenn sie jetzt noch gekommen wäre, ihm die Locken zu streicheln und ihn „angelo bellin'“ zu nennen, wie in seinen Fiebertagen.

So war es wirklich die paradiesische und goldene Freiheit für den Gast in der Hütte, und das schöne Leben nach der schlimmen Krankheit hätte für ihn vollkommen sein können, wären nicht die bösen, langweiligen Nachmittage dreimal in der Woche gewesen. An denen mußten Ginin und Maso, ihr Büchlein sittsam unterm Arm, landeinwärts gehen zum guten Riverendo, dem Padre Gennaro, um sich, vor der ersten Kommunion, den Katechismus einprägen zu lassen. Gerade immer von halb drei bis vier Uhr, wenn die Dezembersonne zu erröten begann und feurig ins Meer sank, um der wehmütigen Dämmerung Platz zu machen, nachdem das merkwürdige kaltblaue Halblicht erloschen war, das im Süden dem Abendrote folgt.

Dann schlich Jan ganz vereinsamt am Strande hin und her, oder hockte thatenlos unter der breiten Pinie auf der kleinen Landzunge. Rings um sich sah er die Welt frühlingsprangend, denn der Winter vergaß den Golf dies Jahr, und Jan vergaß, daß es längst Advent geworden im Kalender, und daß Weihnachten vor der Thür stand.

Nur zuweilen, wenn an seinem Horizonte ein ferner großer Dampfer auftauchte und majestätisch dem sicheren Hafen des Golfes entgegenglitt, durchzuckte es ihn wie ein jäher Schmerz: Heimweh, das ihm selber unklar blieb. Um sich davon zu befreien, trieb er allerlei Allotria: pfiff und schrie „Halloh!“ und „Hurrah!“, watete ins Wasser hinaus bis an die Kniee und warf ‚Buttersemmeln‘ mit flachen Steinen. Ja, einmal, gegen Ende seiner Villeggiatura, als er ein elegantes Pärchen, das sich verliebt aneinander schmiegte, am Strande daher und auf sich zukommen sah, fiel es ihm urplötzlich bei, daß er sich recht gut ein paar Soldi verdienen könne wie Ginin und Maso: verlumpt genug sah er ja aus zum Betteln. Freilich, das herzenrührende Winseln, das unbedingt dazu gehörte, um die Geschichte dringlicher zu machen, hatte er den Kameraden noch nicht abgelernt, aber was that es? Frisch gewagt ist halb gewonnen! Demgemäß streckte er dem Pärchen, das er doch nicht recht ansehen mochte, mit seiner Linken einfach den invaliden Seestern entgegen, den das Meer ihm soeben vor die Füße geworfen, machte die Rechte hohl und brummelte schon ganz natürlich dazu. —

„Gottstrambach, Jan! Nu aber!“ —

Jan zuckte mit der Bettelhand zurück, krallte sie zusammen und ließ den Seestern fallen vor Schreck. Sein Schiffsdoktor von der „Baden“ stand vor ihm.

„Ja Kerl, Bengel, dich suchen wir gerade! Nu eben — dich. Deine Donna madre hat uns auf die Spur gebracht. Herr Gott noch 'mal, sieht der Bengel aus! Na, wie geht dir's denn? Gut, was? Famos, was? Das gefällt dir wohl, du Lumpaci Vagabundus, was? Guck ihn dir 'mal ordentlich an, mein Herzchen — hm. Darf ich dir meine junge Frau vorstellen, Jan? Oder hast du dich in Giovanni umtaufen lassen?“

„Nein — nein, Jan! — — nein!“

Der Junge war völlig fassungslos. Er hielt das Kattunhemd mit krampfhaftem Griffe über der offenen Brust zusammen und hob bald das rechte, bald das linke, nackte Bein, um es zu verstecken, weil das Höschen so entsetzlich kurz war. O wahr-

haftig, und in seiner Kehle saß ein Kloß, der nur durch ein lautes Herausschluchzen zu beseitigen gewesen wäre, und vor seine Augen legte sich ein feuchter Flor.

„Bitte, Liebling, lache doch nicht; es geniert ihn so, den armen Kleinen," bat die allerliebste, junge Frau Doktorin. Aber der Doktor konnte sich nun einmal nicht helfen, und zum Vergnügtsein hatte er ja auch alle Ursache.

„I wo denn, Schatz, was wird er flennen, solch strammer Bengel? Ein ordentlicher deutscher Jan Maat geniert sich vor dem Teufel und seiner Großmutter nicht. Hab' ich recht, du?"

Jan nickte und ließ sich, zur besseren ärztlichen Besichtigung, so drehen, daß er die rote Sonne gerade vor Augen hatte. Er lächelte mit Macht und blinzelte so, daß kein Mensch den feuchten Flor entdecken konnte, aber der Kloß in seiner Kehle wich und wankte nicht, und der hinderte ihn am Sprechen.

„Nu eben — hm, sieh 'mal an, du hast dich ja vorzüglich herausgemausert. Das nennt man eine glänzende Kur, Junge! Ich bin ganz außerordentlich zufrieden — hm, und werde das deiner Donna Teresa kundgeben und im Hospital berichten. Übrigens, du weißt doch, Jan, daß du am fünfundzwanzigsten abends mit Sack und Pack in Neapel am Immacolatellahafen sein mußt? Der ‚Prinz Friedrich,' der dich mit heimnimmt, kommt wahrscheinlich am fünfundzwanzigsten nachmittags von Port Saïd. Meine Frau und ich, wir sind auf der Hochzeitsreise — hm — wir treffen die ‚Baden' am Heiligabend in Neapel und gehen mit bis Ceylon."

„Da ist unser Wagen, Liebling. Du wolltest ja noch mit der guten Frau sprechen?" warf die Frau Doktorin ein.

„Ei ja — nu natürlich! Hm, dann ist's aber höchste Eisenbahn, Herzchen. Na also, laß dir's gut gehn, Jan, alter Sohn, und feiere vergnügte Weihnacht ohne Tanneboom. Hm — warte, da hast du eine Kleinigkeit; mach' dir einen Spaß damit und vergiß nicht: am fünfundzwanzigsten abends an der Immacolatella. Melde dich nur bei der Lloydagentur und vorher: Bione Amadeo im Hospital."

„Adieu, Jan!" Die junge Frau trieb zum Gehen.

„Glückliche Reise, mein Junge — hm —"

* * *

Jan sagte weder „Danke" noch „Lebewohl." Er wandte sich ab, sein Geschenk in der Faust und rannte wie ein Toller



Fort, fort! Seinen Tannenbaum wollte er haben — sein liebes Schiff sehen . . .

am Strande hin im feurigen Abendsonnenschein. Als er ganz außer Atem war, schob er seine fünf Lire in die Tasche des zerfetzten Höschens, warf sich platt zu Boden auf den Sand und weinte und schluchzte unaufhaltsam. Was es mit ihm war, das wußte er nicht. —

„Weihnachten ohne Tannenbaum!" — sein Herz kehrte es ihm um und um in der Brust. Er hatte noch niemals im Leben Weihnachten ohne Tannenbaum gefeiert. Er konnte nicht dagegen — gegen diesen Gedanken, der ihn hoffnungslos und trostlos machte.

Endlich tobte sich sein Schmerz aus. Er raffte sich aus dem Sande wieder in die Höhe, verschluckte seine letzten Thränen

und machte sich, beide Hände tief in die Taschen versenkt, langsam auf den Rückweg zu Madonna Teresas gastlichem Häuschen. Die Welt um ihn schwamm im kaltblauen Vordämmerungslichte, trotzdem die Luft so lind und warm schmeichelte, wie eine weiche Mutterhand. Da drüben Neapel erhellte sich schon mit seiner Kette funkelnder Pünktchen an der Chiaja entlang und hundert anderen Pünktchen treppauf am Berge und zum Possilipo hinab. Der Vesuv trug seine Kappe aus Wolkenduft gewoben, und hoch oben blitzten die Sterne, drunten spülten und kosten die Wellen; und Düfte kamen aus den Orangengärten der nahen Hänge — — —

Jan sah und spürte das alles und weinte und weinte in seiner paradiesischen Einsamkeit. — Weihnachten ohne Tannenbaum! — Ach, Heimweh, schmerzlichste Krankheit — — und wie bitter er sich plötzlich seiner Lumpen und Blößen schämte!

* * *

In Donna Teresas und Don Ercoles Hütte war alles in dulci jubilo. Der fremde S'ior hatte seine Hand weit aufgethan, dem benedetto Gian' zuliebe. Ah! Nun würde die Beffana geritten kommen, übermorgen — ma sicuro! — und würde Geschenke bringen! —

Donna Teresa preßte ihren benedetto Gian' an den mütterlichen Busen, segnete ihn und wollte ihn küssen. Er aber riß sich los und entfloh in seine Dachkammer. — Weihnachten ohne Tannenbaum! —

III.

Er hatte den Weg nach Neapel gefunden: wie, das vermochte er kaum zu sagen. Mit Fallen und Aufstehen, Fragen und Sichverlaufen, und er wußte so sicher wie irgend etwas, daß Donna Teresa ihm auf den Fersen war. Denn bis zum Fünfundzwanzigsten hatte sie ihn gepachtet und ihr gutes Recht auf ihn, und heute war erst der Vierundzwanzigste: Weihnachtsabend. Nein, er konnte es nicht aushalten mit der Beffana, und wenn sie zehnmal Kastanien rösteten in der Hütte, und ‚zuppa di vongole' kochten, die herrliche neapolitanische Suppe aus Muscheln und Liebesäpfeln, Fischen und der Himmel weiß was sonst noch, und ihm goldene Berge verhießen! Heimlich hatte er sein Bündel in das rotbunte Tuch geknotet und seinen Vogelkäfig von der Wand genommen, hatte sich gewaschen und mit Wasser gekämmt, sein sauberes Hemd und die Bluse angelegt und die Mütze mit den Flatterbändern in die Locken gedrückt. Dann war er entlaufen, durch die Hinterthür, flink wie ein Wiesel, und Donna Teresa hatte gellend hinter ihm drein getobt. — Fort, fort! Seinen Tannenbaum wollte er haben — sein liebes Schiff sehen, Kapitän und Steuermann und den dicken Koch. Nichts weiter in der Welt wünschte er sich. An Lloydagentur und Hospital dachte er nur ganz flüchtig. Ach, dazu blieb morgen noch Zeit genug. Heute war Weihnachten, und er mußte heim auf sein Schiff und dableiben; und wenn der Kapitän sagen würde: „Du kannst nirgends anders schlafen, als im Schornstein" — nun, so schlief er eben im Schornstein!

Hurra! Hier war der Hafen, der richtige! Die Signallichter blitzten, rot, grün und weiß, hoch und niedrig hängend, und da lag ein schneeiger Koloß mit vielen runden Lukenaugen, fast alle hellschimmernd, da ragten Schornsteine und Luftpfeifen, die Musik spielte ein feierliches Lied, und Stimmen fielen ein:

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her,
Ich bring' euch gute, neue Mär!" — —

Die „Baden"! O Weihnachten! Weihnachten!

* * *

„He, Jan, wo kümmst du her?" fragte der Matrose an der Treppe verwundert, streckte ihm die Hand entgegen, und Jan preßte die rauhe, schwarzbraune Seemannstatze, so stark er konnte, und fand im ersten Augenblick keine Antwort:

„He segg inns, Kierl, wo kümmst her?" wiederholte der andere, und Jan sagte hastig:

„Och, ick weet nich — ick frei' mi so, dat 't 'r we'rr bün to Wiehnach'. Heww' ji'n Danneboom?"

„'n ganßen feinen, un' Punsch un' Koken un' sowat. Moak, dat du d'r henkümmst — gau!"

Ja, da brannte der liebe deutsche Baum im Vortop, so eine recht schlanke, grüne Tanne und leuchtete mit dem Sternenhimmel um die Wette. Mannschaft und Passagiere, Doktor und Kapitän — alles stand darum her und drängte sich fröhlichen



Maria mit dem Jesuskind. Nach de



‚emälde von P. A. J. Dagnan-Bouveret.

Angesichtes. Sie waren in der Fremde und doch in der Heimat, heute am heiligsten Abende des Jahres. Der Punsch dampfte, und die Pfeifen — die neugeschenkten! — würden auch dampfen, wenn der Andacht ihr Recht geworden.

Der Doktor, oder richtiger seine zierliche, bessere Hälfte war's, die den Jungen zuerst bemerkte, der, sein Bündel und seinen Käfig mit dem hüpfenden Hans zwischen den gefalteten Händen, die Mütze abgezogen, Thränen in den hübschen, treuherzigen Blauaugen, abseits stand und in den Lichterbaum starrte.

und gar nachfühlen und mein Mann gewiß auch. Bitte, lassen Sie ihn hier bis morgen — bis sein Schiff einläuft. Ich sorge dafür, daß er seine Siebensachen aus dem Spital bekommt; und das Gesundheitsattest? — dürfte mein Mann ihm das vielleicht ausstellen?"

Kapitän sagte erst einmal ordentlich seine Meinung über diesen kuriosen Fall, und dann gab er sehr belustigt nach, weil beregter Fall seinen Humor kitzelte, den echten, guten Seebärenhumor.

Allerdings, ehe es ganz Friede auf Erden ward, spielte sich noch die wirksamste



Jan allein saß stumm dabei, guckte . . .

Sacht trat sie ein wenig von ihrem jungen Gatten zurück, faßte den ganz Benommenen um die Schultern und nahm ihm einstweilen das Vögelchen ab. Als dann der Kapitän auf ihn zukam, die gewisse Falte zwischen den buschigen Brauen, die nichts Angenehmes bedeutete, stotterte er hervor:

„Och, Kaptein — ick kunn dat doch nich helpen!" — und die kleine Frau Doktorin lächelte den Gestrengen äußerst reizend an und meinte:

„Wirklich — er konnte es nicht helfen, Herr Kapitän; ich kann ihm das ganz

Theaterscene ab, die sich denken läßt, mit Lärmen und Dräuen, Verwünschen und Anrufen aller möglicher Schutzgottheiten. — Mitten in die letzten Töne der letzten Weihnachtshymne hinein fuhr nämlich Madonna Teresa wie eine entfesselte Mänade. Sie pochte auf ihr Recht: bis morgen Abend gehörte der angelo bellin' ihr, und ihr dramatisches Italienisch im kreischenden Diskant überschrie sowohl des Doktors milden Bariton als auch Kapitäns gewichtigen Baß. Jan, der Sünder, mußte zur Stelle, ward geschüttelt und gezaust, daß die Funken ihm aus den Augen stoben,

und sodann schickte Madonna auch noch ihre mütterliche Zärtlichkeit ins Treffen.

Da wußte der arme Schelm nicht mehr wo aus noch ein, und es war nur gut, daß der Kapitän schließlich auch hier seine Hand und Machtvollkommenheit aufs allzu lebhafte Spiel legte:

„Potz Kuckuck, Signora, jetzt hab' ich 'mal das Wort!"

* * *

Endlich war nun wirklich Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Madonna Teresa versöhnt heimgepilgert, abermals mit mehrerem versehen, was sich der liebenswürdigen Beffana unterschieben ließ, und Jan hatte sich bedankt und ihren Abschiedskuß, mitten in seine Schäfchenlocken hinein, verschämt und empört zugleich, geduldet.

Jetzt saß er, mitten im Kreise des feiernden Schiffsvolkes, unten im Logis, vor sich das Punschglas, neben sich seinen Hans im Bauer und zwischen den roten Knabenlippen die erste Pfeife Tabak, die ihm nicht gerade Hochgenuß bereitete. — Rings um ihn her ward ein „Garn" nach dem anderen gesponnen; dann aber, ehe es unwiderruflich, laut Dienstreglement auf deutschen Seeschiffen, hieß: „Zu Koje!" zündete der Älteste aus der Runde die Lichtstümpfchen am Weihnachtsbaum noch einmal an, daß sie den dicken Pfeifenqualm strahlend durchbrachen, und der ganze Chor stimmte an, weniger harmonisch als aus tiefstem Herzensgrunde:

O Tannebaum, o Tan—nebaum,
Wie grün sind dei—ne Blätter!
Du grünst nicht nu—ur zur Sommerszeit,
Nein, auch im Wi—inter, wenn es schneit —
O Tannebaum, o Tan—nebaum,
Wie grün sind dei—ne Blätter! —

— — — — — — — — —

Jan allein saß stumm dabei, guckte aus glänzenden Augen in die Lichter und war selig! — —



## Spruch.



Lehre getrost die liebe Jugend
Schwärmerisch idealistische Tugend!
Daß sie später ins Bodenlose nicht streben,
Dafür sorgt das Leben;
Das drückt schon aufs rechte Maß sie hinunter:
Und meist tief drunter.

Hans Hoffmann.



# Öfen und Kacheln.

Von

**Hanns von Zobeltitz.**

Mit siebzehn Abbildungen nach Originalzeichnungen von **C. T. Becker** und Lichtdrucken von **Jos. Albert**, München. (Abdruck verboten.)

Unser guter alter Kachelofen führt heute ein vielumstrittenes Dasein. Die Centralheizung in den verschiedensten Formen, als Heißluft-, Warm- oder Heißwasserheizung, sucht ihn zu verdrängen, der Eisenofen macht ihm Konkurrenz, die Gasheizung erobert sich in den Großstädten einen immer breiteren Raum, und von fern her — vielleicht auch aus gar nicht so weiter Ferne — rückt die Elektricität als Wärmespenderin gegen ihn ins Feld. Noch behauptet er in trotziger Massigkeit seinen Platz, aber die Zeit mag wohl kommen, in der dem Schulkinde eine besondere Erklärung gegeben werden muß, wenn es Vossens „siebzigsten Geburtstag" auswendig lernen soll:

„Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens
Saß der redliche Tamm . . ."

Es mag schon wahr sein, was die modernen Heizungstechniker sagen, daß der brave Hausfreund ein ganz gröblicher Wärmeverschwender ist, daß wir im allgemeinen unsere Wohnungen unendlich viel weniger rationell heizen, als der Eskimo seine Grönlandshütte, ja daß selbst die besten Stubenöfen noch immer gegen fünfzig Prozent Heizwert des Brennmaterials in die Luft verpaffen. Der Ofen ist ja auch zu einer Zeit erfunden, als das Geschäft des ‚kleingehackten Holzhändlers,' wie der Berliner den Holz- und Kohlendetaillisten zu nennen pflegt, eins der am wenigsten




Reliefkachel mit farbiger Zinnglasur. XVI. Jahrhundert.
Original im Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

einträglichen gewesen sein muß, als die Holzpreise noch so spottniedrig waren, daß das Kapitel Heizung im Haushaltsetat des Bürgers kaum eine Rolle spielte. Wenn nur die Buchenscheite recht schön knisterten und ballerten, wenn der große Herr in der Ecke eine recht tüchtige und dabei milde Wärme ausstrahlte, wenn er die Gnade hatte, nicht zu rauchen, und wenn er des Gemachs Zierde war — dann mochte er immerhin im Lauf des Winters einige Klafter Holz mehr fressen. Man ließ sich darüber im Mittelalter keine grauen Haare wachsen, gab's doch



Farbige Reliefkachel.
Original im Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

draußen, jenseits der schirmenden Stadtmauern, mancherorten weit mehr Wald als Feld.

Eine Zierde des Gemachs aber sollte der Ofen vor allem sein. Ein mittelalterlicher Humorist, Johann Pauli, sagt ausdrücklich: „Als es ein lustig Ding ist, zu sehen eine hübsche Frau und ein hübschen Ofen in einer Stuben,“ so betonend, daß ihm der hübsche Ofen unmittelbar an Wert neben der hübschen Frau stand. Und die alten Hafner, die Töpfer, wußten in der That nicht nur hübsche, sondern sogar wunderschöne Öfen zu fertigen, die uns heute teilweise noch als Meisterstücke gelten müssen und auch seit der Wiederbelebung des deutschen Kunstgewerbes oft genug als solche gegolten haben.



Grünglasierter Kachelofen mit Resten von Vergoldung. XVI. Jahrhundert.
Original im Germanischen Museum zu Nürnberg.
(Aus dem Werk: „Sammlung von Öfen in allen Stilarten vom XVI. bis Anfang des XIX. Jahrh.“ von A. Roeper. Jos. Albert, München.)

Es ist nicht festgestellt, wo oder gar von wem der Kachelofen erfunden wurde. Mir scheint mancherlei auf die Schweiz hinzudeuten. Schon um das Jahr 820 sollen, wie man aus einem alten Grundriß herausliest, im Kloster von St. Gallen Kachelöfen gestanden haben, während sonst um diese Zeit der offene Kamin noch unbeschränkt

im Bürgerhaus, wie in der fürstlichen Residenz herrschte. Aus dem XII. Jahrhundert sind uns Kacheln erhalten, einige Stücke im Stuttgarter Museum datiert man sogar ins XI. Jahrhundert zurück; der nachweislich älteste erhaltene Kachelofen stammt meines Wissens aus dem XIV. Jahrhundert und befindet sich im Schloß Tyrol bei Meran.

Wie die Mehrzahl aller Hausgeräte folgte auch der Ofen den Stilwandlungen, welche die Zeit mit sich brachte. Jene ältesten Kacheln tragen noch ausgeprägt romanische Kennzeichen, die ältesten erhaltenen Öfen sind im gotischen Stil ausgeführt. Es konnte auch gar nicht anders sein, denn gerade der Ofen, für den die alten Hafner stets einen kräftigen architektonischen Aufbau wählten, mußte sich eng an den Formenschatz des Baustils anschließen. Als dann die Renaissance ihren Siegeszug in Deutschland hielt, eroberte sie sich auch im Fluge die Töpferwerkstätten — mit dem schließenden XV., mit dem beginnenden XVI. Jahrhundert nehmen die Oefen im ganzen und die Kacheln im einzelnen nicht nur die Formen der Renaissance an, auch die Farbenfreudigkeit, die sie im Gefolge hatte, überträgt sich auf den Ofen; anstatt des schlichten dunklen Grün und Braun, das bisher vorgeherrscht hatte, gelangen lebhafte, bunte Farben zur Verwendung. Selbst die Technik wandelte sich, paßte sich dem Charakter des neuen Stils an: an Stelle der alten runden Kacheln treten mehr und mehr viereckige, die vielfach in der Mitte eine Vertiefung zeigten, welche wieder durch ein Relief gefüllt war. Oft wuchsen die anfangs kleinen Kacheln bis zu erstaunlicher Größe, ja bis zu etwa einem Meter Höhe, und einzelne Hafner scheinen besonderen Stolz darein gesetzt zu haben, große Öfen aus nur wenigen Kacheln zu bilden. Im Bayerischen Nationalmuseum in München befindet sich z. B. ein Ofen, der aus nur sechs Einzelkacheln zusammengefügt ist.

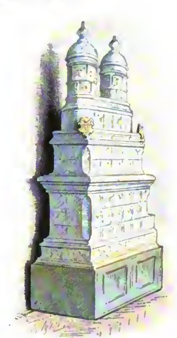


Grünglasierte Reliefkachel. Original im Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

Es ist eine erstaunlich große Zahl der prächtigsten Renaissanceöfen auf uns

gekommen; sie scheint besonders dann erstaunlich groß, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die schönsten vor der Zeit des verheerenden dreißigjährigen Krieges entstanden sind. Unsere großen staatlichen Kunstgewerbesammlungen bergen fast ausnahmslos wahre Prachtexemplare, allen voran das Germanische Museum in Nürnberg; aber auch in Schlössern und Burgen, in Rathäusern, selbst im Privatbesitz haben sich viele herrliche Stücke erhalten. Die Ofenfabrikation scheint im XVI. und XVII. Jahrhundert fast in ganz Deutschland in hoher Blüte gestanden zu haben, indessen stammen die schönsten Exemplare doch aus Süd- und Südwestdeutschland, während sich ein anderer Mittelpunkt des Hafnergewerbes, ausgezeichnet durch Kunstfertigkeit, aber in der Formen- und Farbengebung recht verschieden von der deutschen Industrie jener Zeit, in der Schweiz befand.

Von der ungemeinen Gestaltungsfähigkeit des damaligen Kunstgewerbes auf diesem



Ofen aus Rügenwalde.
Auf den Ecken das deutsche Wappen, in den Verzierungen der deutsche Adler und der pommersche Greif. XVI. Jahrhundert. Original im Kunstgewerbemuseum zu Berlin.



Bunte Reliefkachel.
Original im Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

einen Gebiete liefern sowohl unsere farbigen, von der Meisterhand Carl Leonhard Beckers ausgeführten Zeichnungen, wie die schwarz gedruckten, nach Roepers trefflicher „Sammlung von Öfen in allen Stilarten" (Kunstverlag von Jos. Albert, München), wiedergegebenen Abbildungen überraschende Beweise. Reich gegliedert war fast stets die äußere Gesamterscheinung. Wir haben heute, nachdem man vielfach aus alten Mustern neue Anregung geschöpft, unser Auge schon wieder an diese stärker profilierten, von kräftigen Simsen belebten, mit schmucken stilgerechten Aufsätzen gekrönten Formen des deutschen Renaissanceofens gewöhnt; wer sich aber noch der glatten, tadellos weißen, viereckig emporsteigenden, höchstens in der Mitte der Vorderfront mit einem langweiligen Medaillon geschmückten (?) Öfen erinnert, wie sie bis vor etwa 25 Jahren den Stolz jeder „guten Stube" bildeten,




Grünglasierte Kachel.
Mit dem Porträt Kaiser Maximilians I.
XVI. Jahrhundert. Original im Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

**wiedererwachenden Wissenschaften** auch dem Kunsthandwerker darboten.

Da war zuerst die Mythologie, der sie eine Fülle von Gestalten entnahmen; die ganze Götterwelt vom Olymp fand sich auf den Renaissanceöfen zusammen. Dann waren Motive aus der Geschichte ungemein beliebt; Figuren und Scenen aus dem trojanischen Krieg, Alexander der Große und Cäsar kehren besonders häufig wieder, aber neben ihnen wurden auch oft die Deutschen Kaiser dargestellt, und bisweilen reihten sich an einem Werkstück in der naiven Weise der Zeit Gestalten des Altertums un-



Grünglasierter, dem Augustin Hirschvogel zugeschriebener Kachelofen.
Mitte des XVI. Jahrh. Original in der Kgl. Burg zu Nürnberg
(Aus dem Werk: „Sammlung von Öfen in allen Stilarten vom XVI. bis Anfang des XIX. Jahrh." von A. Roeper. Jos. Albert, München.)

der wird sich das schroff Gegensätzliche in der äußeren Erscheinung Beider schnell ins Gedächtnis zurückrufen. Häufig ruhte der sockelartige Unterbau nicht unmittelbar auf dem Boden, wurde vielmehr von oft wunderschön modellierten Füßen — Löwentatzen, Vogelkrallen und Greifen — getragen.

Fast überreich gab sich der bildnerische Schmuck, für den schon im Aufbau des Ganzen durch vertikale Teilung der Flächen, durch Nischen und Medaillons Raum vorgesehen wurde. Unerschöpflich schier war die Phantasie der alten Hafner. Bei den gotischen Kacheln hatten sie neben Apostel und Heiligenbildern Wappen bevorzugt; **letztere wurden auch zur Zeit der Renaissance mit Vorliebe verwendet, zugleich aber der ganze gewaltige Figurenschatz herangezogen, den die**

mittelbar an die der neuesten Epoche. Einen dritten Kreis von Motiven, vielleicht den reichsten, lieferte die Allegorie. Der eine Meister stellte die Künste und Wissenschaften dar, der andere versinnbildlichte die Todsünden und die menschlichen Tugenden, der Dritte die Elemente oder die Weltteile. Dabei paßte man gern die Zahl der Figuren der Form des Ofens so an, daß man für einen viereckigen Ofen etwa die vier Jahreszeiten, für einen sechsseitigen vielleicht die zwölf Apostel verwandte; es kam dem Künstler aber auch nicht darauf an, einmal etwas willkürlich zu verfahren, z. B. anstatt der sieben „freien Künste:“ Geometria, Arithmetica, Musica, Grammatica, Rhetorica, Dialectica, Astronomia, nur deren sechs auszubilden, wenn es in die Raumeinteilung seines Werkstücks besser paßte, oder umgekehrt eine Figur doppelt anzubringen.

Buntglasierte Reliefkachel „Bekehrung Pauli.“ XVI. Jahrhundert.
Original im Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

Indessen genügten die Gestalten dieser drei Hauptkreise — Mythologie, Geschichte, Allegorie — den Meistern noch keineswegs. Es finden sich auf den Öfen auch Landschaften und Städteansichten, Patrizierporträts, reine Genrebilder, Tiere und endlich Kacheln, die nur mit, oft äußerst reizvollen Arabesken geziert sind. Unsere Abbildungen spiegeln diese Vielseitigkeit des plastischen Schmucks, der sich bald nur als Relief gab, bald in großen frei modellierten Figuren gipfelte, deutlich wieder — neben den Einzelkacheln mit Bildnissen, Wappen und Blumenstücken sind der große Prunkofen aus dem Fürstenzimmer des Rathauses zu Augsburg, der in seinen Nischen mit großen, antikisierenden Vasen



Großer graphitierter Prachtofen, gefertigt von Adam Vogl aus Landsberg, 1621.
Original im Fürstenzimmer Nr. 4 im Rathaus zu Augsburg
(Aus dem Werk: „Sammlung von Öfen in allen Stilarten vom XVI. bis Anfang des XIX. Jahrh.“ von A. Roeper. Jos. Albert, München.)

gezierte Ofen aus der Nürnberger Burg, der merkwürdige, jetzt im Germanischen Museum befindliche Ofen, dessen vertiefte Kacheln perspektivisch wiedergegebene Zimmer darstellen, besonders erwähnenswert.

Gewiß waren viele der hervorragenden Meister jener kunstfrohen Zeit selbst phantasiebegabte, künstlerisch gebildete Männer, die aus Eignem schufen. Indessen ist nicht zu verkennen, daß die meisten der Gestalten und Bilder, die auf den Renaissanceöfen immer wiederkehren, mittelbar den Holzschnitten, Radierungen, Kupferstichblättern entlehnt wurden, die damals in Deutschland in großer Zahl erschienen. Vielfach lassen sich solche Quellen direkt nachweisen, wie die Emblemata Andreae Alciati von 1567, die „Fünff und zwanzig bedenkliche Figuren mit erbaulichen Erinnerungen dem Tugend und Kunstliebenden zu guter Gedechtnis“ von 1674 u. s. w. Auch die Werke der hervorragendsten Künstler wurden herangezogen von der Passion Albrecht Dürers bis zu den Zeichnungen und Stichen der Kleinmeister.

Nicht gar selten fügte der Hafner den Bildnissen ein „nachdenkliches“ Sprüchlein bei. Bei einem Ofen deutscher Herkunft, verfertigt um 1578 von Hans Krant in Villingen, jetzt im Kensingtonmuseum zu London, steht z. B. unter einem Relief, das Mardochai, Esther und Haman darstellt:

„Aus Neid und Haß Haman gedenkt,
Wie Mardochäus wird gehenkt,
Doch sich das Glück bald um hat kehrt,
Er selbst wird gehenkt und dieser geehrt.“

Auf einem Ofen mit Figuren antiker Helden prangt unter dem Bilde des Curtius der Vers:

„Schlechhaft Sieden und Braten
Taugt nicht vor die Soldaten.“

und auf demselben Ofen heißt es an anderer Stelle recht ergötzlich und tröstlich:

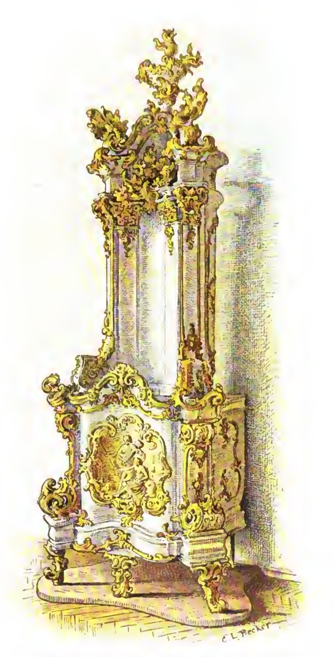
„Durch die Sünd der Mensch gefallen ist,
Dass ihm an Seel und Leib vil grißt.
Damit er aber nicht verzag
Sondern Gott zpreisen Ursach hab,
Hat er ihm auch für Frost und Kelt
Des Ofens Mittel fürgestellt.“

Ich sagte bereits, daß damals die Töpferkunst in fast ganz Deutschland auf einer hohen Stufe stand — als Beweis mag der im Aufbau durchaus originelle Rügenwalder Ofen S. 374 gelten —, daß sie aber in Südwest- und Süddeutschland Augsburg, Memmingen, Nördlingen, Salzburg, Linz genannt — ausgezeichnete Renaissanceöfen gefertigt wurden. Immerhin strahlte aber von Nürnberg eine Fülle von Anregungen über ganz Deutschland wie für alle Zweige des Kunstgewerbes, so auch



Ofen aus dem Jahre 1690 mit Bank. Das Modell befindet sich im Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

besonders blühte. Man hat, vielleicht etwas einseitig, Nürnberg gleichsam als den ausschließlichen Mittelpunkt dieser Blüte bezeichnet. Etwas einseitig, denn das ist nachgewiesen, daß gleichzeitig mit den hervorragendsten Leistungen Nürnbergs auch in anderen Orten — es seien hier nur für die Hafnerzunft aus. Hier waren Andreas und Georg Leupold thätig, denen die Öfen im Nürnberger Rathaus zugeschrieben werden, und hier standen die Werkstätten der berühmten Künstlerfamilie Hirschvogel (etwa von 1500—1589), die ohne Zweifel das Töpfergewerbe durch




Ofen mit vergoldeten Verzierungen von 1750 aus dem Rheinlande.
(Auf den Konsolen und in der großen Nische standen angeblich Vasen.)



Grenadier.
Gemalte Kachel von einem Ofen mit Reliefs und Malerei in Grünblau. Danzig, Anfang des XVIII. Jahrhunderts. Original im Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

Vorlagen und Muster mächtig förderten, wenn sie auch auf dem Gebiete der eigentlichen Ofenfabrikation vielleicht weniger thätig waren, als man bisher annahm. Nur aus dem Zusammenwirken wirklicher begnadeter Künstler und tüchtiger Handwerker läßt sich ja die oft vollendete Schönheit im Entwurf der Prunköfen und in der Ausführung der Einzelheiten erklären.

Auch der Farbe wandte man bald größere Aufmerksamkeit zu. Das eintönige Grün und Schwarzbraun trat zurück, mehrfarbige Behandlung wurde beliebt, man rahmte grüne Kacheln bunt ein, man setzte bunte Bilder auf blauen Grund, wandte sogar auch schon Vergoldung an, während in Augsburg wiederum prächtige, nur mit Graphit bestrichene Öfen gefertigt wurden. Ganz besonders reich bemalt waren oft die in der Schweiz gefertigten Öfen, die überhaupt vielfach einen von der deutschen Art auch schon im Aufbau abweichenden Charakter zur Schau trugen. Meist waren es sehr große, viereckige Öfen mit Stufen zur Seite, die zu einem behaglichen Sitzplatz führen. Es ist in erster Linie die Winterthurer Hafnerfamilie Pfau, die im XVII. Jahrhundert diesen Öfen den Stempel ihrer Eigenart aufprägt. Vielfach wurden milchweiße Kacheln verwendet, auf welche meist in hellem Blau gemalt wurde; doch kommen auch zahlreiche andere Farben, Schwarz, Gelb, Violett, Grün, vor, und mit der immer weiteren Ausbildung der Malerei trat allmählich der plastische Schmuck mehr und mehr in den Hintergrund. Man legte aber der Malerei fast die gleichen Motive unter, wie in Deutschland der Plastik, nur daß zu ihnen als neu nicht selten prächtige Darstellungen der siegreichen Schweizerschlachten, der Heldenthaten der Landsleute hinzukamen. Der Hafner war eben, wie jeder echte Künstler, vom nationalen Geiste beseelt und ein Schilderer seiner Zeit.

Auch in der Schweiz liebte man übrigens, den wärmenden Hausfreund mit sinnigen Sprüchen zu zieren. Unter einem geigenden Orpheus an einem Ofen im Rat-



Gemalte Kachel in Fayence.
Original im Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

haus zu Winterthur kann man heute noch den schönen Vers lesen:

„Wenn man mit Singen will sich ueben und ergetzen
Muß immer Stille seyn. Er machet vil Verdruss,
Wenn Plaudermäuler sind, die immerfort tun schwätzen
Dass einer schier nit weiss, wem er zuhören muss."

Auf einem anderen Ofen, dessen Schildereien die Stadt Zürich und besonders deren Zünfte verherrlichen, haben die Brüder Heinrich und David Pfau sich als besonders gebildete Leute bewiesen. So predigen sie, wie Friedrich Jännicke in seinem „Grundriß der Keramik," dem ich hier teilweise folge, erzählt, unter einem den Metzgern gewidmeten Bilde: „Cives servare decorum" — „Ehr und Ruhm wird immer geben — Streiten für der Bürger Leben, "und den ehrsamen Bürgern rufen sie zu: „Tuto pede vir probus ibit" — „Eine fromm getreuwe Hand — sicher reysst durch alle Land."



Großer Rokokoofen aus unglasierten, mit Graphit geschwärzten großen Teilen zusammengesetzt. XVIII. Jahrh.
Original im Germ. Museum zu Nürnberg.
(Aus dem Werk: „Sammlung von Öfen in allen Stilarten vom XVI. bis Anfang des XIX. Jahrh." von A. Roeper. Jos. Albert, München.)

Ein dritter Ofen, der auch aus den Pfauschen Werkstätten hervorging und jetzt eine Zierde der berühmten Ofensammlung des Germanischen Museums bildet, trägt den lehrhaften Reim:

„Wilt Du verstahn des Hauses wäsen
So thu hir diesen Rimen lesen
Lug halt Dich wohl, ehrlich und frumm
Hier hast es kurz in einer Summ
Sag nüt hinein, trag nit hinaus
Wilt Du Platz han in disem Haus."

Direktor Hans Bösch vom Germanischen Museum sagt mit Recht im Vorwort zu dem oben erwähnten Werk „Öfen in allen Stilarten": Die schweizer Öfen waren eigentlich große monumentale Bilderbücher, welche die großen und die kleinen Kinder täglich zu allen Tugenden ermahnten, vor den Lastern warnten, durch Bilder aus der heimatlichen Geschichte die Liebe zum Vaterlande einzuflößen und wachzuhalten suchten, den Erwachsenen die Wichtigkeit ihres Standes zu Gemüte führten und sogar durch Totentanzbilder an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnerten. Manches Kind mag nächst dem ABC-Buch an einem solchen Ofen seine ersten Leseübungen vorgenommen haben; ein echtes Stück Volkspoesie ist in ihnen verkörpert. —

Und wieder brach sich ein neuer Stil Bahn: das prunkvolle italienische und französische Barock hielt seinen Einzug auch in Deutschland, um nach verhältnismäßig kurzer Herrschaft dem übermütigen, koketten Rokoko zu weichen.

Auch die Öfen machten selbstverständlich diese Wandlungen mit, im allgemeinen wohl nicht gerade zum Vorteil des ganzen Kunstgewerbes. Weder Barock noch Rokoko eignen sich mit ihrer bewußten Auflösung der geraden Linien recht für den Aufbau eines Ofens.

Der Übergang von der Renaissance zum Barock war aber hier, wie überhaupt, kein plötzlicher; ist doch eigentlich das, was wir als Barockstil zu bezeichnen gewohnt sind, an sich nichts, als eine Auswucherung der Spätrenaissance. So klingen denn auch

schon manche Öfen, die im Beginn des XVII. Jahrhunderts entstanden, an den Barockgeschmack an. Schärfer prägte sich die Wandelung zum Rokoko aus. Es mag dabei hinzugekommen sein, daß sie zeitlich etwa zusammenfiel mit den vielfachen Versuchen zur Gewinnung einer porzellanartigen Masse und der endlichen Erfindung des weißen Porzellans selbst, das in seiner Bildsamkeit und bei seiner Eignung zur farbigen Dekoration den Forderungen des neuen graziösen Stils so trefflich Rechnung trug.

So sehen wir denn etwa vom ersten Viertel des XVIII. Jahrhunderts an die Form der Öfen sich ändern. Teilweise wahrte der Unterbau wohl noch die geraden Linien, und nur der obere Teil fügte sich den launischen Einfällen der neuen Mode; teilweise nahm aber auch der ganze Ofen die geschwungenen, zierlichen Linien, die bunte Ornamentik des Rokoko an. Es mag für die Hafner oft ungemein schwierig gewesen sein, diesem Umschwung des Geschmacks nach der technischen Seite hin Rechnung zu tragen, und daß sie sich in die neuen Aufgaben schnell hineinfanden, beweist, mit welcher Kraft der ganze Gewerbezweig die schwere Ungunst der Zeit des dreißigjährigen Krieges überstanden hatte. Ein Rokokoofen, wie wir ihn auf Seite 381 abbilden, verlangt mit seiner verwickelten Formengebung unbedingt einen Meister ersten Ranges.

Aber nicht nur die Form, auch die Art der Dekoration änderte sich. Der figürliche



Grünglasierter Kachelofen. XVIII. Jahrhundert. Original im Germanischen Museum zu Nürnberg.
(Aus dem Werk: „Sammlung von Öfen in allen Stilarten vom XVI. bis Anfang des XIX. Jahrh." von A. Roeper. Jos. Albert, München.)

Schmuck verschwand mehr und mehr, die Ornamentik überwucherte; in der Farbe begann das Weiß vorzuherrschen, die Kacheln sollten porzellanähnlich wirken. Doch blieb der Malerei dabei ein weites Feld; sie unterbrach und belebte die hellen Flächen mit buntem Zierwerk, mit zierlichen Ranken und Schleifen, mit kleinen Landschaften und koketten Schäferscenen. In den fürstlichen Schlössern, die um diese Zeit in großer Zahl entstanden, finden sich noch viele reizende Rokokoöfen. Es mag Einbildung sein, aber ich komme bei ihrem Anblick nie recht über die Empfindung hinweg: es sind wunderhübsche Schmuckstücke, aber — sie wärmen nicht. Und einem Ofen will ich ansehen, daß er seine Pflicht thun kann.

Auf das Rokoko folgte der Zopf, die antikisierende Richtung, zu der die Ausgrabungen in Pompeji und Herkulanum den Anstoß gaben, und für die dann die für die „freien" Römerbürger schwärmende französische Republik so günstig war. Die gerade Linie kam wieder zu Ehren, und auf den Ofenkrönungen mußte unbedingt eine antike Vase prangen. Und weiter kamen das Empire und der nüchtere Biedermeiergeschmack der dreißiger Jahre, der uns mit den schmalen, kerzengerade in die Höhe strebenden Öfen beschenkte, die nur dann als schön galten, wenn sie im eiseskalten glänzenden Weiß strahlten. Und dann kam endlich die Wiederbelebung der Renaissance

und gab uns den alten deutschen, farbigen, reich geschmückten Kachelofen zurück. Gewiß — unser Kunstgewerbe schoß leider oft über das Ziel hinaus, besonders stets dann, wenn es mit billigem Material, mit massenhaft hergestellter Fabrikware prunkvoll wirken wollte. Wer die modernen Berliner Mietswohnungen kennt, der weiß, welche überladenen, unsoliden, stilwidrigen Öfen von einzelnen Fabriken auf den Markt geworfen wurden. Aber daneben ist doch auch unendlich viel Gediegenes, im edelsten Sinne Prächtiges entstanden, und wenn man sich fragt: Was kommt nun? dann überfällt einen leicht ein leises Grausen.

Ich stand jüngst mit einem der feinsten Kenner deutscher Kunst im Grünen Gewölbe zu Dresden vor dem bekannten zopfigen Kamin, der 1782 nach Zeichnungen Schenaus in der Meißener Porzellanfabrik angefertigt und von dem Hofjuwelier Neuber mit sächsischen Perlen und Halbedelsteinen ornamentiert wurde, und ich mußte mir alles Ernstes sagen lassen: „Glauben Sie mir, wir bekommen diese Richtung wieder — sie kommt so sicher, wie dreimal drei neun ist!"

Sollte das wahr sein?

In unseren Wohnungseinrichtungen, und zu dieser gehört auch der Ofen, haben wir im letzten Jahrzehnt nach der Renaissance, die künstlich zu Tode geritten wurde, in einer wahren Hetzjagd das Rokoko, das Empire durchgemacht und sind jetzt glücklich bei dem englischen Stil angelangt, der als oberstes Gesetz den Satz aufstellt: Bequem für den Leib! — einen Satz, der an sich gewiß bei Gebrauchsgegenständen seine Berechtigung hat, der aber in dieser Ausschließlichkeit nicht Geltung behalten wird.

Lieber jedoch alles andere ertragen, als jenen klassizistischen Zopfstil mit seiner gekünstelten Vornehmheit, dem mathematisch korrekten Aufbau und den gedrehten und gedrechselten Guirlanden. In der Rückkehr zur Renaissance liegt schließlich doch allein das Heil für unser Kunstgewerbe — das beweist auch ein Rückblick auf die Geschichte der Öfen.




Buntglasierte Reliefkachel „das kurbrandenburgische Wappen." Ende des XVII. Jahrhunderts.



# Ihr Schleier.

(Abdruck verboten.)

Lieber Schleier, perlengrauer,
Der du weich ihr Antlitz decktest,
Ach, wie bin ich dir gewogen,
Und zugleich wie böse doch!
Als wir uns zum erstenmale
Heimlich, ach so heimlich trafen,
Trug sie dich, du böser, lieber,
Zarter perlengrauer Schleier,
Trug sie dich vor ihren Augen,
Die so schelmisch munter glänzten
Durch dein duftiges Gewebe.
Ach, wie blitzten diese Augen
Mir so lieb und süß entgegen!
Ihre Wangen mit dem holden,
Frühlingsfrischen Inkarnat
Sahen aus wie Milch und Purpur,
Und das Näschen, feingeformt,
Mit den sanftgeschwellten Flügeln,
Machte sich so keck und zierlich
Unter deinem sanften Schutze.
Als wir uns zum erstenmale
Heimlich, ach so heimlich küßten,
Standest du mir noch im Wege
Zwischen unsern durst'gen Lippen,
Gleich als wolltest du uns hindern;
Darum bin ich dir so böse,
Lieber, perlengrauer Schleier,
Denn ich fühlte immer zwischen
Uns noch eine Scheidewand,
Wenn auch fein, wie Spinnewebe,
Und der Kuß, er war verschleiert.

Ach und doch bist du mir teuer,
Denn du bist dabei gewesen,
Hast gefühlt das süße Beben,
All das namenlose, einz'ge,
Unbeschreibliche Empfinden,
Das im ersten Kusse zittert.
Bei dem zweiten Kusse hob ich
Kühnlich dich von ihrem Munde,
Und ich schob dich zart empor,
Daß du auf dem Näschen ruhtest!
„Schweige," hör' ich dich nun sprechen,
Lieber, perlengrauer Schleier,
„Schweig', Verräter, sag' es niemand,
Wie der zweite Kuß gemundet,
Über dem ich segnend schwebte
Wie 'ne duft'ge Frühlingswolke!"
Selig will ich mich bescheiden,
Niemand sagen, wie ich schlürfte
Wonne, Seligkeit und Liebe!
Bei dem dritten Kusse schob ich
Ganz dich fort von ihren Zügen,
Daß ich auch die treuen Augen
Mit des Kusses hold verschwiegner,
Dunkler Nacht bedecken konnte. —
Nun, mein Schleier, ruhst du friedlich
Neben Blättern, trocknen Blumen,
Einem Handschuh, duft'gen Briefen,
Unter meinen Herzkleinodien!
Bist das liebste mir von allen,
Denn du bist dabei gewesen,
Wenn auch hindernd und uns scheidend,
Dennoch uns so hold vereinend,
Als wir uns zum erstenmale
Heimlich, ach so heimlich küßten!

Ludwig Soyaux.





Elisabeth Vigé-Lebrun. Selbstbildnis.
(Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.)



# Der weiße Tod.

Roman aus der Gletscherwelt

von

**Rudolph Stratz.**

(Fortsetzung.)



XII.

Wäre nur die erste Begegnung vorüber ... wären nur die ersten Worte gewechselt! Elisabeth blieb unschlüssig vor der Thüre ihres Zimmers stehen.

Wie würde ihr Mann sie empfangen? Vorstellen konnte sie sich das nicht recht. Anfangs wohl verlegen, mit halben Vorwürfen und unsicherem Zorn. Zu erwidern vermochte sie darauf nichts. Sie wollte es ruhig über sich ergehen lassen. Das einzige, was sie ihm sagen konnte, das traurige: „Ich hab' Mitleid mit dir!“ — das blieb besser unausgesprochen.

Aber gerade ihr Schweigen mußte ihm neuen Mut geben! Das hielt er für Schuldbewußtsein. Daran gewann sein armer, kleinlicher Geist neuen Halt. Sie sah ihn vor sich, wie er, sich immer mehr in näselnden Zorn hineinredend und seinen blonden Schnurrbart drehend, im Zimmer auf und nieder ging, wie er sie halblaut, in gedämpfter Heftigkeit ausschalt, Viertelstunde um Viertelstunde, wie neulich in Grindelwald, und durch ihr müdes Schweigen nur noch mehr gereizt wurde.

Das war unsäglich traurig und niedrig. Aber vielleicht war es gut so. Der Widerwille, der sich dann in ihr regen mußte, der Grimm, der sich dann immer wilder in ihr aufbäumte, der mußte ihre Lippen entsiegeln, und von ihnen fiel jenes entscheidungsschwere Wort, das sie selbst in ihrem Innern noch nicht auszusprechen wagte, vor dem ihr heimlich graute. Dann würde es kalt und tonlos wie eine fremde Stimme von ihrem Munde klingen: „Gieb mich frei! Ich liebe einen anderen!“ ... Die erlösende That war geschehen! Mochte dann daraus werden, was da wolle ...

Sie holte tief Atem und öffnete die Thüre.

Er stand nicht auf, als sie eintrat. Vom Tisch, an dem er saß, hob er langsam den Kopf und wandte ihr sein bleiches, gramzerstörtes Gesicht zu.

Sie erschrak. Wie hatten sich diese glatten, gutmütigen Züge seit dem Morgen verändert! Verzweifelte, bittere Traurigkeit sprach aus ihnen, ein klagender, hoffnungsloser Ausdruck lag in den wasserblauen Augen, die ganze Gestalt schien wie gebrochen von einem schweren Schicksalsschlag.

„Nun ... bist du zurück!“ sagte er leise und traurig.

Sie nickte und trat an den Tisch. Sie wußte nicht, was sie zu ihm sprechen sollte.

„War es schön oben?“ — Seine Stimme behielt den müden Klang.

„Sehr schön!“ Sie legte die Hand auf seine Schulter und sah ernst auf ihn hinab. Er war so ganz anders, als sie gedacht. Er that ihr sehr leid.

Er wehrte ihr ab. „Zieh dich um, Kind,“ flüsterte er, ohne sie anzusehen, „... du erkältest dich sonst in deinen feuchten Kleidern!“

Sie ging gehorsam zum Nebenzimmer. An der Schwelle blieb sie noch einmal stehen. „Bist du mir böse?“ fragte sie scheu.

„Böse?“ Ein trübes Lächeln glitt über sein Gesicht: „... Ach, liebes Kind ... was hilft das jetzt, ob ich dir böse oder gut bin?“

Und wieder sank sein Haupt auf die Tischplatte nieder, während sie behutsam, wie um einen Kranken nicht zu stören, die Thüre schloß.

* * *

Als sie zurückkam, fand sie ihn noch in derselben Stellung. Er hörte ihre leichten Tritte nicht. Erst als sie seine Hand ergriff, zuckte er zusammen und machte eine Bewegung, als wollte er sie ihr entziehen.

Sie hielt sie fest und setzte sich neben ihm nieder. Das Mädchen brachte Thee. „Ich hab' ihn gleich für dich bestellt,“ murmelte er, „... du brauchst etwas Warmes nach dem großen Marsch.“

Sie nickte dankend und schenkte sich ein. „Bist du gut heruntergekommen?“ fragte sie nach einer langen Pause.

Da fühlte sie sich am Arm ergriffen, daß sie die Tasse klirrend auf den Tisch setzen mußte. Zum erstenmal sah er ihr voll ins Gesicht, verstört und irre, wie ein Mensch, der furchtbare Schmerzen leidet.

„Sprich nicht davon!“ stieß er hervor. „Du weißt nicht, was das für mich bedeutet.“ Er stand langsam, mit gesenktem Haupte auf und ging, nach seiner früheren Gewohnheit, ein paarmal durch das Zimmer. Dabei schien er ruhiger zu werden.

„Weißt du auch, Elisabeth,“ sagte er endlich, vor ihr stehen bleibend, in beinahe gleichgültigem Ton, „weißt du auch, daß du mich um ein Haar gar nicht mehr vorgefunden hättest? ... Ich war auf dem Punkte, mich heute Nachmittag umzubringen,“ setzte er halblaut hinzu, als sie ihn fragend ansah.

Sie sprang entsetzt vom Stuhle auf.

Er wandte sich von ihr ab. „Ich hab's nicht gethan, wie du siehst. Ich hab' an jemand gedacht, als mir in der schrecklichen Stunde die Not am höchsten war. Nicht an dich! Du warst ja über alle Berge mit ... mit deinem Freund und kümmertest dich nicht um mich und ... jawohl ... du hattest ganz recht ... nachdem das geschehen war ... da brauchtest du dich nicht mehr um mich zu kümmern. Aber an unser Kind hab' ich gedacht. Das bleibt uns eben doch gemeinsam, wenn auch alles andere ... und da wurd' ich wieder ruhiger und brachte den Tag so hin und schrieb eine Depesche nach Hause —“

Er brach ab und seufzte tief auf.

Wie der Arme so dastand, da durfte er von keinem Menschen anderes als Trost hören. „Du mußt dir das nicht so zu Herzen nehmen ...“ sagte Elisabeth mit weicher Stimme und erfaßte wieder seine Hand, „... so schrecklich ist es ja doch schließlich nicht. Und vor allem: es erfährt es ja niemand. Wir beide, unser Freund und ich ... wir schweigen natürlich ... die Führer bekommen ein gutes Trinkgeld und sonst hat es ja kein Mensch gesehen. Und wenn auch ... das kommt ja alle Augenblicke vor, daß jemand in den Bergen krank wird und umkehrt. Da ist doch wirklich nichts daran. Das sagt Baron Gündlingen auch ...“

Er hörte gar nicht mehr auf ihre letzte, in der Eile erdichtete Behauptung, sondern schüttelte trübe lächelnd den Kopf. „Was gehen mich die anderen an?“ sprach er langsam. „Wie es zwischen uns steht, Elisabeth ... das ist ja doch die Hauptsache. Über das heute Morgen ... da kannst du ja nicht heraus ... das seh' ich selbst am besten ... eine Frau muß den Mann achten können, den sie liebt ... und seit heute ... schau ... ich hab's ja immer gefühlt, daß du mir fremder wurdest ... anders als ich ... ich hab' nur nicht begriffen, wie — und dacht', es würd' sich wieder geben: ... aber jetzt ... ja freilich ... du bist stärker als ich ... du siehst auf mich herunter, du verachtest mich ...“

Da sprach er schonungslos gegen sich selbst die Worte aus, die sie kaum auszudenken wagte. Es gab ihr einen Stich

ins Herz. „Das gewiß nicht ...“ sagte sie warm und leise. „Und vor allem verzeih' du mir. Es ist meine Schuld. Ich hätte mich dir fügen sollen!“

Er schüttelte den Kopf. „Deine Schuld ist's nicht, Elisabeth! Was kannst denn du dafür, daß du ein starker, kraftvoller, mutiger Mensch bist? Sei froh, daß du's bist. Aber hart ist es, furchtbar hart für mich. Ich fühl' es ja ... jetzt ist das Band zwischen uns ganz zerrissen ...“

Sie schaute ihn bange an. Es erschreckte sie, wie er alle ihre Empfindungen und Wünsche da in müden, gebrochenen Worten vor ihr entrollte.

„Wie soll das nun werden?“ fuhr er fort, „... derlei verwischt sich nicht. Nein ... Elisabeth ... du kannst es nicht vergessen ... beim besten Willen nicht. Und irgend ein Mann muß doch dein Leben ausfüllen ... zu irgend einem mußt du aufschauen, das ist Frauenrecht. Und da ich's nicht mehr sein kann, so wird es ein anderer werden ... vielleicht der Baron da oder sonst jemand ... und ich werde dich verlieren ...“

Sie richtete sich rauh auf. „Zweifelst du an meiner Pflicht?“

„Nein!“ sagte er trübe. „Ich kenne dich, Elisabeth! Du wirst nie ein Geheimnis vor mir haben. Du bist viel zu stolz und rein dazu. Aber du wirst es mir eines Tages selbst sagen ... du wirst mir sagen: Das ist ein unwürdiger Zustand ... solch eine Ehe, in der ein Teil den anderen nicht mehr achtet. Laß mich gehen. Und dann verlier' ich dich für immer!“ Er sank auf einen Stuhl, das Gesicht in den Händen verbergend, und ein verzweifeltes Schluchzen durchschüttelte seinen Körper. „... Und ich hab' dich ja so unendlich lieb, Elisabeth ... ich lieb' dich ja so von Herzen ...“

Es wurde still in dem Gemach. Sie wagte kaum zu atmen. Ein weinender Mann ... das hatte sie noch nie gesehen, nie für möglich gehalten. Und doch flößte er in diesem Augenblick keinen Widerwillen ein, sondern nur ein tiefes Mitleid. Er weinte ja um ihretwillen, aus Liebe zu ihr, die schon im Herzen das Bild eines anderen trug ...

Sie setzte sich neben ihn und fuhr mit ihrer kühlen Hand über seine Stirne. Aber sie brachte kein Wort hervor. Heucheln konnte sie nicht, und das, was auf ihrem Herzen lag, das durfte sie in dieser Stunde dem Armen da nicht sagen ...

## XIII.

Er hatte am Kirchhofgitter gewartet, bis ihre schlanke Gestalt im Portal des Hotels Mont-Cervin verschwunden war. Dann folgte er ihr langsam nach.

„Der Herr Professor aus München ... der kleine Herr mit dem langen schwarzen Bart ...“ meldete ihm ein Kellner, während er die Treppe heraufstieg, „... der sei heute schon zweimal dagewesen und habe nach dem Herrn Baron gefragt. Er wolle wiederkommen. Es scheine sehr dringend zu sein ...“

Er nickte, ohne recht auf das Geschwätz des Menschen zu hören, schloß die Thüre hinter ihm und sank schwer auf einen Stuhl nieder.

Was sollte das werden? — Tief atmend starrte er durch die regenblinden Scheiben hinaus auf die leere Gasse.

Er hatte keinen Willen mehr. Das fühlte er. Er trieb nur so hin im Strome der Leidenschaft ... einem geheimnisvollen, verlockenden Ziele entgegen. Sollte er noch versuchen, Widerstand zu leisten? Es war umsonst. Er konnte nichts mehr thun gegen das ungeheure, trotzige Kraftgefühl, das sich in ihm regte, gegen den wilden, jauchzenden Drang, um das schöne, stolze Wesen zu kämpfen, Auge um Auge und Zahn um Zahn, sie aus Not und Gefahr heraus an seine Brust zu reißen und an sich zu pressen ... für immer ... für immer ...

„Du thust unrecht an einem Manne, der dir vertraute ...“ Ja freilich ... das war wahr: sie war des Nächsten Weib. Aber gleich darauf stand er auf. Ein grimmiges Lachen entrang sich seiner breiten Brust. Das war ja eben die Sühne ... das war die Vergeltung für das Leid, das man ihm selbst einst zugefügt. Damals hatte man ihm das Liebste auf Erden genommen und sein Leben verwüstet — nun mochte es einem anderen ebenso ergehen! Warum sollte er allein leiden und trauern?

Und dann war noch ein Unterschied: er war betrogen, schmählich mit zärtlichem Lächeln und dem Händedruck des Freundes

betrogen worden. Hier aber sollte nichts geschehen, was das Licht des Tages scheuen mußte. Sie wollten ehrlich handeln und frei und schlicht dem dort die Wahrheit sagen, daß sie nicht mehr voneinander lassen konnten. Der mochte dann thun, was ihm beliebte ... der mochte sich fügen oder kämpfen um Sein und Nichtsein! ... Er trat ans Fenster, und unwillkürlich spannten sich seine kraftstrotzenden Muskeln. ... Auf Leben und Tod, wenn es sein mußte! Er war bereit.

Wäre nur die Zeit des Harrens vorbei gewesen! Er begriff es ja wohl: ein solcher Entschluß, eine solche Aussprache erforderte Zeit. Aber bis übermorgen hier zu sitzen, müßig und mit pochendem Herzen, im Regenwetter zwischen die Öde der Table-d'hote oder an den Stammtisch der Bergfexe gebannt ... das war ein unerträglicher Gedanke, und doch blieb nichts daran zu ändern. Denn bei solchem Wetter in die Berge zu gehen, das hatte wahrlich nicht Sinn und Verstand.

* * *

Da klopfte es an die Thüre. Der Professor trat ein. Er war in seltsamer Aufregung. Der lange Bart hing ihm ganz zerzaust vom nervösen Zupfen und Drehen über die schmächtige Brust, und in den pechschwarzen, kleinen Augen funkelte ein unheimliches Feuer.

„Was haben's denn, Professor?" — Der Baron trat ihm entgegen und musterte erstaunt den zwerghaften Maler, dessen buschiges Gnomenhaupt ihm noch nicht bis zur Brust reichte.

„Eine Bitte hab' ich," raunte der und faßte mit beiden Händen inständig die nasse Joppe seines Gegenüber, „... gengen's morgen früh mit mir in die Berge!"

„Bei dem Wetter! ... Sind Sie verrückt?"

Der Kleine warf einen scheuen Blick um sich, als könne man sie belauschen. „Gerad' bei dem Wetter!" flüsterte er dann geheimnisvoll, „... das brauch' ich ja eben!"

„Ja wozu denn? In Sturm und Regen können Sie doch droben nicht malen!"

Der Professor stieß ein höhnisches Gelächter aus. „Malen ... und wie! Die Stümper freilich ... die malen mit den Fäust' und der Palette ... die freilich ... aber ich ... ich mal' mit dem Kopf! Wann's erst dadrin steckt, dann is mir die Leinwand 'ne Spielerei!"

„Aber bei dem Nebel ... man sieht ja nicht zwanzig Schritte weit."

Der Zwerg schaute zu ihm auf mit einem verzehrenden Blicke. „Wann die Sonne scheint, kann jeder die Berge abpinseln," sprach er leise und feierlich, „... das is, weiß Gott, kein Kunststück mehr! Aber das sind die Berge net! So schauen's zwei, drei Wochen im Jahr aus ... aber den Rest der Zeit ..."

**Aus unserer Bildermappe:**



Trio. Nach dem Gemälde von Gustav Mader.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.)

„Da kann man sie' halt nicht malen! Sie sind ein großer Künstler, Professor ... das weiß ich ... aber aus Regen, Nebel, Sturm und Finsternis macht man doch kein Bild."

„Man macht schon eins!" Der Kleine sah in tiefem Sinnen zu Boden und drehte langsam die pechschwarzen Bartsträhne. „... Nur anders wie die anderen! ... Heut' nacht hab' ich's gespürt ... da is die Eingebung über mich gekommen ... die Natur is nicht tot, lieber Freund ... die lebt ... das haben die alten Griechen schon gewußt ... denen war jeder Baum eine Dryade und die Sonne ein feuriges Viergespann und das Meer ein mächtiges Greisenhaupt ... und so ..." er dämpfte seine Stimme noch mehr und sah in banger Erwartung zu dem anderen empor, „... so muß ich den Berggeist malen."

„Ja ... aber wie denn?"

Der Professor fuhr sich mit der Hand über die glänzenden Augen. „Ich werd' ihn schauen ..." sagte er geheimnisvoll. „Morgen, wann ich herausgeh' ... ich weiß es ... morgen seh' ich das Größte in meinem Leben ... da seh' ich alles, was furchtbar und erhaben ist in den Alpen, in einer Gestalt zusammengefaßt. Die Gestalt muß mir morgen droben in den Schründen, in Sturm und Wetter erscheinen. Aber allein kann ich nicht herauf ... das begreift 'n Kind ... und ein Führer ... ja schaun's, Baron ... so 'n Kerl mordet mir die Stimmung ... wann er auch's Maul halten muß ... durch seine bloße Gegenwart. Da brauch' ich 'nen Menschen neben mir, der dasselbe fühlt wie ich ... nur daß er's halt nicht auf der Leinwand aussprechen kann ... so einer sind Sie, Baron ... kommen's mit ... den Freundschaftsdienst dank' ich Ihnen ewig ... und die Kunst dankt's Ihnen auch. Wann erst das Bild im Glaspalast hängt, und das dumme Volk steht davor wie in der Kirche, dann ..."

„Wissen Sie, Professor," sagte der andere, „... von der Kunst versteh' ich nichts, aber vom Bergsteigen schon. Und da muß ich Ihnen sagen', das ist und bleibt 'n Unsinn!"

Aber ‚nein' sagte er doch nicht, und der Gnome ersah seinen Vorteil, um dem waghalsigen Bergsteiger den Mund wässerig zu machen. „Und wissen's, wo ich hinaus will?" fragte er vertraulich. „... Vom Furggletscher will ich über das Matterhorn hinauf ... die Schulter erreichen und den gewöhnlichen Weg über den Kamm zurück."

„Was ... und die Steine ... das ist ja einfach lebensgefährlich!"

„Ach so!" Der Kleine machte eine Bewegung spöttischen Bedauerns. „Also *Sie* reden auch von Gefahr ... Ich sag' mir ... die Kunst steht in Gottes Hand ... der da oben nimmt mich nicht zu sich, so lang' ich noch 'was Leidliches zusammenpinseln kann."

Der andere Bergsteiger antwortete ihm nicht. Ein Gottesurteil! ... das Wort klang plötzlich in seinem Inneren auf. Sollte er gerade jetzt das Schicksal herausfordern ... gerade jetzt, in dieser entscheidenden Wendung seines Lebens? Und in ihm regte sich der Trotz: Jawohl ... gerade jetzt! Er war nun einmal in den Händen des Geschicks ... mochte es ihn führen, wohin es wollte, und ihn verderben, wenn er auf falschem Wege wandelte! Besser den Tod, als morgen den langen Regentag hinter dem Ofen sitzen und thatenlos warten, was ein Weib über sein Leben und seine Zukunft entscheidet.

„Bis morgen abend muß ich zurück sein," sagte er finster, „... denn übermorgen hab' ich mehr zu thun, als mit Ihnen blödsinnig am Matterhorn herumzukraxeln!"

„Morgen abend sind wir zurück!" versprach der Professor seelenvergnügt und vor Aufregung zitternd, „... aber wissen's was ... naß sind's eh schon ... gehen wir doch heut' die Stund' bis zum Schwarzseehotel hinauf. Da haben wir's morgen näher!"

Er war auch damit zufrieden. Wenn er sie doch bis zu der entscheidenden Stunde nicht sehen, nicht mit ihr sprechen sollte, so war es besser, er blieb auch räumlich von ihr getrennt.

Eine Stunde später stiegen sie im Abendgrauen den Maultierpfad zum Schwarzsee empor. Ein Knecht trug ihr Gepäck. Sturm, Nebelreißen und Regenschauer umgaben sie.

Der Baron blieb einen Augenblick stehen. „Nehmen's mir's nicht übel, Professor!" sagte er, „... aber Sie sind kom-

plett verrückt. Das ist ja ein wahres Hundewetter."

„Macht nichts!" Der Zwerg schüttelte den Kopf und sah, auf seine mächtige Eisaxt gestützt, gierig zu den Wolken empor. „Ich muß hinauf! ... und morgen um die Zeit ... das schwör' ich Ihnen ... da haben die Berge kein Geheimnis mehr vor uns!"

„Legen's 'mal den Pickel ans Ohr!" riet der andere trocken.

Der Kleine that's. Jawohl ... der Pickel summte! Ein leises Knistern entströmte rastlos dem kalten Metall.

„Heut' singen die Stöcke nicht schlecht." Der Baron preßte die scharfgeschliffene Stahlspitze hart ans Ohr, und sein Gesicht wurde ernst. „Sie wissen, was das heißt! Die Luft ist mit elektrischer Spannung geladen. Das zeigt für morgen Sturm und Unwetter von der schlimmsten Sorte."

„Kommen's!" sagte der Maler leichthin, und sie schritten weiter. Aber immer wieder hob von Zeit zu Zeit im Aufwärtssteigen der eine Wanderer die Eisaxt zum Ohr, und immer wieder klang das leise, dräuende Summen, als warne die leblose Waffe ihren Herrn.

XIV.

Ein Donnern und Heulen ging durch die sturmbewegte Luft, ein Brüllen, wie die Hetzjagd böser Geister, die in dem strudelnden Nebel- und Wolkenmeer ihr Wesen trieben.

Zwei Gewaltige rangen da miteinander: der Föhnsturm und das Matterhorn.

Aus dem Süden, aus der Glut der italienischen Sonne, kam der Föhn daher und stürzte sich gierig in die kalten Alpenthäler. Die Lärchenwaldungen krachten und prasselten, in hundertästigem Gewirr zusammenstürzend, unter seinem flammenden Hauch, die Sennhütten fegte er, einen Haufen wirbelnder Schindeln und Balken, spielend über die Matten und blies mit seinem Sturmesatem die Wolken am Himmel in Fetzen auseinander.

Aber an dem starren Steingespenst, das höhnisch über diese Wolken hinausgrinste, da zerschmetterte sich seine Kraft. Die Felswände hielten den Anprall aus. Wohl stürzten von ihnen haushohe Blöcke zu Thal, und rieselndes Schuttgeröll glitt über die schroffen Platten nieder, wohl schien es, als wanke der ganze Riesenbau, wenn ihn der Orkan brüllend an den Schultern faßte und schüttelte und rüttelte, aber immer wieder teilten sich machtlos die zerschellten Luftwogen an den Klippen und strudelten ziellos an den Schründen des Abhangs dahin. Es stöhnte in allen Klüften, es sauchte in den Spalten des Gesteins und zischte wütend um die ragenden Zacken, und in diesen Wirbeln tanzten und stiegen, zusammengeblasen, auseinander gerissen und in tollem Spiel zu neuen Fetzen und Klumpen sich einend, die ungeheuren, grauen Schwaden.

Weiter unten, gegen das Thal hin, entströmte triefender Regen dieser schwankenden, haltlos durcheinander flutenden Dunstwelt. Hier oben aber sprühte es in der Ferne glitzernd weiß aus den herantreibenden Wettern. Was sie an Schneeflocken besaßen, das schüttelten die Wolken in wilden Würfen, in millionenfachem, weißem Gewimmel in den Sturm hinein aus, der jauchzend das Spielzeug empfing. Hier stäubte er es wagrecht über die aufgepflügten Schneehänge hin, dort mußte es in schrägen Strahlen an der Felswand branden, da wieder ließ er es durch Felsentrichter in sausendem Gewirre kreisen und blies es nach oben, nach den Wolken zurück, von denen es stammte.

Sein ungeheures Gebrüll verschlang alles andere. Sein Feind, das Matterhorn, konnte dagegen nicht aufkommen. Das bischen Lawinendonner und Krachen abstürzender Bergmassen, das verhallte spurlos in dem Jauchzen und Gellen der entfesselten Sturmgeister, die, in wirbelnde Schneeflocken gehüllt, die Wände umtollten.

„Da sind sie! ... Ich seh' sie!" schrie der Maler im Aufwärtsklettern seinem Freunde zu. „... Heut' fass' ich euch, ihr Burschen ... heut' entgeht ihr mir nicht."

Seine Augen glühten. Der lange Bart flatterte, schneeweiß überreift, im Sturme weit von dem dürftigen Körperchen ab, das mit unheimlicher Gelenkigkeit die senkrechten Felsen hinaufklomm.

„Was zum Teufel sehen Sie nur?" dröhnte hinter ihm durch das Heulen des Föhns die Stimme des Barons. „... Seit drei Stunden kraxle ich nun mit Ihnen bei drohendem Schneesturme in die Höhe

... bei drohendem Schneesturme am Matterhorn! ... 's wär' ja wahrhaftig zum Lachen, wenn's nicht so verflucht ernsthaft wäre."

Eine senkrechte Felswand, Tausende von Fuß über ihnen aufgetürmt, zweitausend Fuß unter ihnen bis zum Gletscher reichend und an diesem schreckenvollen Gebilde der Natur, an winzigen Kanten und Vorsprüngen klebend, zwei menschliche Wesen, an denen vorbei alle paar Minuten ein niederstürzender Stein seine dräuende Bahn zieht — jawohl, das war ernst.

Der Maler hatte sich an einen Felsvorsprung hingekauert und starrte verzückt in das Chaos von Sturm und Nebel, das auf zwanzig Schritte in der Runde sie umgab. Die gnomenhafte Gestalt da oben flößte dem nachkletternden Begleiter plötzlich ein unerklärliches Grauen ein.

„Was sehen Sie denn nur?" schrie er noch einmal.

Der andere wandte den Blick nicht von dem Kampfe der Elemente vor sich. „Viel!" zischte er dem Herangekommenen ins Ohr, „... viel ... aber noch nicht alles! ... Das letzte Geheimnis hab' ich noch nicht geschaut!"

Und hastig begann er weiterzuklettern, eine schwindelnd steile Wand empor, an der der Tod aus allen Spalten und Klüften grinste.

Sie hatten sich als geübte Kletterer nicht angeseilt. Das war hier nutzlos. So blieb der Gefährte stehen und legte die hohle Hand an den Mund.

„Wir müssen umkehren, Professor!" schrie er durch den Sturm. „Sie haben genug für Ihr Bild geschaut! Ich geh' nicht weiter."

Der Zwerg wandte sich um. Antworten konnte er nicht. Seine Stimme war zu schwach. Aber seine Hand deutete nach oben, und ein irres, tückisches Lächeln spielte um seine Lippen.

Es ging nicht anders. Man mußte ihn einzuholen suchen und mit Gewalt zur Umkehr bringen. Der kräftige Bergsteiger stieg ihm nach, den Blick unverwandt auf die schwärzliche Gestalt gerichtet, die rastlos durch den Sturm aufwärts klomm und ihm zuweilen erbost mit der Hand zur Eile winkte.

„Man könnte meinen, ein Gespenst klettere einem da voran," ging es ihm durch den Kopf, „... ein böser Geist, der mich in diesem Schreckenswetter irre führt und hohnlachend auf irgend einer Klippe verloren stehen läßt. Wenn ich den kleinen Professor nicht so genau kennte ..."

Ein nußgroßer Stein, den jener oben abgelöst, kollerte herab. Er duckte sich an einen Felsen, um die Gefahr über seinen Kopf hin springen zu lassen, und plötzlich erfaßte ihn ein Gedanke: der kleine Professor war schon einmal vor Jahren im bayerischen Hochland von einem Steine am Kopfe getroffen worden! Er lag damals lange krank. Dann erst, als er genesen war, begann er jene wundersamen, unheimlich geschauten Alpenbilder zu malen, denen er seinen Weltruf verdankte. Die Verwundung hatte irgend etwas in seinem Geistesleben geändert — aber vielleicht mehr, als man ahnte?

Wieder blickte er zu dem wütend kletternden Männchen empor, und es fiel ihm ein, daß ein berühmter Wiener Nervenarzt den höchsten Alpensport, dem er und seine Genossen huldigten, das bewußte Aufsuchen der Gefahr, um die Nerven zu kitzeln und den Todesmut zu prüfen, daß er das bereits als eine Form geistiger Verirrung bezeichnet hatte.

Am runden Tische im Hotel Mont-Cervin hatte er mit den Genossen darüber gehöhnt. Wenn er abstürzte, war das seine Sache. Ihm war das Leben gleichgültig. Noch vor wenigen Tagen hätte er so gesprochen. Jetzt aber lag ihm etwas am Dasein, und mit Grauen sah er, wie da oben sein gespenstischer Genosse ihn weiter und weiter dem Tode in den Rachen führte.

Sollte wirklich sein Verdacht wahr sein? Mit äußerster Anstrengung arbeitete er sich empor, und das Glück wollte ihm wohl. Vor einer Felsenplatte, über die sich der kleine Körper nicht schwingen konnte, fand er den Professor, sich an dem Gestein haltend, in halbliegender Stellung.

„Helfen's mir 'rüber, Baron!" keuchte er atemlos.

„Unsinn!" Der andere packte ihn derb an der Schulter, „... jetzt wird umgekehrt! ... Jetzt hab' ich's dick! ... Das Wetter wird jede Minute schlechter. Haben Sie Lust, am Matterhorn in einen Schneesturm zu kommen?"

Der Kleine sah irre um sich, wie wenn er aus einem Traume erwachte. „'s is so schön hier," flüsterte er geheimnisvoll, „. . . wunderschön . . . ich möcht' nicht weg . . ."

„Aber jedes Kind sieht doch ein, daß wir nicht weiter können! Es ist gar keine Möglichkeit, auch nur die alte Hütte zu erreichen."

„Doch!" schrie der Professor, „. . . doch . . . wir müssen . . . und wenn wir zehnmal . . ."

Seine nächsten Worte verhallten in dem betäubenden Donner, mit dem plötzlich der Orkan heranfegte. Sie klammerten sich mit abgewandten Gesichtern an die Felswand, deren lebloses Gestein selbst im Zittern der Luft mitzuschwingen schien. Mit eisigen Armen umfaßte der jählings wachsende Sturm die beiden Männer. Er raubte ihnen den Atem, er zwang sie, die Augen zu schließen, und hauchte erstarrende, tödliche Kälte über die festgekrampften Hände.

„Da schauen's!" Der Baron war bleich geworden. Da kam der Schneesturm . . . der Schneesturm am Matterhorn!

Einzelne Flocken flogen weit voraus, dann immer dichtere, windgepeitschte Schwärme, endlich ganze Wolken von stiebendem Schnee, die im Augenblicke Felsen und Menschen verhüllten. Die Luft verfinsterte sich. Man konnte kaum mehr ein paar Schritte weit sehen. Es war, als bräche die Nacht herein, als legte sich eine tiefe, eisige Dunkelheit über die Gebirgswelt, in deren Schluchten und Schründen der Föhn heulend wie eine gefangene Bestie hin und her fuhr.

„'Runter, wenn uns unser Leben lieb ist!" Der Baron zerrte mit mächtigem Ruck den kleinen, jetzt nicht mehr widerstrebenden Begleiter zu sich herab und begann mit ihm den Niederstieg.

Das war ein böser Weg über das mehr und mehr vereisende Gestein in die Tiefe. Mit äußerster Vorsicht, so langsam und behutsam wie möglich, mußte man klettern, und dabei drängte doch die Gefahr, die mit jeder Sekunde wuchs.

In einem Felsloch ruhten sie einen Augenblick erschöpft aus. Wie die beiden Männer da kauerten, unförmlich eingemummt, gestrickte Wollkappen über dem Kopfe, dicke Tücher um den Hals, und das alles überschneit und mit Reif überzogen — da sahen sie selbst zwei Eisklumpen zum Verwechseln ähnlich.

Der Sturm hatte plötzlich aufgehört. Auf kurze Zeit herrschte jene unheimliche Ruhe des Hochgebirges, durch die schon ganz aus der Ferne unheilverkündendes Grollen das Nahen eines neuen, wütenderen Anpralls verkündet.

„So muß sich's an 'nem gotischen Kirchturm außen klettern," sagte der Kleine plötzlich und warf einen Blick auf das zerrissene Gestein, an dem sie mehr hingen als standen. „Sie wissen's doch . . . im Mittelalter haben's Brot ganz oben auf die Kirchturmspitz gesteckt und die Verbrecher unten bei der Glockenwölbung heraus auf den Steinsims gestellt. Dann mußten die Schelme, wenn sie nicht verhungern wollten, durch das Steingeschnörkel aufwärts kriechen und sich die Hälse brechen . . ."

„Das wird uns gerad' so gehen!" Der Baron kletterte ärgerlich weiter. „. . . Wegen Ihrer Dummheit! . . . Das Matterhorn ist auch so ein Kirchturm . . . nur ein vierzehntausend Fuß hoher . . . und oben gibt's nicht einmal Brot, sondern Steine . . ."

Er konnte nicht weitersprechen, kaum durch Zeichen sich mit dem anderen verständlich machen, so betäubend brach jetzt wieder der Sturm los. Ein verwirrendes Flockengewimmel drehte sich um die beiden atemlosen Männer, die verzweifelt mit den Windstößen rangen, um nicht bei einem unvorsichtigen Tritt in den Abgrund geschleudert zu werden. Der feine Schnee drang durch alle Ritzen der Kleidung, er erfüllte Mund und Nase und umkrustete die dicken Handschuhe mit einer zähen glitschrigen Eisschicht, unter der sich die erstarrten Finger kaum mehr zu regen vermochten.

Und das Schlimmste stand bevor: der Weg über das lange, schmale Felsenband, über das sie nach dem gefährlichen Aufstieg vom Furggletscher den Berg nach rechts in der Richtung zum Kamm hin traversiert hatten. Jetzt, da sie umkehrten, hieß es, den schweren Weg noch einmal machen. Waren sie erst an dessen Ende angelangt, dann bot, sofern der Steinschlag sie verschonte, der weitere Abstieg keine außerordentliche Gefahr mehr.

Aber jetzt hieß es, das rechte Band finden . . . inmitten dieses wütenden Kampfes,

in dem die geblendeten Augen, durch den Schneesturm blinzelnd, kaum die ausgestreckte Hand mehr erkennen konnten.

Der Professor lachte plötzlich laut auf und schwang sich, den bisherigen senkrechten Abstieg verlassend, nach rechts auf eine schmale vereiste Steinkante.

„Weiter unten!“ brüllte der Baron, der über ihm mit dem Bauche auf einer Felsplatte lag, „. . . mindestens hundert Schritte weiter unten . . . ich weiß es ganz genau.“

Ja . . . allerdings . . . hier im Wallis war der Professor Meister. Hier kannte er Berg und Thal.

„Vorwärts!“ klang wieder, im Gellen des Windes, das dünne unheimliche Stimmchen herüber. „. . . Im Oberland können Sie mich führen . . . für's Matterhorn bin ich der rechte Mann.“

Der Baron folgte ihm. Wieder regte sich in ihm das unerklärliche Grauen vor seinem Genossen. Aber fast gleichzeitig gewann auch er — er wußte selbst nicht

**Aus unserer Bildermappe:**



Der heilige Abend. Nach dem Gemälde von Fritz von Uhde.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.)


warum — die Überzeugung, daß jener dort recht hatte! Das war der richtige Weg, und er folgte ihm in den Kampf auf Tod und Leben.

Das Männchen lächelte und schüttelte das Haupt, um das Bart und Haare zerzaust im Winde flogen. Wieder kam ein seltsamer Blick aus seinen Augen.

„Das is der Weg! Wann ich's sag' . . . ein Mann, der siebenmal auf dem Matterhorn war und im Jänner Montblanc und Monterosa gemacht hat . . .“

„Aber ich erinner' mich doch . . .“

„Vorwärts!“ Der Kleine huschte den Sims entlang und schlug Stufen in einen schmalen Schneehang, jenseits dessen das Band sich fortsetzte.

Denn nichts anderes war es, dies Vorwärtsschreiten und Klettern im Sturme auf vereister, kaum fußbreiter Rampe, während unausgesetzt durch das Schneegestöber hoch von oben, wie vom Himmel herunter, die Steinblöcke flogen. Die Pickel klirrten auf dem Fels, bis sich, in Stücke zerspringend, die Eiskruste löste, die ihn spiegelglatt umglast hielt, und der Nagel-

schuh sicher auftreten konnte, das Seil schlang sich um Zacken und hielt, in der Arbeit des Stufenhauens über Firnrinnen, den sturmgerüttelten Leib in seiner halb schwebenden Lage, die pelzverhüllte Hand fegte den tückischen Neuschnee von den Klippen und forschte nach den Griffen und Tritten, die seine weiße Decke verbarg . . . so ging es langsam, in atemlosem Ringen vorwärts.

Das Schlimmste blieb der Kampf mit dem eisigen Sturme. Es war, als habe man ein lebendes Wesen vor sich, das aus allen Kräften, mit List und Gewalt, die beiden Eindringlinge aus seinem Reiche herauszuschleudern und zu vernichten strebte. Mit eisigen unsichtbaren Gespensterarmen griff es nach ihnen und drängte sie gegen den Abgrund, es fuhr ihnen unversehens mit gewaltigem Stoß in den Rücken, wo es sie einen Augenblick auf schwankendem Stande glaubte, und warf sich ihnen beim Weiterdringen Brust an Brust als zähnefletschender Feind zum Ringkampf entgegen. Dann plötzlich verschwand es wieder, die Wanderer in trügerische Sicherheit lullend, und fuhr mit jähem Aufheulen aus der nächsten Bergspalte auf die Taumelnden los, um durch sein gräßliches Gebrüll ihre Sinne zu verwirren. „Da bin ich!“ klang es in eisigem, mark- und beinerstarrendem Hauche um ihre Ohren, „. . . da bin ich . . . der Tod im Hochgebirge! Ihr habt mich ja gerufen. Ihr wolltet ja mit mir spielen! Wohl! . . . da bin ich und mache Ernst! Ich scherze nicht. Eure Genossen wissen's, die da unten in Zermatt unter den Holzkreuzen und Steinplatten ruhen. Und die anderen wissen's, die ich in meinen Gletscherspalten aufbewahre, bis einmal nach Jahren die Sonnenstrahlen das Gerippe zu Tage lecken. Und die Skelette wissen's, die irgendwo im ewigen Schnee, fern von den Augen der Menschen, sitzen, noch mit Sturmhut und Joppe und Bergschuhen angethan, während die Alpendohlen die letzte Fleischfaser von dem grinsenden Schädel lösen.“

Der Tod im Hochgebirge! Aber noch lebten sie ja . . . noch atmeten sie ja! Weiter . . . immer weiter. Einmal mußte ja das Band ein Ende nehmen.

Und zum erstenmal inmitten dieses Todesganges stieg in dem Baron die Erkenntnis auf: es ist ein Wahnsinn, was wir treiben und alle die anderen, die ohne Zwang und Not in den Bergen mit der Vernichtung spielen. Unser Leben gehört nicht uns allein. Und wenn wir noch so einsam sind, andere haben ihr Teil daran.

Freilich . . . eine so tolle Tour, wie sie sie heute unternommen, die war selten! Ihre eignen Klubgenossen, das wußte er, würden ihnen bei der Heimkehr Vorwürfe machen und die Einwendungen des Malers, daß es sich um die Kunst handele, nicht verstehen. Aber ob sie überhaupt heimkehrten? Wenn ja, dann war das seine letzte derartige Expedition. Der Entschluß stand fest.

Nach seiner Berechnung hatten sie jetzt noch etwa eine Viertelstunde, bis die Traversierung der Bergwand beendet war. Da plötzlich blieb der Maler dicht vor ihm stehen, griff mit beiden Händen, um sich vor den wütenden Rissen des Föhns zu schützen, in die Steine und schaute über die Schulter hin vor sich nieder.

Mühsam drängte der andere sich, so gut es die schmale Kante erlaubte, an ihn heran und suchte, die Augen mit der Hand gegen das tolle Schneegestöber schützend, die Fortsetzung des Bandes zu erkennen.

Es war keine da! Der Felsenleisten brach jäh und unvermittelt ab. In glattem Absturz zog sich die Wand weiter hin, über ihrem Haupte stieg sie senkrecht auf, und unter ihnen war kein fester Punkt zu sehen. Da stäubte und tollte es von Schneeflocken, die der Sturmwind über der unergründlichen Tiefe im Wirbel hin und her trieb.

Kein Zweifel mehr: sie hatten das falsche Band gewählt. Sie hatten sich verstiegen . . . im Schneesturm und bei sinkendem Tage am Matterhorn verstiegen!

Das war keine Gefahr mehr . . . das war schon der nahe Tod! Vorwärts konnte man nicht und diesen furchtbaren Pfad mit dem immer noch wachsenden Sturm im Rücken zurückzuklimmen, um ein paar hundert Schritte unterhalb ihres Ausgangspunktes sich aufs neue einem übereisten, windumpfiffenen Felsenband anzuvertrauen, das vielleicht auch nicht das rechte war — das versprach wenig Hoffnung auf glückliches Gelingen.

Er schaute den Professor schweigend an, der neben ihm, zwischen die Felsrippen

gepreßt, mit glitzernden Augen in das Chaos starrte, als wolle er all den Wirrwarr der Elemente in sich aufsaugen und zu einem neuen, nie gesehenen Gebilde gestalten. Vorwürfe zu machen, das hatte jetzt keinen Zweck. Der Maler war ja ebenso gut in Lebensnot wie er.

Aber zu merken schien er das nicht. Er sah ganz heiter aus, und seine Lippen murmelten unhörbar abgerissene Worte durch das Brausen des Föhns.

„Was nun, Professor?" Der andere schrie es ihm mit aller Anstrengung ins Ohr.

Das Männchen machte eine abwehrende Bewegung. „Stören's mich 'net!" stieß er hervor, und sein hageres Gesicht, um das der Bart jetzt in vollkommenen Eiszapfen schlotterte, nahm einen bösen, feindseligen Ausdruck an. „... Wir kommen noch lang 'runter! Jetzt lassen's mich schauen! Das ist der große Augenblick ..."

Und wieder blickte er gierig in den Tanz der Nebelfetzen und Schneeflocken zu seinen Füßen. Es war, als zöge es ihn gewaltsam in diese geheimnisvolle, dumpf donnernde Tiefe hinab.

Sein Gefährte wandte sich ärgerlich von ihm ab. Mit dem irren, verzückten Gnomen jetzt zu reden, hatte keinen Sinn. Er tastete sich allein ein paar Schritte auf der Kante nach rückwärts.

Ein Windstoß, der ihn heulend von hinten an den Schultern packte, zwang ihn, still zu stehen. Aber von demselben gewaltigen Hauch zerrissen auch unter ihm die treibenden Schwaden. Einen Augenblick konnte er dreißig, vierzig Meter tief hinabsehen und da ... jawohl ... da war die Rettung! Da zog sich, als enger, halbdunkler Riß, ein Kamin senkrecht von oben nach unten durch den Abhang.

Die Schwierigkeit war nur, hineinzukommen! Denn eine Felsplatte vom Umfang eines kleinen Zimmers schloß die obere Öffnung ab, sie gleichzeitig vor Steinfall schützend und dem Menschenfuß verwehrend.

Es mußte gewagt werden, über ihren Rand hinab ins Ungewisse zu turnen. Rasch wickelte er das steifgefrorene, sich widerwillig entrollende Seil los, verknotete ein Ende über einem schräge aufstarrenden Zacken und warf es dann über die Deckplatte hinab in die Tiefe. Dann streifte er die Handschuhe ab — denn mit deren bereifter Fläche wäre er an dem glitschrigen Tau rasch und ohne Halt in den Abgrund gesaust — und steckte sie in die Tasche. Reden konnte man in dem Sturm nicht mehr. So machte er durch Zeichen dem Professor klar, was er vorhabe. Dann verkrallte er beide Hände in dem Seil und ließ sich über den Felsrand in das brausende Luftmeer nieder.

Ein Zucken der Finger, ein Nachlassen des Arms, und er wäre, wie er vom Schneegestöber umwirrt, vom Föhne gierig geschüttelt, frei in dem wesenlosen Nebelraume hing, gleich einem abstürzenden Stein durch Sturm und Wolken auf den Gletscher unten im Thale niedergestürzt, um auf ihm in Atome zu zerschellen. Mit hastigen, stählernen Griffen sank er an dem Seile abwärts. Jetzt wölbte sich die Platte schon über ihm. Er gab sich einen Schwung und erreichte, von dem schlenkernden Hanftau getragen, einen Stützpunkt innen im Kamin.

Hier war er für den Augenblick geborgen. Selbst der Grimm der Windsbraut brach sich in dieser dumpfen, schluchtenartigen Rinne, die sich unter ihm ins Wesenlose senkte. Eng genug war sie freilich, und was das Schlimmste: er wußte nicht, wie weit das Seil reichte! Geopfert mußte es an dieser Stelle werden. Es war keine Möglichkeit, einen Teil abzuschneiden und an einem neuen Vorsprung zu befestigen. Denn dergleichen gab es nicht in diesem unheimlich glatten, nur hier und da von vereisendem Schnee überfrorenen Kamin. Wie es aber unterhalb der Stelle aussah, in der das Tauende im Wind hin und her schwankte, das mochten die Götter wissen. Gab es da keinen Halt für Fuß und Hand, so war man wiederum so gut wie verloren.

Mühsam glitt er, halb schwebend, halb mit Schultern, Ellenbogen, Knieen und Stiefelspitze sich an das Gestein stemmend, hinab. Zuweilen wurde die Rinne so schmal, daß sein Körper kaum mehr darin Platz hatte und er mit halbem Leibe über die Felswand hinaushing, an der die Glieder niederstrebten. Dann wieder trat sie auseinander, daß er ungehindert klettern konnte.

Nun stand er schweratmend auf einer Felsenleiste am Ende des Seils. Ein Blick

in den stiebenden Schneedunst zu seinen Füßen brachte ihm neue Hoffnung. Völlig konnte sein Auge zwar durch die Flocken nicht durchdringen — aber täuschte es ihn nicht ganz und gar, so schimmerte da, zwölf, fünfzehn Fuß unter ihm eine weißüberschneite, feste Platte.

Noch einmal packte er das Seil, glitt bis zu seinem äußersten Knoten hinab, schloß die Augen und ließ es los. Beinahe im selben Moment schon empfand er das Aufschlagen seiner Schuhabsätze auf hartem Schnee, er stürzte auf ihn hin, er glitt zwei, drei Schritte über den spiegelnden Firn nach dem Rande zu, dann gewann er Halt und saß aufrecht da.

Der Orkan hatte sich etwas gelegt. Nur von ganz oben, aus den höchsten Höhen des Berges klang es zuweilen in wütendem Pfeifen und Donnern, mit dem der Sturm die äußerste Spitze des Matterhorns umfegte. Sonst aber löste er sich jetzt für eine kurze Ruhezeit in langgezogenes Klagen, in ein Winseln auf, das langsam diese eisigen Halden entlang strich.

„Aufgepaßt!" Eine unsichtbare Stimme, heiser und rauh wie die eines Raubvogels, warnte aus dem Nebel herab. Gleich darauf flog sausend ein langer, dünner Gegenstand durch die Luft, ein Eispickel, der sich im Winde überschlug und blitzschnell verschwand.

„Na ... endlich!" murmelte der unten finster und rieb sich die erstarrten Finger, ehe er wieder die Handschuhe anzog. So hatte sich der Professor doch entschlossen, ihm zu folgen und sich in der Not seiner Bergaxt, die er beim Klimmen doch nicht mehr halten konnte, entledigt.

Richtig. Da tauchte er in dem Kamin auf. Eine schwärzliche, ruckweise durch die weißen Flocken niedersinkende Masse, die mit einem neuen „Aufgepaßt" und plötzlichem Aufschlag ihm vor die Füße kollerte.

Er packte ihn und hielt ihn fest. Die beiden saßen im Schnee nebeneinander.

Der Professor lachte laut auf und faßte mit beiden Händen die Rechte seines Freundes. Er schien in rosigster Laune. Seine Augen strahlten.

„Jetzt dank' ich Ihnen aber auch recht schön!" rief er mit verklärtem Gesichtsausdruck, „... recht von Herzen dank' ich Ihnen, lieber Freund! Jetzt hab' ich's!"

„Was denn? ... einen Weg da hinunter?"

Der Kleine machte eine verächtliche Handbewegung. „Lassen's mich aus mit dem Weg! Wir finden schon einen! Uns beiden thui doch das Matterhorn nix! Aber das Bild hab' ich ... das Bild, wissen's ... das mir seit Jahren vorgegangen is ... Jetzt hab' ich erkannt, was die Berge sind ... jetzt haben sie mir ihr Geheimnis geben müssen ... jetzt mal' ich ein Bild, daß die Leut' mit gefalteten Händen davor stehen und mich kaum anzuschauen wagen, wenn ich unter sie tret' ..."

Der Baron erhob sich mühsam. Ihm wurde immer unheimlicher bei dem irren Reden des Zwergs.

„Machen's voran!" sagte er finster, „... wir müssen die Wand immer weiter 'runter, wie 's eben geht, wenn man kein Seil mehr und nur einen Pickel hat ..."

Ein mächtiges Poltern wurde über ihnen hörbar. Es kam rasch, in dröhnenden Sprüngen näher. Ein Felsblock von riesenhaftem Umfang schoß über die Steinwände zu Thal. Unter der weißen Schneedecke sprühten die roten Feuerfunken, wo er auf das Gestein aufschlug, und lange noch klang von unten der wüste Lärm. Und andere kleinere Geröllbrocken folgten ringsum. Im Wetterbrauen sah man sie ihre rasche, tödliche Bahn ziehen, durch die Pausen des neuerwachenden Sturms hörte man ihr unheilverkündendes Prasseln und Kollern.

Nur vorwärts ... so rasch wie möglich aus dem Bereich dieses furchtbaren Steinschlags heraus! Wieder begann die Kletterei auf Leben und Tod, über vereiste Klippen schräge hinab, auf hastig gehauenen Stufen über steile Eishänge, halb rutschend, halb niedersteigend zwischen Felsgewirr und Schnee, weiter, immer weiter unter dem Steinhagel, den der Berg an dieser seiner gefürchtetsten Flanke entsendet.

Man konnte den Feind kaum sehen und kaum hören. Aus dem Schneesturm, der sein Nahen überbrüllte, schoß er plötzlich heran und verschwand ebenso schnell in der Dämmerung. Wie der Soldat in der Schlacht hilflos über sich die stiebenden Granatenwolken schaut, an seinem Ohr das scheußliche Singen der Kugeln vernimmt,

so erblickten sie über ihren Häuptern die in weitem Bogen springenden, in Stücke zerschellenden Steinklumpen, fühlten sie, wie neben ihnen, rings um sie her die oft kaum faustgroßen Unholde niederschnellten.

„Vorwärts!" schrie der Baron durch den Sturm, „... vorwärts, wenn das Wunder geschehen soll, daß wir da lebend herauskommen ..."

Mit unheimlicher Geschwindigkeit ging es hinab. Und noch immer verschonte sie der Tod.

Der Professor lachte. „Das hat keine Not!" rief er von oben seinem Gefährten zu. „... Wissens, wie's im Volkslied heißt: Eine jede Kugel trifft ja nicht!"

„Lästern Sie nicht," erwiderte der andere dumpf und schwang sich mit rascher Schulterdrehung an einer überhängenden Platte vorbei. „... Das steht nicht bei uns! Hier sind wir in einer höheren Hand ..."

Der Zwerg wollte etwas Spöttisches erwidern, als sein Blick auf ein breites, sich unter ihnen öffnendes Couloir fiel. „Triumph!" zeterte er, „... „Triumph, Baron! Da führt ja das Couloir 'runter ... das hab' ich schon lang gesucht ... das ist der rechte Weg ... die reine Chaussee für Leute wie wir ..."

Allerdings ... durch das Couloir waren sie aufgestiegen! Man sah noch an den vereisten Stellen schwache, vom Schnee überdeckte Überreste der am Morgen gehauenen Stufen.

Der Baron warf einen prüfenden Blick hinunter. „Wann uns da der Steinschlag trifft ..." murmelte er.

„Ach was ... Steinschlag! ..." Das Männchen schlüpfte wie ein Wiesel in den Ritz hinein. „... Solange Sie bei mir sind, hat's keine Gefahr ... das Matterhorn und ich sind zwei gute Freunde ... das hat es mir gesagt ... da oben im Sturm ... ‚dich hab' ich gern!' hat's gesagt ... ‚dir thu' ich kein Leid an ...'"

Und wirklich verstummte, während sie sich durch die Ritze herabwanden, ganz plötzlich und unheimlich das Prasseln der fallenden Trümmer. Der Wind stöhnte nur in vereinzelten Stößen hoch über ihnen, das Flockengewirr lichtete sich, und die Luft begann merklich heller zu werden.

„Sehen's wohl!" Der Professor kletterte geschäftig voraus. „... Das hab' ich gewußt. Ganz behaglich geht's hier hinunter. In ein paar Stunden sind wir daheim und ich morgen früh, wenn die Sonne aufgeht, vor der Leinwand. Sie dürfen zuschauen, Freund, wenn's still sind. Das wird schon's höchste, sag' ich Ihn ..."

Er hatte den Kopf zurück nach oben gedreht, und plötzlich fuhr ein ungläubiges, staunendes Entsetzen über sein Gesicht.

Der andere that wie er, und alle Muskeln erstarrten ihm in plötzlichem, jähem Krampf. „Da kommt der Tod!" Das war sein einziger Gedanke.

Kein einzelner Stein prasselte da nieder. Nein, in betäubendem Krachen und Dröhnen rauschte eine ganze Schutthalde durch den Kamin herab, Steine aller Art, vom walnußgroßen Würfel bis zum ungefügen Block, rechts und links an die Wände prasselnd, in Sturmeseile niederstrebend auf die beiden Männer, die in den Felsen gefangen, sie wehrlos erwarten mußten.

Und doch ... der Bruchteil einer Sekunde war noch Zeit. Mit einem ungeheuren Satze schwang sich der Baron, schon fast unter dem herabschauernden Hagel, auf eine winzige, seitwärts des Kamins in die Luft ragende Kante, die gerade noch einem Fuße Halt bot. Fast in gleichem Augenblick schon dröhnte das Wetter um ihn her, im Funkenspritzen zitterte das Gestein, durch den Dampf zerpulverten Gerölls flogen Schnee- und Eisbrocken in die Luft, und zwischen der klirrenden Felsenmasse fuhr klagend wie ein kleines Kind ein dunkles Etwas mit in die Tiefe ... ein hilfloses, lebloses, sich schwerfällig wälzendes Etwas, das eben noch ein Mensch war.

Er konnte dem Professor nicht nachschauen. Er fühlte, wie der verwitterte kleine Vorsprung unter seinem Fuße nachgab und sich von der Wand löste. Noch griff er, als kaltblütiger Berggänger, mit beiden Händen am Gestein entlang nach einem Halt, noch suchte das andere Bein in eilfertigem Tasten irgend eine Ritze, eine Kante in der schrägen Fläche ... es war nichts da ... zerbröckelnd wich alles unter ihm ... der Fuß fuhr in die Luft ... der Körper begann zu fallen.

Im nächsten Augenblick lag er auf dem Rücken, den Kopf nach unten und fühlte, wie er schneller und immer schneller glitt.

Schmerzen empfand er nicht. Er spürte wohl, wie sein Kopf hart da und dort an Felsen schlug, aber sein Geist blieb hell und ungetrübt.

In unbegreiflicher Schnelle schoß sein ganzes bisheriges Leben an ihm vorbei. Was er gethan und gelitten, was er gedacht und gewünscht, das entrollte sich in bunten, leuchtenden Bildern bis zu jener letzten, entscheidungsschweren Stunde gestern.

Und wieder sah er ihr Gesicht vor sich, das schöne, kluge Gesicht, um dessen leicht vom Hauch der Berge gerötete Wangen das goldene Lockenhaar spielte, und wieder hörte er ihre helle, klare Stimme ... immer süßer ... immer silberner ... in rauschenden Accorden, die, mächtiger anschwellend, aus blühenden Regenbogen sich emporwölbend, sein Ohr umschmeicheln. Das hallt wie Klänge einer anderen Welt, ein Farbenspiel von überirdischer Pracht gaukelt vor den Augen ... und dann ein harter Schlag ... die bunte Welt versinkt ... es wird still und stumm ... und tiefes Dunkel rings umher ...

## XV.

Tiefes Dunkel ... ein erstickendes, undurchdringliches, wie mit Händen zu greifendes Dunkel! ... Kein Laut ... keine Bewegung ... alles Sein ertränkt in einer ungeheuren, endlosen Nacht! —

War das der Tod? ... Er wußte nicht, wo er sich befand. Er erschrak nicht einmal bei dem Gedanken, daß er vielleicht hier im Sarge, tief in der Erde liege.

Aber er atmete doch. Und langsam kam ihm die Erinnerung, daß vor langer Zeit — er wußte nicht ... waren es Stunden, Tage, Wochen — etwas mit ihm vorgegangen. Er war abgestürzt ... jawohl ... das war es ... von brüchigem Gestein in eine unbekannte Tiefe hinabgeglitten, die ihn jetzt noch umfangen hielt.

Er schöpfte wiederum rasch und tief Atem. Das ging ohne sonderliche Beschwerde. Es war kein Zweifel: er lebte. Der Fall hatte ihn nicht getötet. Sehr hoch konnte der also nicht gewesen sein.

Aber wie kam das? Er wußte doch, wie schroff die Felswand sich hier zu Thale senkte. Einerlei ... wenn er nur unverletzt war.

Vorsichtig bewegte er im Dunkeln die Arme. Die rechte Hand stieß an eine harte, kalte Fläche. Es mußte beeistes Gestein sein. Und zugleich hörte er — den ersten Laut außer seinen schweren Atemzügen — ein leises Schlürfen über dem Boden. Er griff danach. Es war das abgerissene Ende eines um sein Handgelenk geschlungenen Lederriemens, das da im Schnee raschelte.

An diesem Lederriemen hatte er nach guter Bergsteigerart die Eisaxt befestigt getragen. Eine heftige Gewalt, ein starker Ruck mußte den zähen Streifen gesprengt haben. Und nun wurde es ihm klar: im Niedergleiten hatte sich der Pickel mit seinem scharfen Doppelzahn irgendwo in den Zacken und Rissen des Gesteins verbissen. Wie ein Anker hielt er den Sturz auf. Wohl riß das Lederband, das ihn mit dem leblosen Körper verbunden hielt — doch dieser war in seinem Fall gehemmt — eine ebene Fläche, die das Glück gerade hier aus der schroffen Wand hervorspringen ließ, fing ihn auf.

Die Fläche war mit Schnee bedeckt. Er hörte sein Knirschen unter sich und empfand seine Nässe. Aber wie groß die Fläche war — wohin sie verlief — darauf blieb ihm das Dunkel die Antwort schuldig.

Er streckte den linken, dann den rechten Fuß aus. Sie waren schmerzlos und unverletzt. Wohl aber fuhr das linke Bein, als er es etwas zur Seite rückte, in freie Luft hinaus. Er mußte also dicht am Rande des Abgrunds, auf einer schmalen Platte liegen.

Bei dieser Erkenntnis richtete er sich jählings in die Höhe, und jetzt erst merkte er, wie schwer sein Kopf war. Eine unerträgliche, schmerzhafte Last wuchtete da auf der einen Seite. Es war, als habe ihm jemand eine Bleikappe schräg über die Haare gestülpt und Blei über die rechte Schläfe und Wange bis zum Barte hinab gegossen.

Unter dieser starren, seltsamen Decke aber rieselte es jetzt, als er sich aufsetzte, lauwarm und ganz angenehm in dünnen Strähnen über sein Gesicht. Er riß sich den Handschuh ab und griff danach. Es war etwas Feuchtes ... etwas Klebriges ... natürlich ... es war Blut ...

Blut, das geronnen und in der Kälte gefroren, als drückende Last seinen Kopf

umspannt hielt ... Blut, das jetzt, bei seiner plötzlichen Bewegung, unter dieser Kruste hin frisch und warm hervorquoll.

Er faßte in den Schnee, preßte ein paar handgroße Brocken davon auf die rieselnden Stellen und legte sich wieder lang hin. In kurzem hörte die Blutung auf.

Er war also am Kopfe verletzt. Kein Wunder ... nach solchem Sturz.

Auf dem Rücken liegend sah er mit offenen Augen in das unendliche Dunkel hinauf. Wie hoch mochte er von da herabgestürzt sein? Wenn der Tag graute, konnte man es wohl erkennen. Aber würde er das noch erleben?

Vielleicht doch. Die Luft war jetzt kühl, aber weich. Der Schneefall hatte, wie gewöhnlich, ihre strenge Kälte gedämpft, und vom Sturm hörte man nichts mehr als zuweilen ein vereinzeltes Stöhnen hoch oben aus der Finsternis her. Erfrieren würde er also nicht. Und seine Wunde war kaum tödlich. Wenn er Kraft genug behielt, sich bei Tagesanbruch weiterzuschleppen, wenn die Führer ihn suchten und glücklich fanden — dann mochte er doch noch einmal sich der goldenen Sonne freuen.

Und dann? Ein Schrecken zog plötzlich dem Einsamen das Herz zusammen. Sie harrte ja morgen auf ihn! Vielleicht hatte sie eben jetzt ihrem Manne gesagt, wie es zwischen ihnen beiden stand.

War das geschehen, dann mochte ihn der arme, gutmütige Mensch jetzt wohl aus allen Kräften seiner schwachen Seele hassen, wie man ein Raubtier haßt, das alles verwüstend in eine friedliche Hürde einbricht. Er verlor seine Frau, sein Heim, sein Glück und Zutrauen zu den Menschen ... alles ... durch ihn!

Wenn der Arme wüßte, wie es mit seinem grimmigen Gegner jetzt aussah ... wie der hilflos in einsamer Nacht auf weltenferner Schneeklippe mit dem Tode rang ... nein ... Mitleid konnte er ihm doch nicht zollen!

Aber auch nicht von dem anderen erwarten. Der hatte das alles ja schon selbst durchgemacht. Der that nichts anderes, als all das Leid und den Schmerz weitergeben, den man ihm selbst zuvor zugefügt.

Da regte es sich in der schweigenden Nacht. Ein Poltern kam von oben ... ein sprungweises Kollern ... auf zwanzig ... dreißig Schritte Entfernung fuhr es wie ein Sausen herab, ein harter Anprall ... ein paar Feuerfunken sprühten durch das Dunkel ... dann verlor sich der Lärm in der Ferne.

Der Steinfall! Seine Fäuste krampften sich zusammen. Ließ der Tod denn noch nicht von ihm ab?

Nein. Da donnerte es wieder, weit in der Ferne. Das mußte ein mächtiger Block sein. Er stürzte wohl in unergründliche Tiefen. Man hörte ihn nirgends mehr aufschlagen.

So konnte es noch nicht spät in der Nacht sein! Um Mitternacht herum — das wußte er — hörte der Steinschlag völlig auf, wenn beim Sinken der Luftwärme die Felsen fest in ihren Eis- und Schneebetten einfrieren.

Aber wie lange war es noch bis dahin? Und inzwischen lag er hier auf schmalem Frostbette, des Todes gewärtig, der jeden Augenblick unsichtbar durch das Dunkel auf ihn niederschießen konnte.

Wäre nur ein schwacher Lichtstrahl da ... nur ein Augenblick Erlösung von dem entsetzlichen Dunkel, daß man den drohenden Feind wenigstens sehen konnte. Umsonst! Seine Zündhölzer waren ihm im Sturze mit allem anderen aus der Tasche geglitten. Und oben am Himmel spähte sein Auge vergebens nach Mond und Sternen. Auch sie waren verschluckt und verschwunden in der dichten, zu rabenschwarzen Wolken sich ballenden Nacht.

Am besten ... man dachte nicht an die Gefahr!

Wenn er ihr entging ... wenn er am Leben blieb ... ja, helfen konnte er jenem anderen nicht. Der mochte sehen, wie er damit fertig wurde. Er selbst hatte das ja einst auch thun müssen!

Freilich ... er war stark und jener dort war schwach. Er trug den Schlag wie ein Mann. Jener würde darunter zusammenbrechen.

Aber wieder regte sich in ihm trotz Not und Tod der Trotz, das grimmige, kampfbereite Kraftgefühl: wenn jener schwach ist — wohl, das ist sein Unglück! Wir sind nicht dazu da, die Schwachen zu erhalten! Mögen sie untergehen! Das ist der Lauf der Welt!

Durch das Dunkel fuhr es heulend und pfeifend wie ein Wetterschlag nieder. Dicht neben seinem, entsetzt auffahrenden Haupte krachte es wie Donner von dem schmetternden Aufprall des Steinblocks, der in jähem Satze weiter in die Nacht hinuntersprang. Kleine Felssplitter klirrten von den Wänden ab, und die Luft, die er schweratmend einzog, füllte sich mit qualmigem, zwischen den Zähnen knirschendem Staube.

Unwillkürlich griff seine Hand nach der jetzt schneefreien Stelle, wo, zwei Zoll von seinem Ohr, die Vernichtung einen Augenblick gerastet. Kalter Schweiß trat auf seine Stirne. Er fühlte sich wehrlos in der Hand des allmächtigen Geschicks.
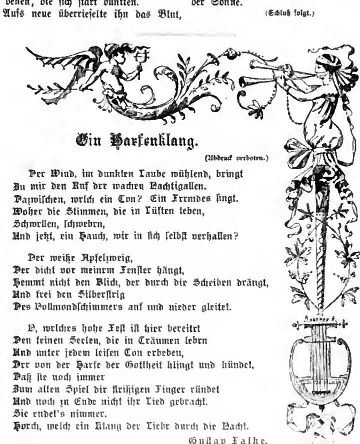
Das spielte mit den Schwachen, wie mit denen, die sich stark dünkten.

Aufs neue überrieselte ihn das Blut, sein Bewußtsein begann zu dämmern. Und durch das Wandern und Verblassen seiner Gedanken klang es wie eine leise Mahnung: „Laß du dem Schicksal seinen Gang. Greife nicht in sein Walten ein!“

„Dein Schicksal ist das blonde junge Weib da unten. Was die in heißen Kämpfen und Thränen bei sich beschließt und vor sich und ihrem Gewissen verantworten will, das allein sei der Urteilsspruch über deine Zukunft. Den nimm du schweigend, ohne Drängen und Widerrede, hin . . .“

Das war der letzte Steinschlag gewesen. In kälterem Hauch umwehte die Luft den leblosen Körper, und hoch oben am Himmel verkündeten im Rinnen der Stunden ferne, durchsichtig glühende Feuerflecken das Nahen der Sonne.

(Schluß folgt.)



## Ein Harfenklang.

(Abdruck verboten.)

Der Wind, im dunklen Laube wühlend, bringt
Zu mir den Ruf der wachen Nachtigallen.
Dazwischen, welch ein Ton? Ein Fremdes singt.
Woher die Stimmen, die in Lüften leben,
Schwellen, schweben,
Und jetzt, ein Hauch, wie in sich selbst verhallen?

Der weiße Apfelzweig,
Der dicht vor meinem Fenster hängt,
Hemmt nicht den Blick, der durch die Scheiben drängt,
Und frei den Silbersteig
Des Vollmondschimmers auf und nieder gleitet.

O, welches hohe Fest ist hier bereitet
Den feinen Seelen, die in Träumen leben
Und unter jedem leisen Ton erbeben,
Der von der Harfe der Gottheit klingt und kündet,
Daß sie noch immer
Zum alten Spiel die kräftigen Finger ründet
Und noch zu Ende nicht ihr Lied gebracht.
Sie endet's nimmer.
Horch, welch ein Klang der Liebe durch die Nacht.

Gustav Falke.



Holländische Fischerfrau. Nach einer Ölstudie von Hans von Bartels.



Das Atelier des Künstlers.

# Hans von Bartels.

Von

## Fritz von Ostini.

Mit zwei Kunstbeilagen, einem Porträt des Künstlers und zehn Textabbildungen.

(Abdruck verboten.)

Die Aquarellmalerei als ausschließlicher Kunstzweig wird in Deutschland noch immer wenig gepflegt. Das mag seinen Grund zum guten Teil darin haben, daß bei uns die Kunst mehr auf Vertiefung, auf Intimität ausgeht und darum das Bedürfnis nach einer leicht beweglichen, Erfassen und Ausführen zeitlich möglichst nahe zusammenrückenden Technik für viele Künstler nicht vorhanden ist. Für ein liebevolles Ausgestalten, ein andächtiges Sichversenken in den Stoff eignet sich die Oelmalerei und alles das, was ihr ähnelt, wie die verschiedenartigen Temperatechniken, besser. Es giebt freilich Virtuosen der Geduld, Meister der Kleinmalerei auch unter den Aquarellisten. Aber zu einer vollen gedeihlichen Entfaltung seines Könnens gelangt ein solcher eigentlich doch nur Aufgaben gegenüber, die es fordern, daß der Künstler mit schneller und leichter Hand flüchtige, rasch wechselnde Eindrücke festhält. Solche Aufgaben sind in der Hauptsache nur den Landschaftern gestellt und unter diesen wieder am meisten denen, welche das Meer malen mit seinen nie rastenden Wellen und



Hans von Bartels.



Aquarellstudie zu einer kauernden Frau.

seinem hohen, unsagbar wechselvollen Himmel, mit seiner hellen Beleuchtung und seinen zarten Tintenunterschieden im höchsten Lichte.

Als Aquarellist in diesem Sinne hat **Hans von Bartels** in Deutschland kaum seinesgleichen, und auch als Schilderer des Meeres steht er in allererster Reihe. Technische Schwierigkeiten in dieser von allen anderen Malarten wohl am schwersten bis zur Vollkommenheit zu erlernenden Malweise scheint dieser Künstler in der That kaum zu kennen. Er wagt sich an Formate heran, wie sie früher der Aquarellist nie gekannt, an die stärksten Farbenwirkungen, an die glühendsten Beleuchtungseffekte, an alles, was sich vordem nur der Ölmaler der Natur nachzubilden unterfing. Ja an noch mehr! Denn so klare Lüfte, so sonnighelle Stimmungen, einen so leuchtenden Glanz über Ufer und Wellen, wie sie uns Bartels auf vielen seiner Bilder von der Nordsee, von Rügen, von Holland sehen läßt, erreicht man mit den Mitteln der Ölmalerei nur schwer oder gar nicht. Und im Erzwingen dieser Wirkungen, dieser Transparenz in Luftigkeit, welche jeden Gedanken an das Körperhafte der Farbe aufhebt, liegt der größte Reiz der Aquarellmalerei. Die Schönheit Menzelscher Aquarelle mit ihren süperben Feinheiten gründet nur zum geringen Teile in dem specifisch Aquarellistischen dieser Werke, sondern im Malerischen überhaupt, Menzel wäre das, was er ist, genau so, wenn es nur Wasserfarben gegeben hätte. Anders ist es mit Bartels. Sein ganzes künstlerisches Empfinden hat ihn zu dieser Technik hingedrängt, und ohne sie wäre er vielleicht ein sehr guter, gewiß aber ein ganz anderer Maler, als er ist. Bartels ist auch als Ölmaler ein geschickter Könner, dem kein Kniff der Technik fremd ist; aber das Beste, was er schuf, das, womit er sich seinen Namen als Maler gemacht hat, das, worin sich seine Persönlichkeit am stärksten ausspricht, hat er aquarelliert. Er nennt die Wasserfarbe selbst sein eigentliches Ausdruckselement und stellt — darüber kann man ja wohl anderer Meinung sein, für seine Individualität aber ist diese Auffassungsweise wohl bestimmend — die Aquarellendevise so hoch, daß er

sagt, sie baue sich als Spitze auf der Grundlage der Ölmalerei auf. Lassen wir ihn selbst aussprechen, was er über seine Technik denkt — auch für die Beurteilung seines künstlerischen Wesens ist die kleine Auseinandersetzung höchst charakteristisch:

„Zur Behandlung eines Aquarells gehören vor allem eine große Sicherheit der Zeichnung, präcises Bewußtsein dessen, was man malen will, eine rasche, sichere Hand und Geistesgegenwart bei Behandlung großer Flächen, wie sie Luft und Wasser bieten. Bei einem Ölbild kann der Lernende wieder und wieder versuchen und experimentieren, ja er kann zuletzt, wenn ihm die Sache mißglückt, auf derselben Leinwand ein ganz neues Motiv anfangen u. s. w."

Mädchen aus Bornholm. Nach einer Bleistiftstudie.

Sicherheit der Zeichnung, Geistesgegenwart in allen jenen Phasen seiner Arbeit, in denen jeder Pinselstrich nahezu unwiderruflich festsitzt und jede Unsicherheit den Ruin der Arbeit zur Folge haben kann, sind Bartels denn auch in hohem Maße eigen. Er hat eine kräftige, schneidig zugreifende Hand, und das gleiche Temperament offenbart er in der Farbengebung, in der Wahl seiner Stimmungen. Starke Kontraste von Hell und Dunkel, reiches Licht, kräftige Formen und klare Linien finden wir bei ihm immer; fast stets vermeidet er weiche Stimmungen, ein Schwelgen in „Ton," der allerdings



Fischerboote bei Valendamus (Holland). Nach einer Ölstudie.



Morgenstimmung: Dampfer auf dem Wege von Calais nach Dover. Nach einer Aquarellstudie.

heute bei gar vielen — freilich nicht bei allen — Mangel am Können verdeckt, fällt ihm niemals ein. Er neigt eher zur Härte, als zur Weichlichkeit, und je mehr ihn seine Motive nach dem ersteren Extrem zuführen, desto sieghafter ist seine Kunst; je weicher er wird, desto weniger ist er er selbst.

In letzteren Fall kommt er aber, wie gesagt, selten. Frische Freude an Gottes schöner Welt, an Sonnenschein und glitzerndem Wasser muß er äußern dürfen, dann ist er so recht zu Hause. So hat ihn sein ureigenstes Wesen zum Marinemaler gemacht, und als solcher ist er Meister geworden. Nicht, daß er anderes nicht könnte. Es existieren von Hans von Bartels prächtige holländische Interieurs, auch farbenglühende Gartenbilder und allerliebste figürliche Scenen. In einer Fülle von Studien dieser Art, welche der Maler direkt vor der Natur geschaffen, hat er eine verblüffende Leuchtkraft und Frische der Farbe, eine herzenerquickende Wahrheit entwickelt. Hans von Bar-

Dorsche. Nach einer Ölstudie.

tels' Lebensgeschichte ist, wie sein Wesen, ohne jede Romantik. Er wurde am 25. Dezember 1856 zu Hamburg geboren. Ein Vierteljahr nach der Geburt des Knaben starb sein Vater, und des ersteren Erziehung lag nun ganz in den Händen seiner Mutter, einer künstlerisch veranlagten, vorzüglichen Frau. Den ersten Unterricht erhielt er bei dem Marinemaler Rudolf Hardorf in Hamburg (geboren 1816), bei dem der Jüngling von 1874 bis 1876 blieb. Dann ging er auf zwei Jahre nach Düsseldorf zu Adolf Schweitzer (geboren 1847 zu Dessau) und dann noch auf ein Jahr nach Hamburg zu Karl Österley junior (geboren 1839). Schon vom achtzehnten Jahre ab machte er fleißig Studienreisen in Holstein und auf Rügen, von 1879 bis 1884 reiste er in Italien, das ihn so mächtig anzog, daß er 1885 nach München übersiedelte, nur, um hier dem geliebten Lande näher zu sein. Und seltsam! Erst in München fand Bartels (in künstlerischem Sinne) die Verehrung für die nordische Heimat wieder, er wandert nun Jahr für Jahr an die nordische See, und von dort holt er sich die Motive zu jenen Bildern, welche seinen Ruf begründeten und aufrecht erhielten.

Wie schon angedeutet, sind des Künstlers Bilder in überwiegender Mehrzahl in Wasserfarben ausgeführt, nur hin und wieder greift er zur Ölmalerei, die er, wie gesagt, trefflich beherrscht, die ihm aber nicht Gelegenheit genug gibt, die ganze Frische und Eigenart seines Talentes voll auszuleben. Das, was man früher „reine Aquarelltechnik" nannte, das Aquarellieren mit gänzlichem Vermeiden aller Deckfarben, der „Gouache," hält Bartels für einen



Rügener Fischer. Nach einer Aquarellstudie.

überwundenen Standpunkt, er verbindet beide Techniken mit höchster Vollkommenheit, und es hat gewiß darum noch niemand über Mangel an Leuchtkraft, Lustigkeit und Transparenz in seinen Werken geklagt. Es handelt sich aber wohl bei der Sache darum, die beiden Techniken an

der richtigen Stelle anzuwenden; außerdem ist das Farbenmaterial des modernen Aquarellisten ein so vorzügliches, daß er manches wagen kann, was man früher nicht wagen durfte. Wo Bartels Gouache in einem Aquarell anwendet, geschieht es nicht, um verwaschene, verdorbene Stellen zuzudecken, sondern, weil an jenen Stellen die Gouache von der besseren Wirkung ist. Ruhige Hand und klare Zielbewußtheit sind ein vornehmes Charakteristikum seiner Art. Es gibt Wasserfarbenvirtuosen, die im Erjagen und Erhaschen, im geistreichen Verwenden fie vor der ersten bestimmten und schweren Aufgabe steht. Bewußte Kraft ist ein ander Ding.

Schon zu Anfang der achtziger Jahre hat Hans von Bartels' Name in Deutschland einen guten Klang gehabt, und mit jedem Jahre drang dieser Klang weiter, häuften sich die Auszeichnungen, welche dem Künstler zu teil wurden. Eine stattliche Anzahl bedeutsamer öffentlicher und privater Galerien besitzt Werke von seiner Hand, in allen großen deutschen Ausstellungen fast war er vertreten. Im Jahre



Landsend: Cornwall Brandung. Nach einer Ölstudie.

von Zufälligkeiten Meister sind, aber diese Art zu schaffen ist Bartels' ganzem Wesen fremd. Er weiß zum Beginn der Arbeit, was er will, und weiß, daß er es kann. In Wahrheit freilich ist diese Art, mit seinem Pensum fertig zu werden, in allen Techniken und Kunstgebieten diejenige, welche zum sichersten Erfolge führt und welche allein die Dauer eines künstlerischen Erfolges garantiert. Genialthuerische Kühnheit ohne die nötigen Fonds an positivem Können mag wohl zu vorübergehenden Erfolgen verhelfen; sie versagt aber, sobald 1886 hatte er auf der Berliner Ausstellung zuerst Erfolge mit seinen „Heringsfischern am Strande von Mönchgut" — eine Reihe seiner besten Bilder von Land und Meer und malerischen alten Ortschaften stammt überhaupt von der sagenumwobenen Insel Rügen. Etwas später fällt sein Bild „Nebel auf See;" 1888 malte er den figurenreichen „Fischerkreis am holländischen Strande." Ein „holländisches Fischerdorf" besitzt die Berliner Nationalgalerie, desgleichen das Bild „Sturmflut," in dem die Wildheit des entfesselten Elementes, das



Ein holländisches Interieur in Veere. Nach einer Aquarellstudie.

über eine unglückselige Küstenstadt hereinrast, mit imponierender Macht und Wucht zum Ausdrucke gebracht ist. Einen „Mondaufgang auf Rügen“ hat die Prager Galerie erworben, den „Sturm auf Bornholm“ 1889, eines der schönsten Bilder von Hans von Bartels, nennt Se. Majestät der Deutsche Kaiser sein eigen, ebenso das „Seetreffen am Kap Vincent.“ „Voll Dampf voran“ schildert einen durch hochgehende, stark bewegte Wellen sich mühsam durcharbeitenden Dampfer — das Bild ist heute Eigentum der königl. Neuen Pinakothek in München, ebenso die koloristisch besonders reizvolle derer Liebe ist auf diesem Bilde das malerische, koloristisch-interessante Gestein des Vordergrundes behandelt.

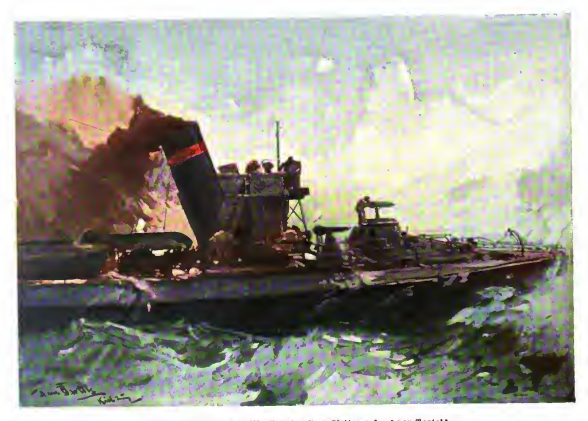
Auch Figürliches hat Hans von Bartels wiederholt gemalt, und es scheint, als wolle er in neuester Zeit dem Figürlichen überhaupt einen breiteren Raum in seinen Bildern gönnen. 1890 etwa mag das Bild „Neugierige holländische Mädchen“ entstanden sein: in einem Thürrahmen sehen wir eine ganze Anzahl hübscher junger Holländerinnen verschiedener Altersstufen stehen, die dem Beschauer entgegenlachen. Das Ganze ist eine liebenswürdige „Strafe“



Stürmischer Abend bei Bornholm. Nach einer Ölstudie.

„Mondnacht an der Zuidersee.“ Mit wundervollem Glanz liegt das Gold des Vollmonds auf den blauen Fluten. Für die Hamburger Kunsthalle wurde der „alte Wandrahm in Hamburg“ gemalt, „Einsamer Strand“ hat die Nationalgalerie in Budapest angekauft. Im Jahre 1895 sahen wir im Münchener Glaspalast im „Sturme auf Landsend“ eine der kecksten Darstellungen stürmisch bewegten Wassers, welche der Künstler je gewagt hat. Eine „Brandung“ von verwandten Eigenschaften war im gleichen Jahre in der bekannten Eliteausstellung zu Venedig zu sehen. Mit besonfür neugierige Mädchen, welche den Künstler beim Arbeiten störten, respektive ihm das Licht wegnahmen. Auf der Berliner Ausstellung 1895 hatte Bartels ein Bild „Erste Liebe“, und in seinem Atelier steht manches frisch und lustig gemalte Figurenbild, so das einer jungen Feldarbeiterin, ein alter holländischer Schiffer in roter Jacke und etliche sehr flotte Figurenstudien. Auch das Bildnis seiner Gattin hat der Künstler wiederholt gemalt.

Seine Studien arbeitet Bartels teils in Öl, teils in Aquarell; flüchtige Eindrücke hält er auch wohl ganz skizzenhaft im



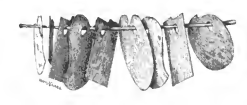
Torpedoboot beim Angriff. Nach einer Aquarellstudie von Hans von Bartels.

Taschenbuche mit etlichen Bleistiftstrichen fest. Er sagt, daß er beim Anblick eines Motives dieses sofort entweder „in Öl oder in Aquarell empfinde“ und vermag für die Verschiedenart der beiden Eindrücke wohl selbst keinen anderen Grund anzugeben, als eben sein künstlerisches Gefühl. Die vielen, vielen Ölstudien, die er gemalt hat, behandeln zum überwiegend größten Teile Wasser, ruhiges und bewegtes, Sturm und Brandung, Sonnenschein und Mondglanz über dem Meere. Sie sind meist mit kühner Schnelligkeit hingesetzt in rein erquicklicher Ursprünglichkeit und Frische. Der Künstler vermeidet es grundsätzlich, seine Studien später irgendwie noch einmal zu berühren, sie durch nachträgliche Retouchen zu verändern, und erachtet mit Recht eine Sammlung zuverlässiger und ungeschminkter Studien als den kostbarsten, unersetzlichen Schatz des Landschafters.

Die zahlreichen Aquarellstudien, welche der Künstler sich im Laufe der Jahre gesammelt hat, sind fast durchweg vor der Natur vollständig durchgearbeitet, bis ins letzte Eck mit unermüdlicher Liebe studiert — einfach fertige Bilder! Eine große Anzahl reizvoller holländischer Interieurs mit Staffagen (zu den schönsten zählt die diesen Zeilen beigegebene Stube mit der am Feuer sitzenden Frau), Architekturen, Studien nach Schiffen, nach Gärten, Figurenstudien u. s. w. enthält die schmucke Truhe, in welcher Hans von Bartels seine Aquarellarbeiten verwahrt. Hier ist noch Material für ungezählte lange Winter aufgespeichert, für ungezählte große Bilder. Eine der prächtigsten von diesen Wasserfarbenstudien steht zur Zeit in des Malers Atelier auf einer Staffelei und harrt der Ausführung im großen, „Kap Landsend.“ Ruhige, tiefblaue See, goldfarbige, mit Algen und Moosen bewachsene, von Seevögeln belebte Felsen im Vorder- und Mittelgrunde.

Hans von Bartels hat alle Teile der nordischen Meere studiert und durchfahren, hat monatelang in größter Einsamkeit auf Landsend in Cornwall gelebt, kennt die normannischen, holländischen und dänischen Küsten, hat auf der kurischen Nehrung, auf Rügen, in Bornholm gelebt und gearbeitet. Seit der Künstler verheiratet ist, seit 1882, teilt seine Gattin, Wanda von Bartels, alle diese Fahrten mit ihm und studiert mit ihm Land und Leute. Sie ist selbst Künstlerin, aber ihre Hand führt nicht den Pinsel, sondern die Feder. Eine Reihe ihrer Novellen ist in namhaften deutschen Zeitschriften erschienen („Aus den Erinnerungsblättern des Herrn Adrian Pars,“ „Der Schatz von Hiddensoe,“ „Valentinus Silesius“ u. s. w.). Hans von Bartels hat zu den litterarischen Werken seiner Gattin den zierlichen Bilderschmuck gezeichnet.

Des Künstlers Heim und Werkstatt ist in München in einer der schönen Villen an der fest-berühmten Theresienwiese eingerichtet, und nach einer Richtung hat der Künstler dort vor seinen Fenstern unbegrenzten weiten Himmel vor sich, über grüne Rasen schweift der Blick hinüber zu dem ehernen Riesenbild der „Bavaria.“ Bartels' Atelier ist nicht groß — Kolossalbilder malt der Aquarellist ja doch nicht — aber unendlich behaglich. Der hintere Raum des Ateliers hat den Charakter einer Schiffskajütte mit gewölbter Holzdecke bekommen, in einer Ecke ist ein holländischer Kamin eingerichtet mit blankem Kupfergeschirr und altmodischem Rauchfang. So hält in dem Maler auch das Milieu seiner Werkstatt die Erinnerung an den Charakter seiner liebsten Studienplätze wach, bis der Sommer kommt und er seine Staffelei wieder aufstellt unter dem freien, lichten Himmel des Meeresstrandes.





# Weihnachten.
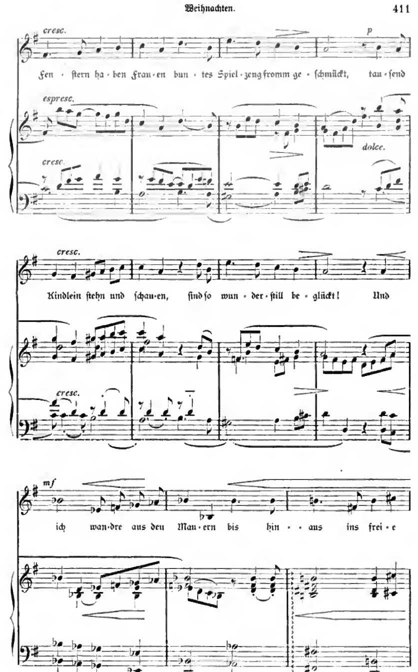
(Von J. v. Eichendorff.)
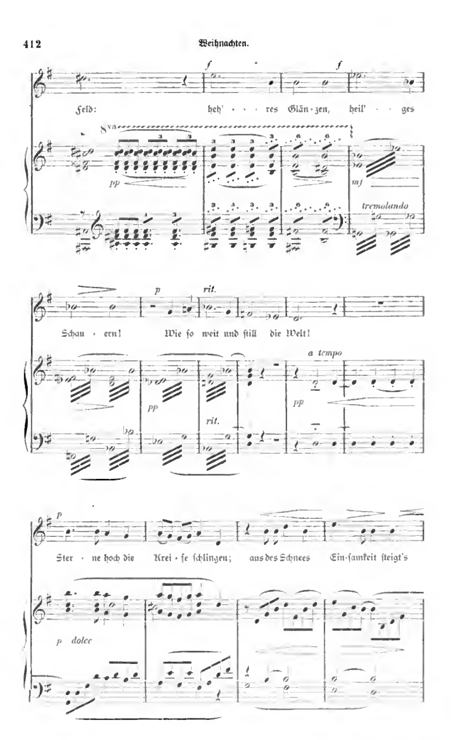
Komponiert von A. Naubert.
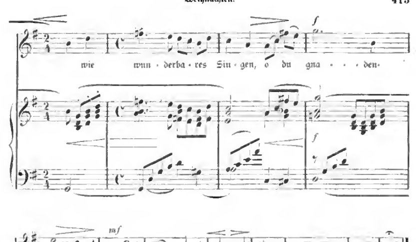
Mäßig bewegt.
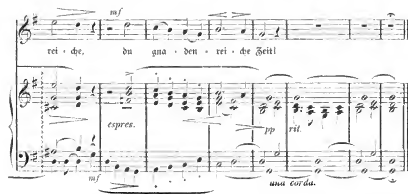
*p*

Markt und Stra-ßen stehn ver-las-sen,
still er-leuch-tet je-des Haus;
*p*
sin-nend geh' ich durch die Gas-sen,
*cresc.*
al-les sieht so fest-lich,
so fest-lich aus.
*p*
An den


cresc.
p
Fen - stern ha - ben Frau-en bun - tes Spiel-zeug fromm ge - schmückt, tau-send
espresc.
dolce.
cresc.
cresc.
Kindlein stehn und schau-en, sind so wun - der-still be - glückt! Und
cresc.
mf
ich wan-dre aus den Mau-ern bis hin - - aus ins frei - e


f
f
Feld: heh' - - - res Glän-zen, heil' - - ges
8va
pp
mf
tremolando
Schau - ern! Wie so weit und still die Welt!
p
rit.
a tempo
pp
pp
rit.
p
Ster - ne hoch die Krei - se schlingen; aus des Schnees Ein-samkeit steigt's
p dolce


f
wie wun - derba - res Sin - gen, o du gna - - - - den-
f


mf
rei - che, du gna - den - rei - che Zeit!
espres.
pp
rit.
mf
una corda.



sich mühen sah, — weiß Gott nicht, wie sie naiv geglaubt, ihre Malerei.

Wunderbarerweise hatte Frau Cécile für zwei solche Sächelchen hier auch schon Absatz gefunden, heimlich, „incognito" auf ihren Gängen in die Stadt, allerdings für welchen Betrag! Aber sie hielt ihn triumphierend in der geschlossenen Hand, als sie heimkam; sie wollte ihn durchaus nicht zeigen, sondern sagte nur schmeichelnd, zärtlich: „Écoute! C'est pour — unser Kleines!"

Ja, ‚unser Kleines' — sie hatte es Emil zulieb deutsch sagen gelernt — das war jetzt der Dritte im Bunde, obgleich es noch nicht da war. Sie schwatzten, lachten, freuten sich über ihr Kind, als läge es schon dort hinter der spanischen Wand, wo die „Wohnung" etabliert war, in der Wiege. Sie nannten es auch bereits beim Namen. Achill hieß es, denn es mußte natürlich ein Knabe sein und schön werden wie sein Namenspatron. Wer die Paten würden? Ha, das wußten sie selber nicht, — vielleicht einer der Kollegen, mit denen sie abends öfter in einem Gasthause der Stadt zusammenkamen, recht gemütliche Leute, sämtlich ledig. Der eine und andere von ihnen besuchte sie auch in ihrem Gartenhause und blieb à la fortune du pot zu Gaste. Das ging nämlich ganz famos mit dem zu Gaste sein; auch dafür war die blaue Husarenwirtin Zuflucht und Hilfe. O, sie hatten schon sehr hübsche Bowlengesellschaften gehabt, an Sommer- und Herbstabenden, den Tisch im Freien, wo Frau Cécile freilich stets die einzige Dame war — aber auch die einzig Bewunderte und wie Bewunderte. Die Kollegen fanden sie alle einmütig sehr schön, von einer merkwürdig fremden, jungfräulichen Schönheit. Es wurde Emil manchmal schier zu stark, dieses Bewundern, Betrachten, Versunkensein. Dann blieb er eine, zwei Wochen mit seinem Weibchen wie verschanzt in seiner Einsamkeit, im stillen wartend, ob sie nicht endlich wieder hinaus verlange. O nein, sie nicht. Sie war vollauf mit ihm allein zufrieden, und jetzt noch mehr, wo der Winter eingerückt war und der weite Heimweg in der Nacht ihr beschwerlich wurde. Sie hatten von der Pferdebahn noch ein gut Stück zu gehen.

Jetzt war es bei der Lampe, bei dem brav brennenden Füllofen so traulich; die Laden geschlossen, der Theekessel summte; ganz familienhaft war es. Sie lasen, zeichneten, schwatzten. Er ging wohl auch einmal allein gegen Abend fort mit dem Vorsatz, beizeiten heimzukommen. Wurde es aber doch später, was leicht geschah, so fand er sicherlich, trotz allen Verbotes, sein Weibchen noch auf, seiner harrend, bei einer kleinen, mühsam geratenden Näharbeit. Ja wahrhaftig, er sah sie jetzt zum erstenmal so recht eigentlich nähen — große fürchterliche Stiche, bei deren Anblick ihn doch ein Gefühl der Rührung, eines komischen hausbackenen Glückes befiel, über das sie beide lachten.

---

Kurz vor Weihnachten hatte er in Anbetracht des Festes und anderer kommender Dinge von seinem Mäcenas, für den er eine Brunnengruppe arbeitete, einen Vorschuß erbeten und umgehend mit einem liebenswürdigen Briefe erhalten. Dieser Reichtum zur rechten Zeit versetzte ihn in die gehobenste Stimmung.

„Jetzt, Schatz, machen wir einen solennen Christbaum!" rief er, sie umschlingend und mit ihr im Kreise sich drehend. „Hier muß er stehen und da bleibt er — bis unser kleiner Achill ihn sieht — was meinst du?"

Sie blickte strahlend zu ihm auf und nickte.

Er gab ihr sofort von dem Gelde, sehr viel, königlich. „Kauf, was du willst, was dir Freude macht. Wir müssen einen schönen Weihnachtsabend haben, einen glänzenden, fröhlichen! Sollen wir jemand einladen?"

„Non! Nous voulons —"

„Deutsch!" gebot er, mit dem Zeigefinger dicht vor ihren schönen seelenvollen Augen drohend. „Wie heißts?"

„Al—lein."

„Bravo!" Ein Kuß belohnte sie. „Der Bub, sag' ich dir, muß von Anfang deutsch reden, und du mußt ihn verstehen lernen; es wird ohnedies ein kurioses Deutsch werden."

„Mon petit Achille!" flüsterte sie zärtlich.

Ein Dienstmann schleppte die riesige Tanne herbei, die Emil mit kritischem Blicke auf Form und Bau der Äste ausgesucht hatte. Sie erfüllte den ganzen Raum mit ihrem Dufte und dem Zauber ihres warmen Grüns.



Der Besuch. Nach dem Gemälde von Franz Simm.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

„Siehst du, ‚es weihnächtelt‘, sagt man bei uns, wenn es um diese Zeit so duftet,“ belehrte er, als sie nun abends glückselig wie Kinder beisammen saßen, Nüsse vergoldeten, Äpfel an rote Bändchen banden, Sonne, Mond und Sterne, auch Kometen fabrizierten — denn dies Jahr war für sie ein Kometenjahr; dann Lebkuchenmenschen, Reiter, Bischöfe, Frauen im Reifrock, Wickelkinder, über deren Gesichter Frau Cécile sich totlachen wollte, mit blinkenden, feinen Fädchen versahen. Eine Menge solcher Strähne hatte Emil mitgebracht, silberne, goldene, in allen Farben spielende, wie lauter Edelgestein. Sie heimelten ihn an als eine Erinnerung an die allerfrüheste Jugend, wo ihre poetische Benennung „Christkindlhaar“ in ihm die wunderbarsten Vorstellungen wachgerufen hatte.

„Ist das Wort nicht merkwürdig lieblich? Liegt nicht Poesie darin?“

Er mußte es ihr verdolmetschen. Da ging ein lichter Schein über ihr Gesicht. „Ah, c'est joli!“ sagte sie träumerisch. Auch in ihrer Phantasie glänzte es auf — von anderen Goldhärchen. — —

Frau Cécile hatte nie einen Christbaum gesehen, überhaupt von deutscher Weihnachtsfeier keinen Begriff. Den sollte sie nun am ersten Christabend ihrer Ehe so recht bekommen. Und deshalb verbannte Emil sein Weibchen an diesem Tag für ein paar Stunden außer Haus. Er wollte alles rüsten und sie überraschen. Sie hatte ohnedies noch einen heimlichen Gang in die Stadt vor, um einige kleine Geschenke für ihn zu kaufen. In letzter Zeit ließ er sie nicht mehr gern allein ausgehen. Da kam ihr der Vorschlag gerade recht. Sie verabredeten, daß er sie zwischen sechs und sieben Uhr, wenn alles bereit, bei der Husarenwirtin drüben, in deren Privatstube sie oft ihren Imbiß nahmen, abholen werde.

Jetzt ging es an die Arbeit, Leiter auf, Leiter ab. Immer reicher schmückte sich der Tannenbaum. Emil sang und pfiff, obgleich der Schweiß ihm auf der Stirne stand, knirschte auch gelegentlich ein herzhaftes „Zum Donnerwetter!“, wenn die baumelnden Sächelchen wieder einmal fast sämtlich, wie aus Bosheit, ihre Vorderseite nach innen kehrten. Aber schön wurde der Baum! Emil hatte eine ganz kindische ausgelassene Freude. Der erste Christbaum, den er als Hausvater schmückte! Haha! Wäre ihm das vor einem Jahre prophezeit worden — ausgelacht hätte er jeden. Es war eben sehr rasch gegangen mit seiner Liebesgeschichte, eigentlich ein bißchen toll — aber Herrgott! keine Stunde bereute er's. Und dann kam jetzt faktisch das Leben billiger, als zuvor. Man lebte solider, häuslicher; man wußte — was auch nicht ohne war — den Wert des Geldes endlich recht zu schätzen! Und sie, das gute, herzige Weibchen, wie rührend anspruchslos sie ist — immer zufrieden, immer heiter, auch wenn es einmal mager hergeht, — ein tapferes Wesen, ein goldener Schatz für ihn! — — —

Über dem Christbaumschmücken verflog die Zeit übrigens nur so. Es war schon längst dunkel. Emil hatte beizeiten die Blendlampen angezündet. Jetzt sah er auf die Uhr. Allewetter! Schon halb sechs! Und er wollte noch Ordnung machen. Feiertäglich muß es aussehen, wenn Cécile kommt, auch der Tisch schon gedeckt und mit den Blumen geschmückt sein, die er für diesen Zweck in einer Blumenhandlung der Stadt extra bestellt hat. Ein Heidengeld war dafür verlangt worden. Aber auch Flieder! Rosen! Maiglöckchen! — Hm!!

Cécile schwärmte gleich allen Französinnen für Blumen. Sie sollte heute damit empfangen werden, reich, wie eine Prinzessin von Geblüt.

In Eile ging's an die Vollendung. Ein neues Damasttuch wurde über den Tisch gebreitet, — das und die Servietten hatte er gekauft! Auch die feingeformten Kelchgläser zu dem griechischen Wein, den sie so gern trank. Ein edler alter Mavrodaphne. Man war nicht umsonst bei Kasse; man konnte sich etwas Luxus und Anmut gönnen. Reichsein ist schön, ist lustig, hat seine Poesie!

Jetzt noch die Stühle zum Tische gerückt, zwei alte gemütliche Armstühle, die er einmal bei einem Trödler entdeckt und gleich erworben hatte — — so, nun war er fertig. Emil betrachtete zufrieden sein Werk. Brillant sah es jetzt aus, festlich, geradezu nobel.

Nun fort, sie holen —

Doch halt, noch eines fiel ihm ein: der Christbaum mußte ja brennen, wenn sie kam, selbstverständlich. Also gleich an

die Illumination. Er hatte sich zu diesem Zwecke seine Angelruthe mit einem Kerzchen hergerichtet. Eine gute Erfindung, es ging behende damit. Licht um Lichtchen strahlte auf — da — da — da — von der Spitze herab, rundum, immer tiefer bis zu den breiten Ästen, die schier den Boden berührten. Der ganze Saal war schon voll Glanz, und noch brannten die Lichter nicht alle.

Klingkling — — —

Wer läutete denn jetzt? Etwa eine Überraschung? Oder — ein Gedanke fuhr Emil blitzschnell durch den Kopf — — —

Er blies sein Kerzchen an der Angelruthe aus und sprang mehr, als er ging, zur Thüre.

„Wer draußen?"

Eine matte Stimme: „C'est moi!"

Da stand sein Frauchen, bleich, elend — aber lächelnd; ihr Blick wie eine Bitte um Verzeihung.

„Was ist dir, Cécile?" rief er entsetzt. „Warum hast du mich nicht erwartet?"

„Sei ruhig," sagte sie in ihrer Muttersprache, „ich wollte früher zu Hause sein — bei dir — — ich komme direkt aus der Stadt und bin — sehr müde!"

Er umfing und führte sie.

„Ah!" —

Der volle Lichterglanz fiel auf ihr bleiches junges Antlitz, — wie verklärt sah sie hinein.

Sie drückte den Arm, der sie umschlang, und Freudenthränen standen in ihren Augen.

—

Man soll nie auf Programme bauen!

Statt nun zu bescheren, jagte Emil durch den nächtlichen Park hinüber zur Husarenwirtin. „Einen Doktor! Schnell! Einspannen! Fort!" —

Er war wie von Sinnen und fuhr bombenartig zwischen die friedlichen Leute, die gerade beim „schwarzen Fisch," ihrem Christabendessen, saßen.

„No, no," sagte die Wirtin, „wo brennt's?"

„Bei uns — lichterloh! Meine Frau ist elend. Kommen Sie nur gleich mit, gleich!"

Sie that es.

Und eine halbe Stunde später war auch ein Arzt schon da, der nächste in der Gegend, den man glücklicherweise sofort gefunden.

Mit einem Laternchen wurde er durch den dunklen verschneiten Park geleitet. Verwundert trat er in die festlich glänzende, etwas absonderlich erscheinende Behausung. Sehr schnell war der erfahrene Mann indessen orientiert.

— — „Seien Sie unbesorgt, Ihre Frau Gemahlin wird sich schon erholen. Aber Sie sind sehr erregt. Wollen Sie nicht ein wenig ins Freie, um sich abzukühlen?" sagte er tröstend zu dem ratlosen Gatten. „Thun Sie es ruhig — auf meine Verantwortung!"

Emil gehorchte. Was blieb ihm anderes übrig? Er war außer sich, er machte das verrückteste Zeug.

Da stand er nun im Dunkeln, die Zähne aufeinander gepreßt, die Hände eiskalt, geballt in den Taschen. Er verschlang den Sternhimmel, die Baumkronen, durch die es allerorten flimmerte, mit glühendem Blick. Diese Ruhe, diese Stille hier! O Herrgott da droben, welche Gegensätze, welche Himmel und Höllen von Wonne, von Qual, welch' wunderbare, ungeahnte Abgründe hat dies Leben! — — Dort drinnen brennt der Christbaum — niemand achtet seiner; — da steht der blumengeschmückte Tisch für sie, das arme geliebte Wesen — und er, er rennt wie trunken in der Nacht herum.

Nein, er hielt diese Stille nicht länger aus; er mußte wenigstens an die Thür gehen, lauschen. Atemlos spähte er durchs Schlüsselloch. Sogar da drang die Lichtfülle von drinnen heraus. Jetzt — kommen Schritte näher — das Lichtfleckchen vor seinen Augen verdunkelt sich — die Thür geht auf —

Sie prallen fast auseinander, die biedere Husarenwirtin und er.

Sie nimmt ihn bei der Hand mit freudigem Gesicht.

„Ehre sei Gott in der Höhe! Das Kind ist da," sagt sie.

„Was? Unser Achill — unser Bub?" schreit er auf.

„Machen's nit so ein' Lärm!"

Er rennt blindlings an ihr vorbei, sie schier niederstoßend, um den Christbaum herum. Da kommt ihm der Doktor lächelnd entgegen mit einem Etwas auf den Händen,

das ein Mensch heißen oder wenigstens einer werden will. — „Ich gratuliere Ihnen — ein gesundes, prächtiges Kind!"

Laut lacht der Vater auf; es ist ein schluchzendes Lachen: „Unser kleiner Achill!"

„Nein, mit Verlaub, es ist ein Mädel."

Emil hört es aber nicht; er stürzt zu seinem Weibe, seinem lieben, tapferen Kameraden. — „Cécile!" —

„Une fille," sagt sie leise.

„Aber ein Christkindl!" fügt der Doktor hinzu.

Er kennt schon diese Bubenerwartungen der Herren Eltern, besonders beim ersten, und nimmt deshalb jedes neugeborene Mädchen gegen diese Ungerechtigkeit in Schutz. — „Zu dieser Stunde, beim brennenden Christbaum geboren, das muß doch etwas Besonderes werden — vielleicht ein weiblicher Achilles! Wir leben in der Zeit der Frauenemanzipation," lacht er. — — „Jetzt aber rate ich Ihnen, löschen Sie die Lichter an dem Baume und schaffen Sie die duftenden Blumen hier weg. Sehr poetisch — ich mache Ihnen mein Kompliment, aber momentan nicht dienlich. Die kleine Achilline und ihre Mutter brauchen jetzt Ruhe. Sie können ja das unterbrochene Fest später noch feiern."

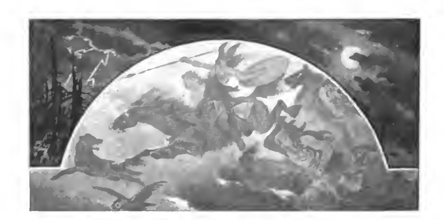
„Achiline — hörst du?" fragte Emil sein Weibchen mit einer Stimme, so weich, so zärtlich, daß es wie Flöten und Schalmeien daraus klang.

Sie hielt seine Hand. „Je suis si heureuse — si heureuse!" flüsterte sie.

---

Der Doktor ging nachher noch in Gesellschaft. Er erzählte das eben Erlebte, schilderte die zwei Menschen, ihre Behausung, die ganze Scenerie. — „Und da behaupten Sauertöpfe, es gäbe in der Welt heute kein echtes Glück, keine Poesie mehr!" schloß er. „Dummheiten!" — —





# Altgermanische Julfeier.

Mit zwei Zeichnungen von Johannes Gehrts. (Abdruck verboten.)

Hört, wie's da braust und johlt und kracht
Hoch in den Lüften Nacht für Nacht.

Es kündet Wodans wildes Heer
Des holden Lichtes Wiederkehr.

Nun naht des Jahrs hochheil'ge Zeit,
Die Zeit der Zwölf, macht euch bereit.

Mit jungem Grün vom Tannenbaum
Und Hülsen schmückt der Halle Raum,

Den Mistelzweig hängt auf am Band,
Den knorr'gen Julblock facht in Brand.

Wenn sich das holde Licht erneut,
Ach elend, der sich dann nicht freut.

Drum Harfenklang und Opferduft
Erfülle feierlich die Luft,

Und brünstig fleht zu Braga nun,
Er laß euch hohe Thaten thun.

Erfüllend euch mit heil'ger Macht,
Bis ihr sie herrlich habt vollbracht.

Dann rückt zu mächt'gem Mahl den Stuhl,
Also gebührt's zur Zeit des Jul,

Die feiert hoch mit Sang und Klang
Zwölf Tage lang, zwölf Nächte lang.

Trinkt und schmaust und schmaust und trinkt,
Der Eberkopf und Methkrug winkt.

Und zieht herum von Haus zu Haus
Mit Sang und Klang in Saus und Braus,

Schwärmt, bis euch strahlt der Morgenstern,
Die guten Götter sehn's so gern.

Sie bau'n zur Julzeit uns die Brücke
Zum Licht, zum Lenz, zum Liebesglücke! –

Hermann Allmers.





# Blumenschmuck

künstlerischer und künstlicher.


Von

**M. Allihn.**


Mit elf Aquarellen von **Klara Krebs.**



Die Natur selbst ist Lehrerin der Künste, ich rede von den bildenden Künsten und von der organischen Natur. Das älteste Kunstwerk, das der Mensch der Natur ablernte, ist der Kranz, mit dem er sich schmückte. Kranz, Ranke, Kelchblüte, Palmenwedel, Distelblatt und manches andere Pflanzengebilde sind Schmuckformen geblieben, die der Mensch seinen Bauten und Geräten gab auch noch zu einer Zeit, in der die Architektur ihre selbständige Sprache ausgebildet hatte. Der Schmuck des griechischen Tempels, ebenso wie der der romanischen Krypta, gehört der Pflanzenwelt an. Da, wo der strenge Zug der Linien im gotischen Dome sich in anmutigere Gebilde auflöst, sind es Pflanzenformen, die hervorwachsen, die Blätter unserer deutschen Waldbäume. Das zierliche Geflecht des Geschmeides, Gold, Perlen und Edelsteine, bilden sich zu Zierformen, die der Pflanzenwelt entnommen sind. Zuletzt findet man, „daß auch Salomo mit aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist als derselben eine,“ und eine fein fühlende Frau verschmäht ihren goldenen Schmuck und steckt sich eine frische Rose ins Haar. Soll besondere festliche Freude herrschen, so genügt der steinerne Prunk nicht, man umschlingt ihn mit Guir-

landen. Auch der stilvollsten Wohnung fehlt etwas, wenn ihr der Blumenschmuck fehlt. Seinen Blumenstrauß und seinen Blumenstock kann jedermann haben. Der überkünstelte Kulturmensch, der diese Kinder der Natur nicht achtet, ist ebenso zu bedauern, wie die bittere Armut, die den Sinn für Schmuck und Schönheit verloren hat.

Die Natur, selbst eine Künstlerin, bietet dem Menschen ihre Erzeugnisse dar zu künstlerischen Schöpfungen. Aber wie oft verwechselt man künstlerisch mit künstlich! Die Rokokozeit stutzte die Bäume und Büsche zu armseligen und lächerlichen Formen zurecht. Und heute noch findet man Teppichbeete schön. Die einzelne Pflanze wird zum Farbenpunkte herabgedrückt, der Kunstgärtner steht mit seiner Kunst groß da, aber er bleibt weit zurück, wenn die Natur anfängt, selbst künstlerisch zu schaffen; solch ein kostbares Teppichbeet wird von manchem Unkrautwinkel an „Feinheit der Empfindung“ und Reichtum der Form übertroffen. Ein Künstler, dem man doch Urteil in diesen Dingen zutrauen muß, wird schwerlich einen Kunstgarten malen, aber ein verwilderter Winkel entzückt ihn. Woran liegt das? Es liegt an den überaus feinen Linien, die Pflanzen, Gräser und Ranken annehmen, wenn man ihnen nicht Gewalt anthut, es liegt an der Leichtigkeit des Aufbaues, an der Mannigfaltigkeit von Form und Farbe, an einer scheinbar zufälligen, aber doch fein abgewogenen Verteilung der Massen. Jedes Pflanzenindividuum, Distel, Winde, Waldrebe, Gras, kommt zur Geltung und fügt sich doch harmonisch ins Ganze. Der Naturwissenschaftler sagt vielleicht: „Das ist der Kampf ums Licht!“ Mag sein, aber mit welcher Anmut wird selbst dieser Kampf geführt, nicht wie ein Streit, sondern wie ein Spiel!



Abb. 2. La France-Rose und Gras in einer Thonkanne.

Daraus kann man lernen, wie man künstlerisch seinen Blumenschmuck zu gestalten hat. Es galt einmal für schön, Ballbouquets in Papiermanschetten zu binden, daß das Ganze aussah wie eine Torte in der Schachtel. Aber auch der dicht gebundene Strauß ist eine Schöpfung zweifelhaften Charakters. Jede einzelne Blume hat nur noch die Bedeutung eines bunten Fleckes; das Ganze möchte man eine Farbenbombe nennen. Das Pflanzenindividuum darf nicht unterdrückt werden. Wie beim Menschen zur Persönlichkeit nicht



Abb. 3. Gemischter Strauß.

bloß das Gesicht, sondern auch Glieder und Haltung gehört, so zur Persönlichkeit der Pflanze nicht bloß die Blüte, sondern auch Blatt, Stiel, Knospe und Ranke. Wie oft ist eine einzelne Rose oder sind zwei in einem Gefäße, wo sie Raum haben, sich in ihrer Weise zu zeigen, viel schöner, als ein ganzer Rosenstrauß!

Je mehr man sich in der Menge und Verschiedenartigkeit der Blumen beschränkt, desto wichtiger ist die Wahl der wenigen, die man zur Zusammenstellung wählt. Haltung, Größe und Farbe müssen berücksichtigt werden. Es wäre ganz vergeblich, Regeln aufzustellen; man prüfe, man koste — so zu sagen — mit feiner Zunge und rede sich nicht selbst hinein. Alle Rechtfertigungsgründe sind verdächtig; was gut und richtig ist, spricht für sich selbst. Steife Stengel und bogige Ranken wird man nicht wohl miteinander verbinden können, ebensowenig massige und winzige Blumen und Blätter. Im übrigen hat man eine ziemliche Freiheit, selbst in der Wahl der Farben. Man kann mit Blumenfarben wagen, was bei einer Zusammenstellung von Kleiderstoffen nicht möglich sein würde. Doch gibt es auch hier Dissonanzen, die vermieden werden müssen, zum Beispiel rote Rose und roter Mohn, und einzelne schreiende Farben, die alles verderben, was mit ihnen zusammengebracht wird. Zumeist sind es die Fremdlinge unter den Blumen, die mit Vorsicht behandelt sein wollen; unsere einheimischen Blumen haben alle etwas von dem Dufte unseres nordischen Himmels, unter dem sie gewachsen sind, erhalten, und das gereicht ihnen zu besonderer Schönheit.



Abb. 4. Nelken im Spitzglase.

Von Wichtigkeit ist auch Zweck, Umgebung und Gefäß des Blumenarrangements. Auf letzteren Punkt möchte ich mit ein paar Worten näher eingehen. Ich möchte hier unseren geehrten Blumenfreundinnen ins Gewissen reden und fragen, ob sie der Wahl des Blumengefäßes beim Kaufe, wie bei der Verwendung die erforderliche Aufmerksamkeit zu widmen pflegen. Es sind immer dieselben Vasen und Krüge, die man verwendet, darunter manche von vollendeter Geschmacklosigkeit. Man hat sie geschenkt bekommen oder gekauft, ohne daran zu denken, welchem Zwecke sie dienen sollen. Sie sind vielleicht an sich ganz nett, taugen aber nichts als Träger eines Blumenschmucks. Blumenkrüge mit gemalten Blumen, eine Vase mit gemalten Veilchen und darin lebende Veilchen sind doch schreckliche Gedanken. Auch Männerchens und Weiberchens und allerlei aufdringliches Spielzeug gehört nicht zur Sache. Entweder handelt



Abb. 5. Syringen in einer Glaskruke.



Abb 6. Chrysanthemum und Choriopsis.

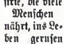
es sich um ein Kunstwerk, das mit Blumen geschmückt ist, oder um Blumenschmuck, der von einem Gefäß getragen wird, das muß man auseinander halten. Ich glaube, unsere verehrten Blumenfreundinnen haben viel zu wenig Vasen. Man sollte sich einen Requisitenschrank einrichten und aus diesem entnehmen, was für den vorliegenden Fall das geeignete ist, nicht aber seine sämtlichen Vasen aufstellen und dann erst nach Blumen suchen, die vielleicht hineinpassen könnten — so gut es geht.

Wie man es anzufangen hat, wenn man Blumen und Gefäße zu künstlerischem Arrangement wählt, dazu können uns die beistehenden Bilder Fingerzeige geben. Abbildungen 2 und 4 zeigen uns eine Rose in einer bauchigen Flasche und Nelken in einem Spitzglase. Es leuchtet ein, daß man Rosen und Nelken nicht ohne Schaden vertauschen kann. Wer nichts anderes hat, stellt wohl auch eine Nelke in einen Krug und eine Rose in ein spitzes Gefäß, aber besser ist es doch, Blumenform und Gefäßform in Harmonie zu bringen. Abb. 3 zeigt einen bunten Strauß von runder, aber zugleich lockerer Gestalt. Ein solcher Strauß steht passend in einem Gefäße von kugliger Form und neutraler Farbe. Wie die Farbe von Gefäß und Blume in Übereinstimmung gebracht werden können, zeigt Abb. 5. Dem Violett, als der hervorstechenderen Farbe der beiden Syringenblüten entspricht die Farbe des Glases. Der goldene Rand — Gold paßt ja zu allem — hat hier keine besondere Bedeutung, wohl aber in Abb. 6, wo es die goldene Farbe des Chrysanthemum und der Choriopsisblüten wiederholt, während die grünliche Farbe des langgestreckten Gefäßes dem matten Grün

der Blätter entspricht. Ebenso treten in Abb. 7 Gefäß und Blätter in Übereinstimmung, während die Veilchenblüten einen Farbenakkord für sich allein anstimmen. Das opalisierende Gefäß des Straußes von Vergißmeinnicht (Abb. 8) hat eine besonders reizvolle Wirkung. Das durchscheinende grüne Licht stimmt dem Blattgrün, das reflektierte den Blüten zu. Abbildung 9 zeigt uns die Verbindung von Kupferrot und dem Braunrot der Mohnblüten. Im übrigen würde ich einen hängenden kupfernen Kessel als Behälter für Blumen nicht wählen. Der Nebengedanke der massiven Schwere tritt hier zu sehr hervor und zu sehr in Gegensatz zur Leichtigkeit des Inhalts. Ebenso ist das Gefäß auf dem elften Bilde etwas gar zu gewaltig, selbst wenn es in der Ecke auf dem Fußboden steht und Sonnenrosen und Schilfwedel zum Inhalt hat. Übrigens sind Thongefäße mit den unbestimmten warmen Tönen ihrer Glasur und den munteren Reflexen zu Blumengefäßen sehr wohl geeignet. In Abb. 10 scheint die Malerin durch die Zusammenstellung von Gladiolen und Clematis dem zu widersprechen, was ich oben über die Vereinigung heterogener Pflanzenformen sagte; indessen das Bild selbst wirft die Frage auf, ob ich nicht recht hatte. Über die Malerei habe ich nicht nötig, etwas zu sagen, sie spricht für sich selbst.



Abb. 7. Veilchen.



Woher nun das Material zum Blumenarrangement nehmen? Aus dem Garten, dem Walde, dem Rain, dem Graben, der Wiese! — Ja, wer einen Garten hätte, und wäre es nur ein Küchengarten mit ein paar schmalen bunten Rabatten! Aber gerade die, welche keinen Garten haben, bedürfen in ihren Wohnungen des Blumenschmuckes am meisten. Wer in der großen Stadt wohnt, findet auch auf dem Spaziergange nicht leicht, was er braucht. Auf weite Entfernung hinaus steht alles unter dem Fluche großstädtischer „Kultur;“ man müßte schon ein paar Stationen ins Land fahren, um etwas Erfreuliches zu finden. Und dabei muß man sich immer noch vor dem Feldhüter fürchten. Ja, man verlernt es mit der Zeit, andere Wege zu wandeln, als die zu Restaurationen führenden!

Da muß dann der Blumenhandel eintreten. Es ist nicht zu verwundern, daß in unserer unternehmenden Zeit jeder Bedarf, und wäre es der von ein paar Blumen, einen ganzen großen Handel, dazu auch eine Industrie, die viele Menschen nährt, ins Leben gerufen hat. Hierbei fallen jedem die Namen Erfurt und J. C. Schmidt ein. Es soll nicht behauptet werden, daß nur Erfurt und nur „Blumenschmidt“ in Frage kommen, Blumenhandel, Blumenzucht und Blumenfabrikation haben eine überaus weite Ausbreitung gewonnen, aber wir können hier von diesem weitverbreiteten Handel kein Bild zeichnen und thun darum besser, uns an ein Exempel zu halten, und das sei das große Erfurter Haus.

Man sieht es dem Geschäfte an, daß es eine Vergangenheit hinter sich hat, und daß es aus kleinen Anfängen hervorgegangen

ist. Es hat sich mit seinen Gebäuden in die engen Häusermassen der alten Festungsstadt gleichsam hineinbohren und mühsam Raum schaffen müssen. Der dem Publikum zugängliche Teil des Hauses besteht aus einer scheinbar endlos langen schmalen Galerie, deren einzelne Teile durch Glaswände getrennt sind. Vorn befinden sich die Verkaufsräume, dann folgt die Blumenbinderei, dann der Fabrikationsraum für künstliche Blumen. Dahinter liegen Gebäude, welche die Comptoire, die Färberei, die Lager- und Packräume, die Trockenkammern, Tischlerei, Buchbinderei und Räume für besondere Fabrikationen enthalten. Es ist ein überaus kompliziertes Getriebe, und es gehört schon einige Kenntnis dazu, sich darin auch nur räumlich zurechtzufinden. Die Gartenanlagen beginnen dicht an der Stadtgrenze und erstrecken sich bis zur ersten Station der Erfurt-Nordhäuser Bahn. Die Sommerblumen werden dort artenweise in großen Beeten, die Winterblumen und die fremdländischen Gewächse werden in Warmhäusern gezogen. Hier halten besonders angestellte Blumenschneider je nach Bedarf und Vorrat ihre Ernte. Die abgeschnittenen Blumen werden entweder direkt versendet oder ins Stadtgeschäft in die bereits erwähnte Blumenbinderei geschickt.

Abb. 8. Vergißmeinnicht.

Die Kunst der Blumenbinderei ist eine Vereinigung des Künstlerischen und Künstlichen; das erstere bezieht sich auf die Wirkung, das zweite auf die Art, wie es gemacht wird. Die Arbeit liegt natürlich in Frauenhänden. Alle Blumen und Blätter, selbst die Wasserrosen, werden auf Draht gezogen. Jeder Stengel wird an der Schnittstelle mit grüner Watte umwickelt, die gründlich angefeuchtet wird. So ist es möglich, die Arrangements so lange frisch zu erhalten, daß sie unter Garantie frischer Ankunft durch ganz Deutschland versendet werden können.

Der Sommer bietet ja Blumen genug, aber der größere Bedarf ist im Winter. Es ist bekannt, daß uns die Riviera im Winter mit Blumen versorgt. Diese werden in luftigen Körben verpackt und müssen unterwegs Frost und Hitze ausstehen. Sie leiden in jedem Falle durch den langen Transport und werden auch ziemlich teuer. Man pflegt Rosen zu halbieren oder auch zu dritteln und die Teile mit Draht zusammenzuschnüren, so daß die Teile wie ganze Rosen aussehen. Diese Kunstrose wird auf Draht gebunden und muß für eine frische gelten. Sie thut's auch ein paar Stunden, dann aber ist es vorbei. Es bedeutet darum einen erfreulichen Fortschritt, daß man gelernt hat, sich von der Riviera oder anderen südlichen Produktionsstätten unabhängig zu machen. Die Schwierigkeit der Blumenzucht im Warmhause besteht darin, die Blumen gerade dann zum Blühen zu bringen, wenn man sie braucht. Man verfährt nun mit Rosen oder anderen geeigneten Blumen folgendermaßen. Man



Abb. 9. Mohn im Kupferkessel.



Abb. 10 Gladiolen und Clematis

treibt sie an bis zu dem Augenblicke, daß die Blattknospen hervortreten, dann bringt man sie in einen Eiskeller, der eine Temperatur bis $-4^0$ hat. In dieser Temperatur steht das Wachstum still; aber es beginnt sogleich von neuem, sobald die Pflanzen in die Wärme gebracht werden. Es liegt also in der Hand des Züchters, seinen Bedarf zu beliebiger Zeit dem Eiskeller zu entnehmen.

Wenn nun der Blumentransport aus dem Süden abgenommen hat, so ist derjenige grüner Lorbeerblätter um so größer geworden. Man kann behaupten, daß fast aller Lorbeer, der verarbeitet wird, importierte Ware ist. Schlesien liefert Schneeglöckchen, England Orchideen. Besondere Spezialitäten von Gräsern und Blumen werden in der Erfurter Gegend von Schullehrern gebaut. Ein ganz außerordentlicher Bedarf und Nachfrage besteht das ganze Jahr hindurch nach frischen Palmenwedeln, wozu meist die Blätter der Cycas- oder Sagopalme genommen werden. Diese wachsen aus knollenartigen Stämmen, die in Masse, in Kisten verpackt, eingeführt und in Warmbeeten getrieben werden. Jeder Stamm treibt einen Busch von Wedeln, die zugleich abgeschnitten, verbraucht oder versandt werden. Dann gibt man der Palme einige Zeit Ruhe und treibt von neuem.

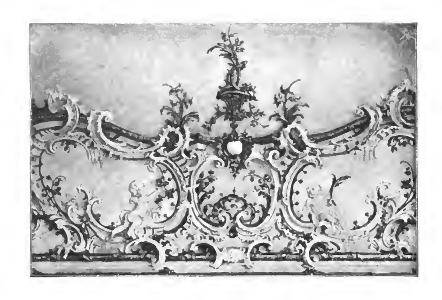
Blumen welken gar zu schnell, nicht jeder kann sich täglich frischer erfreuen. Nicht jeder hat auch Raum und Licht, um Blumen selbst zu ziehen. Und so muß die tote Blume an die Stelle der lebendigen treten. Das Makartbouquet war eine solche Aushilfe. Es bestand ursprünglich aus

getrockneten Gräsern, dem einige Pfauenfedern zugefügt wurden. Jetzt hat man allerlei fremde, bunt gefärbte Gras- und Schilfwedel, gebleichte und bronzierte Palmblätter, Disteln, gemachte Blumen und dergleichen zu Hilfe genommen. Aber die Zeit des Makartbouquets ist vorüber. Es wird ja noch fabrikmäßig gefertigt, geht aber der Hauptsache nach nur ins Ausland, besonders nach Schottland. Dagegen sind künstliche Palmblätter sehr beliebt. Man fertigt sie nicht mehr aus Stoff oder Papier, sondern verwendet natürliche Blätter, die aus dem südlichen Nordamerika in großen Ballen wie Tabak zusammengepreßt eingeführt und in künstliche Blätter umgewandelt werden. Das heißt, man färbt sie und bügelt sie mit dem heißen Bügeleisen glatt. So werden sie verpackt und versendet, und erst später werden sie in natürliche Form gebracht. In Amerika, wohin viele Blätter zurückgehen, fordert man laut eingesandter Probe nicht Naturgrün, sondern eine scharfe grüne Farbe, so daß die Blätter aussehen wie grün lackiert. Es geht doch nichts über einen feinen Geschmack! Ähnlich werden die Wedel der Phönixpalme und andere starkblätterige Pflanzen behandelt. Aus Nordkarolina werden Mangroveblätter eingeführt, die ausgekocht, gebleicht und gefärbt werden. Die gefärbten Graswedel werden in Kammern getrocknet, in denen heiße Luft zirkuliert. Frische oder gefärbte Blüten kommen auf Hürden und werden in Trockenöfen geschoben und behandelt wie gebackene Pflaumen. Ein merkwürdiges Zwischending zwischen künstlichem und natürlichem Blatte sind die Blätter der Galaxpflanze, die aus Amerika eingeführt worden sind. Diese Blätter halten sich frisch vom November bis zum Mai. Sie sehen dunkelgrün und rotbraun aus und haben die Gestalt eines großen Leberblumenblattes.

Man kann nicht verlangen, daß Arrangements, die fabrikmäßig aus solchem unvergänglichen Material hergestellt werden, künstlerischen Charakter haben. Sie sind nett, originell, vielleicht geschmackvoll, aber weiter nichts. Wer seinen persönlichen Geschmack zum Ausdruck bringen will, wird besser thun, sich einzelne Bestandteile kommen zu lassen und sie nach Zweck und Umgebung zu verwenden. Aber ich muß doch die Frage aufwerfen, ob überhaupt mit künstlichen Blumen eine volle künstlerische Wirkung zu erzielen ist?!



Abb. 11. Helianthus und Schilf.



# Franz Friedrich Ferdinand.

## Zwischenblätter aus der Chronik eines Kleinstaats.

Von

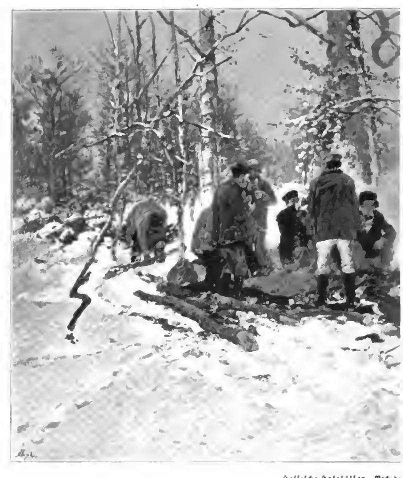
**Ernst Muellenbach (E. Lenbach).**



### I.

An einem Septemberabend des Notjahres 1847 saß Fürst Franz Friedrich Ferdinand mit seinen Getreuen im sogenannten Spielzimmer des fürstlichen Residenzschlosses. Der Fürst, der Kabinettsminister von Müller und die Oberhofmeisterin Fräulein Aglaja von Ziegebein spielten Domino, eine gute altfränkische Partie zu dreien mit achtundzwanzig Steinen, ohne Schikanen und Hindernisse. Der Kommandant des fürstlichen Militärs, Major Böllermann, sah zu und notierte die Gewinne. Dazu tranken die Herren aus großen Römern von dunkelgrünem Krystallglas Rheinwein, den ihnen ein grauhaariger, halbtauber Lakai in schieferblauer Livree einschenkte; Fräulein von Ziegebein hatte ein Theetischchen neben sich stehen, dessen Ausstatlung von verschnörkeltem Meißner Porzellan so altmodisch vornehm aussah, wie sie selbst in ihrem schwarzen Seidenkleid und der schwarzen Spitzenhaube über den sorgfältig frisierten eisgrauen Löckchen. Der Kabinettsminister von Müller war in Civilhoftracht, schwarz mit weißer Weste, Kniehosen und weißseidenen Strümpfen. Die beiden anderen Herren trugen die Uniform der Leibkompanie: die weiße Weste unter dem hochausgeschnittenen blauen Frack mit hohem Kragen und langen Schößen, dazu weiße Beinkleider und hohe, glänzendschwarze Reitstiefel — wie immer. Steif, vornehm und ein wenig greisenhaft erschien alles in diesem Gemach: die weißlackierten Möbel im nüchternsten Empirestil, die beiden Stutzuhren, die so zimperlich leise schlugen, als schämten sie sich, an einem solchen Orte vom Fortschritt der Zeit zu reden, — und auch die Menschen.

Die Wachskerzen auf den silbernen Leuchtern brannten ganz stet. Es war ein warmer, windstiller Abend. Durch die offenen Fenster klang von drunten zuweilen der Schritt der Schildwache herauf; aus der Stadt sonst kaum ein Geräusch. Die Residenz schlief früh ein.



Hessische Holzfäller. Nach de




n Gemälde von Hugo Mühlig.

„Eine neue Runde, — Durchlaucht haben auszuspielen," verkündigte der alte Major mit einem Tone, als handle es sich um eine militärische Meldung.

Der Fürst nickte und betrachtete den Stein nachdenklich, ehe er ihn auf den Tisch legte. „Es ist merkwürdig," sagte er. „Jedesmal, wenn ich diese Doppelfünf sehe, muß ich an ein paar Ochsenköpfe d. .n."

„Man wird oft im Leben daran erinnert," meinte die Ziegebein und setzte an.

„Jawohl," erwiderte der Fürst zerstreut und strich sich über den grauen Backenbart. „Sagen Sie mal, mein lieber Müller, wieviel Ochsen mögen wir denn wohl eigentlich in unseren Staaten haben?"

„Mit wieviel Beinen?" fragte die Ziegebein dazwischen.

„Mit vier natürlich," antwortete der Fürst ernsthaft. „Eine Volkszählung haben wir ja neulich gehabt, — wie hoch war doch die Summe, mein lieber Müller?"

„Dreißigtausendsechshundertundneunundvierzig, Durchlaucht," erwiderte der Kabinettsminister.

„Richtig ... Man vergißt so was zu leicht ... Wissen Sie, mit Zahlen gebe ich mich nicht gern ab. Aber mein Vetter Egon Alexander drüben, von der jüngeren Linie, der hat wohl beträchtlich mehr?"

„Siebenundsechzigtausendeinhundertundelf, Durchlaucht."

„Sieh mal an! Das ist ja ... warten Sie mal ... das ist ja beinah noch mal so viel ..."

„Gar nicht gerechnet die zwei- bis dreitausend ausländischen Lumpen, die jedes Jahr nach der Spielbank drüben kommen," warf die Ziegebein dazwischen. Sie war ärgerlich, wie jedesmal, wenn die Herren das Spiel mit einem Gespräch störten. Der Fürst war das gewohnt. Er winkte nur ein wenig mit der Hand ab und sagte: „Na, einerlei ... ich finde es unrecht, daß man die Menschen zählt und das Vieh nicht. Lassen Sie doch allernächstens einmal durch die Landjäger eine genaue Viehzählung vornehmen, mein lieber Müller! Was meinen Sie dazu, Herr Major?"

Der Major riß erwachend die Augen weit auf und reckte sich steif zusammen. „Zu Befehl, Durchlaucht!" rief er, dann schloß er die Augen wieder und sank langsam zurück.

„Dann lassen Sie aber auch die einzelnen Sorten Viehzeug etwas genauer charakterisieren, Excellenz," bemerkte die Ziegebein.

„Natürlich," versetzte der Fürst, „besondere Kennzeichen — wie bei einem Steckbrief, wissen Sie ... unsere gute Ziegebein hat ganz recht ... Wir wollen doch wissen, wie es in den Ställen unserer Staaten aussieht! Mit der Politik habe ich mich nie abgegeben, das überlasse ich Ihnen, mein lieber Müller; aber dies ist eine andere Sache ... Na, wer ist denn dran? Notieren Sie auch, Herr Major?"

Der Major antwortete nur mit einem Seufzer des Traumes.

„Er schläft mal wieder," sagte die alte Dame leise. „Und träumt wahrscheinlich wieder von der Schlacht bei Ligny."

„Ja, das war sein großer Tag," meinte der Fürst. „Na, lassen wir ihn schlafen, sonst vernotiert er sich doch. Und der Schlaf eines alten Helden ist heilig, nicht wahr, liebe Freundin? Nehmen Sie nur die Tafel, aber bleiben Sie ehrlich dabei."

## II.

Einige Tage später stand Fürst Franz Friedrich Ferdinand auf seinem Observatorium und beobachtete seine Staaten. Er sah sehr stattlich aus; denn der Zugluft wegen trug er einen dreieckigen Offiziershut, mit mächtigem schwarzgrünem Federbusch auf dem kahlen Haupte, und da in der militärischen Kleiderordnung Hut und Degen einander voraussetzten, so hatte er auch den Degen umgeschnallt.

Das Observatorium war ein quadratisches Turmzimmer mit hohen Schiebefenstern auf allen Seiten und einer schmalen Thür. In der Mitte stand auf schöngeschnitztem Gestell ein großes, drehbares Fernrohr. Vor diesem Rohr pflegte der Landesherr jeden Morgen nach dem ersten Frühstück einige Zeit zu verweilen. Bei gutem Aussichtswetter leistete ihm Fräulein Aglaja von Ziegebein Gesellschaft.

Auch heute hatte sie sich eingefunden. Sie saß auf einem Rohrsessel, strickte etwas langes Weißwollenes zu irgend einem wohlthätigen Zweck und betrachtete ab und zu ihren fürstlichen Freund mit einer wohlwollenden Ironie. Seine höfliche Ein-

ladung ans Fernrohr hatte sie wie immer dankend abgelehnt.

Der Fürst blickte ins Rohr. „Nun seh 'mal einer! Da treibt ja der Kerl, der Gärtner vor dem alten Thor, — wie heißt er doch? Zwiebelhecht oder so, — der treibt ja zwei Prachtochsen über die Landstraße! Und da hinten kommen noch drei. Wir müssen doch trotz der schlechten Zeiten eine Riesenmenge von dem Getier in unseren Staaten haben. Ich bin gespannt auf den Bericht. Heute soll er ja fertig werden."

„Wie hübsch die Ruine daliegt, der Falkenstein," bemerkte die Hofdame. „Ordentlich wie das Bergschloß in der Goetheschen Ballade, wissen Durchlaucht?

Und Knapp und Kellnerin glänzen
Als Herren weit und breit.

Nur leider ist es jetzt nicht Knapp und Kellnerin, sondern der Bankier Landauer nebst Gemahlin."

„Jawohl," erwiderte der Fürst und sah sie aus seinen gutmütigen blauen Augen nachdenklich an. „Wissen Sie, Aglaja, wenn ich das so bedenke, — diese Grafen von Falkenstein, — es ist ja ein ganz großartiges Geschlecht gewesen zu seiner Zeit. Unser guter Müller hat mir 'mal einen Vortrag darüber gehalten. Und dann, — ich weiß nicht, ist es vier- oder fünfhundert Jahre her? Na also, so um Luther herum, da sind sie 'mal ausgestorben, und wir haben die Masse geerbt, — 's ist aber nachher bei der Erbteilung meist an die jüngere Linie gefallen. Und das Nest, den Falkenstein, haben sie vernachlässigt, es ist so peu à peu ruinös geworden. Gott, ich habe nichts dagegen, — eine Ruine im Lande, es macht sich ganz nett. Es gibt Patina, wissen Sie. Aber daß sie nun neuerdings gerade von unserem Hofbankier aufgekauft worden ist ... Merkwürdig! Eine alte Ritterburg ... Es muß doch den ganzen Adel irritieren."

„Das ist der sogenannte Zeitgeist," meinte das Fräulein. „Übrigens, was wollen Durchlaucht mit dem Adel? Wir haben ja gar keinen."

Der Fürst sah sie überrascht an. „Das ist auch wieder wahr," versetzte er. „In meinen Staaten ist der Adel völlig ausgegangen ... Mein Vetter Egon Alexander hat aber doch noch genug davon, um alle Hofchargen zu besetzen ..."

„Was das aber auch für Adel ist!" bemerkte das Fräulein von Ziegebein verächtlich. „Ein paar französische Glücksritter hat die Spielbank angezogen, man weiß nicht, sind sie Kammerherren oder Croupiers? — Und den Rest verdankt Durchlaucht Egon Alexander ihrem höchstseligen Großvater ... Durchlaucht wissen wohl, was ich meine ..."

„Na ja, ja," erwiderte der Fürst ungeduldig, „morganatische Ehe, ich weiß, ich weiß ... sehr fruchtbar ... Aber einerlei: wir haben hier wirklich doch nur Sie und unseren guten Müller ... und wie steht es damit? Er hat es von seinem Vater her, den der König von Preußen geadelt hat, und Sie — na, sehen Sie mich nicht so an, als ob ich Ihre stiftsmäßigen sechzehn Ahnen anzweifeln wollte! Aber Sie sind doch auch — wie soll ich sagen — importiert ... klassischer Import, das gebe ich zu ... damals, als Sie als Hofdame zu meiner seligen Mutter aus Weimar kamen, — na, wie lang ist's denn her? Vierzig Jahre mindestens ... Sie waren ja meine erste stille Liebe, ich war damals vierzehn Jahre und Sie eine schöne, voll erblühte Rose von einigen —"

„Sparen sich Durchlaucht das Rechnen nur," unterbrach ihn das Fräulein. „Und was das Klassische angeht, so bitte ich bemerken zu dürfen, daß ich darauf wirklich stolz bin ... Es hat etwas für sich, auch einmal an Goethes Hof gewesen zu sein, und ich lasse nichts auf meine Klassiker kommen. Durchlaucht freilich ... was lesen Durchlaucht denn von ihnen? Höchstens ab und zu ein paar komische Erzählungen vom Hofrat Wieland ... und ich will nicht fragen, warum. Aus ästhetischen Gründen schwerlich."

Der Fürst lächelte friedlich. „Ereifern Sie sich nicht, Aglaja," sagte er. „Sie kennen meine Hochachtung vor Ihrem klassisch gebildeten Adel. Ewig schade, daß er mit Ihnen in meinen Landen ausstirbt ... Na, die von Müllers blühen ja noch fort ... Nette Blüte! Seit der Doktor Theobald von Müller wegen seiner demagogischen Dichtereien aus Berlin ausgewiesen worden ist, hat der Alte ihn ja völlig verstoßen ..."

„Ja," bemerkte das Fräulein, „da erkennen Durchlaucht den Briefadel. Unser guter Müller ist ja die friedfertigste Seele,

aber im Punkte der Legitimität ist er schlimmer als wir alle ... Und warum? Ihnen, oder meinetwegen auch mir, schadet das nichts; wenn wir wollten, könnten wir liberal sein wie die Spatzen, wir haben doch unsere Ahnen. Aber so etwas, das muß konservativ sein, sonst glauben ihm die Leute nicht mehr an die drei Buchstaben ... Ach Gott ja! Man müßte doch einmal mit Seiner Exzellenz reden ..."

Der Fürst machte eine abwehrende Bewegung. „Liebe Freundin, Sie wissen, mit Privatangelegenheiten meiner Beamten gebe ich mich grundsätzlich nie ab ..." —

„Seine Exzellenz der Herr Kabinettsminister lassen um die Gnade bitten," meldete der Lakai.

Der Fürst nickte vergnügt. „Pünktlich wie immer!" sagte er, sobald der Lakai verschwunden war. „Nun bin ich doch gespannt. Adel haben wir ja nicht mehr in unseren Staaten — —"

„Aber Ochsen," ergänzte die Ziegebein.

III.

Der Kabinettsminister von Müller blickte etwas verlegen, als er seinem Gebieter das schriftliche Ergebnis der Viehzählung überreichte. Mit aller Ausführlichkeit und Raumverschwendung hatte der Kanzlist doch nur vier Seiten verbraucht, um den ganzen Viehstand des Fürstentums unterzubringen.

Aber der Fürst schien sehr befriedigt. „Da hören Sie nur," sagte er und las der Hofdame einige Zahlen vor. „Diese Masse Rindvieh! Und dieser Berg Schweine! Und dabei durchweg beste Rasse, wie dahinter steht. — Beiläufig bemerkt, mein lieber Müller, — bei einem solchen Bestand können wir doch unmöglich mit einem Stier in unseren Staaten auskommen?!"

„Die Leute hinterm Wald bedienen sich im Bedarfsfalle aus dem Preußischen," erwiderte der Kabinettsminister.

Franz Friedrich Ferdinand schüttelte unwillig den Kopf. „Das ist nichts," sagte er. „Sie wissen, ich mische mich nicht in die Diplomatie; aber von einem solchen internationalen Verkehr will ich nichts wissen... Ich will meine eigne Rindviehrasse in meinen Staaten rein halten. Sorgen Sie, daß dazu das Entsprechende auf Staatskosten in die Wege geleitet werde ... Übrigens was ist das hier? Unter den Pferden sollen zwei englisches Vollblut sein? Da hat sich jemand etwas vormachen lassen. Ich habe kein einziges Vollblut in meinem Stall. Meinen Sie, ich hätte Geld zu solchem Luxus? Es wäre ja eine sündhafte Verschwendnng, — bei den Zeiten!"

„Verzeihen Durchlaucht, — das sind die beiden neuen Wagenpferde des Hofbankiers Landauer," erklärte der Minister.

„So?" erwiderte der Fürst. „Das ist ja ein Mordskerl. Falkenstein kauft er, Vollblut kauft er, — will mir wohl nächstens die Souveränetät abkaufen, was? Sagen Sie ihm, daß er mir vom nächsten Ersten an zwei Prozent mehr von meinem Guthaben zahlt. Sonst entzieh' ich's ihm und richte eine neue Steuer auf Vollblut ein ... Na, also das wären die Pferde. Ah, und Ziegen haben wir auch? Ihre Wappentiere, Aglaja ... Hühner, Gänse, Enten... ja, wo bleiben denn die Hunde?"

„Auf der letzten Seite, Durchlaucht ... Als minder nützliche Tiere ..."

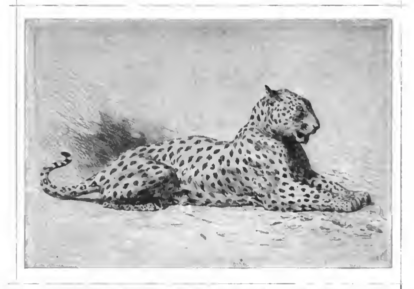
„O, sagen Sie das nicht, mein Lieber! Ein Hund ist mitunter nützlicher als ein Ochs. Wie wollen Sie mit einem Ochsen einen Fuchsbau ausnehmen? Und auch als Haustier ... sehr pläsant ... manchmal pläsanter als die Menschen ... Ich will mir auch wieder einen fürs Zimmer beilegen, — aber was für eine Rasse? Lassen Sie doch mal sehen ... Dackel, — ja, ja, — das wär so was. Amüsante Tiere ... krummbeinig, abnorm, — sozusagen Rokoko, aber grob. Bauernrokoko, wissen Sie ... Nun, deren haben wir ja eine nette Summe. Natürlich, — bei dem starken Jagdbestand ... Aber was sehe ich da? ‚Besondere Bemerkungen: ein Dackel ist scheckig.' Hat man je so was erlebt? Ein scheckiger Dackel!"

„Die gibt's, Durchlaucht," bemerkte die Hofdame. „Scheckig wie ein Kalb. Taugen aber nichts zur Jagd."

„So?" fragte der Fürst aufgeregt. „Sie als Jägermeisterskind müssen es ja wissen ... Aber einerlei: den muß ich sehen. Wo ist er denn?"

Über das feine, bartlose Gesicht des Kabinettsministers flog ein Rot des Unmuts. „In dem Dorfe Klein-Breibach, Durchlaucht," sagte er. „Die — die Tochter des dortigen Pfarrers Liebetreu hat ihn

**Aus unserer Studienmappe:**



Ruhender Panther. Nach einer Radierung von Evert van Müyden.

erst vor kurzem aus Tübingen, wo sie zur Erziehung war, mitgebracht."

„Ach sieh mal," rief der Fürst in heiterster Laune, „also gleich zwei Neuigkeiten in unseren Staaten! Ein gescheckter Dackel und eine im Ausland erzogene Landestochter! Hübsch, was? — aber natürlich, — Pfarrerstöchterlein! . . . Hm, ob sie ihn mir wohl verkauft? Sehen möchte ich ihn jedenfalls . . . Wissen Sie, mein Lieber, — der Morgen ist so schön, — wenn wir mal gleich hinüberführen . . ."

„Verzeihen Durchlaucht," fiel die Hofdame rasch mit einem Blick auf das verlegene Gesicht des Ministers ein, „Se. Excellenz haben heute ein dringendes Geschäft . . . Privatangelegenheit von mir . . . wenn ich vielleicht als Stellvertreterin einspringen dürfte . . ."

Der Fürst musterte die beiden mit überraschtem Blick. „Aber gewiß," sagte er gutmütig, „lassen Sie sich doch nur nicht stören, mein lieber Müller! Gehen Sie nur, — das übrige erledigen Sie allein, wenn Sie noch was zu unterschreiben haben, bringen Sie's mir heute abend . . . Ich werde denn also mit unserer lieben Ziegebein hinausfahren — leben Sie wohl indes!" —

„Sagen Sie mal, liebe Aglaja," sagte der Fürst, nachdem der Minister sich entfernt hatte, „was ist denn das? Warum will — oder warum soll er nicht mit? Denn das mit Ihren Privatangelegenheiten war doch nur Vorwand. Dafür kenne ich meinen Kabinettsminister Anselmus von Müller zu gut. Der läßt sich nicht einmal durch seine eignen Angelegenheiten von einem Allerhöchsten Auftrag abhalten. Höchstens durch seinen Tod . . . Sollte er am Ende einen unwiderstehlichen Abscheu gegen gescheckte Dackel haben?"

Das Fräulein lachte etwas gezwungen. „Ich hoffe nicht, daß er so ungerecht ist," sagte sie. „So ein armes Vieh kann doch nichts dafür, daß es so auf die Welt gekommen ist. Aber wenn Durchlaucht es denn wissen wollen, — Se. Excellenz hat einen Haß auf den Pastor. Der gute Liebetreu hat vor etlichen vier oder fünf Jahren den jungen von Müller in ein Haus in Tübingen empfohlen, wo der junge Mann damals studierte, — an einen alten Studienfreund. Und nun meint unsere

Excellenz, der Theobald habe da das liberale Gift eingesogen; der Hausherr sei ein wilder Demokrat, und das habe der Pastor gewußt. Du lieber Gott, ich glaube, der weiß gar nicht, daß es so etwas gibt; der kennt ja nur die Heuschrecken aus dem Propheten Joël. Sonst hätte er doch nicht seine einzige Tochter in dasselbe Haus gegeben . . ."

„Ja, ja," sagte der Fürst. Er hörte nur noch scheinbar zu, ganz vertieft in einen neuen Gedanken. Ein paarmal ging er im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor der Dame stehen und sah ihr ins Gesicht: „Wissen Sie, Aglaja," sagte er, „es ist doch schade, daß es nicht ein Pärchen ist!"

„Um Gottes willen," rief sie, „was glauben Durchlaucht? Daran ist ja gar nicht mehr zu denken!"

„Ja, leider!" seufzte der Fürst. „Es wäre aber doch zu schön. Wissen Sie, wenn es dann Junge gäbe . . . Aber es wäre wohl ein zu großer Glücksfall. Die Tiere sind wohl sehr selten, was?"

„Aber wovon sprechen Durchlaucht denn?"

„Na, von den gescheckten Dackeln. Wovon soll ich denn sonst sprechen?"

„Ach so," sagte sie seufzend. „Ja, das wird denn wohl so sein."

IV.

Sie hatten es schlecht getroffen. Der Herr Pastor war in der Kirche bei einer Trauung, und das Fräulein Johanna war schon in aller Frühe mit dem Waldmann über die Grenze nach Groß-Breibach gegangen, um die Tochter des dortigen fürstlichen Rentmeisters zu besuchen.

So berichtete die Wirtschafterin des Pastors, während sie vor den vornehmen Gästen auf dem Hausflur stand und vor lauter Knixen ganz vergaß, sie in ein Zimmer zu bitten. Hinter ihr, in der halb geöffneten Küchenthür, stand eine Magd, die beim Anblick des Ordenssternes auf der Brust des Fürsten völlig zur Salzsäule erstarrt war. Aus der Küche quoll ein nahr-

**Aus unserer Studienmappe:**



Löwenpaar. Nach einer Radierung von Evert van Muyden.

hafter Dunst von Erbsensuppe mit geräucherter Bratwurst . . .

Franz Friedrich Ferdinand sah sehr unzufrieden drein. „So werden wir eben warten müssen," sagte er. Dann öffnete er ohne Umstände die Thür des Wohnzimmers und ließ die Hofdame vorantreten.

„Hm," meinte das Fräulein von Ziegebein, nachdem sie sich in dem Raume umgeschaut, „sehr einfach. Aber sauber. Daneben ist das Studierzimmer . . . viel Bücher! — Da sehen Durchlaucht, — das ist das Mädchen." Sie deutete auf eine kleine Daguerrotypie, die im schwarzlackierten Rahmen über dem Bildersofa hing, unter einem Christuskopf in Öldruck.

Der Fürst nahm das Bildchen vom Nagel und musterte es lange; dann sah er die Hofdame überrascht an. „Aber sagen Sie mal," bemerkte er, „die ist ja wirklich hübsch!"

„Ich habe ja auch nicht das Gegenteil behauptet," brummte die Hofdame und nahm ihm das Bildchen wieder ab, um es an den Nagel zu hängen. Es sah fast aus, als ärgerte sie sich über sein Lob.

Der Fürst hatte unterdes eine alte Strohmatte hinter dem Ofen entdeckt, die er mit Rührung betrachtete. „Und das ist sein Bett," bemerkte er. „Wenn er sich da nur nicht erkältet. Hunde sind oft so empfindlich." Er ging ein paarmal ungeduldig auf und ab, dann nahm er ein Buch von dem kleinen Nähtischchen, das am Fenster stand.

„Sieh' mal an," sagte er, „hier werden Ihre Klassiker doch noch geehrt, liebe Aglaja. ‚Emilia Galotti', von Lessing. Also so etwas liest man hier!"

„Das lesen Durchlaucht nur auch," meinte die Ziegebein, „es ist ein lehrreiches Stück."

„Ja wohl," erwiderte der Fürst harmlos und öffnete das Buch an der Stelle, wo ein Lesezeichen eingelegt war, ein grünes Seidenband mit weißgestickter Inschrift: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln". Er las eine halbe Seite, dann legte er das Band wieder hinein und klappte das Buch zu. „Gemeiner Halunke, dieser Marinelli," brummte er. „Aber so was gibt es."

„O ja," bestätigte die Ziegebein.

Jetzt öffnete sich die Thür, und der Pastor erschien, noch im Ornat und mit dem Ausdruck feierlicher Aufregung auf dem überaus gutmütigen, bartlosen Antlitz. Hinter ihm erschien seine Tochter, sie hatten sich vor der Thüre getroffen.

„Durchlaucht, — welche Ehre!" begann der Pastor. „Nun ist wahrlich Freude unter meinem geringen Dache, da der Gesalbte des Herrn es nicht verschmäht, darunter einzukehren!"

„Bitte, bitte!" erwiderte der Fürst und reichte ihm die Hand. „Wollte schon längst mal nachsehen, mein lieber Pastor Liebetreu, wie es bei Ihnen steht. Ihre Tochter, nicht wahr?"

Das junge Mädchen knixte, — sehr tief, sehr befangen mit niedergeschlagenen Augen. Sie war wirklich noch viel hübscher als auf dem Bilde: eine zierliche, fast noch knospenhafte Gestalt, im weißen hochgegürteten Kleidchen, das die zartgerundeten Unterarme und ein schmales Streifchen unter dem Halse freiließ; ein liebes rundes Gesichtchen mit halblangen blonden Locken; und über dem allen eine natürliche Anmut, die das fühllose Sonnenlicht auf der präparirten Silberplatte gar nicht wiedergeben kann. Als der Fürst auch ihr mit einigen freundlichen Worten die Hand reichte, blickte sie aus den klarsten blauen Augen so kindlich dankbar zu ihm auf, daß es ihn ganz seltsam rührte.

Nun aber sprang die angelehnte Thür vor einem heftigen Scharren auf, und ein längliches, vierbeiniges Etwas fuhr ungestüm mit wildem Gebell an den hohen Stiefeln des Landesherren empor, der die sonderbare Kreatur entzückt betrachtete.

„Na, der verdient wirklich eine besondere Bemerkung in der Viehliste," meinte die alte Hofdame.

„Ach ja, er ist sehr häßlich, der arme Kerl," sagte Johanna traurig. Sie hatte den Dackel am Nacken erwischt und hielt ihn nun, am Boden kauernd, mit beiden Armen von weiteren Angriffen ab.

„Aber nein . . . prächtig ist er!" rief der Fürst und musterte immerfort die durchaus unregelmäßigen weißen, gelben und schwarzen Flecken auf dem langen, eingebogenen Leibe, den rassечhten, spitzschnauzigen Kopf mit den langen Hängeohren, deren eines in fleckenlosem Weiß schimmerte, während das andere ebenso wie der obere

Teil des Gesichtes ein mit gelben Haarbüscheln durchsetztes Schwarz zeigte. „Wie er aussieht!"

„Großartig," bemerkte die Hofdame. „Als ob ihn die Natur im Finstern auf ihrer Palette herumgerieben hätte."

„Darf ich ihn einmal nehmen?" fragte der Fürst. Johanna Liebetreu sah ihn sprachlos verwundert an. „Er beißt . . ." stotterte sie endlich. Aber Franz Friedrich Ferdinand wußte mit Hunden umzugehen. Nach wenigen Minuten schmiegte sich der scheckige Waldmann ganz zufrieden auf dem Schoß seines neuen Gönners, der wie ein Bild befriedigter Fürstenhoheit im Sofa neben der Haustochter saß und über die Abtretung des Naturwunders verhandelte. Nein, verkaufen wollte Johanna Liebetreu das Tier nicht . . . Aber wenn sie Durchlaucht bitten dürfe, es als ein Geschenk anzunehmen . . . . . Und da der Fürst beinahe verwirrt dankte, fuhr sie mit einem kindlichen Lachen fort: „Es ist gewiß das Beste für seine Sicherheit. Wir sind hier zu nahe an der Grenze . . . er wildert, der arme Kerl, und die fürstlichen Jäger von drüben hätten ihn beinah schon einmal erschossen."

„Was?" fuhr der Fürst auf. „Erschossen?! Diesen Hund erschossen?!!" Noch hatte ihn nichts von allem, was man im Lande der jüngeren Linie that oder beinah that, so im Innersten aufgeregt.

Die Hofdame hatte unterdes den Pastor in ein Gespräch über die Lage in seiner Gemeinde verwickelt. Der Fürst und Johanna plauderten weiter, zuerst über die Tugenden und Untugenden des Gescheckten, dann über Tübingen und allerlei anderes. Die Befangenheit des jungen Mädchens löste sich immer mehr; der Fürst sprach ja so leutselig und einfach, ganz wie ein recht guter, wohlgesinnter Onkel. „Sie lesen wohl viel?" fragte er. „Habe mir da eben erlaubt, mal in Ihr Buch zu sehen. Tüchtiges Werk, ja, ja . . . . dieser Lessing, — der verstand es . . . . Nun, sagen Sie mal, mein liebes Kind, das greift Sie wohl sehr an, so eine — na, ich meine, so eine traurige Geschichte?"

Sie nickte eifrig und faltete die Händchen. „Ach ja," sagte sie, „es ist ja doch auch zu schrecklich, nicht wahr? Aber das ist ja nun schon lange her . . . Ich denke mir, jetzt kann so etwas doch nicht mehr vorkommen . . . Und es wird doch auch wohl früher nur eine traurige Ausnahme gewesen sein. Ich denke mir immer, der Herr hat auch früher den Königen und Fürsten zumeist ein königliches Herz gegeben, daß sie nach seinem Sinne herrschten, das Unrecht ahndeten und der Not steuerten wie . . . wie —" sie errötete und brach ab.

„Nun, — wie? . . ." half der Fürst ein, indem er das süße Gesichtchen lächelnd betrachtete.

„. . . Wie Euere Durchlaucht," fuhr sie muthig fort. Sie sah ihn mit einem warmen Blick an, der keine Spur von bewußter Schmeichelei verriet. „Man kann es ja von allen Fremden hören, wieviel leichter es unseren Leuten hier im Lande doch noch immer wird, das böse Notjahr auszuhalten, als anderswo. Und das haben die Unterthanen doch nur der väterlichen Fürsorge zu verdanken, mit der Durchlaucht sich ihrer früh genug angenommen haben. Die Lieferungen von Saat- und Brotkorn, von Viehfutter, die Nachlasse an Steuern und Pacht . . ."

„Ja, ja," warf Franz Friedrich Ferdinand ein. Er wich ihren strahlenden Blicken aus, es wurde ihm ganz heiß im Gesicht. „Dieser Müller," dachte er, — „er scheint ja wirklich brav vorgesorgt zu haben . . . wie immer. Aber daß sie mich nun deshalb lobt . . . wenn ich doch nur genau wüßte, was es war . . ."

Der Pastor hatte die letzten Worte seiner Tochter aufgefangen. „Ja fürwahr," begann er, „unsere Bauern sind Euerer Durchlaucht tief verpflichtet für so weitschauende Fürsorge in diesen Zeiten des Jammers, die über das ganze liebe deutsche Land gekommen sind wie die Heuschreckenplage über Israel, davon Joël spricht, Kapitel 1 am fünfzehnten: „O wehe des Tages! Denn der Tag des Herrn ist nahe, und kommt wie ein Verderber des Allmächtigen. Da wird die Speise vor unseren Augen weggenommen werden, nnd vom Hause unseres Gottes Freude und Wonne. Der Same ist unter der Erde verfault, die Kornhäuser stehen wüste, die Scheuern zerfallen, das Getreide ist verdorben. O, wie seufzet das Vieh!" Es ist eine böse Zeit. Der Gegenden sind viele, wo das Pfund

Schwarzbrot in diesem Jahre zehn Kreuzer und mehr galt und trotz der besseren Ernte noch gilt. Durchlaucht werden besser wissen als ich, was das sagen will."

„Ja, ja!" seufzte der Fürst und streichelte verlegen den Dackel.

„Aber in Euerer Durchlaucht Gebiete ist es immer noch leichter zu tragen," fuhr der Pastor fort. „Durchlaucht werden ja selbst den Unterschied bemerken . . . drüben, meine Pfarrkinder über der Grenze . . . . ach, leider scheint die dortige Regierung der Mittel zu ermangeln, um die Not im gleichen Maße zu lindern . . . . . Es sind viele unter ihnen, die jetzt schon über die Grenze kommen, um hier von Thür zu Thür zu heischen . . . Und wie wird es erst im Winter werden! Der Herr möge doch ein Einsehen haben mit seinem Volke, daß es wieder heiße wie Joël sagt, Kapitel 2 am zweiundzwanzigsten: ‚Fürchtet euch nicht . . . denn die Wohnungen in der Wüste sollen grünen und die Bäume ihre Früchte bringen, und die Feigenbäume und Weinstöcke sollen wohl tragen'."

Der Fürst sah die Hofdame bittend an. Sie erwiderte den Blick sehr ernsthaft, sagte aber nichts.

„Ja, ja," bemerkte er endlich, „wissen Sie, Herr Pastor, . . . wir müssen eben alle das Unsrige thun . . . Ich . . ich werde sogleich das Erforderliche veranlassen . . ."

Der scheckige Dackel wandte den Kopf um und blickte den Landesherrn fast schalkhaft aus seinen braunen Augen an.

Franz Friedrich Ferdinand wandte sich in höchster Verlegenheit an Johanna. „Wir bemerken eben einen sehr angenehmen Duft aus Ihrer Küche, liebes Kind . . . mein Leibgericht . . . wenn wir uns zu Tische laden dürften . . . Mein Diener kann vielleicht mit dem Wagen noch einige Kleinigkeiten aus der Hofküche nachholen . . ."

„Verzeihen Durchlaucht," bemerkte die Hofdame schnell, „es wird unseren lieben Wirten gewiß angenehmer sein, wenn wir gar keine Umstände machen . . . ich esse Erbsensuppe mit Wurst *wirklich* sehr gern," fügte sie etwas ironisch hinzu.

„Hm, ja," versetzte der Fürst unsicher, „wenn Sie meinen . . ."

Johanna hatte sich schon erhoben. „Welche Freude!" rief sie, vor Vergnügen errötend und mit den Händen klatschend.

„Ja, wahrlich, welche Ehre und Freude!" verbesserte ihr Vater. „Aber mein Kind . . ." Er sah Johanna etwas verlegen an.

„Sie meinen, ob auch genug da ist, Herr Pastor?" fragte die Hofdame aufstehend. „Dafür lassen Sie uns Frauen sorgen. Nicht wahr, mein liebes Kind? Sie erlauben mir wohl, daß ich mit Ihnen gehe und revidiere. Den Wagen schicken wir zurück bis zum Abend . . . Durchlaucht gewähren uns huldvoll Urlaub . . . Vielleicht ist der Herr Pastor bereit, Durchlaucht unterdes noch einiges über die Verhältnisse unter den Notleidenden vorzutragen . . ."

„Ja, ja, natürlich!" sagte der Fürst.

V.

Das Abendrot leuchtete schon über den Waldbergen jenseits der Residenz, als sie heimfuhren. Der gescheckte Waldmann saß auf dem Rücksitz und musterte mit zur Seite gesenktem Kopfe abwechselnd seine neue Herrschaft und die Bauern, die vor dem fürstlichen Wagen ehrfurchtsvoll grüßend zur Seite wichen.

„Reizend! Ganz reizend!" murmelte der Fürst.

„Was meinen Durchlaucht?" fragte die Hofdame. „Den Dackel, den Pastor, die Kost oder das Fräuleinchen?"

„Ach, — natürlich alles," erwiderte der Fürst. „Wissen Sie, Aglaja, — dieser alte Pastor ist gar nicht so übel. Hat mir doch allerlei zu denken gegeben . . . Natürlich, ich wußte das ja eigentlich schon alles . . . aber es hat seine Meriten, mal so eine geistliche Stimme aus dem Volke zu hören . . . Und was die Kost angeht, — wie kommen Sie dazu, meine Neigung für Erbsensuppe zu bezweifeln? Hat mir kolossal geschmeckt, — kolossal . . . Der Kaffee, — na ja, — ein bißchen qualitätslos . . . aber sehr gesund so . . . sehr appetiterregend . . . Sie glauben nicht, wie ich mich auf das Souper freue! — Na, und was die Kleine angeht, — à merveille! Das ist ja ein Ausbund von reizender Anmut! Und so — wie soll ich sagen, — — so tauig. Wissen Sie, — so frisch . . . wie eine Rosenknospe morgens um vier Uhr . . . Denken

Aus unserer Bildermappe:



Diana. Von Albert Mayer, Geislingen.

Sie daran, daß die Beiden Sonntag bei uns speisen. Apropos, — was hatten Sie denn mit der Kleinen nach dem Kaffee in der Bohnenlaube so viel zu bereden?"

„Frauengeschichten, Durchlaucht," erwiderte die Ziegebein achselzuckend. „Sie hat nur ein wenig ihr kleines Herzchen ausgeschüttet. Nichts für Herren."

„Auch nicht für Landesherren?" fragte der Fürst, den der angenehme Verlauf des Tages geistig recht belebt hatte. „Das ist schade. Sie werden doch keine Verschwörung angezettelt haben? Ich will nicht hoffen, daß Sie mir die Kleine in politische Verwickelungen bringen."

„Im Gegenteil, Durchlaucht," erwiderte die Ziegebein ruhig.

VI.

Der gescheckte Waldmann — der Kalbshund, wie ihn Fräulein von Ziegebein zu nennen pflegte — lag lang ausgestreckt auf seiner Decke vor dem Kamin im Vorzimmer des Fürsten und kaute spielend, sättigungsfroh am letzten Zipfel der Hundewurst, die ihm der Kammerdiener jeden Morgen auf Allerhöchsten Befehl zu liefern hatte. Der Major Böllermann, der eben vom Rapport aus dem Zimmer des Fürsten zurückkam, betrachtete das Tier lange scheu und nachdenklich. „Kuriose Kreatur!" brummte er. „Seit den sechs Wochen, daß wir das Vieh im Schloß haben, ist die Durchlaucht rein wie ausgewechselt. Wenn das nur alles mit rechten Dingen zugeht! Alle guten Geister . . ." Er wandte sich mit einer gewissen Hast ab und verließ das Vorzimmer.

Wenn auch vielleicht nicht alle bei Hof und in der Residenz die abergläubischen Bedenken des alten Kriegshelden teilten, — in ihrem Urteil über den Landesherrn stimmten sie sämtlich mit ihm überein. Franz Friedrich Ferdinand hatte sich sehr geändert. Er brauchte jetzt eine solche Menge Zeit zum Regieren, daß seine Studien auf dem Observatorium täglich kürzer wurden und endlich ganz wegfielen. Alles, was zum Unterzeichnen an ihn kam, las er vorher durch, und bisweilen unterzeichnete er es dann nicht. Die Vorträge des Kabinettsministers unterbrach er mit häufigen Fragen, die beinahe immer zur Sache gehörten. Er ging sogar zu selbständigen Eingriffen über. Unvermutet erschien er im Regierungsbureau, zu einer Zeit, wo der Kabinettsminister nicht zugegen war und die ganze Beamtenschaft beim Frühstück saß, ließ sich verschiedene Einrichtungen zeigen und murrte über einiges ganz erschrecklich. In der Kasernenküche der Leibkompanie stellte er sich urplötzlich ein, kostete das Essen und fand es scheußlich. Das Essen wurde danach nicht besser, aber man stellte von zuständiger Seite jetzt jeden Tag eine Portion von höherer Güte bereit, für den Fall, daß der oberste Kriegsherr seine Kostprobe wiederholen werde. Selbst von dem Magistrat der Residenzstadt hatte der Landesherr über verschiedene öffentliche Uebelstände, die in einem Eingesandt einer „ausländischen" Zeitung getadelt wurden, Immediatbericht eingefordert und mit sehr bissigen Blaustiftbemerkungen am Rande zurückgesandt. Er selbst gedieh bei dieser Fülle anregender Thätigkeit zusehends und war von einer Heiterkeit, die ihn ganz übersehen ließ, wie verstimmt und unruhig die anderen wurden, deren Kreise er so plötzlich störte. Sogar die Ziegebein reizte er empfindlich, da er ihr allen Ernstes zumutete, bei der diesjährigen Weihnachtsbescherung jedem ihrer Ortsarmen nebst den üblichen wollenen Socken und harten Thalerstücken auch einen Band klassischer Dichtung zu verehren. „Wissen Sie, liebe Aglaja, das Volk muß mehr Verständnis für die gute Litteratur bekommen!" erklärte er. „Aber wozu denn, Durchlaucht?" erwiderte die Ziegebein spitz, „der Unterschied zwischen dem Volk und den Fürsten ist so schon groß genug!" Glücklicherweise verstand er sie wieder einmal nicht.

Waldmann war ganz zufrieden mit seinem Herrn, den er ja nie anders gekannt hatte. Er empfand den Vorzug seiner Stellung und hing mit großer Treue an dem neuen Gebieter, der ihn überallhin mitnahm und dadurch selber zu einer gefürchteten Erscheinung machte. Wo der Gescheckte sich hören oder sehen ließ, da war auch die Durchlaucht in der Nähe, — und demgemäß empfing man ihn überall mit einer achtungsvollen Aufmerksamkeit, die er sehr selbstbewußt, mit schräggeneigtem Kopfe und nachlässigem Schwanzwedeln hinzunehmen verstand. Und eine, die den Landesherrn erst ebenso lange näher kannte wie Waldmann, blickte zu ihm mit gleicher ungetrübter Verehrung empor. Johanna Liebetreu war mit

ihrem Vater schon zwei- oder dreimal an der Tafel im Schloß erschienen, wo sie sich zwischen den grauhaarigen Hof- und Standespersonen ausnahm wie eine zierliche, bescheidene Glockenblume zwischen Gold- und Silberastern. Waldmann begegnete ihr mit einer durch den Hinweis auf seine neuen Verpflichtungen begründeten gemäßigten Vertrautheit, die Ziegebein behandelte sie mit großmütterlicher Zärtlichkeit, und die alten Herren, einschließlich des Fürsten, vergaßen über ihrer Anmut fast Essen und Trinken.

Der Kabinettsminister von Müller fehlte an solchen Tagen bei der Tafel. Es war erklärlich, daß er sich jetzt seltener im Schlosse zu thun machte. Er hatte ja zu viel zu arbeiten in diesen schweren Zeiten.

Mit der Strenge der Jahreszeit hatte die Not erst angefangen sich recht fühlbar zu machen, — ganz wie es der Pastor Liebetreu vorhergesehen hatte. Die Bauern wußten, daß die Regierung das Wetter nicht macht, sie sahen, daß es in der Nachbarschaft vielfach noch übler stand, und murrten nicht eben, aber mit der quälenden Beharrlichkeit darbender Kinder blickten sie zu der Stelle auf, von der sie gewohnt waren, bevormundet und beraten zu werden. In den wenigen größeren Orten des Ländchens und vorab in der kleinen Residenzstadt löste der wirtschaftliche Druck das Ventil für einen Geist der Kritik, den der Kabinettsminister seit langem mit Schmerzen wachsen gesehen. Die plötzlichen, sprungweisen Eingriffe des Fürsten in die Geschäfte gaben den Unzufriedenen Anlaß, daran zu erinnern, wie gering die Bürgschaften gegen ein solches Eingreifen seien, wo es einmal im bösen Sinne geschehe; man verbreitete eifrig Beispiele solcher üblen Willkürherrschaft aus anderen Staaten und fragte sich, wie lange sie noch andauern dürfe. In Gesellschaften und Wirtshäusern wurden große Worte wieder lebendig von deutscher Einheit, Freiheit und Herrlichkeit, von freigewählter Volksvertretung, vom kaum noch schlummernden Kaiser Rotbart im Kyffhäuser und vom völlig schlafenden „Deutschen Hund" zu Frankfurt. Mehr noch als sie zündete ein keckes Wort, das von Mund zu Munde lief, als Antwort auf eine Ansprache des Fürsten an eine Abordnnng notleidender Handwerker: „In trüber Zeit ist Fassung gut," hatte er gesagt. „Fassung ist gut, Verfassung wäre besser," antwortete die Unzufriedenheit der Bürger. Man sang ein Lied mit diesem Kehrreim; es hieß, der Doktor juris Theobald von Müller, der Sohn des Kabinettsministers, habe es gedichtet und heimlich an seine Freunde in der Heimat geschickt . . .

Der Kabinettsminister that seine Pflicht, ohne Familienrücksichten, er brachte schärfere Maßregeln wider den revolutionären Geist in Vorschlag, auf dessen Wachstum im Lande auch von dem verwandten Nachbarhofe aus bereits vertraulich hingewiesen werde. Aber davon wollte Franz Friedrich Ferdinand nichts wissen. „Lassen Sie doch den Leuten das bißchen Räsonnieren, mein Lieber," meinte er. „Ich bin mit Ihrer Amtsführung zufrieden, und das muß Ihnen genügen. Nur nicht zu viel Maulzwang! Was meinen Sie, wenn der Fürst Metternich in Wien sich die bösen Reden zu Herzen nähme, die etliche Malkontenten über ihn umtragen, — der wäre ja schon längst tot! Und was meinen Vetter drüben angeht, — du lieber Gott, der soll doch still sein! Der mit seinem Roulette und Rouge ou Noir. Ehe ich mir von d e m politische Ratschläge geben lasse, da frag' ich doch lieber meinen Waldmann."

VII.

Einige Tage nach dieser Unterredung hatte der Fürst mit dem Waldmann einen längeren Spaziergang durch den Forst unternommen, der sich westlich bis an die letzten Häuser der Residenz erstreckte. Das war auch ein Vergnügen, an welchem Franz Friedrich Ferdinand erst seit Erwerbung des Gescheckten wieder Gefallen fand. Es machte ihm Spaß, im behaglichen Dahinschlendern die rastlose Geschäftigkeit des vierfüßigen Adjutanten zu beobachten, der immerfort mit der Nase am Boden vor ihm hertrabte, ab und zu mit erstaunlich schnellen und kräftigen Bewegungen der Vorderpfoten einem unterirdischen Lebewesen nachgrub oder sich vor lauter Lebenslust auf dem Boden wälzte, bis sein buntes Fell ganz mit welken, feuchten Blättern beklebt war. Bisweilen verschwand der Dackel auch plötzlich waldein, um mit hellem Jagdlaut irgend einer Spur nachzujagen, einem mächtigen Instinkt folgend, der trotz seiner städtischen

Abkunft und Erziehung in ihm fortlebte. Auch die landesherrliche Gewalt erwies sich diesem Instinkt gegenüber ziemlich machtlos, sie hatte es mit der Zeit nur zu einem gewissen modus vivendi gebracht: der Fürst wartete in langsamem Weiterschlendern, bis der vierfüßige Wilderer sich jappend und wedelnd wieder zu ihm gesellte, dann prügelte er ihn ein wenig, der Dackel gab Pfoten, schüttelte sich, und der Friede war bis zur nächsten Ausschreitung wiederhergestellt.

Diesmal blieb er länger aus, der Fürst wurde ungeduldig, er pfiff und rief umsonst. „Na warte, Kerl, wenn du wiederkommst!" brummte er und wog mit unheildrohender Gebärde den Bambusstock in der Rechten. Da sah er zwischen dem dürren Gezweig einer Haselstaude plötzlich den wohlbekannten scheckigen Kopf auftauchen. Das Tier musterte ihn aufmerksam, schien aber nichts von Reue zu spüren.

„Hierher, Waldmann, du Racker!" rief der Fürst. Der Hund knurrte und schüttelte ablehnend die Ohren.

In diesem Augenblick rief jenseits der Wegbiegung eine kräftige Männerstimme mehrmals „Waldine!" Der Hund horchte auf, sprang auf den Weg und trabte nach einem letzten verächtlichen Blick auf den Fürsten um die Ecke.

Der Fürst sah ihm sehr erregt nach. „Natürlich, Waldine," murmelte er. „Aber ganz dieselbe Färbung. Nur der Schwanz weiß statt schwarz. Da hätten wir ja das Pärchen!"

Nun wurde auch Waldines Herr sichtbar: ein junger Mann mit einer Brille, blondem Schnurrbart und langen blonden Haaren, in bürgerlicher, etwas künstlermäßig nachlässiger Kleidung, mit leichtem grauen Mantel und großem Schlapphut.

„Sieh da!" rief der Fürst überrascht, „der Doktor Theobald von Müller! Nun, wie kommen wir denn auf einmal hierher? Gehört Ihnen der Hund da? Dann möchte ich Ihnen das Tier wohl abkaufen. Ich habe einen Rüden von demselben Schlage; möchte das Pärchen gern zusammen haben."

Der junge Mann lächelte etwas gezwungen. „Die Geschwister gehören auch zusammen, Durchlaucht," erwiderte er. „Sie haben den Waldmann von — von Fräulein Johanna Liebetreu, nicht wahr?"

„Ja, ja," sagte der Fürst ungeduldig. „Also wieviel wollen Sie haben?"

„Kein Geld, Durchlaucht. Ich bin noch ziemlich versehen damit, — und seinen einzigen Weggenossen verkauft man nicht. Aber Sie sollen sie haben für eine Vergünstigung, die ich mir leider ausbitten muß: nämlich hier in meiner Heimat ungestört wohnen zu dürfen. Ich bin jetzt so ziemlich aus allen deutschen Vaterländern ausgewiesen. Wie Sie mich hier sehen, hat mich ein Gendarm — übrigens ein ganz braver Kerl — im Namen Sr. Majestät von Preußen gestern bis an Ihre Grenze geliefert."

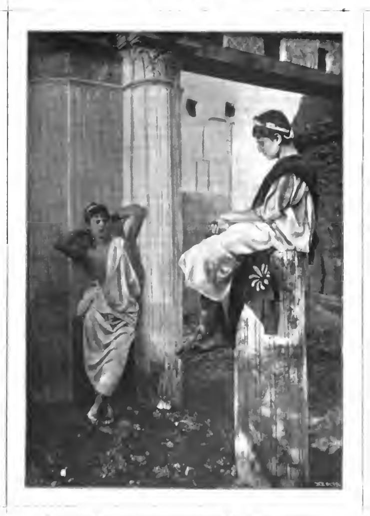
Der Fürst betrachtete ihn mitleidig und nachdenklich. „Das ist ja aber eine traurige Geschichte mit Ihnen, mein Lieber," sagte er. „Sie machen Ihrem Landesvater wirklich keine Freude. Na, und von dem eigentlichen Vater will ich erst gar nicht reden. Warum müssen Sie denn aber auch immer diese politischen Gedichte machen? Ich bekümmere mich grundsätzlich nicht um die Liebhabereien anderer Leute; dichten Sie meinetwegen, soviel Sie wollen. Aber muß es denn immer die Politik sein?! Sehen Sie mal, es gibt doch so viele andere Gegenstände; zum Beispiel — na, sagen wir mal: Gott, Natur, Unsterblichkeit und Tugend. Da ist der Tiedge, — der hat ein ganzes Buch darüber gedichtet, meine Schwester las immerfort drin, 'n bißchen langweilig, — aber dafür hat ihn auch kein Mensch ausgewiesen. Und dann überhaupt, — das Dichten ist doch kein Lebenszweck. Sie sind doch ein ganz guter Jurist, — warum sind Sie nicht in meinen Staatsdienst getreten? Könnten jetzt schon Konsistorialassessor sein; der alte Wemmerlein will doch abgehen."

Der junge Dichter hob den Kopf mit einer stolz ablehnenden Gebärde. „Solange die Zustände so bleiben," rief er, „gehört die Kraft jedes fühlenden deutschen Mannes dem Vaterlande!"

„Na ja," antwortete der Fürst befriedigt, „das sag' ich ja. Also dem Verwaltungsdienst gehören Sie. Kommen Sie doch morgen zu mir, dann besprechen wir das Nähere. Mit Ihrem Vater will ich schon reden."

Der Dichter hob die Rechte mit schmerzvoller Gebärde gen Himmel. „O daß die Fürsten stets den Dienst ihrer Krone mit

**Aus unserer Studienmappe:**



Im sonnigen Süden. Nach einer Aufnahme von W. von Gloeden-Taormina.

dem des Vaterlandes verwechseln!" rief er. „Des Vaterlandes, das ohne diesen Irrtum schon längst groß, frei, einig und mächtig dastände! Durchlaucht — Ihr Herz ist gut, ich weiß, was Sie an mir seit meiner Kindheit gethan haben, und die Bauern erzählen davon, wie Sie für Ihre Unterthanen gesorgt haben in dieser trüben Zeit, — verzeihen Sie, wenn ich frei zu diesem Herzen spreche: seien Sie der erste unter Deutschlands Fürsten, der es wagt, die Krone der Selbstherrlichkeit freiwillig in die Hände seines Volkes zu legen, daß er sie aus seinen Händen zurückempfange als eine Krone der freien Gesetzlichkeit! Ihr Land ist eines der kleinsten, — Ihr

Name wird der größte werden in Deutschland, wenn er als der erste voranglänzt auf dem Wege der Versöhnung! Die Nation wird Sie segnen; Könige und Fürsten werden schamrot Ihrem Beispiel folgen, und diese Eichen, die jetzt im ersten Winterreif über Ihnen starren, werden ihr Frühlingslaub mit stolzer Freude rauschen lassen über einem freien Volke! Seien Sie der erste, der die Fesseln der Willkür ganz löst!"

Franz Friedrich Ferdinand lehnte an einem Eichstumpf. Er blickte den begeisterten Redner verwundert an, ohne ihn zu unterbrechen. „Hören Sie mal, mein Bester," begann er jetzt bedächtig, „ich habe Sie aussprechen lassen ... Sie sprechen ja recht gut ... beinah wie ein Gedicht, — und aus den Gedichten haben Sie das wohl auch meistens. Aber nun lassen Sie sich sagen: in praktischen Dingen sind Sie doch der reine Waisenknabe ... Wie denken Sie sich das denn eigentlich? Abgesehen davon, daß ich auf meine alten Tage doch nicht mein Metier wechseln kann, — es ist nun mal das einzige, was ich gelernt habe, — — aber bilden Sie sich denn wirklich ein, daß in der Welt ein Hahn danach krähen würde, wenn auch mal ein kleiner Fürst unter die Phantasten und Demokraten ginge? Du lieber Gott, — ich und ein Revolutionsheld! Die Heiterkeit möcht' ich sehen, die das bei dem alten Metternich in Wien machen würde ... Sehen Sie sich doch mal die Staaten an, in denen das Volk durch die Landtage mitregiert ... Da ist der Spektakel noch ärger ... Überhaupt, was heißt das alles? Volk! Volk!! Wissen Sie, was das Volk hierzulande heuer braucht? Kartoffeln braucht's, Saatkorn und Viehfutter. Meinen Sie, daß das so billig ist? Ihr armer, alter Vater rackert sich ab, um fürs Nötigste zu sorgen ... und Sie ... füttern Sie doch mal mit Ihren Poesieen eine Sau, ob die davon fett wird!"

Der Dichter lächelte bitter. „Es ist immer dasselbe Echo," sagte er. „Verzeihen Durchlaucht meine Dummheit, daß ich zu einem Fürsten von Freiheit sprach! Ich —"

„Seien Sie ganz still," unterbrach ihn der Fürst ärgerlich und schlug nach seinem Hunde, der sich indes wieder eingefunden hatte und mit Waldine ein feierliches Wiedersehen beging. „Wir haben jetzt genug von diesen Sottisen! ... Werden Sie älter, mein Bester! ... Und was Ihre persönliche Freiheit angeht: meinethalben halten Sie sich in meinen Staaten auf, bis Sie schwarz werden. Ich habe noch keinen Demokraten ausgewiesen. Nur bitte ich mir aus: keine solchen öffentlichen Reden in meiner Residenz! Mir wär's gleich, ... aber ich wünsche, daß Sie Ihren braven Vater schonen ... Ich will keine tragischen Familienscenen vor meinem Fenster haben, verstehen Sie! Also die Residenz verbiete ich Ihnen; im übrigen treiben Sie, was Sie wollen ... Und den Hund da behalten Sie nur, wenn Sie ihn mir nicht verkaufen wollen ... für meinen landesherrlichen Schutz lass' ich mich nicht mit einem Hunde bezahlen, und wenn er schwefelgelb mit himmelblauen Ohren wäre ... Behalten Sie ihn, Sie können noch was lernen von dem krummbeinigen Vieh! Adieu, mein Herr Dichter ... allons, Waldmann!"

Damit wandte er sich ab und schritt hastig weiter. Waldmann folgte ihm nach einem letzten entsagungsvollen Blick auf Waldine.

## VIII.

Der November hatte Abschied genommen, — mit dem verdrießlichsten Gesicht, das diesem verdrießlichsten aller Monate möglich ist. Es war schlecht Wetter überall draußen, — und auch drinnen im Residenzschlosse. Franz Friedrich Ferdinand mußte sein Reich seit vierzehn Tagen vom Zimmer aus regieren; in seinem Lehnstuhl, das rheumatische rechte Bein dick mit Watte umwickelt, saß er vor dem Kamin, seufzte, stöhnte, und bei unvorsichtigen Bewegungen fluchte er sogar stärker, als es sich für einen christlichen Fürsten schickt. Aber fast mehr noch als Rheuma und Hexenschuß quälte ihn ein stiller Gram, den er damals von der Begegnung mit der gescheckten Waldine heimgebracht. Vergebens wandte Waldmann alle seine Künste auf, um das Antlitz des Gebieters zu entwölken; — in den Augen des Fürsten waren alle Reize des merkwürdigen Dackels doch nur noch etwas Halbes ... Diesen Kummer vermochte auch die Ziegebein mit aller Gesprächigkeit und fast mütterlicher Fürsorge nicht zu bannen. Die ärgerliche Laune des Fürsten blieb, sie verschonte nicht einmal die treue Freun-

din, und es war der Ziegebein zu verzeihen, daß sie allmählich in ihren Ansichten über die gescheckten Dackel dem Major Böllermann ziemlich nahe kam. Sie war sonst eine Tierfreundin; aber wenn es nach ihrem stillen Wunsche gegangen wäre, so wären Waldmann und Waldine schnell und geräuschlos aus dieser Zeitlichkeit geschieden.

Auch der Kabinettsminister ging still und gedrückt umher. Er hatte die Weisung des Fürsten, daß dem Doktor Theobald von Müller der Aufenthalt im Fürstentum außerhalb der Residenz ohne Einschränkung zu gewähren sei, mit dienstlicher Verbeugung schweigend hingenommen. Der Doktor selbst gab keinen Anlaß zu polizeilichen Eingriffen. Er hatte sich in einem Bauernhause unfern von Klein-Breibach eingemietet, wo er anscheinend ganz seinen poetischen Beschäftigungen lebte, — eine auswärtige Verlagshandlung hatte von ihm zu Weihnachten ein Drama angezeigt: „Der Sturz der Tarquinier." Ehe das Buch vorlag, ließ sich nicht wohl ermessen, ob die dramatische Schilderung einer Revolution aus dem Jahre 510 vor Christus noch geeignet war, die Grundfesten der heiligen Allianz zu erschüttern. Aber der Kabinettsminister mußte mit Verdruß und Besorgnis gewahren, daß sein Sohn ganz ohne eignes Zuthun mehr und mehr zum Märtyrerhelden der unzufriedenen Bürgerkreise wurde. Sein Bildnis hing bereits in mehreren Häusern neben, ja über dem des Fürsten, und die jungen Damen aßen mit Leidenschaft Mandeln, nur um in die Lage zu kommen, sich seine Gedichtsammlung „Lieder eines Halberwachten" als Vielliebchen zu erwerben. Übrigens hatte sich die revolutionäre Stimmung unter den Bürgern scheinbar gemäßigt; die süße Sorge, den Weihnachtstisch aufzubauen, ließ einstweilen den höheren Gedanken an den Aufbau der deutschen Einheit und Freiheit zurücktreten. Aber der Kabinettsminister von Müller hatte die Finanzen des Staates und seine eignen lange genug gelenkt, um zu wissen, daß diese friedlichere Stimmung mit den Neujahrsrechnungen abbrechen und einer verstärkten Neigung zum Räsonnieren Platz machen werde.

Zu all diesen Sorgen kam nun noch, etwa drei Wochen nach der Ankunft des Doktors von Müller im Lande, eine private Nachricht von unbekannter Hand, die den Kabinettsminister nach einigen Stunden schmerzlichen Grübelns veranlaßte, ganz allein und zu Fuß, zwischen Tag und Dunkel, das so lange von ihm gemiedene Pfarrhaus in Klein-Breibach aufzusuchen.

Auch dort war das schlechte Wetter durch die Mauern in das Herz der Menschen gedrungen. Johanna war sehr still geworden, die Blässe ihrer Wangen und zuweilen eine gewisse verräterische Rötung der Augenlider fingen an, selbst ihrem Vater aufzufallen, wenn er von seinen mühevollen Pflicht- und Liebesgängen heimkehrte. Auch andere Sorgen drückten ihn. Als der Kabinettsminister bei ihm in sein Studierzimmer trat, saß er eben daran, beim dürftigen Scheine seiner Öllampe eine Predigt auszuarbeiten über den Text des Propheten Joel, Kapitel 1 am Neunten: „Das Speisopfer und Trankopfer ist vom Tische des Herrn weg; und die Priester, des Herrn Diener, trauern."

Sehr überrascht blickte der Pastor von diesem trübseligen Text auf, als er seinen Besucher erkannte.

„Sie haben mich wohl nicht erwartet, Herr Pastor?" fragte der Minister.

„Nun," erwiderte der Pastor, „die Wahrheit zu gestehen, — es ist mir in der That eine überraschende Ehre. Nach den betrübenden Erklärungen, die Euere Excellenz mir bei unserem letzten Zusammentreffen gaben, — Erklärungen, die ich nicht ohne Widerspruch anhören durfte —"

„Auf die ich aber leider zurückgreifen muß," fiel der Minister ein. „Sie kennen meine Ansichten über den Einfluß, dem mein Sohn leider in einem von Ihnen ihm empfohlenen Hause unterlegen ist. Die Wege meines Sohnes haben sich infolge dieser Einflüsse von den meinigen völlig geschieden. Er ist großjährig und Herr seiner Handlungen. Aber solange ich lebe, bin ich das Haupt des Hauses von Müller, und als solches fühle ich mich veranlaßt, Ihnen zu erklären, daß eine etwa beabsichtigte Verbindung zwischen meinem Sohne und einem Gliede Ihrer Familie meine Zustimmung nicht finden wird."

Das Gesicht des Pfarrherrn verfärbte sich. „Ich bitte Euere Excellenz um Aufklärung, welche mir durchaus unbekannten

Umstände Sie zu dieser Aussage veranlassen," erwiderte er.

Der Minister lächelte ironisch. „Die Aufklärung sollen Sie haben, Herr Pastor. Man hat Ihr Fräulein Tochter in Ihrem Garten mit dem Herrn Doktor von Müller beisammen stehen gesehen, der Herr Doktor hat die junge Dame hier in Ihrem Hause besucht und steht mit ihr in Briefwechsel. Dies sind die Umstände, die mir von dritter Hand mitgeteilt worden sind. Nehmen wir an, daß sie Ihnen unbekannt waren."

Der Pastor richtete sich auf. Seine sonst so milde Stimme klang hart und fast drohend: „Zu dieser Annahme," antwortete er, „sind Excellenz wohl verpflichtet, nachdem ich es Ihnen vorhin bereits versichert habe ... Wenn meine Tochter zugegen wäre, würde ich sie in Ihrer Gegenwart befragen. Aber ich kann als Diener am Wort verlangen, daß Excellenz mir ohne weiteres glauben, daß ich um diese Dinge nicht wußte und daß ich, was daran wahr ist, nicht billige. Nach dem Verhalten Euerer Excellenz kann auch ich eine Familienverbindung zwischen uns nicht freudig begrüßen. Wenn Excellenz mir sonst noch etwas mitzuteilen haben —"

Der Kabinettsminister verneinte stumm.

„So gestatten Excellenz ..." fuhr der Pastor fort, „daß ich Ihnen auf den Flur leuchte ..."

Als der Pastor in sein Studierzimmer zurückkehrte, stürzte ihm Johanna weinend in die Arme. Die Thür nach dem Wohnzimmer stand offen.

Der Pastor löste sich sanft aus der Umarmung seiner Tochter. „Ich glaubte, du seiest aus," sagte er leise mit einer mühsamen Ruhe. „Du hast also gehört, was jener harte Mann sprach. Nun sage mir: wann ist sein Sohn denn hier in meinem Hause bei dir gewesen?"

„Niemals, Vater," schluchzte sie. „Das ist eine Lüge, eine böse Lüge ... Auf der Straße hat er mich angesprochen, — zweimal; und die Briefe, die er mir zugeschickt hat, kannst du alle sehen, es sind lauter Gedichte ... und es steht immer nur das eine darin, was er mir auch gleich gesagt hat: daß er ... daß er mich liebe und mich heimführen möchte ... aber erst dann dürfe er um mich anhalten, wenn die Ketten der Freiheit gefallen seien. So lange gehöre er nur dem Vaterlande ... und ich soll ihm nur sagen, ob ich ihn auch lieb habe? Und da habe ich ihm ja sagen müssen, denn ich weiß es ja jetzt, daß ich ihn schon damals lieb gehabt habe, noch ehe wir uns die zwei Dackel aussuchten, damit sie nicht ertränkt würden, er den mit dem weißen Schwanz und ich den mit dem schwarzen. Ach, und er ist ja so gut und edel! Und auch mit dem Grolle seines Vaters wider ihn und wider uns werde es dann von selbst ein Ende nehmen; denn alles Niedrige werde sich lösen im Sonnenglanz der Freiheit ... Und bis dahin wolle er nur mein Wort ... und als ich ihm das gegeben habe ... vorigen Dienstag hinterm Haus, an der Stachelbeerenhecke; er stand draußen und ich innen ... da hat er mir einen ... einen Kuß gegeben, und der verbinde uns auf ewig; und seitdem habe ich ihn nicht mehr gesprochen, nur Gedichte hat er mir noch zweimal geschickt, durch den Milchjungen ..." Ihre Stimme erstarb in Thränen. Der Vater streichelte ihr die weichen Locken.

„Nun, nun, mein Kind," sagte er, „beruhige dich nur ... der Herr prüfet alle, die ihn lieb haben ... komm, setze dich zu mir. Siehst du, wir müssen nun vernünftig sprechen."

## IX.

Der Kabinettsminister von Müller hatte sich in seinem politischen Kalender nicht verrechnet. Mit Anbruch des neuen Jahres war ein reißendes Wachstum der Unzufriedenheit eingetreten, in dem kleinen deutschen Taschenstaat so gut wie in der ganzen übrigen Welt. Immer lebhafter und ungezwungener gab die Stimmung der Residenzbürger Antwort auf die großen Weckrufe, welche die Zeitungen von draußen aus den Parteikämpfen fremder Völker, aus Büchern und Gedichten mehr oder minder landflüchtiger deutscher Denker und selbst schon aus den sorgsam ausgelesenen landständischen Volksvertretungen einzelner Bundesstaaten hereinwehten. Bereits ergriff die Bewegung das zartere Geschlecht. Frauen und Jungfrauen der Residenzstadt stifteten dem Ressourcegesangverein eine Fahne, deren Purpurseide so lebhaft in schwarz und gelber Stickerei verbrämt war,



Charakterkopf. Nach einer Zeichnung von Nikolaus Gysis.

daß jeder Heraldiker sie auf den ersten Blick als ein schwarzrotgoldenes Banner ansprechen mußte, und der Dichter Theobald von Müller, der sich neuerdings wieder mit seiner Lyrik ganz in den Dienst des Vaterlandes gestellt hatte, übersandte dazu ein „Weihelied“ mit dem Anfang:

„Das Eis zerschmilzt, der Winter flieht,
Der Völkerfrühling naht mit Brausen!“

Einstweilen war der Winter noch da, mit vielem Schnee und Eis. Nur im Schlosse war es eitel Frühling, und der Genius dieses Frühlings hieß Johanna Liebetreu. Das Hoffräulein hatte sie bewogen, für einige Zeit zu ihr zu ziehen, und vor ihrer sonnigen Anmut wagten sich die politischen Sorgen gar nicht ins Schloß. Der Fürst ließ seinen Kabinettsminister regieren, er selbst war nur noch vergnügter Hausvater. Seine ganze spät erwachte Thatenlust erschöpfte sich jetzt in unzähligen Aufmerksamkeiten für den neuen Gast und für die Ziegebein, die ihn ins Haus gebracht. Ihr Einfall, sich eine junge Gesellschafterin beizulegen, erschien ihm bei weitem als die glücklichste Erfindung des Jahrhunderts. Es war nicht das erste Mal in der Geschichte des alten Dynastenschlosses, daß sich diese ganze kleine Welt, anstatt um die fürstliche Sonne, um einen schönen jungen Planeten drehte. Aber noch niemals hatte es einen Günstling gesehen, dessen Bahn so frei von jedem Wölkchen des Neides blieb. Johanna war einfach der Liebling aller. Ja, wenn sie bei den abendlichen Dominopartien die Stelle des Kabinettsministers vertrat, vergaß sogar der Major Böllermann einzuschlafen, und er brachte es über sich, den gescheckten Dackel als einen „ordnungsmäßigen, christlichen Hund“ zu betrachten, nur, weil er doch eigentlich ihr Hund war . . . . . . Dieses edle Tier saß dabei auf einem Plüschschemel zwischen dem Fürsten und Johanna, sie streichelte es, und er streichelte es; manchmal streichelte er auch mit seiner großen breitfingrigen Hand ihr weiches Händchen und blickte sie dazu zärtlich-nachdenklich an. Sie nahm dergleichen von ihm unbefangen hin, es war ihr nicht anders, als ob es ihr Vater wäre. Er war ja auch ihr Landesvater, sie war von kleinauf erzogen, ihn mit kindlicher Liebe zu verehren, und ihr warmes Herz war voll Dankbarkeit für ihn . . . .

Sie war ernster geworden, als da er sie zuerst gesehen. Es lag ein Zug von träumerischem Sinnen über ihrem Wesen, der es noch verschönte. Manchmal aber brach doch der ganze kindliche Frohsinn sieghaft durch. Wenn sie mit dem gescheckten Dackel allein war, faßte sie ihn wohl einmal bei den schöngeschwungenen Vorderpfoten und tanzte mit ihm herum, oder sie ließ ihn ihren Schuh apportieren und versuchte ihm wieder beizubringen, wie man den schönen Mann macht. Und wenn es dem Fürsten glückte, sie bei solchen Spielen unbemerkt zu beobachten, so kam eine Freude über ihn, in der er sogar den Kummer über Waldines Verlust ganz vergaß.

Fräulein von Ziegebein freute sich der behaglichen Verhältnisse im Hause, aber die böse Zeit da draußen erschien nicht dazu angethan, ihnen Dauer zu verleihen.

Eines Tages war die Stimmung bei der Tafel gespannt und unbehaglich, unter dem Druck der inhaltschweren Nachrichten, die sich zugleich mit dem fürstlichen ersten Frühstück eingestellt hatten: Revolution in Paris; Straßenkämpfe; Abdankung und Flucht des Königs; Ausrufung der Republik — der Dampfkessel, dessen Manometer den Kundigen schon so lange auf Überdruck gedeutet hatte, war plötzlich gesprungen.

Keiner wollte davon vor dem Fürsten anfangen, und keiner wußte von etwas anderem zu reden. Der Major Böllermann stocherte trübselig auf seinem Teller herum; das eine Ende seines grauen Schnurrbarts hing nieder wie eine Trauerweide.

„Na, was fehlt Ihnen denn, mein Lieber?“ fragte der Fürst. „Sie sehen ja aus, als ob es Ihnen nie wieder schmecken wollte.“

Der alte Haudegen sah ihn kummervoll an. „Verzeihen Durchlaucht,“ sagte er, „es hat mir auch allen Appetit genommen . . . eine solche Schande! Diese Armee, — in Paris allein dreißigtausend, — und dann vor einem paar Dutzend Barrikaden elend zu kapitulieren . . .! Die Kerls gehören ja noch am jüngsten Tage vor ein Kriegsgericht. Eine solche Felonie!“

Der Fürst leerte hastig sein Glas. „Ach

was," antwortete er, „dieser Ludwig Philipp, — er war ja selber ein Felon. Wie gewonnen, so zerronnen . . . Ich gebe sonst nicht viel auf die Weltgeschichte, aber dies ist lehrreich . . . Da fragen Sie mal Ihre Nachbarin, — wir beide haben ihn ja noch gesehen, wie er das erste Mal landflüchtig war, — erinnern Sie sich, liebe Aglaja? Damals gab er französischen Unterricht, der Herr Philipp Egalité junior, um sich und seine Schwestern zu ernähren . . . Ganz brav, kann man ja gar nichts gegen sagen. . . . Aber seit er sich anno 1830 den Thron gestohlen, war er bei mir fertig . . . Na, er hat sich was verdient dabei . . . Börsenspekulation . . . das paßt dazu . . . ist ja auch so eine Art Spielbank, wie bei dem da drüben . . . Auf Ihr Wohl, mein lieber Major, und das aller ehrlichen Soldaten!"

Der Major that gerührt Bescheid und aß mit einigem Appetit weiter. Der Kabinettsminister betrachtete den Fürsten besorgt. So deutlich hatten sich Durchlaucht noch nie an offener Tafel über einen Monarchen geäußert . . . es klang geradezu despektierlich . . . Auch die Ziegebein war verwundert. „Der hat was," dachte sie, „und ich bekomme es auch noch heraus. Er soll mir beichten."

Der Fürst schien ihrem Wunsch entgegenkommen zu wollen. „Wollen Sie mir nachher auf ein Dämmerstündchen das Vergnügen machen?" fragte er beim Nachtisch. „Wir haben uns so lange nicht mehr ausgeplaudert." — — —

„Ist es Ihnen auch bequem so, liebe Freundin?" begann der Fürst, als sie in der Dämmerung vor dem Kamin saßen; zwischen ihren Sesseln lag Waldmann, schneckenhaft zusammengerollt, mit der Schnauze zwischen den Hinterbeinen. „Darf ich weiterrauchen?"

„Danke sehr, Durchlaucht," lachte die atte Dame. „Sie sind ja heute von einer bestrickenden Liebenswürdigkeit. Bitte, rauchen Sie nur . . ."

„Wissen Sie, liebe Aglaja," begann der Fürst nach einer Weile etwas stockend, „es geht doch nichts über geordnete Verhältnisse. Was würden Sie — hm — was würden Sie dazu sagen, wenn ich mich verheiratete? — Nun, sehen Sie mich nicht so ungläubig an! Ich wollte schon längst mit Ihnen darüber sprechen. Sie wissen ja, wie hoch ich Ihre Ansicht schätze . . . Sie werden mich, bitte, nicht auf mein Alter verweisen? Es ist ja wahr, daß ich . . . na sagen wir, daß ich in den Fünfzigen stehe, — meinethalben sogar über die Mitte hinaus. Aber sehen Sie, man richtet sich dann danach ein . . . Ich kann ja keine Gegenliebe verlangen wie ein junger Schwärmer . . . aber eine ruhige, auf kindlicher Achtung begründete Neigung — — hm, ja, nicht wahr? Und sehen Sie, sie hat mir's nun mal angethan, unsere Kleine . . ."

„Herr Gott!" rief die Ziegebein aufspringend, — „unsere Kleine? Mein Pastorsküken? Die wollen Durchlaucht heiraten?"

„Nun, beruhigen Sie sich doch," erwiderte der Fürst erschrocken. „Ich meine ja natürlich linker Hand. Als Baronin Falkenstein, — was meinen Sie? Der Landauer muß mir das Ding verkaufen. Ich schenke ihr die Ruine dann als Morgengabe."

„Sehr sinnreich," gab die Ziegebein zurück. „Durchlaucht haben es sich ja genau ausstudiert. Und ich altes Schaf merke davon nichts! . . . Wenn ich das geahnt hätte, als ich das Kind hierher brachte!"

„Aber meine Liebe," sagte der Fürst ärgerlich, „seien Sie doch nicht gar so grob! Wenn Ihnen der Plan auch etwas — — sagen wir ungewöhnlich vorkommt. — — Sehen Sie mal, Sie haben mir doch neulich selber von Ihrem Goethe erzählt . . . der wollte das Fräulein von Levetzow ja noch heiraten, als er beinah achtzig war! Und die Levetzow war ja wohl noch ein Jahr jünger als — —"

Die Ziegebein lachte boshaft. „Jetzt vergleicht er sich auch noch mit Goethe!" rief sie, aller schuldigen Ehrerbietung vergessend. „Aber ich sehe schon, daß ich Euere Durchlaucht aufklären muß: Wissen Durchlaucht denn auch, weshalb ich die Kleine zu mir genommen? Weil sie mit dem Dr. Theobald Müller verlobt ist, und weil ich hoffte, der Umgang mit ihr würde seinem Vater die Augen darüber öffnen, daß er seinem Sohn gar keine bessere Frau wünschen könnte als sie.

„Was sagen Sie da?" Der Fürst sprang nun auch auf. „Mit diesem — diesem Demagogen?!"

Die Ziegebein sah ihn fest an. „Wollen Durchlaucht ihn vielleicht jetzt als Demagogen verfolgen, weil das Mädchen ihn gern hat?" fragte sie.

Der Fürst biß die Lippen zusammen und errötete. Ein paarmal ging er schweren Schrittes auf und ab, dann sagte er mit einem begütigenden Blick: „Sehen Sie mal, liebe Aglaja, das ist doch am Ende nur so eine jugendliche Schwärmerei ... Wenn es ihr nur erst klar wäre, was ich ihr doch bieten kann --"

Die alte Dame schüttelte lächelnd den Kopf. „Die Liebe rechnet nicht, Durchlaucht," entgegnete sie. „Aber Sie verrechnen sich ... Wenn die Kleine auch nicht gebunden wäre, würde ich doch sagen, daß sie nicht zu der Rolle paßt, die Sie ihr zugedacht haben ... Verzeihen Durchlaucht diese Offenheit. Sie ist ja eigentlich überflüssig, wie die Dinge liegen ... Denn nicht wahr, — Durchlaucht werden doch nicht den Versuch machen, ein Mädchen, das unter Ihrem Dache Zuflucht gefunden hat, seinem Verlobten abzujagen?"

Der Fürst zuckte zusammen und wandte sich ab. Eine gute Zeitlang stand er still vor dem Kamin und starrte in die Flammen. Waldmann, den das heftige Zwiegespräch aufgeschreckt hatte, betrachtete seinen Herrn bekümmert und ratlos, endlich trottete er in die Mitte des Zimmers, faßte die Schwanzspitze ins Maul und fing an, sich unter leisem Knurren sehr zierlich und gewandt umzudrehen. Er wußte, daß sein Herr sich an diesem Kunststück sonst sehr zu ergötzen pflegte.

Wenigstens löste es diesmal die Zunge des Fürsten. „Es ist gut," sagte er und reichte der alten Hofdame die Hand. „Ich danke Ihnen, liebe Aglaja, für Ihre Offenheiten. Heute abend mögen Sie mir mehr erzählen, — für jetzt entschuldigen Sie mich ... ich möchte allein sein ..." Er blickte ihr mit einem trüben Lächeln in die welken Züge, die eine große, freudige Rührung verklärte. „Wissen Sie, ich habe kein Glück bei Ihnen, Aglaja ... damals, als ich Ihnen selbst mit einem Geständnis kam, meinten Sie, das wäre wohl noch acht Jahre zu früh für mich, ich sollte erst fertig wachsen ... na ja, ein bißchen grob waren Sie schon damals ... und jetzt ... du lieber Gott, ausgewachsen bin ich ja wohl ... aber jetzt muß ich mich von Ihnen belehren lassen, daß es für mich zu spät ist ... In Gottes Namen! Da müssen wir denn wohl weitersehen, wie wir miteinander auskommen ..."

## X.

Die Märzstürme brausten durch das Land, schwer und mächtig. Sie fegten das dürre Laub von den Eichen, das wintersüber noch fest gesessen hatte, und weckten Knospen und Keime mit lebenweckendem Anhauch. Und auf ihren Schwingen trugen sie den Geist der Freiheit. Jeder Morgen brachte neue Zeichen des Sieges, den der Frühling in der Natur erstritt; jeder Tag neue Kunde vom Siege des Frühlingsgeistes, der in den Herzen der Völker schlummernd und scheinbar erstarrt gelegen hatte. Es war erstaunlich, wie leicht und klagelos auch im deutschen Staatenwalde die dürren Blätter sich ablösten, die so lange seine Kronen und Krönchen verunstaltet hatten ...

Auch an den Zinnen des alten Dynastenschlosses über der kleinen Hauptstadt rüttelten die Märzstürme. Franz Friedrich Ferdinand hörte es, — mit einem leidenschaftslosen, fast behaglichen Lächeln, das wunderlich von der Aufregung seiner Umgebung abstach. Es war ein neuer Zug in seinem Wesen, — eine stille, etwas trübselige Güte, etwas wie ein weicher, goldener Nebel, der die letzten schönen Herbsttage einer friedlichen Landschaft verklärt, wenn die Zugvögel weg sind und die weißen Sommerfäden sich um die halbkahlen Zweige spinnen. Die alte Hofdame betrachtete ihren fürstlichen Freund mit einer mitleidigen Teilnahme, in die sich eine Art von aristokratischer Befriedigung mischte. „Edelwild!" dachte sie. „Es zieht sich still zurück und läßt seine Wunde ausheilen, ohne zu klagen oder sie zu zeigen."

Eines Vormittags trat er bei ihr ein; Waldmann sprang hinter ihm her, nach einem Papier schnappend, das sein Herr zusammengefaltet in der Hand trug. Mit einem kühnen Sprunge erwischte er es und kauerte sich damit auf dem Teppich nieder, übermütig wedelnd, als wolle er die großen Leute zu einem Versuch einladen, ihm die Beute abzujagen.

„Nun sehen Sie mal, wie der mit dem

Metternich umspringt," sagte der Fürst. „Haben Sie's schon gehört, meine Liebe? Sonst lassen Sie's sich von ihm vorlesen. Der Fürst Metternich hat seine Entlassung genommen."

„Ja?" meinte die Ziegebein nachdenklich. „Also auch! Ob er sich das wohl vor einem Monat träumen ließ? Und nun spielt das Hundsvieh mit ihm. Es wird ihm schwer genug geworden sein."

„Na," erwiderte der Fürst, „was will er denn? Er hat ja seinen Johannisberg. So ein Besitz ist heutzutage angenehmer, als Staatskanzler spielen. Übrigens, — da drüben geht es jetzt auch los, Sie hatten ganz recht. Unser guter Major hat mir heute morgen schon in den Ohren gelegen, ob ich nicht doch besondere militärische Maßregeln befehlen wolle? Ihm läßt die Schwadron Husaren keine Ruhe, die der Vetter da drüben aufgeboten hat. So eine Dummheit. Der Mensch hat wahrhaftig seine gesamten Staaten unter Kriegsrecht gestellt, und sein Jagdschloß Luisenlust soll ihm als Zwing-Uri dienen . . ."

Er verstummte vor dem Anblick Johannas, die plötzlich hereinstürzte, mit blassem Antlitz und weinenden Augen. „O helfen Sie, helfen Sie, gnädiges Fräulein!" rief sie, und da sie den Fürsten erblickte, stürzte sie fast auf die Kniee vor ihm und fuhr mit gerungenen Händen fort: „Helfen Sie, Durchlaucht! Retten Sie ihn! Sie haben ihn über die Grenze gelockt, sie wollen ihn fortschleppen, nach Luisenlust!"

Der Fürst blickte fragend nach dem Pastor Liebetreu, der seiner Tochter gefolgt war und bittend vor ihm stand. „Es ist leider wahr, Durchlaucht," sagte er, „ich bin eilends hierher geeilt, um Ihre landesväterliche Huld anzuflehen . . . Der Doktor von Müller ist verhaftet, er wird drüben in Groß-Breibach auf dem Rentamt von einer Husarenpatrouille bewacht . . . Es scheint, daß der Rentmeister ihn auf allerhöchsten Befehl unter einem Vorwand hinübergelockt hat . . . Durchlaucht, der Fürst, sollen im voraus Ordre gegeben haben, ihn unverzüglich nach Luisenlust zu bringen . . . aber die Husaren können nicht, das Volk hat ihnen die Pferde weggenommen und belagert das Rentamt . . ."

Der Fürst hatte das junge Mädchen sanft aufgehoben und zu der Ziegebein geleitet. Er blickte ihm zärtlich in das thränenüberströmte Gesicht. „Aber beruhigen Sie sich doch, liebes Kind!" sagte er ein Mal über das andere. „Es wird ja nicht so schlimm sein!"

„Durchlaucht, was werden Sie thun?" rief die Ziegebein hastig.

Der Fürst richtete sich hoch auf. „Dumme Frage!" antwortete er zornig. „Warum sind Sie nicht schon zur Thür hinaus, um den Wagen zu befehlen? . . . Den Jagdwagen, — und flink bespannt, das bitte ich mir aus . . . ohne Begleitung . . . Was zum Henker! Ich werde doch noch allein mit der Bagage drüben fertig werden! . . . Still, still, liebes Kind! Ich bringe ihn Ihnen eigenhändig zurück, und wenn ich ihm bis Paris nachfahren müßte . . . Nur ruhig Blut . . . Da, versorgen Sie einstweilen den Waldmann — und Sie, Herr Pastor, lassen Sie sich von der Ziegebein einen Grog brauen, — Sie sehen ja aus, als ob Sie den Propheten Joël mit sämtlichen Heuschrecken verschluckt hätten . . ."

Damit eilte er zur Thür hinaus. Sein Gesicht strahlte ordentlich, und seine Sporen klirrten kriegerisch. Er sah aus, als wäre er plötzlich zehn Jahre jünger geworden.

## XI.

Ein wunderliches Aufgebot umlagerte das breite, von starken Mauern umfaßte Thor des Rentamtes: Männer und Weiber, zumeist in zerlumpten Kleidern und mit abgehärmten Gesichtern, Dreschflegel, Heugabeln und andere ländliche Waffen in den Händen. Noch hielt sie die drohende Erscheinung der Husarenschildwache im Schach, die sie schußbereit unter dem Thor erwartete. Nur die gescheckte Waldine wagte sich zum Angriff vor. Ängstlich und wütend zugleich, mit eingezogenem Schweife und offener Schnauze, stand sie vor dem Soldaten und übergellte mit ihrem Geheul selbst den Lärm der schimpfenden Menge. Der Fürst kam gerade zur rechten Zeit, um zu sehen, wie der Husar das Tier mit einem Tritt zurückschleuderte.

„Was untersteht Er sich da?" rief er und drängte sich eilends durch die Menge, die verwundert und ehrfürchtig auseinander wich. „Wie kann Er den Hund so mißhandeln?" — Er streichelte Waldine, welche winselnd, die eine Vorderpfote schlaff hängen

lassend, an ihm heraufstrebte. „Wenn das Tier den Lauf gebrochen hat, werde ich sorgen, daß Er mir dafür vierzehn Tage ins Loch kommt, verstanden?"

„Zu Befehl!" sagte der Husar präsentierend. Der Fürst ließ ihn stehen und schritt durch den Thorweg. Die Menge drängte nach, ohne daß der Soldat sie weiter abzuwehren wagte. Drinnen hielt ein Unteroffizier mit einigen Husaren. „Aha, die Hauptmacht!" brummte der Fürst und schritt auf den alten Unteroffizier zu, der vor ihm salutierte. „Also Sie sind's, Lübbecke!" sagte er. „Machen mir hier dummes Zeug, was? Reitet Sie der Teufel, daß Sie mir meine Unterthanen abschleppen wollen?"

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht," antwortete der Unteroffizier, „ich habe ausdrückliche Ordre, den Mann nach Luisenlust zu transportieren. Durchlaucht, der Fürst, wollen ihn noch heute als Hochverräter kriegsgerichtlich abgeurteilt sehen."

„Was Durchlaucht, der Fürst, wollen, geht mich gar nichts an," erwiderte Franz Friedrich Ferdinand. „Der Mann ist mein Unterthan, und wenn Sie jetzt noch ein Wort wagen und mir nicht augenblicklich den Mann herausgeben, dann soll Sie ja ein heiliges Himmelkreuzgranatendonnerwetter — aha, da haben Sie ihn wohl drin?" unterbrach er sich und deutete auf eine Thür, an der Waldine heulend scharrte. „Aufgeschlossen!"

Der Unteroffizier gehorchte zögernd. „Durchlaucht, meine Ordre —"

„Ihre Ordre ist jetzt, den Mann da herauszulassen," donnerte der Fürst und stieß die Thür auf. „Aha, da sind Sie ja, mein werter Herr Doktor! Ich höre eben, daß jemand Sie noch heute abgeurteilt zu sehen wünscht. Na, sehen ja schon recht todesmutig aus. Geht aber doch nicht. Ich brauche Sie selber zu nötig. Habe Sie zu meinem Geheimsekretär ernannt. In diesen Zeiten braucht unsereins einen jungen Mann mit blühendem Stil." — Er reichte dem Befreiten, der ihn bleich und verständnislos anstarrte, die Hand und geleitete ihn auf den Hof. „Wollen Sie gefälligst Ihren Hund auf den Arm nehmen und bis zum Wagen tragen, — das arme Tier lahmt." —

Dann wandte er sich wieder um und musterte die Menge, die gespannt und still nach ihm aufschaute. „Aha!" rief er, „der da, der Graukopf mit dem alten Säbel, — ist Er nicht der Gemeindevorsteher, der Peter Miebus? Na, schön. Soll 'mal vortreten. Er scheint mir ja hier der Gemeinde in seiner ganz besonderen Weise vorzustehen, — was? Jetzt such' Er sich 'mal sechs bis zehn ordentliche Leute heraus, damit besetzt Er das Rentamt und paßt auf, daß nichts abhanden kommt. Den Soldaten hier läßt Er natürlich sofort die Pferde wiedergeben. Und ihr anderen, ihr geht mir jetzt hübsch nach Hause oder aufs Feld. Sonderlich die Weiber. Nur in der Ordnung bleiben, Leute. Es wird alles untersucht werden, was ihr zu klagen habt. Wenn euch einer etwas will, dann beruft euch auf mich. Ihr kennt mich. Aber keinen Spektakel mehr, sonst soll euch der Teufel ungestorben holen! Abtreten! — Und Sie, Lübbecke," fuhr er fort, während sich die Menge gehorsam und zufrieden zerstreute, „Sie reiten 'mal ruhig nach Luisenlust zurück, oder wo Seine Durchlaucht sonst ihr Hauptquartier zu halten geruhen. Wenn es überall so aussieht wie hier, so kann es nichts schaden, wenn Sie Ihrem Kriegsherrn etwas näher sind. Melden Sie Seiner Durchlaucht, daß ich meinen Geheimsekretär selber brauche. Und wenn Sie 'mal was brauchen, — für einen alten Kriegskameraden von anno 1815 bin ich immer zu Hause. Verstanden?"

„Zu Befehl, Durchlaucht," erwiderte Lübbecke. Der Fürst schritt würdevoll grüßend die Front ab und begab sich zu seinem Wagen. Der Doktor von Müller folgte, Waldine im Arm tragend. Ihm war es wirblig zu Mute. —

„Na, da wären wir ja wieder im engeren Vaterlande," sagte der Fürst nach einer Weile und blickte lächelnd seinen Schützling an, der stumm und betreten neben ihm saß. „Ihnen scheint ja dieser erste Plumps ins praktische Revolutionsleben übel bekommen zu sein, mein lieber Dichter. Ich wollte, wir hätten einen Kognak hier für Sie. Man sollte doch so eine erste Hilfe gegen Unglücksfälle in diesen Zeitläuften immer bei sich führen."

„Durchlaucht haben ein unbegrenztes Recht, über mich zu spotten," erwiderte der junge Mann mit trübem Lächeln. „Noch verstehe ich dies ganze Abenteuer

nicht, bei dem ich eine so ausschließlich leidende Rolle spiele .... Aber Durchlaucht haben mir Freiheit und Leben gerettet, — Sie haben nun über beides zu gebieten ... Darf ich fragen, wie Euere Durchlaucht über mich zunächst verfügen?"

„Sie meinen, wohin ich Sie bringen will?" versetzte der Fürst. „Natürlich aufs Schloß. Ich habe Ihnen ja schon gesagt: ich brauche Sie in meinen Diensten. Diesmal werden Sie mir's hoffentlich nicht abschlagen ... Und dann habe ich auch Ihrer Liebsten versprochen, Sie heil wiederzubringen. Ja, starren Sie mich nur an! Ihnen gebührt eine ganz gehörige Strafpredigt. Das einzige Vernünftige, was Sie meines Wissens bis jetzt gethan haben, war, daß Sie sich in die Kleine verliebten; und dies einzige haben Sie Ihrem Landesvater verschwiegen. Herr, Sie sind ja ein schlimmerer Tyrann als alle, die Sie in Ihren Versen heruntermachen! Wenn man sich mit einem Mädchen verlobt, dann sorgt man, daß die Geschichte fest wird, anstatt das arme Wurm zu vertrösten, bis der Herr Liebhaber so im Nebenamt den Deutschen Bund aufgelöst und Europa neu geordnet hat ... Merken Sie sich das für kommende Fälle, Sie Marquis Posa! ... Übrigens, die Bedingung ist jetzt wohl erfüllt, nicht wahr? Das geht ja mit der deutschen Freiheit jetzt wie ein Dampfschiff, die Bauern prügeln schon ihre Rentmeister, und der Metternich hat auch abgedankt ... Na, also jetzt machen Sie mal Ernst mit der Kleinen, — mit Ihrem Vater werde ich ein Wort sprechen. Aber das sage ich Ihnen: wenn Sie mir das süße unschuldige Geschöpf nicht zeitlebens wie einen Engel behandeln — was sie ja doch ist —, dann wollte ich, mein Herr Vetter, Liebden, hätte Ihnen heute auf Luisenlust eigenhändig den Hals umgedreht! — Ach was, lassen Sie Ihre dummen Dankereien. Bedanken Sie sich bei der Kleinen — und bei unserem alten Hausgeist, meiner Freundin Aglaja von Ziegebein meine ich. Da sehen Sie nur mal hin, — oben nach meinem Observatorium, auf den Schloßturm! Stehen die beiden Weiber doch wahrhaftig da und winken mit den Tüchern! Gerade als ob ich vom Turnier heimkäme und ihnen einen neuen Troubadour mitbrächte. Na, holen Sie doch Ihre Leier hervor, die hat Ihresgleichen ja wohl immer im Gewande? — Wollen Sie, bitte, dem Kutscher bestellen, daß er hinten am Gartenthor vorfährt, nicht durch die Stadt? Ich habe Volksauflauf genug für heute. So, danke. — Und wissen Sie, wenn Sie mit der Verlobung glücklich durch sind — wir müssen ja erst noch die Herren Väter herumholen, — — na, dann verkaufen Sie mir das Tier da. Denn bei Ihnen bricht es doch noch einmal ein Bein. Überhaupt — wozu brauchen Sie noch einen Hund?!"

## XII.

In der Dämmerstunde dieses ereignisvollen Tages saß Franz Friedrich Ferdinand wieder vor dem Kamin in seinem Zimmer. Er rauchte seine Cigarre und betrachtete gedankenvoll die beiden gescheckten Dackel. Waldine lag vor dem Kamin auf einer Seite, Waldmann stand neben ihr und leckte liebevoll ihre verwundete Vorderpfote.

Auch die Ziegebein, die jetzt leise eintrat und ihren Platz einnahm, betrachtete das Pärchen mit freundlichem Lächeln. „Nun haben Durchlaucht sie ja," meinte sie.

„Jawohl," erwiderte der Fürst wehmüthig, „und der Doktor von Müller hat die Kleine. Jeder, was ihm zukommt, nicht wahr?" Er zog an der Cigarre und fächelte den Rauch mit der Hand von der Dame ab. „Übrigens das muß ich sagen," fuhr er fort, „ein Stück Arbeit war's doch, diese beiden Väter miteinander zu versöhnen. Mein Gott, was wir alten Leute doch eigensinnig sein können! — Na, und was gibt's denn in der übrigen Welt? Mir hat man ja heute vor lauter Ehestiften gar keine Zeit zum Regieren gelassen. Und jetzt bin ich fürs erste nicht zu sprechen."

„Nun," sagte die Ziegebein, „ich glaube, es hat wieder in einigen sechs oder sieben Staaten gekracht .... Drüben auch. Eben ist ein Kurier damit angekommen: großes Halloh in der Residenz, Zuzug von bewaffneten Bauern, — die Spielbank geschlossen, Bürgermiliz, provisorische Regierung, Auszug auf Luisenlust ... ein Husarenpferd erschossen, ein Advokat oder so etwas leicht verwundet, — — dann haben Durchlaucht Egon Alexander dem Kampfe

edelmütig ein Ende gesetzt. Er hat abgedankt und ist abgereist, wahrscheinlich nach England. In der englischen Bank liegt ja wohl sein Geld .... Wo euer Schatz ist, da ist euer Herz, sagt die Schrift. Für seinen kleinen Neffen führt die provisorische Regierung einstweilen die Geschäfte — ein Arzt, zwei Advokaten und ein Professor ..."

„Schweigen Sie doch bitte von diesen Leuten," warf der Fürst ein. „Was machen denn unsere lieben Unterthanen?"

„Adressen, Durchlaucht. Sie haben große Beratung in der Ressource. Der Bankier Landauer soll gesagt haben, es sei höchste Zeit, daß sich die deutsche Nation ihrer ruhmvollen Ahnen erinnere. Nun, das werden Durchlaucht ja wohl noch alles zu lesen bekommen. Unser guter Böllermann ist am Rande der Verzweiflung. Vorhin bat er mich mit beweglichen Worten, ich möchte Durchlaucht doch zureden, daß Sie wenigstens unsere vier Kanonen auf dem Schloßhof scharf laden lassen. Ich will Durchlaucht lieber bitten, daß sie die alten Donnerbüchsen einmal neu anstreichen läßt, hab' ich ihm gesagt."

„Ich glaube, die Dinger sind den Anstrich nicht mehr wert, liebe Aglaja," erwiderte der Fürst sehr ruhig. „Wo steckt denn der Pastor Liebetreu?"

„Vorhin war er drüben bei dem jungen Pärchen. Oder wenigstens im Nebenzimmer. Ich glaube, er studiert. Sie haben ihn ja beauftragt, morgen die Sonntagspredigt zu halten, weil der Hofprediger krank ist."

„Ach ja," seufzte der Fürst. „Natürlich über den Propheten Joël. Aber horchen Sie mal, was ist das für ein Lärm drunten? Sind das unsere Heuschrecken schon?"

Der Major trat ein, hinter ihm der Pastor Liebetreu mit den Verlobten. „Verzeihen Durchlaucht, daß ich es ungemeldet wage," sagte der Major hastig, — „Unruhen in der Stadt, — eine große Menge wälzt sich heran ..."

„Lassen wir sie wälzen, mein Lieber," antwortete der Fürst, ohne aufzustehen. „Was sagt denn mein Herr Kabinettsminister dazu?"

„Mein Vater erwartet die Leute, Durchlaucht," bemerkte der Doktor von Müller, der ans Fenster getreten war. „Es scheint eine große Kundgebung zu sein ... mit Fackeln ... sie ziehen auf den Schloßplatz, vor den Balkon ... an den Wachen vorüber ..."

„Durchlaucht haben befohlen!" stieß der Major mit einer verzweiflungsvollen Handbewegung hervor und ging hinaus.

„Es scheinen ganz friedliche Leute zu sein," bemerkte der Pastor, der zu seinem Eidam getreten war. „Eine Abordnung, wie es scheint, an der Spitze ... Der Herr Bankier Landauer und der Gymnasialdirektor vornan."

„Man kann sich nichts Friedlicheres denken," versicherte die Ziegebein, die noch immer auf ihrem Sessel gegenüber dem Fürsten saß.

Der Fürst nickte und zündete sich eine frische Cigarre an. Drunten hörte man vielstimmigen Gesang:

„Das Eis zerschmilzt, der Winter flieht,
Der Völkerfrühling naht mit Brausen!"

„Hören Sie's, Kleine?" sagte der Fürst und lächelte wohlwollend zu Johanna hinüber. „Das ist von ihm. Das Dichten sollten Sie ihm doch abgewöhnen."

Johanna errötete, sie eilte auf ihn zu und faßte zärtlich seine Hand. „O," rief sie, ratlos und bekümmert umherblickend, „was können denn diese Leute noch verlangen, — von einem so milden, treuen Fürstenherzen!"

„Das fragen Sie den Dichter mal," antwortete der Fürst und streichelte ihre Hand. „Es scheint, von Politik hat er heute nicht mit Ihnen gesprochen, kleines Bräutchen? — Aber da bekommen wir ja die Aufklärung," fügte er hinzu und stand auf, da der Kabinettsminister eintrat. „Na, mein Lieber, was ist denn los?"

„Durchlaucht," stammelte der Minister tief verstört, „eine Kundgebung ... eine Emeute ... sie verlangen eine liberale Verfassung."

„Du lieber Gott," erwiderte der Fürst, „dann geben Sie ihnen doch eine!"

Der Kabinettsminister erblaßte und wich einen Schritt zurück. „Verzeihen Durchlaucht," sagte er, „meine Ergebenheit in Dero Dienst ist Ihnen bekannt, — aber angesichts dieses Auftrages ... meine politischen Überzeugungen binden mich ... Ich bitte, mir in Gnaden meine Entlassung zu gewähren."

„Nun wird's gut!" brummte die Hof-

dame. Die anderen sahen sehr erschrocken drein.

Der Fürst blickte seinen Kabinettsminister eine Weile nachdenklich an. Allmählich erheiterte sich sein Antlitz. „Hören Sie mal, mein lieber alter Freund," sagte er und legte seine Hand auf die Schulter des Ministers, „ich glaube, Sie haben recht. Wissen Sie, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich thät's auch nicht . . . Aber so, — mein Gott, unsereins ist nun mal lebenslänglich von Natur; das Abdanken aus Bequemlichkeit ist die einzige politische Sünde, die ich einem Fürsten nie verzeihe, zudem, — mein kleiner Vetter Anton Heinrich, der jetzt drüben mit Scepter und Kronen spielt und später auch hier ans Ruder kommen soll, ist ja erst fünf Jahre alt. Da muß ich noch ein Endchen vorhalten. Aber Sie sind mir zu schade für diese Art Ministerspielen, wie sie jetzt die Mode bringt . . . Später, wissen Sie, später, in ein paar Jährchen höchstens, dann brauchen wir wieder Leute, die was von der Sache verstehen. Also . . . bis dahin genehmige ich Ihre Bitte, mein Lieber, — mit herzlichem Dank für Ihre Dienste, — na, das brauch' ich ja wohl nicht zu sagen; unter Freunden wie uns sind die Redensarten überflüssig . . . Fertigen Sie mir bitte die Dekrete aus: Ihr Abschiedsgesuch, Ihre Ernennung zum Großoffizier unseres Hausordens — in Brillanten, bitte! — und die Ernennung Ihres Nachfolgers. Inzwischen wird dieser wohl die Güte haben, unserem geschätzten Volke vom Balkon herunter die angenehme Botschaft zu verkündigen. Also bitte, — Herr Doktor Theobald von Müller, — ich ernenne Sie hiermit zu meinem Minister und beauftrage Sie, es den Leuten da unten mitzuteilen. Eine Verfassung sollen sie auch haben, Sie werden wohl dazu eine Nationalversammlung wählen lassen, was? Zum Kampf der Reden und Gesänge? Na, das ist ja Ihr Fach. — Was warten Sie denn noch? Ja, mich entschuldigen Sie, bitte, bei Ihren Freunden da unten, — ich habe noch nie von einem Balkon herab gesprochen!"

Damit wandte sich Franz Friedrich Ferdinand ab und nahm wieder seinen Platz vor den Kamin ein. Er hatte genug gethan und erwartete jetzt, daß man seinen Willen thue. Der neue Minister küßte seine Braut und ging ans Werk.

Was er von dem Balkon nebenan aussprach, war im Zimmer des Fürsten nicht zu verstehen. Nur dann und wann klang ein Schlagwort herüber, sogleich verschlungen von fröhlichem Beifall. Bei jeder Beifallssalve zuckte Johanna ein wenig zusammen und errötete selig. Sie stand an der halboffenen Zwischenthür, zwischen dem bisherigen Kabinettsminister und ihrem Vater. Zaghaft faßte sie die Hand des alten Diplomaten, küßte sie und blickte bittend zu ihm auf. Er sah sie lange an, küßte sie auf die Stirn und reichte dem Pfarrer die Hand. Dann verließ er leise das Zimmer. Johanna schlich in den Saal, ihrem Geliebten nach; der Pfarrer folgte ihr lächelnd.

Der Fürst rauchte und betrachtete seine geschenkten Dackel. Sie saßen jetzt gegeneinander, die Schwänze auswärts gekehrt, und leckten sich zärtlich mit den langen rosigen Zungen.

„Wie zwei Wappenlöwen," sagte der Fürst. „Hoffentlich hält sich die Rasse gut in der Farbe."

Die Ziegebein nickte zerstreut und horchte. Draußen hatte der neue Minister seine Rede geendet, noch einmal erhob er die Stimme zu einem kurzen Satz, den die Bürger jubelnd mehrmals wiederholten. Wie in vielstimmigem Chor klang es einem Kanon gleich zurück: „Unser Fürst Franz Friedrich Ferdinand der Gerechte, — hoch!"

Die Ziegebein sprang auf und schlug mit der kleinen dürren Hand auf die Stuhllehne. „Das ist doch noch ein Wort!" rief sie. „Und der das Beiwort für Sie ausgebracht hat und dran festhält, Durchlaucht, das ist ein Edelmann, wie er sich für uns schickt!"

„Na, das freut mich," sagte der Fürst. „Dann mag er auch meinethalben sorgen, daß der Adel in meinen Staaten nicht ausgeht."





Fischerin vom Lido. Nach dem Gemälde von E. von Blaas.



# Patience!

Von

## Wilhelm von Montanus.

Mit einer Zeichnung von **Georg Koch** und neun Figuren.

(Abdruck verboten.)

Lieber Sohn," — Großmama nannte mich immer ‚lieber Sohn' — „lieber Sohn, wir spedieren den Buben einfach ins Cachot ..."

Und dann faßte die alte Dame den widerhaarigen Gesellen mit ihren schlanken Fingern, die noch so gar nichts Greisenhaftes an sich hatten, und steckte ihn mit einer resoluten Bewegung in den Karzer. Und sobald dies geschehen, atmete sie regelmäßig sichtbar erleichtert auf, strich sich die weißen, zierlich getollten Löckchen des Toupets, die rechts und links ihre Stirne umrahmten, ein wenig zurück und sagte, den Kopf hebend, mit der Miene einer Monarchin, die wieder einmal den Staat gerettet hat: „Lieber Sohn, er war der Stein des Anstoßes! Du wirst sehen, lieber Sohn, wie glatt alles geht, nun der Bube beseitigt ist!"

Er war nicht etwa Anarchist; er war nicht einmal Sozialdemokrat, dieser Geselle, den Großmama in reichsgräflicher Machtvollkommenheit ins Cachot schickte. Es gab



Fig. 1. Die Quadrille.

fast jeden der langen Winterabende auf dem einsamen schlesischen Stiftsschloß über den geliebten Karten, unermüdlich in immer neuen Kombinationen und unerschöpflich in Hilfswegen, das begonnene Spiel zum glücklichen Ausgang zu führen.

Man legt die Patience mit französischen Karten und meist mit vollständigen Whistspielen; es gibt aber auch einzelne Patiencen, welche mit Piquetspielen (ohne die Zweien bis Sechsen) gelegt werden.

Bei allen Patiencen wird zunächst das sogenannte „Bild" auf dem Tisch aufgelegt, diejenigen Karten, auf denen sich dann das ganze weitere Spiel aufbaut. Bei einer sehr beliebten Patience, der Quadrille (Fig. 1), entsteht dies Bild z. B. folgendermaßen:

Man mischt, hebt ab und legt eine Karte nach der anderen vor sich auf ein Päckchen auf den Tisch, bis die erste Dame erscheint, weist dieser ihren Platz im Bilde an und ebenso später den drei übrigen, alsdann den Fünfen und Sechsen, je nachdem sie herauskommen. Der Rest der Karten wird, wie bei allen Patiencen, der „Talon" genannt. Indem man ihn weiter auslegt, Karte um Karte, legt man

damals ja weder Anarchisten noch Sozialdemokraten — wenigstens wußten wir in unserer ländlichen Abgeschlossenheit nichts von ihnen. Großmama hätte höchstens in der Erinnerung an die „glorreiche" französische Revolution handeln können, deren Ausklänge sie noch miterlebt hatte. Aber selbst das war es nicht: der widerhaarige Geselle war einfach ein — Pique- oder Treffbube, und wir beide saßen grübelnd und düftelnd bei einer schwierigen Patience.

Mir will es scheinen, die Kunst des Patiencelegens — und es ist eine Kunst — ist in den letzten Jahrzehnten ins Abnehmen geraten. Sei es, daß selbst unseren älteren Damen die hastige moderne Art des Lebens nicht mehr recht Muße für die beschauliche Übung läßt, sei es, daß andere Geduldspiele die alte gute Patience verdrängt haben: jedenfalls findet man heute nur noch selten eine Dame, die, wie meine Großmama, einundvierzig verschiedene Patiencen zu legen wußte, oder wie meine Tante Äbtissin, die sich gern rühmte, ihrer vierundsechzig zu beherrschen. Freilich saß sie auch



Fig. 2. Die Uhr.

auf alle Sechsen die zu der betreffenden Farbe gehörigen Karten höheren Wertes, also auf Treffsechs Treffsieben, Treffacht u. s. w. bis zum Buben; auf alle Fünfen aber ebenso die entsprechenden Karten niederen Wertes bis zum Aß, und auf dieses dann den König — man vereinigt also, wie sich der Kundige ausdrückt, die „Hierarchien." Dreimal darf bei der Quadrille der Talon durchgelegt werden, und die Patience ist geglückt, wenn spätestens nach dem dritten Male rings auf den Päckchen sämtliche Könige und Buben um die Damen versammelt liegen.

Dabei ist eine Grundregel zu beachten, die für alle Patiencen gilt, und ohne deren Beachtung die glückliche Lösung oft unmöglich ist: man legt auf die Karten des Bildes — die „Stammkarten" — nicht nur die aus dem Talon herauskommenden, man muß vielmehr stets auch darauf achten, ob nicht die oberste Karte des schon umgeschlagenen Teils des Talons durch den Lauf des Spiels für die Stammkarten verwendbar wird, und man darf dann nicht nur diese sofort benutzen, sondern, wenn sie geeignet ist, auch die unter ihr liegende u. s. w. Das klingt sehr einfach, die richtige Anwendung erfordert aber eine größere Aufmerksamkeit, als man glauben sollte.

Passionierte Patiencenfreunde legen ihr Spiel meist lediglich um der Sache selbst willen. Viele aber suchen den Reiz des Spiels noch dadurch zu erhöhen, daß sie sich „etwas wünschen," d. h. sie nehmen an, daß, wenn die Patience glückt — „aufgeht" — auch ihr Wunsch in Erfüllung gehen wird. Die Patience wird ihnen somit zu einer Frage an das Schicksal. Anfängern rate ich dringend von dieser Frage ab, denn erfahrungsmäßig muß man jede Patience wiederholt gelegt haben, ehe man hinter ihre kleinen Feinheiten kommt, und man erzielt, sobald der Zufall die Karten nicht sehr günstig geordnet hat, anfangs leicht einen Mißerfolg und eine böse Enttäuschung. Freilich: auch sehr geübten Spielern bleibt ja eine solche nicht erspart, und sie sind dann stets doppelt verstimmt. Ich hatte einst eine sehr liebenswürdige Regimentskommandeuse, die sonst die Sanftmut und Milde in Person war; ging ihr aber eine Patience nicht auf, so war sie imstande, den ganzen Talon in einem plötzlichen Wutanfall auf den Teppich zu schleudern. Da verfuhr meine Großmama diplomatischer. Sie „wünschte" sich immer erst dann etwas, sobald das Bild schon ausgelegt, die Patience hübsch im Gange war, und sie den Verlauf einigermaßen übersehen konnte. Wenn wir sie aber darüber neckten, so meinte sie mit ihrem leisen Lachen: „Kind — Kind, man muß sich den Ärger zu ersparen wissen!" —

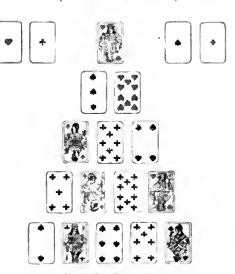


Fig. 3. Die Pyramide.

Die Quadrille ist verhältnismäßig leicht. Etwas schwieriger ist schon die Uhr, deren Bild unsere Fig. 2 zeigt.

Die oberste Karte des gemischten und abgehobenen Spiels bestimmt die Farbe, in unserem Bilde also Treff. Im weiteren Auslegen des Talons weist man den Treffkarten ihren Platz im Kreise an und legt auf jede derselben, sobald sie herauskommen, die Karten gleichen Wertes, aber in wechselnden Farben, rot auf schwarz; auf die Treffdame also z. B. die Coeur- oder Carreaudame, auf diese die Pique-, schließ-

lich die Carreau- oder Coeurdame. Der Talon darf nur zweimal ausgelegt werden, und die Patience ist nur dann aufgegangen, wenn nach dem zweiten Auslegen des Talons auf jeder Karte des Bildes die drei übrigen Karten gleichen Wertes, abwechselnd rot und schwarz, liegen. In unserem Falle muß das Schlußbild also die Karten von Aß bis König — gleichviel jedoch ob Carreau oder Coeur, zeigen.

Bei der Pyramide (Fig. 3) nimmt man die vier Asse von vornherein aus dem Spiel und legt sie rechts und links herauskommenden Karten auf die vier Stämme oder ergänzt aus ihnen immer wieder die aus der Pyramide selbst entnommenen, auf die Stämme gepaßten Karten. Schließlich müssen die ganze Pyramide und der Talon verschwunden sein, die vier Farben aber, mit den Königen schließend, geordnet aufeinander liegen.

Meine Großmutter legte mit besonderer Vorliebe den sogenannten Karzer (Fig. 4). Weshalb? das werde ich später erklären. Auch bei dem Karzer werden die Asse von vornherein herausgenommen und

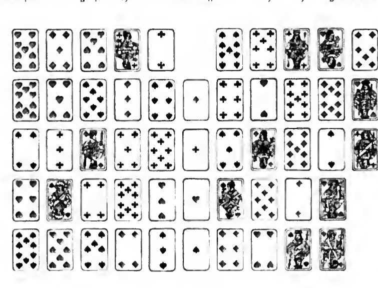


Fig. 4. Der Karzer.

von dem späteren Bilde, das aus den obersten fünfzehn Karten des Talons gebildet wird.

Die Asse dienen als Grundkarten, auf denen im Laufe der Patience die „Stämme," d. h. die Farben, in aufsteigender Reihenfolge geordnet werden. Schon bei dem Auslegen des Bildes können daher etwa herauskommende passende Karten auf die Asse gelegt werden, also z. B. die Coeurzwei auf das Coeuraß; diese Karten werden aber in dem Pyramidenbilde sofort aus dem Talon wieder ergänzt. Letzteren legt man nur einmal durch, paßt dabei die untereinander gelegt; dann aber wird, nachdem gemischt und abgehoben, das ganze Spiel sofort rechts und links neben den Assen in je fünf Reihen ausgelegt, so daß die oberste Reihe um eine Kartenhöhe die Aßreihe überragt. Über dem obersten Aß bleibt ein Platz frei — der Karzer: wie wir sehen werden, eine ungemein nützliche Einrichtung. Das Ganze gibt also die abgebildete Figur.

Aufgabe ist es auch hier, die Farben in aufsteigenden Werten auf den Assen — Zwei auf Aß, Drei auf Zwei u. s. w. — zu ordnen, und zwar dürfen immer nur

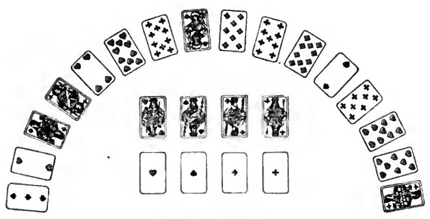


Fig. 5. Der Halbmond.

Karten von den äußersten Rändern des Bildes rechts und links benutzt werden. Um die Auflösung zu ermöglichen, darf man aber die äußeren Karten derart umlegen, daß man sie an eine nächsthöhere äußere Karte einer anderen Reihe, ohne Rücksicht auf die Farbe, anfügt. Um also z. B. in der obersten Reihe unseres Bildes die Treffzwei frei zu bekommen, kann man die Coeurneun an die Coeurzehn, die Carreaufünf an die Coeursechs, die Piquezehn an den Treffbuben, die Coeursieben an die Coeuracht, die Treffdame an den Coeurkönig legen. Man darf dann weiter eine Karte, die sich gar nicht aus dem Wege bringen lassen will, bis auf weitere Verwendung in dem Karzer unterbringen. Die Kunst besteht nun in der richtigen Anwendung dieser erlaubten Hilfsmittel, und die Patience ist, wenn das Kartenglück nicht zufällig sehr gnädig ist, recht schwierig zu lösen, erfordert viel Übung, große Übersicht und oft ungemein viel — Geduld.

Großmütterchen aber wußte sich zu helfen. Sie änderte die Taktik dahin, daß sie sich das Recht nahm, die Karten auch in aufsteigender Linie aneinander zu legen, und half auch dies nicht, so erklärte sie, man dürfe nicht nur eine, man dürfe auch zwei Karten — „im höchsten Notfalle sogar drei, aber bei Leibe nie mehr" — „ins Cachot spedieren."

Wie sie, so „helfen" sich viele Patiencelezer. Und gewiß besteht ein Reiz dieser Selbstspiele gerade darin, daß sie fast alle Erleichterungen, aber auch Erschwerungen in das Belieben der Spieler stellen. Denn wie sich nicht selten eine eifrige Patiencefreundin „selbst bemogeli," so erschweren sich andere freiwillig die Lösung — beim Karzer z. B. durch einfachen Verzicht auf die Benutzung des Platzes, der dieser Patience den Namen gab, oder besser noch dadurch, daß sie auch die Farben bei dem Umlegen der Randkarten berücksichtigen. —

Die bisher besprochenen Spiele wurden

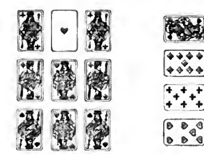


Fig. 6. Der Padischah.

mit einem Whistspiel gelegt, und sie sind unter anderem auch besonders zu dem Zwecke geeignet und beliebt, nach einer Whistpartie dies Spiel wieder den Farben nach zu ordnen. Man verbindet so das Nützliche mit dem Angenehmen. Bei den Patiencen, die mit zwei Whistspielen gelegt werden, ist dies nicht thunlich, weil sich bei ihnen, auch wenn sie aufgehen, die beiden Spiele nicht nach der Rückseite (blau und rot) scheiden. Im allgemeinen sind die Patiencen mit zwei Spielen schwieriger, schon weil die hundertundvier Karten eine größere Übersicht verlangen.

Sehr hübsch ist der **Halbmond**. Unsere Figur 5 zeigt das Bild der Patience, in der vier Asse und vier Könige von vornherein aus beiden Spielen herausgenommen, während die sechzehn Päckchen, je sechs Karten stark, nachher aus den gemischten Spielen gebildet werden.

Es gilt, auf den Assen die Farben in aufsteigender Folge, auf den Königen in absteigender Folge zu ordnen. Dazu verwendet man zuerst die obersten Karten der sechzehn Päckchen, soweit sie geeignet sind, könnte in unserem Falle also z. B. Coeurzwei auf Coeuraß, Carreaudame auf Carreaukönig, Treffdame und Treffbube auf Treffkönig legen u. s. w.; ebenso gelangen die dadurch frei werdenden, also die nächstoberen Karten, zur Verwendung. Man darf ferner, wenn zwei oder mehrere der oberen Karten der Farbe und dem Werte nach, sei es in auf- oder absteigender Folge, zu einander passen, sie aufeinander legen, also z. B. in unserem Bilde die Treffacht auf die Treffneun, diese beiden auf die Treffzehn u. s. w., wodurch immer wieder die dann offenliegenden Karten verfügbar werden. Genügen diese Maßnahmen nicht, um die Patience aufzulösen, so darf man die unterste Karte aller sechzehn Päckchen obenauf legen und kann dies im ganzen sogar dreimal wiederholen. Gelingt auch damit die Ordnung der Stämme nicht, dann ist die Patience überhaupt mißglückt.

Eine kleine Hilfe, die bei dem Halbmond und ähnlichen Patiencen gestattet und oft von wesentlichem Nutzen ist, besteht endlich noch darin, daß man solche Karten, die sowohl auf einen Stamm aufsteigenden, wie absteigenden Wertes passen würden, nicht gleich verwendet, sie vielmehr zunächst zwischen beide legt und erst dann einordnet, wenn man für einen der Stämme auch die nächstfolgende Karte freibekommen hat. —

Es ist mir nicht gelungen, über den Erfinder des Patiencespiels und die Zeit

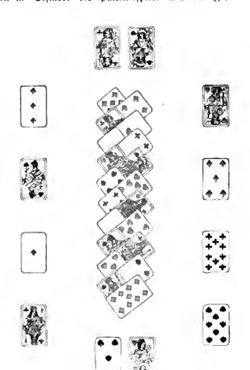


Fig. 7. Die Zopfpatience.

der Erfindung irgend eine Angabe zu entdecken, abgesehen von einer kurzen Notiz, nach der ein Gefangener in seiner vieljährigen Haft zuerst auf den Gedanken gekommen sein soll, ein Spiel, das er gewissermaßen mit sich selbst spielen konnte, zu ersinnen. Mancherlei Anzeichen scheinen mir indessen darauf zu deuten, daß die Patience aus dem Morgenlande stammt, wie denn wohl die Karten überhaupt von China aus über ganz Asien allmählich bis zu uns gewandert sind. Eine ganze Reihe Patiencen trägt heute jedenfalls noch orientalische Namen; wir kennen außer dem Halbmond z. B. einen Schah und einen Padischah, auch Sultan oder Diwan genannt. Bei dem **Padischah**, dessen Bild unsere Figur 6 wiedergibt, werden zunächst aus den beiden Whistspielen alle acht Könige und ein Coeuraß herausgenommen und derart geordnet, daß man rechts und links neben das Coeuraß beide Treffkönige, unter diese drei Karten zwei Carreau- und einen Coeurkönig, unter diese beide Pique- und den zweiten Coeurkönig legt. Nachdem man dann gemischt und abgehoben hat, baut man die obersten acht Karten des Talons als den sogenannten Diwan je zu vieren rechts und links neben dem Mittelbilde auf.

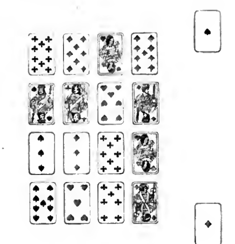


Fig. 8. Die Paroleausgabe.

Diese acht seitlichen Karten dienen als Hilfskarten, und wir lernen in ihnen eine neue Art kennen, die bei zahlreichen Patiencen zur Anwendung gelangt. Man sieht nun zuerst zu, ob sich unter diesen Hilfskarten Blätter befinden, die auf die Mittelkarten passen, und zwar gehören auf die Könige zuerst die gleichfarbigen Asse, auf diese die Zweien u. s. w., auf das Coeuraß die Coeurzwei, Drei u. s. w.; **der Coeurkönig in der Mitte aber bleibt unbelegt.** Darauf füllt man aus dem Talon die Lücken unter den Hilfskarten wieder aus und sucht nun im weiteren Auslegen des Talons die Hierarchien auf dem Mittelbilde sowohl aus dem ersteren, wie aus den Hilfskarten mehr und mehr zu vervollständigen, dabei immer wieder die eingereihten Hilfskarten durch Talonkarten ersetzend. Schließlich — nach höchstens zweimaligem Durchlegen des Talons — muß der Padischah, der Coeurkönig in der Mitte, von acht Damen umgeben sein, während Talon und Hilfskarten völlig aufgebraucht sind. Gelingt dies nicht, so ist die Patience nicht aufgegangen. —

In dem alten schlesischen Stift, in dem die Tante Äbtissin mit milder, sehr milder Hand das Regiment führte, gab es außer einigen Damen älterer Ordnung auch stets einige niedliche Cousinen, deren Jugend gar nicht so recht zu dem ehrwürdigen Stiftskreuz auf der Schulter passen wollte. Erfreulicherweise galt das Gebot der Ehelosigkeit ja nicht für unser Stift, und wenn wir Leutnantsvettern — es war sogar nicht einmal Verwandtschaft dazu notwendig — aus der Garnison herübergeritten kamen, schloß Tante Äbtissin unserem Courmachen gegenüber beide Augen ganz fest zu. Vielleicht dachte sie auch: „'s ist ja nur ein Glück, wenn sich eins von den Mädels verheiratet — dann wird Platz für eine andere im Stift." Und an Anwärterinnen war nie Mangel.

Unter den jüngeren Stiftsdamen war damals ein bildhübsches Cousinchen aus dem fernen Ungarlande, ausgezeichnet durch

einen Wuchs, wie ich ihn selten wieder gesehen, durch herrliche, große, feurige Augen, und durch — wundervolles schwarzes Haar. „Arankas Zopf" aber spielte im Stifte noch seine besondere Rolle. Jeden Abend, wenn die Äbtissin sich hinter ihren beiden mächtigen Moderateurlampen zur Patience niederließ, während wir junges Volk vor dem lodernden Kamin hockten und ‚flirteten', wie man heute sagen würde, kicherten und tuschelten die Mädchen untereinander: „Nun macht sich Tante an Arankas Zopf!" Und wenn die alte Dame dann sorgenvoll die Stirne auf die linke Hand stützte, mit der decken und eine in der That zopfähnliche Figur bilden. Oberhalb und unterhalb dieser Figur legt man je die beiden nächsten Karten des Talons und ebenso je vier Blätter als Hilfskarten auf jede Seite. Die nächstobere Karte kommt links oben neben das ganze Bild zu liegen und ist maßgebend für die unteren Karten aller acht Stämme, in denen man die Patience auflösen will. Ist diese Karte z. B. Carreau-acht, so werden einmal sämtliche Achten, welche sich im Zopfe und unter den Hilfskarten befinden, als Stammkarten rechts und links herausgelegt und ebenso die

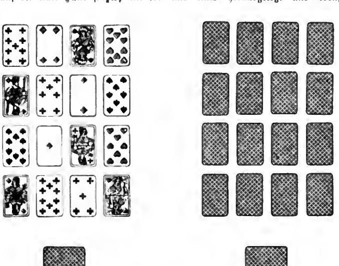


Fig. 9. Sympathie.

Rechten in regelmäßigen Absätzen die Markolinitasse mit dem Thee, den sie nie stark genug bekommen konnte, zum Munde führend, dann hieß es wieder: „Heute geht Arankas Zopf nicht auf!"

Tante Äbtissin hatte nämlich eine Lieblingspatience, die sie die Zopfpatience (Fig. 7) nannte — kein unpassender Name, wie das Bild der Stammkarten zeigt.

Auch die Zopfpatience wird mit zwei Whistspielen gespielt. Die zwanzig obersten Karten des gemischten und abgehobenen Talons legt man als Stammbild derart zu zweien nebeneinander, zu zehn untereinander aus, daß sie sich teilweise ver- Achten, welche man später aus dem Talon abhebt. Auf diese Stammkarten sollen sich dann die Hierarchien in aufsteigender Reihenfolge — also Neun, Zehn, Bube u. s. w. — aufbauen.

Ist das Bild vollständig gelegt, so bleiben die, in unserem Falle durch das Herausnehmen der Achten, im Zopfe entstandenen Lücken frei, dagegen werden die Lücken in den Hilfskarten sofort wieder gefüllt und zwar diejenigen unter den seitlichen Karten aus den nächstoberen Karten des Talons, diejenigen in den vier Karten oben und unten aus dem Zopfe. Es ist dabei, wie bei der ganzen Patience, aber

streng innezuhalten, daß immer nur die unterste Karte des Zopfes benutzt, dieser also von unten her aufgelöst werden muß, wie das bei Zöpfen ja auch sonst üblich ist.

Nun wird der Talon weiter ausgelegt, und die passenden Blätter werden zur Ausführung der Hierarchien oder zur Ergänzung der Hilfskarten benutzt; ebenso werden letztere und die untere Karte des Zopfes zur Vervollständigung der Hierarchien verwendet, wobei stets die Zopfkarte vor den Hilfskarten und unter letzteren die oberen und unteren vor den seitlichen den Vorrang haben. Die Patience ist geglückt, wenn nach höchstens dreimaligem Durchlegen des Talons die Hilfskarten und der Zopf verschwunden und die Stämme rechts und links vollständig entwickelt sind.

Die Patience ist nicht leicht. Man muß vor allem scharf auf die rechtzeitige Einschiebung der Hilfskarten und des untersten Blattes der Mittelfigur acht haben, soll der Zopf aufgeschlossen werden. —

Ich erzählte oben von meiner gnädigen Regimentskommandeuse, die eine passionierte Patiencelegerin gewesen sei. Sie legte mit Vorliebe eine hübsche Patience, die sie die „Paroleausgabe“ (Fig. 8) nannte, während in dem „Buch der Patiencen“ (Verlag von J. U. Kern, Breslau) die gleiche Patience den Namen: „Das Quadrat“ führt. Nur dem älteren Militär wird aus dem Bilde ersichtlich sein, warum die Frau Oberst ihren Liebling „Paroleausgabe“ hieß: die Asse an den Ecken versinnbildlichten ihr nämlich die sogenannten Parolemannschaften, welche bis vor zwanzig Jahren bei jeder Paroleausgabe aufgeboten und nach einem uralten Brauche der preußischen Armee in genau vorgeschriebener Weise zur Bedeckung des Parolekreises nach den vier Windrichtungen aufgestellt wurden.

Auch diese Partie wird mit zwei Spielen und unter Benutzung von sogenannten Hilfskarten gespielt. Letztere legt man zuerst mit den sechzehn obersten Blättern des Talons, während die vier Asse eines Spiels je beim Herauskommen ihren Platz erhalten, eventuell also auch aus den sechzehn Hilfskarten, wo sie dann durch andere Blätter ersetzt werden. Diese vier Asse bilden die Grundkarten je zweier Hierarchien; auf ihnen wird nämlich erst eine Familie gleicher Farbe in aufsteigender Reihe (also Zwei bis König) und darauf in absteigender Folge (König bis Aß) gesammelt. Auf die sechzehn Hilfskarten kann man vom Talon sowohl in steigender, wie in fallender Reihenfolge, jedoch stets in der gleichen Farbe, ablegen, überträgt von ihnen geeignete obere Blätter auf die Stämme und darf auch innerhalb der Hilfspakete Karten umlegen. Soll die Patience aufgehen — der Talon darf nur einmal ausgelegt werden — so muß man nach Möglichkeit vermeiden, auf den Hilfspaketen Karten, die bald auf die Stämme übertragen werden können, durch andere Blätter zu verdecken. —

Die Patience ist eigentlich stets eine Partie zu einem, und darin liegt wohl einer ihrer Hauptreize. Aber es gibt doch auch Patiencen, die von zwei Partnern gelegt werden. Man nennt sie wohl die Ehepatiencen, und eine der hübschesten führt den für solch eine Ehepatience ja sehr passenden Namen „Sympathie“ (Fig. 9).

Jeder der Partner hat sein Whistspiel für sich und legt es in sechzehn Päckchen zu je drei Karten vor sich auf den Tisch; die Päckchen sind verdeckt, d. h. sie liegen mit dem Kartenbilde nach unten, nur A schlägt von jedem Päckchen gleich die oberste Karte offen um. Unter seine Karten legt jeder Partner ein siebzehntes verdecktes Päckchen von vier Hilfskarten.

Erst wenn das Bild von beiden Partnern ausgelegt ist, wendet B, von links oben beginnend, das oberste Blatt jedes seiner Päckchen um und nennt laut die Karte; A antwortet, wenn eine seiner aufgedeckten Karten mit dem genannten Blatte übereinstimmt, und beide werfen die betreffende Karte beiseite, worauf B das nächste Bild desselben Päckchens aufdeckt u. s. w., so lange, bis er die obersten Karten seiner sechzehn Päckchen umgewendet hat und A keine gleichlautende offene Karte mehr besitzt. Darauf beginnt A die zweiten Karten der Päckchen umzuwenden, von denen er die offenen obersten Karten abwerfen konnte, und verfährt wie vorhin B. So wechseln sich beide ab, bis „keine Karte mehr dem Rufe der Sympathie Folge leistet.“ Dann erst kommen die Hilfskarten an die Reihe, werden einzeln umgewendet und laut genannt. Die Patience ist aufgegangen, wenn sämtliche Karten paarweise abgelegt werden konnten. —



# Streit unter Liebenden.

Ein Ostseemärchen

von

**Hans Hoffmann.**

Mit zwei Originalzeichnungen von **Werner Behme.**



Der Frieder und die Lise liebten einander so über alle Maßen, daß sie sich am Ende heiraten mußten, obgleich sie eigentlich nicht wollten, weil sie beide arm waren wie die Kirchenmäuse. Aber die große Liebe hätte sie gewiß von innen her aufgefressen; da heirateten sie doch lieber.

Als sie nun Mann und Frau waren, liebten sie einander beinahe noch ein bißchen mehr: aber vertragen konnten sie sich gar nicht. Sie waren immer verschiedener Meinung und begnügten sich durchaus nicht so mit dem Meinen, sondern zankten sich um jede Kleinigkeit, daß es ein Schrecken zu hören war, alle Tage vierundzwanzig und ein halbes Mal, und manchmal noch öfter; und nachher versöhnten sie sich wieder mit unzähligen Küssen. Und nach jeder Versöhnung hatten sie einander noch um vieles lieber, solange der Friede dauerte; das war aber selten länger als eine halbe Stunde.

Immer, wenn Frieder ja sagte, sagte Lise nein, und wenn sie etwas hübsch fand, fand er es häßlich, und wenn er gehen wollte, wollte sie fahren, und was sie blau nannte, nannte er grün, und was ihm schmeckte, war ihr ganz eklig. Am heftigsten stritten sie darüber, wenn sie ein Kind kriegten, ob das ein Junge sein sollte oder ein Mädchen, und jedes von beiden wünschte es alle Tage wieder anders.

Und sie tadelten jeder alles und jedes an dem andern und bespähten einander unausgesetzt um irgend einen neuen Fehler und warfen sich im Zorne die schrecklichsten Dinge an den Kopf, wie sie sich sonst die grimmigsten Todfeinde kaum sagen. Und manchmal hätten sie sich wirklich fast umbringen mögen vor Grimm und Groll und nachher am liebsten einander fressen vor lauter Liebe. So schienen sie beide in beständiger Lebensgefahr zu schweben; doch hielten sie sich zum Glück nur an Gedanken und Worte und thaten sich handgreifliches Unheil nicht an.

Anfangs hofften sie bei jeder Versöhnung, es werde nun das letzte Mal sein, daß sie sich gezankt hätten; ja, sie begriffen gar nicht, wie jemand so streitsüchtig sein könne und gar vernünftige Menschen, die sich so schrecklich lieb hatten.

Allein es blieb ewig beim alten, ob auch viele Wochen und Monate vergingen.

Wenn sie gar nichts anderes mehr wußten, um das sie sich streiten konnten, sagte Lise wohl reumütig: „Ich trage die Schuld. Ich habe wieder angefangen. Ich war im Unrecht."

„Das ist nicht wahr!" rief Frieder dann eifrig. „Diesmal trifft es mich allein. Du bist unschuldig wie ein Lamm."

„Was? Wie ein Lamm? Das soll wohl heißen: Schaf?" rief Lise auffahrend, „Ich bin aber kein Schaf, das muß ich mir verbitten. Oder meinetwegen — dann aber bist du ein greulicher, stößiger, unverschämter Bock: und du weißt doch, daß die am allerdümmsten sind."

Das bestritt nun aber Frieder und verfocht den Satz, die weiblichen Schafe wären ein gut Teil dümmer, und sang ein Loblied auf die wackeren Böcke. Das konnte Lise wieder nicht so hinnehmen, sie stritt für ihre Meinung mit so hitziger Leidenschaft, als wäre sie wirklich ein Schaf und verteidige sich selber.

Als solches verworrene Zanken nun in der That immer ins Unendliche so weiterging und alles heiße Lieben und Küssen dawider nichts half, da wurden sie beide von Herzen betrübt und schämten sich entsetzlich vor Gott und den Menschen.

„Mein Gott, was müssen wir für schlechtes und abscheuliches Volk sein!" sprachen sie zu sich selber. „Es steht geschrieben: Selig sind die Friedfertigen! Selig sind die Sanftmütigen! Da werden wir ja wohl ganz und gar unselig sein, daß wir miteinander so anders sind."

Und sie weinten in Frieden zusammen über ihre Schlechtigkeit, bis die Zeit gekommen war, wo sie sich wieder zanken mußten: oder sie wären erstickt an ihrer Verträglichkeit. Sie stritten aber diesmal darüber, was besser sei, friedfertig oder sanftmütig.

So ging das alle Zeit weiter. Es war ganz schrecklich.

Eines Tages sprach Lise: „Das kann nicht so weitergehen, oder es wird unser Verderben. Wir reiben uns auf dabei; ich bin jetzt schon ganz elend, und du siehst auch aus wie die teure Zeit. Entweder man liebt sich, oder man zankt sich; eines von beiden ist auszuhalten, beides zusammen aber nicht. Was bleibt uns da übrig? Scheiden lassen können wir uns nicht, weil wir uns zu sehr lieben, aber beisammen bleiben können wir auch nicht, weil wir uns viel zu viel zanken. Also bleibt nichts übrig, als einen Mittelweg zu nehmen: wir trennen uns auf eine Weile, vielleicht daß wir uns die schlimmste Zanksucht in der Zeit abgewöhnen. Denn das muß ich sagen: mit meinen Geschwistern und Freundinnen habe ich mich jederzeit aufs schönste vertragen, und von dir weiß ich dasselbe. Es kann also wohl nur eine böse Angewöhnung sein, daß es uns zweien mitsammen nicht ebenso gelingt. Versuchen wir es also auf diese Art. Schlägt es gut aus, so sind wir die glücklichsten Leutchen unter Gottes Sonne."

Der Frieder mußte ihr recht geben und war zu dem Versuche bereit. Da aber merkten sie plötzlich, daß sie einmal ganz einig waren in ihrer Meinung, und sie fielen glückselig einander um den Hals und hofften, es werde nun wohl von selbst besser werden, und sie beschlossen, doch lieber zusammenzubleiben. Und hierin waren sie zum anderenmale einig.

Allein dabei blieb es; in allen übrigen Dingen waren sie so uneins und zänkisch wie je zuvor. Da erkannten sie doch, es ginge nicht anders, als daß sie sich trennten. Und Frieder schlug vor, sie wollten auf ein Jahr in die Welt gehen, jedes in eines anderen Herren Dienst, und sich niemals sehen in der ganzen Zeit.

„Und damit wir von vornherein recht weit auseinander kommen," fügte er hinzu, „will ich zur Vorderthür hinausgehen und du zur Hinterthür und dann jedes seiner Nase nach; da können wir uns nicht mehr treffen, bis das Jahr herum ist."

„Oho!" rief Lise. „Das wäre mir schön! Du willst immer das Beste für dich haben, das kenn' ich schon. Und wer weiß, welche nette Begleiterin du dir da schon bestellt hast. Aber diesmal wird nichts daraus: ich gehe durch die Vorderthür, und du magst hinten deinen Weg suchen."

Das konnte sich der Frieder denn doch nicht gefallen lassen, und sie huben ein Gezänk an, daß die Wände erzitterten. Als sie endlich matt wurden und mit tausend Küssen sich wieder versöhnten, wollte jedes mit aller Gewalt zur Hinterthür hinaus, und darüber zankten sie sich abermals so laut, als ob sie einander ans Leben wollten.

Und als sie sich dann wieder versöhnten, sahen sie erst recht ein, es ginge nicht anders, als sie müßten sich trennen. Und sie beschlossen zu losen, aus welcher Thüre jeder gehen sollte. So kam diese Sache in Ordnung, und sie trennten sich wirklich mit unzähligen Küssen und bitterlichen Thränen.

Als sie nun jedes zu seiner Thür hinaus waren, meinte Lise, ihre Nase zeige nach links um die Ecke, sie sei immer ein bißchen schief gewesen, und der Frieder fühlte sich ebenso nach rechts hingewiesen; und ehe sie sich's versahen, sprangen sie einander entgegen und fielen sich um den Hals.

„Herr Gott, was ist solche Trennung für ein unsagbares Elend!“ rief Lise weinend. „Das ist gar nicht zum Aushalten. Ich würde in drei Tagen an der Trübsal zu Grunde gehen.“

„Ich noch viel eher,“ versicherte Frieder und eröffnete damit den Streit, wer zuerst an der Trennung dahinsterben müsse.

Und als sie sich versöhnt hatten, erkannten sie beide, daß es auch so wieder nicht ginge. Und sie wußten vor Herzeleid schon gar nicht mehr, was beginnen.

Endlich sagte die Lise: „Ich sehe wohl, uns beiden ist auf keine Weise zu helfen; es ist unser Verhängnis, dem müssen wir uns beugen. Bleiben wir beisammen, so reiben wir uns auf in ewigem Zanken, und trennen wir uns, so siechen wir dahin in ewiger Sehnsucht. Zu Grunde gehen wir immer, so oder so. Darum ist es am besten, wir gehen lieber freiwillig aus diesem jämmerlichen Leben: da sterben wir doch zur gleichen Stunde, und das ist immer noch als ein rechtes Glück zu betrachten. Und ich glaube gewiß, in dieser letzten, schweren Stunde werden wir uns vertragen.“

„Da hast du ganz recht,“ sprach Frieder zerknirscht, „das ist das Allerbeste und offenbar das einzige, was uns noch übrigbleibt. Und wie fürchterlich wäre es, wenn du vor mir stürbest, und ich müßte zurückbleiben.“

„Oho!“ sagte Lise. „Ich sterbe unzweifelhaft eher, und das ist eben das Schreckliche. O Gott, mein Gott, Frieder, wenn ich dich nicht mehr hätte!“

„Ich sterbe doch eher,“ versicherte dieser, und sie zankten sich darüber bis zur Erschöpfung.

Darauf wurden sie einig, daß sie zusammen ins Wasser gehen wollten. Ob ins Haff oder in die Ostsee, darüber stritten sie freilich lange, denn die beiden Gewässer waren gleich nahe, aber schließlich entschieden sie sich doch für die See, weil man mehr Platz darin hat und auch das Salzwasser besonders gut ist für die Gesundheit.

Also kamen sie in großer Eintracht hinab an den Strand und suchten nach einer Stelle, die passend wäre für ihr trauriges Vorhaben. Indem sie so hinspähten, erblickten sie zwei Seehunde, die nebeneinander mit großem Behagen am Strande lagen und sich friedlich sonnten. Sie sahen den Tieren sehr lange zu, und endlich sprach Lise verwundert:

„Sieh nur, wie lange die beiden schon bei einander lagern, und sie vertragen sich noch immer. Das ist doch sehr merkwürdig, und man könnte da etwas lernen.“

Dem pflichtete Frieder vollkommen bei. Dagegen konnten sie sich über die Frage durchaus nicht einigen, welches von den Tieren der Hund sei und welches die Hündin, und zankten sich heftig. Endlich machten sie doch Frieden, weil der Mund ihnen weh that, gingen langsam darauf zu und fragten die Seehundchen:

„Thut uns den Gefallen, sagt uns, ob ihr euch lieb habt.“

„Warum sollten wir uns nicht lieb haben?“ antworteten die Tiere nach einigem Nachdenken. „Sind wir doch Mann und Frau und leben zusammen.“

„Aber zankt ihr euch niemals?“ fragte Lise weiter.

„Warum sollten wir uns zanken?“ versetzten die Seehunde. „Es ist ja viel bequemer, sich zu vertragen.“

„Aber wie fangt ihr das nur an?“ fragte nickend der Frieder. „Das muß doch furchtbar schwer sein; wir bringen es nicht fertig.“

„Wie wir das anfangen?“ entgegneten die Seetierchen. „Das ist doch ganz einfach: man glotzt so vor sich hin und kümmert sich keiner um die Sachen des anderen.“

Da fiel es den beiden Menschenkindern wie Schuppen von den Augen. Richtig, das sahen sie ja, so machten es die Seehunde: sie glotzten gelassen so vor sich hin. Und Frieder und Lise beschlossen, das auch einmal zu versuchen, und gewannen so einige Hoffnung, noch weiterleben zu können.

Denn das wollten sie doch gerne, sie fanden das Leben noch gar zu schön.

Also setzten sie sich vor ihrem Häuschen auf der Bank in die Sonne und glotzten schweigend so vor sich hin.

„Das ist doch merkwürdig, wie dies Mittel hilft," sagte Frieder nach einigen Minuten, „wir vertragen uns herrlich."

„Ist nur die Frage, wie lange es dauert," bemerkte Lise, denn sie war meistens die Klügere.

„O es wird schon dauern," meinte Frieder vergnügt, „wenn wir nur fleißig glotzen."

„Nein, es wird nicht dauern!" rief Lise heftig, denn sie wußte es wirklich besser. „Ueberhaupt, wenn du so glotzest, siehst du so dumm aus, daß ich's nicht aushalten kann."

Frieder behauptete, er sähe ziemlich klug aus, und es werde doch dauern; und so kamen sie ins Zanken. Als sie sich endlich an die Versöhnung herangestritten hatten, mußten sie doch einsehen, daß es so auch nicht ginge, und begaben sich wieder ans Wasser.

Da fanden sie die Seehunde noch immer in Frieden bei einander. Und sie schalten sie und sprachen: „Ihr habt uns betrogen, bei dem Glotzen kommt auch nichts Gedeihliches heraus."

„Das macht bloß, weil ihr zu hitziges Blut habt," antworteten die Tiere, „hättet ihr kühles Seeblut wie wir, so würde euch geholfen sein, ihr würdet das läppische Küssen unterlassen und ebenso das Zanken."

„Da mögt ihr schon recht haben," bemerkte Frieder, „aber wir sind nun doch einmal auf dem Lande geboren, wo sollen wir da solches Blut herkriegen?"

„Das könntet ihr schon bekommen," beschied ihn der Seehund, „wenn ihr euch an die rechte Quelle wendet."

„Und wo fließt diese Quelle?" fragte Lise aufhorchend.

„Fließen thut sie eigentlich nicht," verbesserte sich die Seehündin, „sondern in einer Höhle am Meeresgrunde sitzt die graue Muhme und kocht in der Küche emsig ihre Suppe: zu der müßt ihr hinabsteigen."

„Ja, wie sollen wir das machen?" fragten die beiden betrübt. „Wir würden unten tot ankommen, und da hilft uns keine Hilfe mehr."

„Das wollen wir schon einrichten," erklärten die Seehunde, „die Stelle wollen wir euch gern zeigen, wo ihr hinabtauchen könnt bis in die letzte Tiefe, ohne daß euch die Luft ausgeht. Es geht da nämlich ein unsichtbarer Luftschacht durchs Wasser, durch den die graue Muhme ihren Bedarf an Luft bezieht, denn sie ist keineswegs ein Fischgeschöpf und atmet nicht durch Kiemen; sie hat sich nur deshalb in die Tiefe zurückgezogen, weil sie hier oben durch den warmen Sonnenschein und das Grün des Laubes und die bunten Blumen und sonst allerlei lustige Dinge in ihren Betrachtungen gestört wird. Wenn es euch recht ist, wollen wir euch gern hinbringen, auf unserem Rücken reist ihr ganz sicher. Wir haben Mitleid mit eurem Schicksal, weil wir's gar nicht begreifen, wie man so sein kann."

„Versuchen können wir's ja, wenn ihr so gut sein wollt," meinte der Frieder, „mehr als ertrinken können wir auf keinen Fall dabei, und zu eben dem Zwecke sind wir überhaupt nur hierher gekommen. Rechtes Vertrauen habe ich zwar eigentlich nicht zu dieser grauen Muhme, der Name klingt so ungemütlich, aber man thut, was man kann. Leben mag man doch gern, wenn es irgendwie auszuhalten ist."

Die Lise war nach etlichem Widerspruch doch derselben Meinung, und so bestiegen sie beide den Rücken der Tiere. Der Frieder saß rittlings und die Lise seitlich wie auf einem Damensattel. Und so trugen die guten Geschöpfe sie mit großer Geschwindigkeit in die Ostsee hinaus.

Nach vielen Stunden, als sie längst nur noch Himmel und Meer um sich sahen, machten die Seehunde Halt und empfahlen ihren Reitern, hier in die Tiefe zu tauchen, denn der Luftschacht sei erreicht. Man sah hier einen starken Strudel, der von oben aussah wie ein wirbelnder Trichter.

Anfangs zauderte das Pärchen und traute sich nicht recht. Jedoch Frieder faßte bald Mut.

„Wenn es schon sein soll, dann aber auch gleich mit einem Hechtsprung," sagte er tapfer, faßte die Lise um den Leib und warf sich mit ihr kopfüber in den Strudel.

Die Fahrt war schrecklich; es wehte sie an mit allen Schauern der Tiefe, und sie meinten bebend nicht anders, als sie flögen hinaus in eine ewige Leere. Sie verloren

vor Angst und Grauen beinahe die Besinnung. Doch eben zur rechten Zeit noch fühlten sie Grund unter den Füßen und kamen zu sich selber.

Da standen sie nun in einer weiten Höhle, die von grellem Licht gleichmäßig durchleuchtet war; aber dies Licht war nicht freundlich und golden wie der Glanz der Sonne, sondern fahl und hart und unerquicklich. Als sie sich umschauten, sahen sie im Hintergrunde eine große Frau auf einem Throne sitzen, die hatte einen Kessel gerade vor sich stehen und rührte mit einer mächtigen Kelle unermüdlich darin herum. Es brodelte eine Suppe darin, recht dick und zäh wie ein schmieriger Brei und statt der Fettaugen mit grauen Schimmelflecken überdeckt.

Die große Frau war alt und runzelig, aber ganz schön auf ihre Art an Antlitz und Gliedern, sehr ernst und würdevoll; sie blickte feierlich geradeaus und bewegte ihre Mienen nur wenig und sehr langsam. Gekleidet war sie vom Kopf zu den Füßen in ein trübes Grau; das weite Gewand sah aus, als wäre es zusammengesetzt aus Millionen staubiger Spinngewebe. Die Höhle über ihr war ganz rund gewölbt ohne irgend welche Gliederung oder Schnörkel und ebenfalls von schimmelig grauer Farbe.

Die graue Muhme schien die Ankömmlinge schon erwartet zu haben, denn sie sprach ihnen mit einer bedeutenden Gebärde entgegen:

„Habt ihr die Löffel denn mitgebracht?"

„Welche Löffel?" fragten sie ängstlich.

„Immer die gleiche thörichte Frage, so viele euer auch kommen mögen!" versetzte mit ernster Mißbilligung die Alte. „Hier frißt man die Weisheit nicht mit den Fingern wie Bauernpack, sondern mit Löffeln; das hättet ihr überlegen sollen. Nun habt ihr meine Suppe vor euch und könnt doch nicht hineinlangen. Also macht nur, daß ihr wieder nach oben kommt, und holt euch erst Löffel. Dann wollen wir weiterreden, und euch kann geholfen werden. Vorher aber reicht mir doch ein paar Händevoll von den Kräutern herauf, die da so herumwachsen, weil ihr gerade mal hier seid; die Suppe kann für so ausbündige Schlingel, wie ihr seid, immer noch etwas schärfer gewürzt werden. — So, hier rechts steht das Moralkraut, davon pflückt ein paar Büschel, weiter links der Sänftigungskohl, bitte, auch davon zwei Köpfe; dann ein halb Dutzend von den Anstandsrüben da hinten, Enthaltsamkeitssellerie kann ich auch noch brauchen, ebenso Vernunftsspargel mit Ehrbarkeitsgrün — nein, das daneben mit den lederartigen Blättern! So, nun ist's genug. Wenn ihr wiederkommt, soll mein Weisheitsüppchen euch trefflich munden. Aber jetzt holt erst die Löffel!"

„Was für Löffel dürfen es sein?" fragte Lise schüchtern.

„Löffel vom Holze des Baumes der Erkenntnis," sprach die graue Muhme, „wo dieser wächst, müßt ihr ja noch von der Schule her wissen. Da könnt ihr nicht fehl gehen."

Sie machten eine Verbeugung und zogen sich scheu zurück. Da fühlten sie sich von dem Strudel emporgezogen und gelangten nach etlichen Ängsten wieder an die Oberfläche des Meeres. Die Seehunde schwammen noch in der Nähe herum, nahmen sie gern auf den Rücken und trugen sie ans Land.

So strich nun das arme Ehepaar eifrig ins Land hinein, indem sie sich an jedem Kreuzwege aufs heftigste stritten, ob sie rechts oder links gehen müßten, und niemals einer Meinung waren. Doch feierten sie wie gewöhnlich dazwischen unzählige Versöhnungen mit unzähligen Küssen.

Abends kamen sie müde an ein Häuschen am Walde, als die Glocken fern läuteten und alle Luft und Erde voll süßesten Friedens war. Auf der Bank vor dem Hause saß ein anderes Paar, auch jung, schön und kräftig; die hockten geruhsam bei einander und blickten vor sich hin, ohne sich anzusehen und ohne viel mit einander zu reden als hin und wieder so ein verlorenes und gleichgültiges Wort. Jedes saß so seiner Wege, wenn man so sagen darf.

„Herr Gott, sehen die dösig aus!" bemerkte Lise, und Frieder bestätigte das, nur fügte er hinzu: „Sie vertragen sich aber."

„Ja, das ist ganz merkwürdig," antwortete Lise mit einem Seufzer.

Sie traten hinzu und fragten bescheiden, ob sie für Geld und gute Worte ein Nachtlager haben könnten und ein Abendessen.

Beides ward ihnen von dem eingesessenen Paare ohne Umschweif bewilligt.

Als sie nun gespeist hatten und mit ihren Wirtsleuten in ein Gespräch kamen, fragten die bedächtig, wohin sie des Weges zögen.

„Wir suchen den Baum der Erkenntnis," beschied sie Frieder, „um aus seinem Holze uns Löffel zu schnitzen."

„O, da wissen wir Bescheid und kennen wohl eure ganze Geschichte," versetzten die Leute, „da sind wir vor kurzem selber gewesen und haben dann bei der grauen Muhme die Weisheit mit Löffeln gefressen."

„Ei der Tausend!" riefen Frieder und Lise wie aus einem Munde. „Von der kommen wir auch gerade und wollen wieder zu ihr zu gleichem Zwecke. Wir zanken uns so viel, und von dem Übel sollen wir da kuriert werden."

„Ganz unser Fall," sprach das fremde Paar, „wir zankten uns ehedem auch so, und da ward uns von einer weisen Frau als Mittel verordnet, wir müßten zur grauen Muhme oder aber warten, bis wir alt würden, dann besserte es sich von selber. Das dauerte uns aber zu lange, denn wir sind noch sehr jung, und so gingen wir lieber zur Muhme."

„Also hat die euch geholfen, und ihr zankt euch nicht mehr?" fragten Frieder und Lise in großer Spannung.

„Nein, wir zanken uns nie mehr," versicherten jene, „wie sollten wir auch? Wir wissen ja, daß es ebensowohl Thorheit als Untugend ist, sich zu zanken, zumal wenn man verheiratet ist. Warum sollten wir es also thun? Jeder von uns läßt den anderen thun und reden, was er will und mag, und kümmert sich nicht mehr drum, als um das Rauschen eines Bächleins. Es ist ja ganz gleichgültig."

„Ach, meine Seele, was müßt ihr da glücklich sein!" rief Lise mit stillem Neid. „Da küßt ihr euch sicherlich in einem fort."

„Küssen? O nein!" antworteten die beiden mit einem seltsamen, wehmütigen Lächeln. „Wie sollten wir auch? Wir wissen ja genau, daß auch das eine Thorheit und ein Unfug, weil vollkommen zwecklos ist: drum thun wir's wohl der Form wegen beim Gutentag und Lebewohl, aber nie so aus heiler Haut und aus Übermut, wie wir's früher gethan haben, besonders bei einer Versöhnung, wenn wir uns gezankt hatten."

„Also versöhnen thut ihr euch jetzt auch nicht mehr?" fragte Lise nachdenklich.

„Ja, wie können wir denn?" erwiderten die andern. „Man kann sich doch nur versöhnen, wenn man sich vorher gezankt hat."

„Und fühlt ihr euch denn nun also ganz glücklich in diesem Zustande?" fragte Frieder noch nachdenklicher.

„O — ja," versicherten die beiden, und jedes der zwei Wörtchen klang breit aus wie ein stilles Gähnen. — „Allerdings muß ich sagen," fügte die junge Frau ganz leise hinzu, „einen Wunsch hätte ich doch noch, um ganz vollkommen glücklich zu sein, aber nur einen ganz kleinen. Nämlich wenn ich mich noch einmal im Leben wieder so recht heftig und von Herzen versöhnen könnte, würde ich all die genossene Weisheit gern wieder von mir geben und all meine Lebtage so thöricht bleiben, wie ich einst war; und auch das bißchen Zanken sollte mich nicht so sehr verdrießen: man weiß ja schließlich doch, man verträgt sich wieder und hat sich dann doppelt lieb. — Aber da ist nun nichts mehr zu machen; wer die Weisheit einmal im Leibe hat, wird sie nicht mehr los, dafür gibt es kein Brechmittel."

Indem sie das sagte, warf sie ihrem Manne einen Blick zu voll müder Sehnsucht, und der gab ihn ebenso zurück. Und dann saßen sie beide wie im Anfang wieder still nebeneinander in gelassener Behäbigkeit.

„Die kommen mir fast vor genau wie die zwei Seehunde," flüsterte die Lise, „und weißt du was, Frieder? Ich meine, wir versuchen es erst noch einmal ein Jahr lang so wie bisher; die graue Muhme läuft uns nicht weg, und wenn's gar nicht gehen will, können wir sie später ja immer noch brauchen. Auszuhalten ist es am Ende wohl auch mit dem bißchen Zanken, wenn man sich nur weiter keine Gedanken drüber macht und sich nicht mit Tugendsprüchen quält. Denn wenn wir auch einmal noch so sehr aus dem Häuschen sind vor unsinnigem Groll, das eine wissen wir allmählich denn doch: ans Leben gehn wir einander wahrhaftig nicht, und von-

einander lassen können wir auch nicht. Also komm, Alter, wir wollen gleich nach Hause laufen und fortan uns zufrieden geben. Ich glaube, vor Sonnenaufgang können wir da sein, wir haben ja Mondschein. Und im Notfall übernachtet man auch mal im Freien. Küssen kann man sich überall."

Da war der Frieder einverstanden, und es war seit ihrer Hochzeit gewiß das erste Mal, daß sie länger als eine Stunde ganz ohne Widerspruch beide der nämlichen Meinung blieben und auch danach thaten.

Also lebten sie fortan wieder in ihrem Häuschen, zankten sich redlich durchs Leben und versöhnten sich wieder.

Als sie aber sachte alt wurden, hörte das Zanken mehr und mehr auf und das Versöhnen desgleichen. Und sie sprachen nur manchmal wehmütig zu einander:

„Ja, ja, alt sein ist gerade so gut, wie die Weisheit mit Löffeln gefressen haben. Jetzt haben wir sie von selber im Leibe und bringen sie schwerlich je wieder heraus. Ach, wer doch jung wäre!"

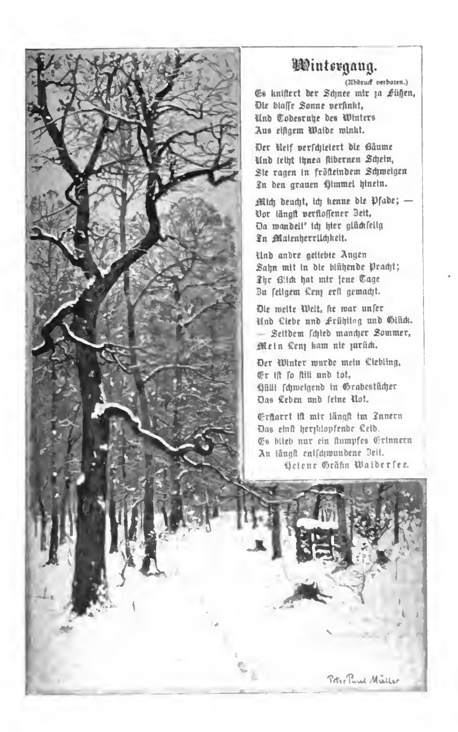
Und sie wackelten mit den Köpfen und saßen behäbig bei einander auf der Bank und sonnten sich in Frieden. Und wenn sie nicht gestorben sind, vertragen sie sich heute noch.



# Weihnachten.



Und wieder wirst du segnend niederschweben
Und dir aus Tannenduft und Sternenpracht
Den alten, heil'gen Zauberschleier weben,
Du wunderbare, benedeite Nacht!




## Wintergang.

(Abdruck verboten.)

Es knistert der Schnee mir zu Füßen,
Die blasse Sonne versinkt,
Und Todesruhe des Winters
Aus eisigem Walde winkt.

Der Reif verschleiert die Bäume
Und leiht ihnen silbernen Schein,
Sie ragen in fröstelndem Schweigen
In den grauen Himmel hinein.

Mich deucht, ich kenne die Pfade; —
Vor längst verflossener Zeit,
Da wandelt' ich hier glückselig
In Maienherrlichkeit.

Und andre geliebte Augen
Sahn mit in die blühende Pracht;
Ihr Blick hat mir jene Tage
Zu seligem Lenz erst gemacht.

Die weite Welt, sie war unser
Und Liebe und Frühling und Glück.
— Seitdem schied mancher Sommer,
Mein Lenz kam nie zurück.

Der Winter wurde mein Liebling,
Er ist so still und tot,
Hüllt schweigend in Grabestücher
Das Leben und seine Not.

Erstarrt ist mir längst im Innern
Das einst herzklopfende Leid.
Es blieb nur ein stumpfes Erinnern
An längst entschwundene Zeit.

Helene Gräfin Waldersee.



# Neues vom Büchertisch.

Von

## Heinrich Hart.



Erst im Spätherbst, gegen den Winter hin reift in Deutschland die litterarische Saat. Und das Erntefest unserer Jahresdichtung fällt natürlich mit dem Weihnachtsfest zusammen, denn nur unter dem Einfluß der die Wasser vereisenden, die Herzen auftauenden Dezemberluft findet der Deutsche den Mut, Bücher zu kaufen, deren Anschaffung weder durch Beruf noch Studium gefordert wird. Wie es scheint, wird das Jahr 1896 zu den Bücherjahren mit guter Mittelernte zu rechnen sein. Auf den sonnigen Höhen, wo die Dichtung sprießt, die den Tag überdauert, ist hier und da ein Meisterwerk gediehen. Und ob auch aus den niederen Lagen viel saures Zeug zur Kelter gebracht wird, ob manches Gewächs auch durch Fäulnis, die keine Edelfäule ist, gelitten hat, so schätze ich doch, daß der Gesamtertrag nach Menge und Güte das Durchschnittsmaß des letzten Jahrzehnts um ein Erkleckliches überschreitet. Es verlohnt sich mithin für den Kritiker, den bestellten Vorprober, auf dieses und jenes Gewächs, das sich durch Feuer oder Gehalt oder Blume auszeichnet, die Aufmerksamkeit zu lenken. Es verlohnt sich aber auch für das Publikum, Aufmerksamkeit zu schenken, freilich nur dann, wenn das Urteil der Kritik ebenso verläßlich erscheint, wie das Urteil jenes Vertrauensmannes, den die Bremer Ratskellerei alljährlich zu den rheinischen Weinversteigerungen entsendet. Seine Zunge hat noch nie getäuscht; was sie aus hundert Sorten und Jahrgängen als fein und firm herausschmeckt, das pflegt auch dem Senat und der Bürgerschaft als fein und firm zu munden. Alle Kritik, der es ernst ist um die Geistesbildung unseres Volkes, strebt eine ähnliche Vertrauensstellung beim Publikum an; ihre wesentliche Aufgabe ist — Vorproben.

Zu dem Gehaltvollsten, was das Jahr hervorgebracht, rechne ich den Roman „Sylvester von Geyer“ (Berlin, F. Fontane & Co.), das neueste Werk des schaffenseifrigen Freiherrn Georg von Ompteda. Der Roman erfreut in erster Reihe durch den bedeutsamen Vorwurf. Ompteda sucht ein ganzes Menschenleben mit all seinen herben und köstlichen Erfahrungen, mit all seinen Siegen und Niederlagen vor dem Leser zu entrollen, ein Menschenleben, das typisch ist für eine bestimmte, kulturell wichtige Schicht unseres Volkes: den deutschen Armeeadel. Diesen Stoff zu gestalten war kein anderer so berufen durch Talent und durch Lebensgang, wie Ompteda; ich möchte sagen, er mußte diesen Roman schreiben, denn nur er konnte ihn schreiben. Offenbar hat ihn selbst das Gefühl dieses Berufenseins beseelt, und darum hat er seine Aufgabe in großem Stil aufgefaßt und gelöst. Das Menschenleben, dessen Entwickelung er zeichnet, baut sich auf breitestem Untergrunde auf; wir lernen es als den letzten Sproß eines weitverzweigten Geschlechts, als das notwendige Endglied erfassen, dessen leibliche und geistige Art, ja dessen Geschick sogar — wenigstens teilweise — durch die Erbschaft von Jahrhunderten im voraus festgelegt erscheint. Die Geyers haben in den Tagen, da der Held des Romans geboren wird, ihre Blütezeit längst hinter sich, ihr Mark droht zu verdorren, und alles deutet darauf hin, daß das Geschlecht sterbensreif ist. Es liegt daher eine Stimmung über dem Werke, die etwas Nebelschweres hat und nur dann und wann von Sonnenblitzen durchleuchtet wird. Die Handlung erscheint auf den ersten Blick ziemlich reizlos. Sie umspannt in ihrem Kern weiter nichts, als eine getreue Schilderung der militärischen Laufbahn eines heutigen Friedenssoldaten in ihren ersten Stadien: Kadettenschule, Kriegsschule, Leutnantszeit. Und in der That fällt denn auch hier und da die Erzählung ins allzu Nüchterne, Farblose, Langweilige. Aber dieses hier und da verschmerzt der Leser leicht, denn im allgemeinen weiß Ompteda seinen Lebens- und Erziehungsbericht mit so viel launigen und ergreifenden Einzelzügen zu durchweben, daß der Mangel an „Romantik“ nur selten empfunden wird. Immerhin beruht der Kunstwert des Romans weniger auf der Handlung, als auf der Charakteristik. In ihren Hauptpersonen ist die Familie derer von Geyer mit so wundervoller Feinheit gezeichnet, daß der viel mißbrauchte Ausdruck „greifbare Lebenswahrheit“ in diesem Falle wirklich einmal berechtigt ist. Besonders

der Vater des Helden, der pedantische, stets pathetische und wichtigthuende, äußerlich rauhe und innerlich doch herzensgute Hauptmann außer Dienst, ist ein wahres Prachtstück realistischer Gestaltung. Um die Art und Weise zu kennzeichnen, in welcher Ompteda charakterisiert, verweise ich auf die heitere Stelle im ersten Bande des Romans, die von der Konfirmation der ältesten Geyer handelt. Der Hauptmann hat den Befehl ausgegeben, daß seine Älteste von ihrer Einsegnung an in der Familie nicht mehr Mariechen, sondern Marie gerufen werden soll. „Dann ging man zu Tisch, und als beim Hoch auf die Neukonfirmierte, der heute der Vater den Platz rechts neben sich gegeben, die Gläser aneinander klirrten, schrie Sylvester, um seine Verachtung gegen Marie zu bezeugen: ‚Prost, Mariechen!‘ ... Der Hauptmann verwies aber Sylvester seine Scherze: ‚Wenn ich eben den Wunsch ausgesprochen habe, daß deine Schwester fortan Marie heißen soll, so ist das für einen so grünen, kleinen Jungen, wie du bist, mein Sohn, einfach ein Befehl.‘ Die Mutter sah ängstlich auf ihren Liebling, und Onkel Gottfried bemühte sich, seinen Neffen noch ein wenig herauszureißen, indem er dem Knaben auf die Schulter klapste und rief: ‚Ein kleiner Rüpel ist er, aber immerhin, ich habe das nicht ungern, — es steckt Rasse drin!‘ Das stimmte den Vater sofort günstig: ‚Meinst du? Na, es soll mich freuen, wenn der Bengel ein rechter Geyer wird.‘ Ein paar Minuten darauf sprach dann so beiläufig der Vater selbst wieder ruhig von Mariechen, und auch Tante Gustel sagte, ohne Böses zu denken, aus alter Gewohnheit Mariechen; Fanny und Ida entfuhr ein Mariechen, und Onkel Gottfried rief beim Abschied abends ganz natürlicherweise: ‚Gute Nacht, Mariechen!‘ Die Mutter hatte das Wort Marie überhaupt noch nicht über die Lippen gebracht. Es dünkte ihr so kalt und fremd. Später dachte keiner mehr, auch der Vater nicht, an den neuen Namen, und so behielt denn Sylvester recht.“ ... In Stil und Sprache, in seiner ganzen Haltung überhaupt erfüllt der Roman Omptedas wie nur wenige Bücher sonst die Forderung Zolas, daß der Roman ein wirklichkeitsgetreues „document humain“ bilden soll. Er erfüllt die Forderung fast zu strikt. In dem Streben nach realistischer Genauigkeit, nach jener objektiven Lebenswahrheit, der die Schilderung eines Knopfes kaum weniger wichtig ist als die seelische Analyse, in diesem Streben bringt es Ompteda beinahe zur Peinlichkeit eines kriminalistischen Berichterstatters. Es ist eine auffällige Erscheinung, daß gerade die „Barone“ unserer neueren Litteratur — Alexander von Roberts, Wilhelm von Polenz, Georg von Ompteda — die strengrealistische Wirklichkeitsdichtung, die ganz in der Darstellung des Alltagslebens aufgeht, mit Vorliebe pflegen. In allen drei ist der Feuilletonist fast ebenso stark wie der Dichter, und jenem, nicht diesem haben wir es zu danken, daß Ompteda es für notwendig hält, auch den Stammbaum der Geyers in getreuer Kopie an die Spitze des Romans zu setzen oder bei Gelegenheit die Rangliste sorgfältig auszuschreiben. Was der Alltagsrealismus zu leisten vermag, das leistet er in Omptedas Dichtung, aber auch seine Schranken werden in dem Werke deutlich sichtbar und fühlbar. Es fehlt dem Roman nicht an Herzens- und Gemütstönen, es fehlt ihm ebensowenig an heiterer Behaglichkeit und Laune, aber seine „Blume“ ist nicht sonderlich stark, er steigt nicht hinab in die Tiefen, in die Urgründe des Poetischen und Psychologischen, und mit Scherz und Laune ersetzt er nicht den Mangel an erdwüchsigem, quellfrischem Humor.

Was in Omptedas Roman Unter- und Hintergrund ist: die Geschichte einer verarmten Adelsfamilie, das ist in Theodor Fontanes jüngster Erzählung „Die Poggenpuhls“ (Berlin, F. Fontane & Co.) das eigentliche Thema. Auch Fontane ist in diesem Werke ganz Alltagsrealist, aber im Erzählungston unterscheidet er sich wesentlich von Ompteda. Mit dem Berliner Altmeister verglichen, wirkt der jüngere Dichter fast pathetisch. Es ist humoristischer Stil, den Fontane schreibt, aber sein Humor ist durchaus Berliner Gewächs. Dieser Humor hat etwas von der derben, saftigen Art, die den alten niederländischen Malern eigen; fern liegt ihm alles Duftige, Himmelanstrebende, alle Sehnsucht nach der blauen Blume der Romantik und ebenso alles Rührselige; die Thräne führt dieser Humor in seinem Wappen nicht. Dafür ist er sehr stark mit Ironie durchsetzt und mit Satire eng verschwistert, einer Satire freilich, die meist gutmütig lächelt und nur dann und wann ins Spöttische, ins neckisch Boshafte umschlägt. Das Lebensbild, das der Roman entrollt, ist ziemlich dürftig und eng begrenzt. Die altpommersche Familie der Poggenpuhls siedelt nach dem Tode ihres Hauptes, des Majors von Poggenpuhl, in die Reichshauptstadt über. Sie besteht aus der immer sorgenden, ängstlichen, verzagten Mutter und drei Töchtern. Zwei Söhne, die außerdem noch vorhanden sind, siedeln nicht mit über, sie stehen als Offiziere in Garnison zu Thorn, der eine ein ernster Streber, der andere ein fröhlicher Leichtfuß. Trotz der drei Töchter aber sprudelt aus dem etwas dürren Erdreich des Romans keine Liebes- und Heiratsgeschichte hervor. Die Handlung verläuft in drei Alltagsscenen, deren Alltäglichkeit recht nahe ans Banale streift. Erste Scene: Bruder Leichtfuß kommt von Thorn her zum Besuch nach Berlin. Er erfreut Mutter und Schwestern durch gute Laune, gerät aber schließlich in eine sorgliche Stimmung, da es ihm an Geld zur Rückreise fehlt. Glücklicherweise treibt sich zur selben Zeit der Onkel Poggenpuhl, General außer Dienst und vermählt mit einer schlesischen Gutsbesitzerin, in der Reichshauptstadt herum. Er führt die Nichten und den Neffen ins Schauspielhaus, ergeht sich in weisen Bemerkungen über Wildenbruchs „Quitzows,“ spendet ein wirtshäusliches Abendbrot, bezahlt mit einem Hundertmarkschein und schenkt die Restsumme, die nach der Bezahlung des Abendbrots übrigbleibt, dem Neffen zur Ermöglichung der Rückfahrt. Zweite Scene: Sophie, die mittlere der drei jungen Poggenpuhlerinnen, geht zur Stütze der Tante nach Schlesien und schreibt begeisterte Briefe über die Freuden ihres Landaufenthalts. Dritte Scene: Onkel Poggenpuhl stirbt. Die Berliner Ver-

wandtschaft fährt zum Begräbnis in die Provinz, und dort erfährt Frau von Poggenpuhl, daß die Tante bereit ist, das Fortkommen der Poggenpuhlschen Neffen und Nichten durch Geldhilfe zu fördern. All' Sorg' hat nun ein Ende. Die Gestalten sind in leichten Umrissen flott und lebendig gezeichnet; nur muß man die Unwahrscheinlichkeit mit in Kauf nehmen, daß sie fortwährend ganz Fontanesch, will sagen ironisch witzig, plaudern. Zu den wertvolleren Schöpfungen des Altmeisters gehört der Roman kaum. Weder an Lebensfülle noch an geistiger oder kultureller Bedeutsamkeit kann er sich mit Omptedas „Sylvester von Geyer" messen.

Von einem Adel, der noch keineswegs daran denkt, zu entsagen oder von der nationalen Bühne abzutreten, einem Adel, der noch in der Blüte seines Wollens und Könnens steht, erzählt in seinem Roman „Die polnische Braut" (Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing) Ernst Remin. Die Erzählung spielt in den Tagen von Jena, aber ihre Stimmung ist nicht auf Abendmüdigkeit, auf Schwermut und Verzagtheit gestellt, sondern auf Morgenfrische, auf Zuversicht und furchtlosen Wagemut. In seiner Weise macht es dieser Roman begreiflich, daß nach dem Unheilsjahr das Siegesjahr 1813 kommen mußte, weil es gewollt und mit aller Inbrunst erstrebt wurde, weil die Niederlage nicht Verzweiflung, sondern Selbsterkenntnis und trotzige Entschlossenheit weckte. Es ist eine wahre Erquickung, nach all der Dumpfheit und Verdrossenheit, die in der heutigen Litteratur sich breit macht, wieder einmal auf ein Buch zu stoßen, von dem ein Hauch saftigen Lebensbehagens und herber Frische, von dem es wie ein Atem kraftvoller Männlichkeit ausgeht. Und doch steht im Mittelpunkt der Erzählung nicht ein Held, sondern eine Heldin, eine Frau, die es allerdings in Willensstärke und Thatkraft über das Maß des männlichen Durchschnitts weit hinaus gebracht hat. Frau von Gettkandt auf Schloß Gettkandt in Schlesien hat nicht nur zwei Söhne, die beide alles andere als Kopfhänger sind, in Zucht und in Ordnung zu halten, sie hat auch dafür zu sorgen, daß in der engeren Heimat gut Preußisch Trumpf bleibt, daß die Franzosen nicht zu übermütig werden und die wackeren Schlesier noch Besseres thun, als bloß die Faust in der Tasche zu ballen. Nebenbei hat sie auch noch den Adel gegen die immer kecker werdende Demokraterei zu verfechten und eine Liebesgeschichte zu glücklichem Ende zu führen. Ihr Ältester hat sich noch im letzten Augenblick, als bereits die Kriegsfanfaren erklangen, mit einer polnischen Gräfin verlobt. Die Verlobung ist aber vorläufig erst durch das gegenseitige Liebesgeständnis und durch weiter nichts gesichert. Der Vater des Mädchens hat durchaus keine Lust, seine Tochter zur Preußin zu machen; für ihn fängt der heiratsfähige Mensch beim Polen an und hört beim Polen auf. Und da Fräulein Jadzia nicht geneigt ist, ihre Liebe dem Patriotismus zu opfern, so entflieht sie und kommt eines Nachts auf Schloß Gettkandt an. Mit Mißtrauen von der Schloßherrin empfangen, weiß der schöne Flüchtling bald das Herz der Schwiegermutter zu gewinnen. Aber das Liebespaar erreicht damit den Hafen der Ehe noch lange nicht. Es muß noch über viel Untiefen und Klippen hinweg, bis es der vereinten Tüchtigkeit aller Gettkandts und der Treue und Entschlossenheit der polnischen Braut gelingt, die letzten Hindernisse hinwegzuräumen. Der Roman gibt nicht nur ein ansprechendes Lebens- und Zeitbild aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, er bietet nicht nur eine spannende, hier und da aufregende Handlung, sondern er weiß auch durch poetisches Kolorit, durch Scenen voll Leidenschaft und Humor zu fesseln. Künstlerisch freilich erhebt er sich nicht allzu hoch über das Niveau des Alltagsromans. Die Gestalten sind etwas holzschnittmäßig derb hingeworfen und gemahnen in ihrer Mehrzahl an die Figuren, die im Bühnenlustspiel gebräuchlich sind. An einzelnen Stellen wird der Verfasser von seiner Neigung für das kraftvoll Grobe zu weit geführt, spricht er doch schmunzelnd sogar von der „gemütlichen" Grausamkeit unserer Vorväter.

Nur der Etikette nach gehört zum Jahrgang 1896 der Roman Ernst Wicherts „Hinter den Coulissen" (Dresden, Carl Reißner); offenbar handelt es sich um die Neuausgabe eines älteren Werkes. Sein Alter verrät das Werk sowohl durch die breite, behäbige Art der Dialogführung, wie durch die abenteuerliche Handlung; derart „romanhaft" würde kein moderner Erzähler, auch der Wichert von heute nicht mehr zu erfinden wagen. Als Ganzes kann der Roman nicht zu den hervorragenden Arbeiten des Verfassers, dessen Bedeutung hauptsächlich auf seinen ostpreußischen Geschichten und seinen Lustspielen ruht, gerechnet werden. Im einzelnen freilich erfreut das Werk durch manche launige Gesellschaftsschilderung, durch manche poesievolle Scene, vor allem aber durch geistreiche Gedanken und Plaudereien über Kunst und Leben. Wie anmutig liest sich nicht die Stelle, in welcher der Musikus Lauter den „guten Ton in der guten Gesellschaft" bespöttelt. „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie wunderlich mir die Gesellschaft vorkommt — etwa als wäre sie von Glas, und wüßte das sehr gut, und nähme sich deshalb sorgsam in acht, zu hart gegeneinander zu stoßen, um nicht zu zerbrechen. Wenn sie mit einander konversieren, höre ich die Gläser klingen ganz fein und leise; sie stimmen immer zusammen, und das Ganze klingt wie ein Glockenspiel auf dem Pavillon eines chinesischen Mandarinen, wenn ein sanfter Wind darüber hinstreift. Spielzeug — Spielzeug! Man muß sich hüten, es derb anzufassen, wenn man nicht die Scherben in der Hand behalten will, und doch juckt's in den Fingern, einmal kräftiger anzuklopfen und einen herzhaften Ton herauszubringen. Wie befinden Sie sich, meine Gnädigste? ‚Klingelingling.' Die Fürstin war heute wieder superb. ‚Klingelingling.' Was sagen Sie zu Fräulein Schiller? ‚Klingelingling.' Ach! wie reizend sie die Verse spricht. ‚Klingelingling.' Zum wievieltenmale habe ich während einer halben Stunde schon diese Unterhaltung an mir vorüberziehen lassen? Ich habe nicht den Mut, mit diesen zierlichen Glasglöckchen anzubinden."

Weit hinweg aus jener Welt, in der die

Gesellschaft mediſiert und hinter den Coulissen intriguiert, in der die Fehde um Vorrang und Barmacht nimmer endet, führt der Roman Friedrich Jacobsen's „Im Weltwinkel" (Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing). In den Marschen, an der Westküste Schleswigs, spielt sich die reizvolle Erzählung ab, ein Idyll, das aber gleich „Hermann und Dorothea" von einem bedeutsamen geschichtlichen Hintergrunde sich abhebt. Wie die Blitze eines fernen Gewitters wetterleuchten die Ereignisse des Jahres 1864 in die Marscheneinsamkeit hinein. Aber auch das Alltagsleben im Dorfe verläuft keineswegs kampf- und erregungslos. Wo Menschen sind, ist der Friede nicht; immerhin werden die Kämpfe im Weltwinkel nicht mit der Erbitterung geführt, wie in den Welteentren, und das Leid wird mit stillerer, frömmerer Ergebung getragen. Ergebung scheint auch das Los zu sein, das der Heldin der Erzählung beschieden ist von dem Tage an, wo sie dem Pfarrer Daniel Eckhardt am Altare die Hand reicht. Aber mit Geduld und nie rastender Liebe weiß sich die Frau Pastorin schließlich ein höheres Glück zu schaffen, als die bloße Resignation gewährt. Es ist harter Felsengrund, den sie durchbrechen muß, ehe sie Zugang zum Herzen, zum innersten Gemüt ihres Mannes findet, aber sie durchbricht ihn. An ihrer Liebesglut entzündet sich die Liebe des Pfarrers, die bereits erloschen schien, heller denn je zuvor. Es sind ganz einfache Linien, in denen die Handlung verläuft, aber gerade durch ihre Einfachheit wirkt sie bestrickend. Bestrickend auch dadurch, daß überall das Menschenleben in das Naturleben gleichsam hineingewoben ist. Um die Heldin, die allerdings mehr durch Dulden, als durch losfahrendes Heldentum siegt, gruppiert sich eine Fülle lebensvoll geschilderter Gestalten. Unter ihnen steht neben dem Pfarrerpaar, dessen gegensätzliche Petrus- und Johannesnatur ebenso fein wie wirkungsvoll gezeichnet ist, in erster Reihe der Dorfphilosoph Appelboom. Ein guter Christ seinem Glauben nach, aber im Fühlen und Sinnen vom Pantheistischen nicht weit entfernt. „Wenn man bei Jahren ist" — sagt er einmal —, „dann kommt so das Gefühl für die Natur und was damit zusammenhängt. Denn sie zieht uns ganz sachte wieder an sich, ich kann es nicht anders ausdrücken." In Stil und Sprache erinnert Jacobsen an dänische Erzähler, wie Henrik Scharling aber den Namensvetter Jacobsen, teilweise auch an Theodor Storm. Hier und da ist in den Gesprächen zu viel Absicht, mehr Absicht, als den einfachen Marschbewohnern zuzutrauen ist. Sonst aber wüßte ich an dieser Dichtung keinen Mangel. Der Eindruck, den sie hinterläßt, haftet in der Seele wie die Erinnerung an einen goldig klaren Herbsttag, der nach einmal alle Schönheit der Natur leuchtend offenbart, zugleich aber, von sanfter Wehmut durchzittert, auf Verfall und Welken und Heimgang leise deutet.

Ein Buch, das mit der modernen Litteratur Europas weder inhaltlich noch formell irgendwelche Berührung aufweist und doch einen unbestreitbaren Zauber ausübt, liegt in den „Türkischen Geschichten" (Berlin, F. Fontane & Co.) Rudolf Lindaus vor. Die Erzählungen sind dem Herausgeber der Sammlung von seinem türkischen Lehrer mitgeteilt worden, und er schreibt sich selbst kein anderes Verdienst zu, als die mündlichen Mitteilungen geordnet und verdeutscht zu haben. Ob Lindau die Bescheidenheit nicht übertreibt, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls ist es schon ein Verdienst, diese Erzählungen des Ostens dem Westen vermittelt zu haben. Endlich wieder einmal ein Buch Geschichten, die nichts als Geschichten sind, Geschichten, wie sie uns in Tausendundeiner Nacht, in Baccaccios Dekamerone erzählt werden, Geschichten, die weder durch Charakteristik noch durch Psychologie, weder durch verzwickte Probleme noch durch blühende Schilderungen bezaubern, sondern einfach durch den Reiz und die Anmut der Erfindung. Es wäre sicherlich nicht gut gethan, wollten unsere modernen Erzähler das Gebiet an Kunst und Geist wieder aufgeben, das sie an dem Roman und der Novelle gewonnen haben. Aber von Zeit zu Zeit ist es doch ein behaglicher Genuß, einem „Geschichtenmacher" zu lauschen, der naiv und einfach, wie die Großmutter im Kreis der Kinder, seinen „Faden spinnt." Die „Türkischen Geschichten" haben keinen anderen Mangel als den, daß ihrer nur zwölf an der Zahl sind; man würde mit Vergnügen die doppelte Zahl bewältigen. Eine vor der anderen zu erheben, vermag ich nicht; jede fesselt durch eigenartige Verwickelung, und jede führt, wie es eine rechte Großmuttergeschichte soll, durch mannichfachsten Schicksalswechsel hindurch die Guten zu Ehre und Glück, die Bösen zur Strafe. Aus dem „Grünen Schleier" erfahren wir, wie viel Bosheit oft diese unschuldige Gesichtshülle verbergen muß, der „Klageschrei" ist ein wahrer Hymnus auf treue Liebe, die „weiße Hand" zeigt, wie Liebe fein und klug macht. Durch die Fülle bunter Abenteuer ergötzt „Dschanseda"; „Gülmes Wesir" erzählt von einem, der im Unglück das Lachen verlernte und es im Glück nicht wiederfinden kannte; der „Sedilbschi" entführt sich die Geliebte aus der Totengruft. In zwei Geschichten wird berichtet, wie sich der Verrat an der Freundschaft bestraft; von einer geistreichen Prinzessin, die ähnlich wie Turandot ihre Freier durch ein Rätselspiel auf die Probe stellt, erzählt „Tiffli Külan Bey"; und wie die Prinzessin durch ihren Witz sich den rechten Mann, so gewinnt der kluge „Taros Agha" seinem Sohne durch Witz und Geschick die rechte Braut. Schließlich thun auch die nach übrigen Erzählungen „Der Halebschi" und „Djevherli Hanum" das Ihrige, um die Wirkung der Sammlung möglichst vielseitig zu gestalten; sie erregen beide ein angenehmes Gruseln.

Aus den Phantasiespielen und Träumereien, zu denen uns die „Türkischen Geschichten" verführen, reißt uns wie eine ernste Mahnung an die kampf- und arbeitsreiche Wirklichkeit das Buch des Schweden G. F. Steffen: „Streifzüge durch Großbritannien" (Stuttgart, Hobbing & Büchle), das O. Reyher meisterhaft ins Deutsche übertragen hat. Aus einer Art Märchenwelt steigen wir nieder in die rauchdurchwogte, räderdröhnende Welt der modernen Industrie, aber auch diese Welt hat ihre Wunder,

und es gehen Erregungen von ihr aus, wie sie kein Romandichter zu erkünsteln vermag. Das Steffensche Buch bietet weit mehr, als der schlichte Titel verspricht; in ihrer Gesamtheit ergeben die „Streifzüge“ etwas wie eine Kulturpsychologie der Gegenwart. Unterstützt durch Zeichnungen und Lichtbilder, entrollt das anschaulich geschriebene Werk ein lebensvolles und farbiges Bild des heutigen Großbritanniens in allen seinen Teilen; es führt den Leser zu den Eisenwerken Middleboroughs wie in die Kohlengruben Nordenglands, nach Stratford und nach dem „stimmungsvollen“ Oxford. Auf einem Seitenausflug lernen wir auch noch das schottische Hochland und das grüne Erin kennen. Die landschaftlichen Schilderungen aber bilden nicht den Wesenskern des Buches; seine Eigenart besteht in seiner Tendenz. Was Steffen uns deutlich machen will, das ist die Natur des modernen Industrialismus; als erschreckende Gewißheit stellt er es hin, daß der heutige Großindustriebetrieb alle feinere Menschlichkeit zu ersticken droht und deshalb als kulturwidrig überwunden werden muß. Das Herz dieses Großbetriebs bildet in England keineswegs London; und daher findet man den wahren britischen Charakter in Manchester und Glasgow besser vertreten, als in der Hauptstadt des Königreichs. Am typischsten begegnet man ihm in den Manufakturstädten, wie in Birmingham oder Leeds. Die Gegend zwischen den genannten Städten bildet nahezu ein einziges zusammenhängendes Fabriks- und Grubengemeinwesen, wofür das großartige Liverpool die würdige Hafenstadt darstellt. Hier auf einer Landfläche, die nicht viel größer als etwa Württemberg ist, arbeitet unter permanentem Hochdruck eine Volksmenge von über zehn Millionen Menschen, die die höchste ökonomische Ausbildung und Organisation haben, sowie von den besten natürlichen und mechanischen Hilfsmitteln Europas unterstützt werden. Hier, wo Millionen Maschinenspindeln surren und Zehntausende von Webstühlen rasseln, wo die Landschaft mit Kohlengruben und Eisenhütten wie gepfeffert und von Bahndämmen wie ein Waffeleisen gestreift ist, — hier scheint selbst die dunstige, rauchgeschwängerte Atmosphäre geladen zu sein mit jenem merkwürdigen, national-ökonomischen Produkt, das die Sozialisten „Mehrwert“ nennen. Man begreift leicht, daß die Leute — wenigstens als Volk betrachtet — reich werden müssen. Ebenso versteht man ohne Schwierigkeit, daß es in diesem übermäßig intensiven Fabriksgerassel, Hochofengetöse und Eisenbahnbrausen ist, wo der moderne englische Charakter gehämmert und gehärtet wird. Seine Eindrücke von diesem Nationalcharakter faßt Steffen in dem Satze zusammen: Es ist ein Volk mit großer Kraft zum Handeln, doch mit geringer zum Denken, mit großer Selbstbeherrschung, doch mit geringer Seelentiefe, mit großer Klugheit, doch mit geringer Weisheit, mit einer Zähigkeit im Erdulden von Ungemach, die für kürzere Zeiträume wertvoll ist, auf die Länge aber zu einem stetigen und dumpfen Hinabsinken in erniedrigende Lebensverhältnisse führt, sowie mit einer Beständigkeit, die eine gewisse Verläßlichkeit, doch auch einen sinnlosen Konservativismus erzeugt. Von materieller Armut ist in England nur wenig noch zu merken, aber mit jedem neuen Fabrikbetrieb breitet sich die seelische und geistige Armut weiter aus. Anschaulich schildert Steffen, wie sich diese Geistesverdumpfung auch in der Lebensweise der Industriearbeiter zeigt, die mit Notwendigkeit eine vollständige Entartung der Rasse herbeiführen muß. Die englischen Arbeiterfrauen lassen es sich angelegen sein, alle Beschwerden mit dem Kochen und der Haushaltung auf das geringste Maß herabzusetzen, und erklären, daß es „viele unnötige Ausgaben erspart, von fabrikmäßig hergestellten Ersatzmitteln für Fleischgerichte, Puddings und Eingemachtem zu leben, sowie dem faden Geschmack von Mahlzeiten, die nach großindustriellen Kochrezepten hergestellt sind, durch ätzende Pickelssaucen aufzuhelfen. Daß man sich durch Vernachlässigung der leiblichen Nahrung seelische Spannkraft und Gesundheit entzieht, ist diesen Arbeitern natürlich unbekannt. — Und was hat dies wütende Arbeitsgetriebe, dem all die Millionen Körper und Geist zum Opfer bringen, für einen höheren Zweck, für eine Bedeutung, die über den Tag hinausreicht? Vergebens stellt man eine solche Frage. Jenes Getriebe ist durchaus Selbstzweck, es läuft darauf hinaus, immer neue Reichtümer aufzustapeln, die aber niemandem zum Glücke dienen, weder dem Einzelnen noch der Menschheit. Die Folgen des einseitigen Industrialismus für das englische Volk als Gesamtheit schildert Steffen in sehr beredter Weise. „Dadurch, daß man in einer Nation einem mechanischen und schönheitsfeindlichen, einseitig auf das Materielle gerichteten und von kommerziellen Schlauköpfen und Draufgehern erstrebten Produktionssystem einen maßlosen Einfluß einräumt, läuft man Gefahr, den Grundcharakterzug des ganzen Volkes dumm-energisch (wie den von Maschinen), ästhetisch gleichgültig (wie den der Erzeugnisse von Maschinen) und monomanisch kommerziell (wie den der leitenden tonangebenden Parvenüs) zu machen.“ Es sind also nicht die für die heutige Generation unbehaglichen Seiten des Industrialismus — nicht z. B. der gesellschaftliche Klassenkampf —, wohl aber dessen für die Lebenstüchtigkeit der Rassen gefährliche Tendenzen, z. B. die Schwächung und Verdummung der Arbeiterklasse durch das einförmige, ungesunde und ideallose Fabrik- und Großstadtleben, was dem englischen Großindustriebetriebe einen unbedingt negativen Wert für das Kulturleben aufzwingt. „Das Leben mag ein Kampf, darf aber nie ein an sich ungesundes Leben sein, nie eine Verpestung der Lebensluft, darf nie einen Bankerott der Lebenskraft und ähnliche andere in den englischen Industriecentren vorkommende Degenerationserscheinungen mit sich bringen.“ Diesem Industrialismus gegenüber ersehnt Steffen ein Kulturleben, das auf Gesundheit und Natur sich aufbaut und auf Licht und Freude ausgeht. Noch scheint es nicht, daß die Menschheit reif ist für dies neue Leben, aber wie trübe wäre die Gegenwart, wenn wir nicht an einen zukünftigen Aufschwung der ideellen Machtfaktoren glaubten, wenn wir ihn nicht ersehnten und, jeder nach seiner Kraft, erstrebten?!

---



P. A. J. Dagnan-Bouveret in seinem Atelier.

## Zu unseren Bildern.

(Abdruck verboten.)

Die Darstellung der Heilandsmutter ist der bildenden Kunst eine immer neue, nimmer zu erschöpfende Aufgabe. Generation auf Generation setzt an sie ihr bestes Können, und man darf wohl sagen, daß sich in den Darstellungen der Jungfrau Maria nicht nur die Individualität der einzelnen Künstler, daß sich in ihnen nicht nur künstlerische Zeitströmungen wiederspiegeln, vielmehr überhaupt die geistige Richtung ganzer Epochen. Die Madonnen der klassischen Kunst entsprangen einem anderen Empfinden, als diejenigen Bilder der Gottesmutter, mit denen uns die moderne Kunst beschenkte. Strebten die Meister der italienischen Renaissance ein überirdisches Schönheitsideal an, so begann schon mit Rubens und noch mehr mit Rembrandt im gewissen Sinne eine Verweltlichung des Madonnenbildes, die sich in unseren Tagen immer weiter ausgestaltete. Es ist nicht mehr die unvergleichliche Himmelskönigin, zu welcher der sündige Mensch anbetend emporschaut, die unsere modernsten Künstler — der Mehrzahl nach — darstellen, sie ist es auch dann nicht, wenn die Künstler das Haupt Marias vom Heiligenschein umschwebt sein lassen. Damit verzichten sie selbst auf den weihevollen Zauber, den die Madonnenbilder eines Raffael, eines Stephan Lochner ausüben. Aber es dünkt mich doch ungerecht, ihnen zugleich den Mangel tieferen religiösen Empfindens kurzweg abzusprechen. Indem sie Maria, die Mutter, den himmlischen Höhen entrücken, — was ja übrigens, wenn irgend einer, auch schon Murillo gewagt hat — suchen sie zugleich sie doch auch dem menschlichen Fühlen näher zu bringen. Ich meine, aus diesen Gesichtspunkten heraus sollte man z. B. auch die „Maria mit dem Jesuskind" von Dagnan-Bouveret beurteilen, die unser Weihnachtsheft ziert. Man betrachte nur das Antlitz der jungfräulichen Mutter genauer, man studiere es auf seine einzelnen Züge! Wie ergreifend eint sich in diesem Gesicht ein hohes Glück mit der Vorahnung tiefen kommenden Schmerzes, wie zärtlich und wie wehmutsvoll blickt dies gottergebene Auge!

Unser Heft bringt auch sonst wiederum eine stattliche Reihe hervorragender Beiträge neuerer Meister. Ich möchte unter diesen in erster Reihe auf den „Besuch" von Franz Simm hinweisen. Man muß den hochbegabten Künstler, wenn man sich überhaupt zu dem leidigen Rubrizieren verstehen will, schon deshalb ganz zu den Modernen

zählen, weil für ihn der Inhalt dessen, was er schafft, zurücktritt gegenüber der Form, in der er schafft; er geht nicht tiefgründigen Problemen nach, seine Bilder sollen gefallen, sollen reizvoll sein. Dazu hat sich Simm in neuerer Zeit eine Art von Specialität geschaffen; er malt fast nur noch kleine Kabinettsstücke aus der Empirezeit, die seiner überaus liebenswürdigen Eigenart so recht entsprechen. Alle diese Bilder — ausgeführt in einem feinen leichten Kolorit — atmen etwas von der sonnigen Frohnatur, die den Künstler auszeichnet, und die er vielleicht schon mit der Luft seiner heiteren Vaterstadt Wien eingesogen hat. Seit Jahren lebt Simm übrigens nicht mehr an der Donau, sondern bei München in dem reizenden Dorfe Schwabing oder im Sommer am Ritten bei Bozen. — Hugo Mühlig gehört der Düsseldorfer Schule an; der Reiz seines Bildes „Hessische Holzfäller" liegt weniger in der Staffage, die dem Gemälde den Namen gibt, als in der stimmungsvoll durchgeführten Landschaft mit dem schneeverwehten Wege. Echt winterlich mutet auch unser farbiges Titelbild „Straße in Antwerpen" von Rich. Fehdmer an, unseren Lesern längst ein liebgewordener Künstler; es dürfte interessieren, ihn als Aquarellisten mit Hans Bartels zu vergleichen, über dessen künstlerisches Wirken Fritz von Ostini in diesem Heft in so fesselnder Weise berichtet. — Ein Wiener, gleich Simm, ist E. von Blaas; und wie jener sich aus der galanten Zeit des Empire mit Vorliebe seine Motive wählt — immer heiter und voll Lebenslust —, so hat sich auch Blaas eine Specialität geschaffen, die ganz von der Freude am Schönen und von sonnigem Frohsinn erfüllt ist; seine Studien schöpft er am Strande der Adria, am Lido und in den engen Gäßchen Venedigs, dessen blühende Frauengestalten in ihm einen begeisterten Schilderer gefunden haben. — Anders, kräftiger schreitet Nicolaus Gysis einher, dessen „Charakterkopf" wir zwischen S. 448 u. 449 bringen. Gysis ist von Geburt ein Grieche, er ist 1843 auf der Insel Tinos geboren. Er verlebte auch seine Jugend in Athen, wo er die polytechnische Schule besuchte, bis König Otto von Griechenland, der gern Künstler nach seiner bayerischen Heimat sandte, auf den begabten jungen Mann aufmerksam wurde und ihm ein Stipendium für München gab. Hier wurde Gysis Schüler Pilotys und trat, noch ganz unter dessen Einfluß, zuerst mit einem großen Gemälde historischen Stils, der „Traumdeutung Josephs im Gefängnis," vor das Forum der Öffentlichkeit. Bald aber wandte er sich dem Genre zu und errang besonders mit den Bildern reiche Anerkennung, deren Stoffe er dem Boden seines Vaterlandes entnahm; seine „Kinderverlobung in Griechenland," seine „Wallfahrt der Maler im Orient" werden vielen unserer Leser noch in guter Erinnerung sein. Gysis entfaltete aber auch über das eigentliche Genre hinaus eine vielseitige Thätigkeit. Während er auf der einen Seite erfolgreich dekorative Aufgaben behandelte — am bekanntesten ist sein Plakat für die Münchener Ausstellung der Kunstgenossenschaft geworden —, malte er andererseits gern feinsinnige Studienköpfe, die eine gewisse Ähnlichkeit mit denen von Gabriel Max zeigen; auch als Illustrator hat sich Gysis bewährt.

Aus der Zahl der im kleinen Maßstab in unserem Heft reproduzierten Bilder möchte ich zunächst „Den heiligen Abend" von Fritz von Uhde herausheben, ein ernstes, weihevolles Gemälde mit all dem intimen Reiz und der Eigenart, die Uhdes Schöpfungen ihren fest bestimmten Platz in der Geschichte der neueren deutschen Malerei sichern. Das Gemälde ist übrigens, gleich dem allerliebsten Maderschen „Kindertrio", in einer ausgezeichneten Reproduktion im Verlag der Photographischen Gesellschaft (Berlin, Dönhofsplatz) erschienen; ich möchte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, auf den illustrierten Katalog dieser Gesellschaft (Preis 50 Pf.) aufmerksam zu machen, welcher in seiner Reichhaltigkeit für jeden, der sich für die Kunst der Neuzeit interessiert, eine wichtige Hilfsquelle bietet. — Besondere Beachtung verdienen ferner die Tierstücke von Evert van Münden, einem in Paris lebenden Künstler.

Nach allem Modernen ein Werk aus älterer Zeit, das Selbstbildnis der vielbewunderten Malerin Elisabeth Vigé-Lebrun. Madame Lebrun geb. Vigé, ist eine der liebenswürdigsten künstlerischen Erscheinungen aus der zweiten Hälfte des vorigen, dem Beginn unseres Jahrhunderts. Im Jahre 1755 zu Paris geboren, entfaltete sich ihr schönes Talent überraschend früh; schon mit 15 Jahren malte sie ein treffliches Porträt ihrer Mutter, bald war sie die gesuchteste Bildnismalerin der vornehmen Welt. Kein größerer europäischer Fürstenhof, an den sie nicht eingeladen wurde, dessen Mitglieder nicht ihr nimmermüder Pinsel verewigt hätte — fast 700 Porträts sind von ihr bekannt. Elisabeth Vigé war indessen nicht nur eine liebenswürdige bedeutende Künstlerin, sie war auch eine liebenswürdige und bedeutende Frau, die unter schweren Schicksalsschlägen — sie war sehr unglücklich vermählt — innerlich zu immer größerer Reife und Höhe wuchs. Die Erinnerungen aus ihrem Leben, die sie 1835 herausgab, sind für die Kulturgeschichte ihrer Zeit von außerordentlichem Interesse. H. v. S.





Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Zigeuner aus der Debrecziner Gegend.
Nach einer Aquarellstudie von Alexander Wagner.

Velhagen & Klasings
Monatshefte.
Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.
XI. Jahrgang 1896/97. Heft 5, Januar 1897.

# Die Zwillingsbrüder.

Erzählung
von

**E. Eschricht.**



Das alte Kohlenschiff keuchte mit pfeifenden Lungen aus dem Kattegat heraus. Kein Hauch berührte die schimmernde glatte Fläche des Meeres; nur dann und wann war die Luft durchrauscht vom breiten Flügelschlag der Möwen, die in großer Menge und rastloser Geschäftigkeit ihre langen Züge von Küste zu Küste herüber und hinüber durcheinander schwärmen ließen.

Der Dampfer ging sachte an, dann stoppte er, um ein mit Fischen, Obst und Gemüse beladenes Boot längsseit zu nehmen, das eine altmodische, dickbauchige, grasgrün angestrichene schwedische Kuff für ihn abgesetzt hatte, die aussah wie ein lebendig erhaltenes Stück vergangener Seeherrlichkeit. Ihr schlaffhängendes Segelzeug war reich geflickt mit hellen Stücken in dem malerischen rotbraunen Tuch, eine bewundernswerte Arbeit, die von der Tüchtigkeit des Führers zeugte. Auch das Boot war gefällig bemalt; die Waren mit den grünen Kohlköpfen und gelben Wurzeln, sich selbst dekorativ anpreisend, lagen auf reinlichen Stoffen; ein schönes, schwedisches, blondes Kind saß, strahlend in Triumph seiner sechzehn Jahre, am Steuer. Karl Johann, der große, braune, pommersche Matrose, hockte rittlings auf der Backbordsseite des Dampfers, mit dem Rücken sich an die Wanten lehnend; die Arme verschränkt, den leichten Südwester hintenüber gestülpt, sah er in das Boot hinab; das reizende Mädchen hatte die Blicke erstaunt auf sein seltsames, ernstes, herrliches Gesicht geheftet und lächelte leise zu dem schönen Menschen hinauf. Seine stolzen geschwungenen Lippen kräuselte ein leichter Spott, und es war ein wollüstig heißer und doch nichtachtender Gegenblick, der aus seinen halbgeschlossenen Augen sie in rätselhafter Bangigkeit fesselte.

Bald war der Handel beendet, und das Boot glitt zurück — dicht unter Karl Johann ging es vorbei. Ein rascher Purpur übergoß die Kleine, und sie wendete das Haupt mit dem befransten rotseidenen Tuch; er aber sah nicht zurück — nur ein schwirrendes Pfeifen tönte von seinen Lippen: „Auch eine Natter!" lautete der Gruß, den er ihr nachschickte. Dann drückte er den Kopf fester gegen das Takelwerk und blieb regungslos, die Blicke auf die Meeresfläche gesenkt; er sah vom Grunde herauf in ihrer stillen, sanften Bewegung die Seeanemonen rudern; Seerosen, Meernesseln, die zarten, vielzähligen Arme wie eine wogende Aster auseinandergebreitet; zuweilen schlossen sie sich rasch zusammen — dann war das Opfer — eine kleine Muschel oder ein junges Fischchen — gefangen; er sah da unten am Meeresgrunde eine Welt

sich bewegen, eine Welt voll Schönheit und Zerstörung, voll Egoismus und Rücksichtslosigkeit; trotz der täuschenden Ruhe — eine Welt wie jene, weit, weit drüben auf dem festen Lande — nur die Form war eine andere, der Inhalt alles Erschaffenen steht unter demselben Gesetz: im Kampfe entstehen, im Kampfe leben und im Kampfe vergehen. Sieben Jahre war er dem Stück Welt, das seine Welt und seine Heimat umfaßte, fern geblieben. Nun wollte er doch zurückkehren, ob er gleich dermaleinst in wilder Verzweiflung schrie: „Nie — niemals wieder!"

„Ja, das kann wohl so kommen, denn wo das Blut nicht hinlaufen kann, da kriecht es hin!"

Noch dehnten sich zu seiner Linken die einförmigen Striche der schwedischen Küste; das Schiff hielt den Kurs immer ziemlich unterlängst, und deutlich vernahm man am Bord dann und wann das Läuten der Sonntagsmorgenglocken; es war schon früh eine so regungslose, erstickende Hitze — milchweiß und licht dehnte sich der Himmel dem metallblitzenden Meer entgegen, das doch unter Karl Johanns Blicken wie ein klarer blauer Krystall, gleich der Himmelswölbung gerade über ihm hoch oben, leuchtete.

Jetzt wendete das Schiff sich zum herkömmlichen Kurs; es ließ die langen Gebäude und hohen Fabrikschornsteine Helsingborgs liegen und hielt auf die dänische Küste zu, von der sich plötzlich, die Meeresstraße engend, die stolze Nordlandsveste Eltenör mit ihrem Kronborgslot und den herrlichen Waldungen zu beiden Seiten, wie eine bewehrte Faust aus grünem Jagdkleid, dräuend dem Vorüberziehenden entgegenstreckt. Eine königliche Wegelagerin, die sagenumsponnen noch ihres Ossians harrt; und doch! welch' ein heißersehnter Willkommensgruß war sie zu allen Zeiten dem heimkehrenden Sohn der Ostsee!

Sie gingen nun so dicht vor des Schlosses Wall, daß sie nach altem Seemannsbrauch die Zeiger der Uhr, der berühmten großen Uhr, erkennen konnten; sie wiesen auf zehn. Den wachthabenden Steuermann ablösend erschien der Kapitän auf der Brücke, ein bißchen breitbeinig und torkelnd. Karl Johann sah finster zu ihm hin und dachte zornig: „Wieder angeräuchert! — Welch ein Jammer um den einst so tüchtigen Kerl — nun so zu verkommen!"

Dieser aber winkte gravitätisch mit der Hand nach rechts; seinem umflorten Blick schwammen die Steinmassen und die Uhr unerkennbar ineinander, und er mußte doch seinen Chronometer nach ihr stellen — das war so hergebrachte Ordnung. Der Mann am Ruder legte auch pflichtschuldigst einige Speichen nach Steuerbord, aber langsam und zögernd, während der Alte andauernd winkte — seine umnebelten Blicke gewahrten noch immer nicht die dräuende Nähe, und es kam ihm auf einige Strich Unterschied nicht so genau an. „Immer zu," brummte Karl Johann, „wenn der Kiel nicht schon vorher aufrennt, kann der Vordersteven die alte Mauer ja gern ankratzen — wollen sehen, wer es von ihnen am längsten aushält."

Aber der Rudergast dachte pessimistischer über solche Begrüßungen und schien daher die winkende Hand nicht mehr zu sehen, sondern legte die Speichen sachte backbords.

„Du Schnösel," knirschte ihn der junge Steuermann an, „kannst Du nicht sehen? Befehl wird ausgeführt! Laß Du den alten Trog doch auflaufen! Auf mit dem Ruder!"

Schnell fuhr nun das Rad herum. Der Steuermann aber kehrte nach oben zurück und rannte dem Kapitän zu: „Sollten wir nicht lieber Kurs nehmen, oder möchten Sie Kopenhagen anlaufen?"

Dem Alten schwirrte, wie ein Pfeil die Dünste verteilend, die Frage durchs Hirn — immer noch winkte er steuerbords, und plötzlich hell werdend schrie er: „Narrenspossen, Narrenspossen — Rußland, Rußland!" und winkte endlich backbords. Dicht unter dem alten Gemäuer der tre Kronenborg wendete das Schiff sich schlank zurück in den alten Kurs, und der sonst so leichtsinnige und indolente Steuermann hatte die Autorität des Kapitäns und das Schiff dazu gerettet. Aber der Alte war verschnupft und interpellierte den Offizier: „Luks auf?" „Ja wohl, ja!" antwortete der und setzte für sich hinzu: „Das sollte auch noch fehlen — am Sonntag Morgen! Der Alte ist verrückt mit seiner Gasbildungsfurcht!"

Karl Johann veränderte seinen Platz nicht. Mit einer Art von geheimer Freude sah er dem kleinen Lustspiel zu.

„Mir glückt's nicht," murmelte er, „aber wenn einem nichts mehr am Leben liegt, ist man wie gefeit!" und wiederum blickte er still ins Meer, und seine Gedanken gingen weit, weit zurück bis zu den frühesten Kindertagen, bis in die kleine Stadt am Ostseestrande und in das Häuschen des Schiffszimmermanns, in dem seine Wiege stand. Er kannte kein anderes Leben wie das des Seemanns, und keines sonst war ihm je wünschenswert erschienen. Solange er denken konnte, hatte er begriffen: Wenn das Eis abgeht, geht auch Vater fort; denn dann wurden die großen hohen Seestiefel geölt und mit gleichhalmigem Stroh ausgelegt; Mutter saß und nähte und flickte; strickte Hacken und Spitzen an die groben Wollenstrümpfe und füllte den Nähkasten mit allen Garnresten; und die rostigen Stopfnadeln durfte er in der kleinen Backsteindiele, die mit Sand ausgestreut war, unter seiner Sohle hin- und herrollen, bis sie wieder blank waren und in das hölzerne Büchschen zurückgesteckt wurden, das mit schwarzen und roten Tupfen und Ringen verziert war und aussah wie das Kind seines Penals. Der große Bettsack auch wurde mit den sauber gewaschenen Bettstücken gefüllt. Die grüne Kiste war schon gleich im Herbst frisch bemalt worden, die stand nun in der Wohnstube, und immerfort stand er oder sein Zwillingsbruder Leopold und hielten den Deckel, wenn Mutter bald etwas hineinlegte, bald wieder herauskramte. Vater trug jetzt immer nur sein bestes blaues Zeug, denn das blieb im Hause zurück.

Ihm schien in jener Zeit, wo sich alles um den scheidenden Vater drehte, als würden die Bissen schmäler und die Vorräte schmölzen rapide zusammen — darum mußte Vater, als der beste Esser im Haus, nun fort; und Vater verheuerte sich fast immer auf demselben Schiff, dessen Kapitän weiter hinunter, dem Wasser zu, wohnte. Ihrer acht bis zehn von der Bemannung blieben sie gewöhnlich zusammen aus demselben Ort. Um dieselbe Zeit pflegten auch Schiffsbemannungen auf Leiterwagen einzukommen, auf ihren Kisten und Bettsäcken sitzend; die ganze Umgegend sandte dem Meer ihre Männer und Söhne. Vorn an, neben dem Lenker, saß immer der Jung, eben konfirmiert, ganz neu ausgestattet, die Arme übereinander geschlagen, wehende Bänder am Mützchen; das junge helle Gesicht mit den Rosenwangen meist blond umrahmt, saß er stolz, glücklich und herausfordernd, die Welt und das Leben für sich erwartend; sie fuhren plaudernd durch die Straßen. Im Herbst, bei der Heimkehr — ja — da hatten sie schmetternd und ein bißchen trunken, gelacht, geschrieen und gesungen! Ja ja — bei der Heimkehr! Nun aber geht es hinaus! Jetzt weinte Karl Johanns Mutting oftmals heimlich, und Vater verließ sie noch weniger als sonst.

Eines Abends brannte die grünlackierte Astrallampe mit der Milchglaskuppel. Auf der Kommode, wo bunte englische Tassen, die Uhr, an deren Zifferblatt ein Schmied mit dem Hammer die Stunden auf dem Ambos schlug, und zwei gläserne Vasen standen, brannten in Messingleuchtern zwei Talgkerzen. Auf dem Tisch und aus dem Ofenröhr dufteten große Schüsseln mit heißen Pfannkuchen. Endlich kamen die Großeltern: Großmutter mit einer weißen Spitzenhaube und fliegenden Bändern daran, Großvater, der alte Oberlotse mit dem Bande der Rettungsmedaille im Knopfloch. Großmutter setzte sich an diesem Abend immer auf die grüne Kiste, die schmalen runzeligen Hände im Schoß gefaltet wie im Gebet; so ruhten sie immer von der Arbeit, denn hier war sie Gast und durfte sie ruhen. Sie war eines angesehenen Kaufmanns einzige Tochter und Erbin gewesen, war trotz aller Einsprachen die Frau des Lotsen geworden und führte eine glückliche Ehe. Und als auch ihre wohlerzogene und gut unterrichtete, schöne Tochter Jette, das einzige Kind ihrer Ehe, sich zum Gatten den einfachen Seemann erwählte, war doch gerade sie es, die der Tochter beistand gegen den abwehrenden Oberlotsen, der ganz andere Pläne für seine Tochter hatte. Großmutter meinte: „Die Jette artet nach mir, fragt nicht nach dem Stand, sie will nur glücklich sein!" Wie oft hatte Jette ihren Zwillingsknaben von diesem Kampf um ihr Glück erzählt. Heute nun stand Großvater stattlich und frohmütig hinter der Lampe und braute in der blauen, englischen Suppenterrine den Punsch, zu dem viel Rum und Citronenscheiben genommen wurden. Am nächsten Tage gab es dann Kopfschmerzen, von denen Karl Johann im-

**Aus unserer Bildermappe:**



Bildnis eines jungen Mädchens. Gemälde von Govaert Flinck im Louvre zu Paris.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

mer geglaubt hatte, daß sie mit zum Rezept gehörten. Der Punsch wurde mit dem blanken zinnernen Suppenlöffel in die Gläser gefüllt, den sein Bruder Leopold, genannt der Große, auf dem Scheibenschießen gewonnen hatte; Leopold hatte ja immer Glück, und mit Stolz sagte Großvater von ihm: „Der Junge ist mit einem goldenen Löffel im Munde geboren worden."

Die Knaben durften an diesem Abend aufbleiben, denn sie mußten helfen.

Gegen neun Uhr setzten sie sich alle in Bewegung; voran Großvater und Vater mit der Kiste zwischen sich; dann die Frauen mit dem Bettsack, und zum Schluß die Jungs mit dem Ölzeug, dem Südwester und den hohen Stiefeln. Sie schlossen hinter sich das kleine Haus ab; die beiden Läden der Vorderfenster mit den ausgeschnittenen Herzen, waren schon früher zugemacht, und hinter ihnen schliefen Geranium, Myrte und die kleine Pfennigsrose, um die Mutter immer ein Kränzchen aus Kartenblatt schob, um sie länger in ihrer Blüte zu erhalten. Ein Sträußchen dieser von allen gepflegten Bäumchen hatte Mutter noch im letzten Augenblick abgeschnitten und obenauf unter den Deckel der Kiste, ganz heimlich neben die Würste gelegt, die vom im Januar geschlachteten, selbstgezogenen Schwein aufgehoben waren.

Nun zogen sie alle durch den tiefen

Sand der breiten, von ganz kleinen einstöckigen Häuschen eingerahmten Straße; hinter allen Läden schimmerte das Licht durch die offenen Herzen und warf seine hellen Streifen auf die abendlich dunklen, sandigen Wege. Sie zogen vorbei an zwei Querstraßen; nun wurden die Häuser ansehnlicher und größer, hier wohnten zumeist die Kapitäns. Links am Bollwerk das stattliche, mit einem Gärtchen hinter weißem Staket rings von der Straße abgeschlossene Eckhaus war ein altes, vornehmes Kaufmannshaus mit großer Schiffsreederei; zum Geschäft gehörte ein Laden, der alles enthielt, dessen die Schiffe, wenn sie die Insel verließen, zu ihrer Ausrüstung bedurften. Dieser Laden war immer gefüllt und, ebenso wie der kopfsteingepflasterte Platz vor ihm, bestanden von See- und Arbeitsleuten, die wie ein Bienenschwarm mit halber Stimme summten. Hier sagte Großvater jedesmal: „Töw mien Jung!“ Sie setzten die grüne Lade vorsichtig auf die Steine nieder, der Alte zog seinen Lederbeutel aus der Tasche und begab sich in den Laden. Sofort umdrängten die Männer die sich sacht zusammenschiebende Gruppe. Sie fragten, sie trösteten die Frauen und klopften die Knaben freundlich auf die Wangen, bis Großvater wieder herauskam, mit den üblichen zwei Pfund Tabak, die er dem Schwiegersohn mitgab; und dann hieß es von allen Seiten: „Süh! dat magst wol mögen?“ „Jä, sun ull vürnahmen Vadder mug ick uck wol hebben!“ „Na, nu man tau, ull Fründ,“ „un glückliche Reis',“ „un kumm uck gesund wedder!“

Geehrt durch die allgemeinen Achtungsbeweise, die auch ihnen zu gute kamen, setzten die Jungens sich wiederum mit in Bewegung. Einige Schritte weiterhin, vor der Mittelthür des Hauses, war der freie Raum bis zur Straße rechts und links mit grüngestrichenen Leinwandblenden geschützt, vor denen weißangemalte schöne Bänke mit hohen Lehnen standen. Da, wo die Blenden endeten und mit dem Gartenzaun eine Ecke bildeten, waren zwei hohe Steinpostamente, wie man sie in der Empirezeit liebte, aufgestellt; helllila angestrichen, mit weißen Vasen oben auf, waren sie das Wahrzeichen und der Ausdruck für Vornehmheit und Reichtum in Karl Johanns Augen. Auf der ersten Bank saß heute, wie manchmal abends, wenn Wind und Wetter es gestatteten, die verwitwete Frau Konsul, Eigentümerin und Inhaberin des Hauses und Geschäftes. Sie hielt die kleinen, weißen Hände unter der schwarzseidenen Schürze und blickte zum Hafen hinunter, die großen klugen Augen weit offen, das schwarze Haar mit dem glänzenden schönen Scheitel unbedeckt, ein leichtes Tuch um die vollen Schultern gelegt; neben ihr saß der braun- und weißgefleckte englische Hund und schaute in dieselbe Richtung. Die Männer zogen die Mützen vor ihr, und sie alle sagten: „Guten Abend, Madam!“ und sie rief freundlich: „Nun Genke — geht's wieder in See? Na, viel Glück und gute Heimkehr! Wein' auch nicht so viel, Jette, das beunruhigt Deinen Mann! Kriegst ihn ja auch wieder! Sieh — ich sitz' mit meinen drei kleinen Kindern, und mein Mann kann niemals wiederkehren — daran denk', wenn Du t aurig bist!“ Nun schluchzte Jette ganz laut, Madam winkte ihnen mit der Schürze nach, aber auch sie war traurig geworden, hob das neben ihr stehende Schlüsselkörbchen auf den Arm und ging ins Haus; Karl Johann, der den Schluß machte, sah es noch. Sie zogen nun weiter. Links von ihnen lagen die Bürgerhäuser des Örtchens in bescheidener Größe; rechts über dem Wagenweg waren die Pfähle, an denen die Schiffe gefestigt Seite an Seite nebeneinander lagen, die Reihen noch kaum gelichtet; das Bugspriet hoch ragend über dem Bollwerk, das mit einer breiten, oben abgerundeten Bohle abschloß. Der eben heraufsteigende Mond ließ die schweren Schiffskörper ihre Schatten bis zu den mühsam im Sande Watenden herüberwerfen.

An der nächsten Querstraße bogen sie nach rechts hinüber; hier war das Bollwerk ausgeschnitten und ließ das Wasser frei, zu dem eine schräge Ebene hinabführte auf ein Floß, an dem einige Boote befestigt waren; solche Plätze hießen Klappe und hatten ihre Unterscheidungsnamen nach dem angesehensten der beiden Eckhäuser. „Emilie“ hieß das Boot, in welches Genke nun seine Sachen absetzte. Es war leer, aber die feuchten Ruder glänzten noch wie Silberscheiben im Mondlicht, das hier ungehemmt seinen breiten Lichtstrom ergoß.

Wie alles Gepäck verstaut war, kam die kleine Gesellschaft wieder empor, bog

über den Wagenweg zurück und in die schmale Querstraße mit den kleinen, niederen Häusern, blieb aber vor dem zweiten stehen. Seeleute gingen hier ein und aus, Musik erscholl, Ziehharmonika und Fiedel; in Gruppen standen beratschlagende Frauen und Männer. Die beiden Alten traten mit ihren Enkeln in die Umzäunung vor den erleuchteten Fenstern, wo auch schon Zuschauer standen, die aber den Neuangekommenen Platz machten.

Vater und Mutter gingen ins Haus und erschienen bald unter lauter Begrüßung der Anwesenden in der niedrigen Stube, wo getanzt wurde; auch sie drehten sich nun in einem Hopswalzer, dem jedesmaligen „Abtanz." Wie deutlich sah Karl Johann in seiner Erinnerung das schöne Paar; der Vater überragte seine stattliche Mutter noch um Kopfeslänge; ihr schmales, bleiches Oval war zu beiden Seiten des Gesichtes von zwei starken, braunen, seidig glänzenden Haarflechten umrahmt; ihre veilchenblauen Augen hatten einen so sanften Blick, und über die ernsten Mienen ihres Gesichtes war immer ein verklärender, wunderbarer Schimmer gebreitet. Sie war außergewöhnlich schön und außergewöhnlich glücklich. Mit welchem Stolz, und doch, mit wie herbem Schmerz empfand Karl Johann in diesem Augenblick, der ihn zurückführte vor das kleine Fenster der Schenke, welch eine seltene und herrliche Frau seine Mutter war.

„Sieh," sagte Großmutter, „unsere Jette ist doch noch immer eine schöne Dirn, un wo nett lett ehr dat lütte rode Knüpdok — un wat is he sörn staatschen Minschen!"

„Ja, ja!" erwiderte der alte Mann. „Sie ist niedlich und fein wie eine große Dame! Har uck en anner Partie maken kunnt!"

„Still, Vater," tuschelte die Alte, „die Jungs! Und er ist wohl nur ein Zimmermann, hat aber sein eigen Haus und Garten im Schiff! Un wat sünd se heil glücklich, o wat is se doch so glücklich!"

„Ja, ja," beruhigte der Alte, „heil glücklich sind sie, dat kann 'm nich anners seggen, denn lots man, Mutting, lots!"

Jette tanzte nun schon zum viertenmal herum und hopste ordentlich hoch, anfangs war sie noch ein bißchen steif gewesen. Sie lächelte nun, und Vater hatte sie ganz fest an sich gedrückt, sie tanzten recht wie ein Brautpaar. Wie er sie achtmal um die Stube gedreht hatte, war es genug. Vater hob Mutter mit einem Jauchzer in die Höh, schwenkte sie durch die offene Thür und durch die sich drängenden Paare; nun kamen sie heraus, hielten sich noch immer fest umarmt und küßten sich schweigend, gingen langsam bis zum Boot hinunter und wurden alsdann von ihnen gefolgt, die alle vier noch viel langsamer gingen. Endlich mußten sie das Paar doch erreichen; da zog Vater die kleine Pfeife und gellte das Signal. Aus dem soeben verlassenen Schwarzen Roß und aus Klempins Weißbierladen kamen noch vier Leute und stiegen ins Boot.

Vater küßte die Alten und die Knaben, Mutting zu allerletzt noch wieder, und hielt ihre Hand, bis das Boot abstieß.

„Jette, nu kumm," mahnte die alte Frau, „fall man nich in't Water; dat helpt doch allens nix."

Sie winkten nun dem Boot nach; Genkes Gesicht lag im vollen Mondschein und kam ordentlich noch einmal zu ihnen zurück; dann verschlang ihn der schwarze Schatten eines Riesenschiffes — einer ganzen Kette von Schiffen — endlich glitt das Boot noch einmal über eine schattenfreie Fläche; seine scharfen Umrisse waren verkleinert, und die Figuren kaum voneinander getrennt — nur eine geschwenkte Mütze gab ihnen die Richtung; dann schwand das Boot um das Steueramt — und nun war es vorbei.

Die Alten küßten Jette zum Abschied und gingen nach Hause — sie wohnten in der Lotsenstraße in einem weit vornehmeren Stadtteil. Mutter nahm still mit ihren Söhnen den Heimweg ins kleine Haus, wo sie noch rasch die letzten Spuren der Abreise forträumten. Jette schüttelte ihres Genke blauen Anzug noch einmal tüchtig aus und hängte ihn mit streichelnder Hand zu ihrem seidnen Hochzeitskleid in den Schrank. Die Knaben legten sich leise flüsternd in der Kammer aufs Bett. Der Eltern Bett stand hinter hell geblümten Kattungardinen in der Hinterstube; hier legte sich Jette, die Kleider nur ein wenig gelöst, zu kurzer Ruhe, und im Halbschlummer hörte sie ständlich die krächzende Stimme des alten Döring: „Hürt Ihr Herren, und laßt Euch sagen" — und dröhnende Kuhhornstöße schlossen die fromme

Mahnung: 12, 1, 2, 3, 4! Nun sprang Jette hinter dem Vorhang heraus und nestelte ihre Kleider zusammen — sie that es ganz leise — Karl Johann sah noch, wie sie bebte im leichten Schüttelfrost, denn die Knaben waren schon auf, nahmen aus der heißen Herdasche die Bunzlauer Kaffeekanne, und er holte frische, noch ganz heiße Salzkuchen vom Bäcker. Sie tranken und aßen wenig und rasch, und dann ging's hinaus in das Dunkel, wieder bis zum Bollwerk und den Strom entlang. An der Schifffahrtskommission lag das Schiff; die Uhr mochte gegen fünf sein, alles war dunkel und still. Sie setzten sich auf eine Bank; die Mutter zwischen sich, verkrochen sich die Knaben in das große Umschlagetuch. Sie standen aber oft auf und liefen hin und her, die Morgenkälte war schneidend und trieb sie aus ihrem Versteck. Ihren suchenden Blicken lagen bald die großen Schiffskörper unterscheidbar auf dem Wasser, denn allmählich hellte es weißlichen Scheines von der andern Insel herüber. Auf den Schiffen rührte es sich; sie vernahmen Rufe und Signale und hörten das Aufziehen von Anker und Ketten; zuweilen erschien mit seinem dreifarbigen Licht der Schlepper, wenn es windstill und ungünstig war, oder langsam entrollten die Segel, und Anker auf löste sich der schwarze Rumpf von seinem Duc d' Albe. Die Lotsen gingen in die Boote, andere trabten hin und her, die Arme um den Leib schlagend. Mit einem kalten, bläulichroten Ton übergoß sich die Horizontlinie, von langgestreckten grauen Streifen durchschossen. Sie winkten dem Schiff zu und konnten doch den Gegengruß nicht erkennen; sie liefen bis auf die Dünenhöhe, vorbei am rosenrot angestrichenen viereckigen Lotsenturm, an dessen halboffener Eingangsthür die Wachtleute sich zur Ablösung unterhielten; Mutter nickte ihnen zu und bat: „Ich bin Fru Genken, kann ich nachher auf den Turm?“ Karl Johann meinte deutlich die sanfte ein wenig verschleierte Stimme seiner Mutter zu hören und die der schon Enteilenden nachgerufenen Worte des Mannes: „Gewiß, gewiß Fru Genken — Se ümmer!“

Sie betraten nun die Mole; weiterhin, da, wo die See begann, bildete sie zwischen den großen Feldsteinen und dem Strand eine scharfwinklige Ecke, in der sich Seetang, Muscheln und die kleinen schwarzen Holzstückchen, zwischen denen sich der Bernstein findet, ansammelten. Die Knaben suchten, die Mutter wartete — denn jetzt kam, das steigende Gestirn in rosigleuchtender, hochaufflammender Pracht hinter sich, das Schiff aus dem Strom heraus. Dicht an Jette vorbei zog der stattliche Segler; ihres Mannes Gesicht mit dem Versuch eines Lächelns um den Mund und so traurig grüßenden Augen ging an ihr wie eine Vision vorüber; und nun sprang sie allein von Stein zu Stein wie ein flinkes Reh neben dem Schiff her, das, hier immer noch langsame Fahrt machend, nur das Großsegel und die Fock entrollte; und das weite Meer kam seinem Frühlingsgast mit frohem Wellenschlag entgegen und nahm ihn umtanzend auf! Ade, Ade!

Und zurück sprang sie, in weiten Sätzen die Steine nehmend, geschickt die Zwischenräume meidend, deren hohlgewaschenen Vertiefungen sie die kleinen Füße der Knaben noch nicht auszusetzen gewagt hatte, und dann ging es laufend auf den alten Turm zu.

Wohl war ein guter Teil der Emiliebesatzung ortsheimisch — aber von ihnen hatte keiner eine solche treue Liebe an Land zurückgelassen. Selten kamen die Angehörigen den erwarteten Schiffen entgegen, aber so in der Nacht umherlaufen, um noch einen Blick zu erhaschen — das that sonst keine Frau, und darum war die Liebe seiner Mutter eine rührende Thatsache für die rauhen Männer mit den weichen Herzen, und alle waren ihr behilflich bei ihrem Liebeswerk. Der Wachtlotse rückte einen Stuhl auf die umgitterte Platte oben vor das Turmthürchen heraus und drehte das lange Fernrohr für sie zurecht; und deutlich sah sie den Vater auf dem Schiff hantieren, den auch die Zwillinge noch einmal sehen mußten, obwohl Karl Johann immer nur ein großes, bläuliches Luftstück sah, mit einem schönen regenbogenfarbig verlaufenden Rahmen, den er bis in die späteren Jahre immer für das gehalten hatte, was er betrachten sollte; der Lotse schob die Kinder auch bald zurück und sagte: „Laßt man Muttern allein, ihr find't ihm doch nicht!“

Ja, sie fand ihn, obwohl die Augen von Thränen verschleiert waren, und sie

blickte ihm so lange nach, zum fernsten Rande des Meeres, bis der Rumpf plötzlich entschwunden war; dann sanken die Großsegel, dann die Oberraaen. War das wirklich noch der flatternde Wimpel vom Großmast? Ja, ja! Aber jetzt ist auch er fort — und plötzlich sieht sie rechts und links Schiffe und Boote, kommende und gehende — die ganze Welt, in der sie nun weiterleben muß, und die sie nichts angeht. Sie steht nun langsam auf, nickt freundlichen Dank und reicht dem Lotsen die Hand.

„Adjes Fru Genken — im Herbst kommen sie man wieder, dann kriegt un's oll Kieker em wol wedder tau irst tau sohten!"

An den Armen der Mutter hängend, trugen die Knaben in der freien Hand die Taschentücher mit Muscheln und Bernstein gefüllt. Sie gingen durch die Dünen querdurch, seitlich der Plantage am Gesellschaftshaus vorbei und geraden Wegs in die Lotsenstraße zu Großvaters Haus, in das zwei Stufen hinauf führten. Hier war alles weiß gestrichen, die gepfählte Umzäunung, die Bänke unter den Fenstern — das ganze Außenhaus, wo es Holz sehen ließ. An den Fenstern standen vergoldete weiße Blumentöpfe, einige leer; zwischen ihnen prangten große Muscheln und sonderbare englische Fayencefiguren, wie sie die Geschmacklosigkeit des Rückschlags nach dem strengen Wedgewoodmuster über den Markt der ganzen Welt geworfen hat. Hier hatte alles im Hause einen wohlhabenden und selbstbewußten Charakter; mitten durch die weißgescheuerten Stuben führte ein Läufer. Die beiden Alten hielten ohne jede Bedienung eine Musterordnung und tummelten sich von Sonnenaufgang bis zum Niedergang. Im Sommer vermieteten sie diese geheiligten Räume, welche sie selbst nur betraten, um sie von Staub und Schmutz freizuhalten, an Badegäste, und nach deren Abreise schlugen die zwei alten Leute die Hände überm Kopf zusammen, Großmutter weinte sogar, und sie gebrauchten wenigstens drei Wochen, um die Spuren „der wilden Horde," wie die Familie irgend eines Berliner Geheimrats im Nachruf geehrt wurde, wieder vollständig vertilgen zu können.

Heute wurden die drei Eingekehrten mit Kaffee und Buttersemmeln, welche Großmutter, wenn sie statt mit Butter mit Schmalz bestrichen waren, „Schmalzbuttersemmeln" nannte, traktiert. Den Knaben waren ausgebreitete Zeitungen unter die Füße gelegt, denn Karl Johann hatte schon einmal in früheren Jahren die Semmeln mit der Fettseite nach unten fallen lassen; solche „Schmutzereien" blieben ihm hier unvergessen. Und im Gefühl, den Großeltern nur ein unwillkommener Gast zu sein, war er froh, wenn sie alle endlich nach manchen Trostes- und vielen Ermahnungsworten in ihr kleines Häuschen zurückdurften, wo alles seinen freundlichen, wohlgeordneten, wenn auch sehr einfachen Gang ging bis zum Herbst. Wenn dann Vaters Schiff seinen letzten Port verlassen hatte und ungefähr zu erwarten stand, hatte Mutter den Platz auf dem Lotsenturm förmlich gepachtet, und die frohe Erwartungsstimmung steckte sogar die Lotsen mit an. Morgens früh, ehe noch die Sonne überm Horizont stand, war sie schon da, spähte, lief auf die Molen, lief auf den Turm, ihr Butterbrot in der Tasche. Die Knaben nahmen die Mittagsmahlzeiten bei den Großeltern ein. Für Karl Johann war dies wie eine Strafe; seine Angst und Verlegenheit, und die Aufregung über Vaters Kommen, und was wohl alles in der grünen Kiste mitgebracht war, machten ihn unglaublich ungeschickt. Der Große dagegen war immer ein Musterknabe, und wie Karl Johann daran jetzt dachte, knirschte er mit den Zähnen. Und doch hing auch dies alles mit Vaters Heimkehr zusammen, war ein Teil der Festzeit und mußte mit in den Kauf genommen werden.

Plötzlich wurde die Hausthür aufgestoßen, dann die Stubenthür, und ganz unrespektierlich gegen das Ansehen des alten Oberlotsen steckte ein Arbeitsmann den Kopf in die Stube und gellte: „Fru Genken lett seggen, ehr Mann wir buten!"

Karl Johann und Leopold rissen die Mützen vom Riegel, ohne Erlaubnis oder Abschied stürzten sie hinaus. Wie sie schon ansehnlicher waren, durfte immer einer von ihnen mit ins Lotsenboot, dem Vater entgegen; der Lotse ließ ihn nicht vom Arm, hob ihn empor, und Vater beugte sich tief nieder — mitunter schlenkerte das Boot so sehr, und sie mußten es mehrmals

**Aus unserer Bildermappe:**



Bildnis der Marie-Madeleine Rospigliosi. Gemälde von Carlo Maratta im Louvre zu Paris.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

versuchen, bis der Kapitän schrie: „Na, na! Wats los dör unnen?!“ Er glaubte es noch in den Knochen fühlen zu können, wie er ausgereckt wurde und an Bord gezogen! Der Zollbeamte sah zürnend mit mißbilligender Miene den Unfug mit an, er sagte aber doch nichts und litt ihn ohne Verbot.

Herr Gott, Herr Gott, welche Freude war dies! Vater ließ ihn gar nicht wieder los, und alle bestaunten ihn, wie er gewachsen war, während er doch noch immer seine langen Locken trug, weil Mutting sie so sehr liebte; jeder schenkte ihm in der Herzensfreude eine Kleinigkeit — das bunte Bild aus einer Cigarrenkiste oder eine abgebrochene Thonpfeife, um Seifenblasen damit pusten zu können, auch wohl eine Muschel aus dem Mittelmeer oder gar eine Apfelsine. Und er aß den alten Schiffszwieback, wie die Heide „so braun und

dürr," der Koch gab ihm einen Vernichtungstrank von Kaffee und Syrup — er aß alles, er trank alles — denn alles schien ihm herrlich! O welch ein Glück ist für die Seinen Seemanns Heimkehr! Das ist nicht ein gewöhnliches Wiedersehen nach langer Trennung — nein! Not und Tod, Angst und Gefahr, eine Kette freudloser Tage gehen ihm voraus; wieviel Sehnsucht, wieviel treue Liebe und heißes Gebet feiern den Triumph solchen Gnadengeschenkes!

So, gleichförmig sich in Lust und Leid ablösend, verrannen die Jahre. Da war in nichts ein Unterschied für die beiden Knaben nach außen hin — und doch entwickelten sie sich mehr und mehr in ihrer angeerbten innerlichen Verschiedenheit. Karl Johann erinnerte sich noch heute, wie allmählich zwischen seinem Bruder und ihm eine Art Entfremdung Platz griff. Leopold hielt sich zurück im Verkehr, er spielte sogar in seiner Wohlerzogenheit mit „Madam's" Knaben, wußte Großvater immer mehr durch seine guten Manieren zu imponieren, beteiligte sich immer seltener an den häuslichen Beschäftigungen zu Mutters Hilfe, war ein strebsamer Schüler, las viel im Hause, und als der Große schlug er gelegentlich den Kleinen, der im Bann einer unentwegbaren scheuen Hochachtung des Bruders, nur selten dagegen anging; dennoch zuweilen — er empfand noch deutlich die plötzliche Wut, mit der er sich nach lang ertragener, kleinlicher Peinigung auf Leopold stürzte, und wie es ihm, der schlank, behende und von zäher Kraft war, förmlich wohlthat, wenn er den Großen endlich stürzte, daß es krachte! Seine rastlose Fröhlichkeit, seine Lust an Greif- und Ballspiel, Drachentreiben — seine Beliebtheit unter den Standesgenossen, sogar mit einem leichten Stich nach unten, seine Verachtung der vornehmen, verwöhnten Knaben machten ihn zu einem vorurteils- und neidlosen Kinde und wurden zur Grundlage für die Gesinnung des Mannes; ihm war keine Arbeit zu gering, kein Freund zu arm! Er war so recht seiner Mutter Sohn! — O, wie liebten sie sich, wie heiß, heiß und zärtlich; wie verstanden sie sich auf Blick und Wink! Anders war es mit Leopold; mit einer Art von Scheu ersuchte die Mutter ihn nur selten um eine Gefälligkeit, die er auch fast immer ablehnte oder nur grollend that. Dagegen sah man zur Zeit von Vaters Heimkehr und zu allen Festen, wo Reinmachen, Kuchenbacken, Gänse- und Schweinschlachten eine schlafraubende Unruhe für das ganze Haus und die Familie in der Lotsenstraße mit sich brachten, Karl Johann schon davonstürzen, ehe noch alle Beschickungen aufgezählt waren. Er trabte beständig hin und her, hatte immer Eile, denn er sah immer neue Arbeit vor sich und war fast übertrieben pünktlich. Er lief immer zu früh in die Schule, oft ohne den Morgenkaffee, aus Angst vor dem Zuspätkommen — immer war er der erste am Platz — leider aber von der Schule der letzte, denn Nachsitzen war seine Force. Er lernte lange und pflichtgetreu, aber die theoretische Wissenschaft fand bei ihm keinen Boden zum Wurzelschlagen. Wenn er laut lernte, dachte er dabei leise an die geschickteste Art, Holz klein zu machen, Feuer anzuzünden, Boote aus Eichenrinde zu schnitzen; und wenn er dann das Buch zuklappte, blieb auch seine Weisheit mit darin. Seine Mutter lachte und küßte ihn tröstend: „Sei du nur ruhig — wirst doch ein ganzer Mann und bist mein herrliches Kind!"

Die Großeltern tadelten ihn beständig — obgleich er unverdrossen lief und besorgte, im Juni die ersten Erdbeeren für sie im Walde suchte, wozu er schon beim Tagesanbruch sich aufmachte, um die Schule nicht zu verpassen. Leopold that nie dergleichen. Nur in einem Punkt kamen sie ganz überein: sie wollten beide Seemann werden — zum Kummer der Mutter.

„Laß, laß, Jette!" sagte Vater, als er am letzten Abend vor seiner Abreise mit ihr ganz allein auf der schmalen Bank in der Bohnenlaube des Hintergärtchens saß, die noch mit den ganz unbelaubten Stöcken umstanden war. Sie galt als Ehren- und Lieblingsplatz, denn von hier aus konnten sie den ganzen eignen Besitz betrachten, vor sich den schmalen schwarzen Weg mit Lavendel eingefaßt, hinter dem sich zu beiden Seiten die Gemüsebeete ausdehnten, die Genke frisch umgegraben hatte. Die Hofthür stand offen, auch die Küchenthür und die Hausthür; sie blickten bis über die Straße hinweg auf die toten Fenster des alten Webermeister Treun. So konnten sie auf der Bord das Messingzeug blitzen sehen

in ihrer Küche, die mitten im Haus liegend, vom Herd rechts einen hellen Feuerschein verbreitete. „Laß, laß, Jette! Haben so manches Jahr hier unsern eigentlichen Abschied genommen und hast alle deine Sorgen und Not gering geachtet — um das große Leid, daß wir uns trennen müssen. Quäl' dich auch nun nicht — wenn ich wiederkomme, spreche ich ein Machtwort und rede es ihnen aus — quäl' dich nicht auch darum noch." Und sie standen engumarmt auf — im Rahmen der Hausthür erschienen die Alten, nun kam der große allgemeine Abschied.

Und gewöhnt, in allen Stücken ihm bedenkenlos zu vertrauen, quälte sie sich auch wirklich nicht allzu sehr, sondern verbrachte ihren Sommer mit den häuslichen Arbeiten, mit der Bestellung des kleinen Gartens, mit Spinnen und Nähen, bis daß endlich die Zeit gekommen war, wo sie täglich an den Strand ging, um das nun fällige Schiff mit den Augen der Liebe zuerst zu begrüßen.

Mit seinen schweren phantastischen und vielfarbenen Wolken hing der dräuende Oktoberhimmel über dem tosenden Meer. Am Lande kreischten die Möwen, umflatterten den alten rosenroten Turm und flogen im Schwarme über die Stadt, so niedrig, daß sie fast die kleinen Häuser mit ihren teilweise noch strohgedeckten Dächern streiften. Oftmals, noch spät am Abend wenn Karl Johann seine Mutter suchte, fand er sie auf dem Turm, immer durch das Fernrohr blickend.

„Dat duert lang ditmoal," meinte der Wachtlotse, „aber lassen Sie den Kopf nicht hängen, Fru Genken; wir haben bischen viel Sturm gehabt, ‚Emilie' wird wohl verschlagen sein." Und das Meer tobte; es schäumte weit hinweg über die hohen, platten Steine der Molen.

Der November kam, das nasse Grab der letzten Herbstfröhlichkeit: er kam mit einem trostlosen, grauen Himmel und unablässigen Regengüssen. Feucht hingen Jettens Kleider, feucht die braunen Haare und feucht waren ihre Blicke. Sie lief zum Strand, sie lief und lief und immer flehten die angstvollen Mienen und suchten die Augen der Liebe im schwallenden Nebel, der keine Horizontlinie erkennen ließ, nach dem auftauchenden Wimpel; das Meer lag in banger, grauer Ruhe unter der sänftigenden Flut aus den Wolken. Es tauchten wohl die Wimpel, es hoben sich Segel und Rumpf — aber immer noch war es nicht die ‚Emilie'. Und immer ehrfürchtiger schob der Lotse ihr den Stuhl hin, deckte den Mantel um ihre zitternden Kniee, wenn er sah, wie die sonst so blühende Gestalt mit verhaltenem Aufschrei, immer noch hinter dem Glase harrend, vor seinen Augen hinschwand. „Verleeren Se man den Mot noch nicht, Fru Genken!"

Und es kam der Dezember mit den kurzen Tagen und der unerbittlichen Klarheit, mit dem wärmelosen Glanz eines fast wolkenlosen Himmels, mit früh beginnender, sich lang und violett hindehnender Abendröte; sie aber ging nicht mehr jeden Tag auf den Turm; sie umkreiste ihn mit schleppendem Fuß, als wüßte er ein schreckliches Geheimnis. Stumm wie ein Schemen, bleich und blicklos kehrte sie heim. Die Knaben sprachen nur leise und flüsternd, dann und wann kam wohl eine Nachbarin und fragte an — zufällig war diesmal die ganze übrige Schiffsbesatzung ortsfremd. Die Knaben schossen wie verabredet in die kleine Flur, die Fragende abzuwehren, die sich auch still zurückzog.

Mutter ging umher wie in einem schweren Traum. Einmal träumte sie wirklich, wie Vater die Bettvorhänge mit leiser Hand teilte und sie mitten auf den Mund küßte, lange und heiß — und sie fuhr empor — ein Hauch von Seeluft und Schiffsgeruch schlug ihr entgegen.

„O Gott im Himmel, nun ist er wirklich da!" und sie warf die Kleider über und stürzte hinaus.

In den Straßen lag das Dunkel des Wintermorgens, am Strand ein leichter, kalter Milchschein, ein flatterndes kurzes Gewölk, das sich allgemach sanft rötete; eine erstarrende Kälte und ein leises Knistern der dünnen Eisdecken von der Schwellung des Meeres gegen den festen Strand. Nun lief sie hin und her; sie schrie laut und weinte die ganze Verzweiflung ihrer Seele hinaus.

Die Boote der Fischer lagen auf der Reede, die Heringsboote je zwei und zwei aneinander gekoppelt. Die Wildenten kamen in langen Scharen vom Norden herunter; hier fielen sie den Netzen der Fischer zur Beute.

Nun eilte sie doch zum Turm; sie hatte die Hände auf die Klinke der Thür gelegt, die der ungastliche Winter nicht mehr offen ließ.

„Still, still — ich muß mich ja fassen! — Still, still — die Menschen!“

Und ganz sacht ward die Thür von innen geöffnet, der alte Lotse sagte: „Kommen Sie man rein, Fru Genken, trinken Sie man ein bischen Kaffee hier von meinen; is welchen aus Java, den mein Sohn mitgebracht hat — kommen Sie man, Sie sind ja ganz kalt und so schrecklich blaß!“

„Still, still“, sagte sie immer noch, „still, still!“

Aber die eigne Zurede half ihr nicht mehr, sie schluchzte plötzlich ganz laut.

Endlich blickte sie forschend zu ihm auf und fragte: „Ach — ist gar keine Hoffnung mehr?“

Er schüttelte leise den grauen Kopf und sah sie aus mitleidvollen Augen an.

„Wollen Sie noch mal raufgehen, Fru Genken?“

„Still, still!“ sagte sie. „Nein, nein!“ Und sie nahm das Tuch wieder über den Kopf und lief quer durch die Dünen, vorbei am Haus der Eltern, zurück in das kleine Haus, das ihr so viele Jahre lang das höchste Glück der Erde geboten hatte; hier verkroch sie sich wie ein krankes Tier des Waldes im Nest und versank in einen tiefen bleischweren Schlaf. Ob er gleich kurz war — die Natur, die gütige Natur gab ihn ihr, zur Kraft, um den ganzen Jammer ihrer Witwenschaft nun endlich begreifen zu können.

Noch ein paarmal lief sie so an den Strand — nun lag das Meer lautlos; die großen Schollen, am Strande übereinandergeschoben, glitzerten weithin, — die Eisschuppen auf dem Riesenleib des gefesselten Ungeheuers; aus seiner Tiefe tönte keine schluchzende Unruhe, kein verworrenes Drohen, kein Hilferuf, kein Todesschrei! Und dennoch kam noch manchmal ein Schiff ein, langsam und zum Tode erschöpft; halb abgetakelt auf dem wilden Wanderzug, war es umsponnen von krystallenem, schimmerndem Glanz an Tauwerk und Holz, der ganzen grausamen Pracht des Wintermärchens!

Bald war das Weihnachtsfest da. Von allen Seiten waren Gaben geschickt — die heimgekehrten Seeleute gedachten der Witwe und ihrer Zwillingsknaben mit anderen Gedanken, wie sonst die Menschen sich der Witwen erinnern; ihre Gaben glichen Dankesopfern! — Diesmal noch war ihnen Gott gnädig gewesen — wer weiß, ob nicht im kommenden Jahr auch ihre Frauen Witwen waren! Und manche Thräne floß im Hause Jettes, wenn sie der Treue der Nachbarn gedachte.

Da saß nun Jette still und stumm, ganz thränenlos und ruhig. Großmutter hatte die Hände gefaltet, und ihre vom Alter umflorten Augen blickten traurig über die Teller mit Pfeffernüssen und Äpfeln hinweg, neben denen das Tuch zu den Konfirmationsanzügen für die Knaben lag; auch Geld zum Kleid für Jette lag da. Großvater sah ganz alt und wie zerbrochen aus; seiner Tochter Jammer schnitt ihm ins Herz. „Mutting,“ hatte er gesagt, „wir woll'n ihr kein Kleid kaufen, sie muß doch nun ein schwarzes tragen — ach, ach, — das kann ich ihr doch nicht zum Fest geben.“ Und still, wie in diesen Tagen des sonst so frohen Festes, saß Jette jetzt Tag um Tag; im Schoß den Flachs, zwischen den ruhenden Händen den Faden, in den Tiefen der Wasser die suchenden Gedanken. Schreckliche Vorstellungen begannen ihren Sinn zu umnachten; sie durchdrang mit den Blicken die Oberfläche der unruhig wogenden Fluten, und deutlich sah sie endlich ihren Genke stehen, Wasser unter ihm, Wasser über ihm, die Gestalt ein wenig vornüber geneigt, die Arme lose herabhängend. Sie murmelte: „Wenn er wenigstens am Grunde läge, still, kalt und vergehend, aber daß er wandern muß auf dem bodenlosen Weg, von der Strömung geschoben, stehend, ruhelos und friedlos — wie lange? O Gott wie lange? Bis alles sich löst!“

Und sie suchte den Ring an seinem Finger — an der gräßlich vergrößerten Hand — o wie tief schnitt der Ring ein! Und die Augen? Offen starrten sie, glanzlos ohne Blick — ein qualvoller Schrei kam halb unterdrückt von ihren Lippen — „O Jesus, o mein Gott legt ihn doch in die ewige Tiefe!“ In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und der Pastor trat ein; gleich hinter ihm erschienen die Knaben, die den ganz in der Nähe Wohnenden geholt hatten.

Da erhob sich die Frau und fragte wild: „Ist Nachricht gekommen? Allmächtiger, ist es nun gewiß?“

Und mit einer zitternden Bewegung in der Stimme, die doch fest und hart sein wollte, erwiderte ihr der alte Steinbrück: „Nein, Jette — nein, gewiß nicht! Ich bin nur gekommen, um nach dir zu sehen!“

Sie schlug mit leisem Wimmern die Hände vors Gesicht; er nahm Platz im Stuhl, den Karl Johann ihm hinschob und sagte:

„Ich sehe, daß es Zeit ist und daß ich mit dir sprechen muß! Hab' dich getauft, konfirmiert und getraut und deine Zwillinge in die Gemeinde der Christen aufgenommen, in der ich nun helfe, sie zu erziehen. Ich kenne dich so gut! — Warst immer so einfach, klug, rein und klar, und mußt nun doch hören, daß du dich auflehnst wider deines Herren Willen!“

**Aus unserer Bildermappe:**



Vorbereitungen zum Ausritt. Gemälde von Aelbert Cuyp im Louvre zu Paris.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Da schrie die Frau den alten Herrn an — es war zum erstenmal seit langen Wochen, daß die Knaben wieder den vollen Ton der Mutterstimme vernahmen: „Meines Herrn Willen? Gottes Willen? O — Gott hat mich ganz verlassen — was soll er auch nur? Einen Haufen Menschen, eine Handvoll für ihn, hat er auf die Erde geworfen und zum Leiden bestimmt — nichts ist ihm heilig, keine Liebe, kein Herz, kein Glück! Und den, den er seinen eignen Sohn nennt, den hat er am Kreuz sterben lassen, und ließ selbst ihn vergeblich bitten: Ist's möglich, Vater, nimm diesen Kelch von mir! Was kann ich von solchem Vater erhoffen? Gott!? Kalt und fühllos muß seine Brust sein, daß er die sterbliche Menschheit schuf und ihr doch seinen Odem gab! Und lächelnd sieht er zu, wie wir auf Gräbern tanzen — bis sie sich aufthun und uns verschlingen!“

Sie sank zurück in ihren niedrigen Spinnstuhl und brach in Schluchzen aus.

Der Pfarrer saß mit fest eingepreßten Lippen da; er hatte immer die etwas unruhig flammenden Blicke des Fanatikers und doch nur Züge der Güte in dem ausdrucksvollen Angesicht. Jetzt heftete er die großen Augen fest auf sie und antwortete erst nach einer Weile vollkommenen Schweigens, denn er sah wohl, daß sie todkrank war in der Seele, verloren im Schmerz, aufgewühlt und fremd, wie sanfte, nachdenksame Menschen sich wohl im Kummer zuweilen gänzlich umgestalten. Endlich sagte er: „Bist so klug und redest doch wie eine Unvernünftige! Gibt dir Gott darum deinen Mann zurück, weil du mit ihm haderst? Und ist es nicht ganz gleichgültig für ihn, daß du ihn kalt nennst und fühllos? Ich frage nicht, was soll ihm dein Abfall — denn das ist Sache deiner eignen Seele — es fragt sich nur, ob dieser Abfall ein ohnmächtiger Trotz ist oder eine traurige Wahrheit. Aber was soll eine Mutter, wie du nun eine bist, deinen armen Knaben? Ihres besten Beraters hat Gott sie beraubt — wie denkst du, sollen sie nun auch ohne Mutter den beschwerlichen Weg durch die Welt machen? Wird dir, wird ihnen geholfen, wenn du haderst? Wenn du nicht gut sein kannst — so sei doch klug, sei doch gerecht um deiner Söhne willen! Wenn du Gott nimmst, wie du ihn dir jetzt denkst, was kannst du denn noch von ihm wollen? Deinen Mann? Und weißt doch, daß die flehenden Bitten und die heißen Thränen der Jahrtausende noch nie einen einzigen Toten zurückgerufen haben! Sagst ja selbst, Gott warf die Handvoll Menschen auf Erden und bestimmte sie zum Leiden — darum preise selig den, der überwunden hat — denn er war dir das Liebste auf der Welt. Oder wolltest du vor ihm gestorben sein und die ganze Last des Jammers auf seine Schulter werfen? Oder hast du ihm das Leid gegönnt, um sich sein Herz zerdrücken, sein Haar zerraufen zu müssen? Gott — nun ja, das seh' ich wohl: dein Herz ist jetzt kein Tempel für ihn — traurig genug für dich, für deine alten Eltern und für die Knaben — denn da du Gott vertrieben hast, floh auch von ihnen Ruhe und Frieden! Ja, ja, Jette — Gott kann ohne dich fertig werden — aber es sieht hier nicht aus, als könntet ihr ihn entbehren — wie traurig müßte der Anblick deinen Mann machen! Ich gehe nun — vielleicht, wenn ich wiederkomme, und du richtig um deinen Mann trauerst, hast du mir etwas zu sagen."

Da er sich erhob, um zu gehen, sprang sie rasch auf, warf ihre Arme um der Kinder Hals und sagte: „Ja, ja — es ist richtig, was Sie mir sagen. Um der Kinder willen, und damit er zufrieden mit mir ist — nein, nein — er müßt' ja keine Ruhe haben! — O mein Gott, kann er denn Ruhe haben? Ja, ja, ich weiß — ich darf es nicht ausdenken! — Sie haben mir den Weg nun gezeigt — ich bin auch längst nicht die Elendeste und Verlassenste auf Erden."

Und von dieser Stunde an fand sie den Segen der Arbeit wieder und war den Kindern Vater und Mutter, Freundin und Beraterin.

Doch trotz dieser schmerzvollsten Erfahrung wurden die Knaben Seeleute! Das Glück der Eltern, der Friede dieses gesegneten kleinen Hauses, die Genügsamkeit, die sie nie hatte Entbehrungen empfinden lassen, und endlich — das Blut der Leute von der Seekante trieben sie unaufhaltsam hinaus!

Leopold hatte den Vorzug, seinem Wunsch gemäß mit einem großen Ostindienfahrer fortzukommen. Karl Johann verachtete die Erfindung der Dampfkraft — segeln — segeln, hieß die freie Kunst, der er zustrebte! Ein immer sauberes Schiff, keine schwärzende Maschine, und dafür die schwingenden Flügel der gespannten Leinwand! Schon das Wirken der Schraube oder das Schaufeln der alten Raddampfer war seinem feinen, musikalischen Sinn ein Greuel. So verheuerte er sich auf ein Segelschiff wie sein Vater und war mit Leib und Seele und einem wahren Kunstsinn Seemann. Aber die schöne alte Geige, auf der er guten Unterricht genossen hatte, und die er als seine treueste Freundin in der engen Koje unter dem Unterbett barg, die konnte er nicht mehr spielen, denn Knoten und Splissen, Teeren und Putzen, die Wanten rauf und runter in Wind und Wetter, das gab ihm schwer bewegliche Hände. Und merkwürdig — sein Beruf nahm seine volle Thätigkeit in Anspruch, aber seine Gedanken waren doch beständig

zu Hause und bei seiner Mutter. Alles drehte sich um sie, und in den fremden Landen richtete er seine ganze Schlauheit nur auf Tausch und Handel mit den eignen Habseligkeiten und seiner Heuer, um für sie Geschenke einzusammeln. So dicht verstaut lagen Sachen für sie neben dem Geigenkasten unter seinem Unterbett, daß er kaum mehr in die Koje hineinkonnte und mit der Nase fast ans Oberdeck stieß. Seine Mutter sollte sich freuen, seine Mutter sollte schön geputzt umhergehen und das kleine Häuschen sich schmücken können! Aber niemals durfte sie an den Strand und ihn erwarten, das war fest beschlossen worden; ein paarmal schon war es vorgekommen, daß er nachts an die Fensterladen klopfte und rief: „Mutting, Mutting mach' auf, ich bin wieder da!" Und einen großen Bündel mit Herrlichkeiten auf dem Rücken, so stürzte er ins Haus — sie küßten sich, sie lachten, sie weinten. Und als ob er nur in die Welt gegangen sei, um ihr die erschwingbaren Herrlichkeiten zu erwerben, so packte er aus und schmückte sie, füllte das Haus mit Proviant und Zierat und saß wochenlang bei ihr herum; er erzählte von den fernen fremden Landen, und es konnte vorkommen, daß sie besser Bescheid wußte als er und mit seinem klugem Sinn Land und Leute besprach. So eines Seemanns Frau kann gar vieles erfahren, und das hatte ja das Glück ihrer Ehe so rein und schön erhalten, daß der Heimkehrende im Gedächtnis dieser seltenen Frau die eigne im Strom des Lebens fast vergessene Vergangenheit in lebendiger Frische wiederfand. Diesen ganzen Schatz bot sie nun ihrem Karl Johann zu dem neuen, den er ihr mitbrachte. Es konnte nicht Wunder nehmen, daß Karl Johann mit seinem klaren Verstand, seinem reichen Gemüt und seiner seemännischen Tüchtigkeit immer den Vertrauensposten bei der Mannschaft bekleidete, der freilich seine Wirksamkeit auf die fremden Häfen zumeist erstreckte, wo er die Urlauber zu führen, deren Geldangelegenheiten zu berechnen und ordnen, die Auslagen aus dem Gesamtbarvermögen zu machen hatte.

Nach langer Fahrt ist der gemeinschaftliche Aufbruch von Bord ein großes Fest; da wird das gute blaue Zeug musterhaft gesäubert, der Koch, als der Mann, der alles verstehen muß, schneidet den Matrosen die Haare und macht sogar schreckliche Rasierversuche mit einem leicht angerosteten Messer, das am Rande eines irdenen Topfes sein angeschliffen wird; nach so einem gründlichen Rasierverfahren, muß der rot gewordene Schaum nur so spritzen. Die Stiefel werden gewichst, meistens sind es Schuhe; sie stehen im Ruf größerer Eleganz und lassen sich besser in die vorschriftsmäßigen Kisten verstauen. Dann werden die großen viereckigen, schwarzseidenen Halstücher gefaltet und zum Schifferknoten geknüpft, der mit einer prangenden Nadel, gewöhnlich die Erwerbung aus dem ersten Verdienst, versehen wird. Der Marcuslöwe, die venetianische Silbergondel oder kleine chinesische Schnitzereien sind hervorragend modern. Einmal hatte sogar der Schiffsjunge, der seine erste Reise machte, eine rote Korallennadel, und auf die Frage eines Matrosen: „Jung, hest du uck all en Noadel?" war die Antwort: „Hat mir mein Bruder geschenkt, hat 'ne andre, ihm kleid't diese nich mehr!" Alles lachte über diesen merkwürdigen Geschenksgrund, und Karl Johann stellte es sich vor, daß aus solchen Gründen auch Leopold möglicherweise Geschenke machen würde! Der Leopold, der noch immer auf großen Gesellschaftsdampfern fuhr, sein Geld daheim auf einem Sparkassenbuch hatte und raffiniert durch Tauschhandel verdiente! Die für die Segelfahrt erforderliche Zeit hatte er auch hinter sich — ja — Leopold, von dem die Großeltern mit Stolz sprachen, der seinen Steuermann gemacht hatte und auf den Kapitän zuarbeitete. Karl Johann fühlte sich vortrefflich geborgen als Schiffszimmermann, schon um der Kameradschaft willen; er hatte mehr, als er gebrauchte, und war so glücklich auf dem Schiff wie an Land. Steuermann und damit gewissermaßen isoliert zu sein, das paßte ihm vorläufig nicht. Ein Schiffer, der seine Schuldigkeit thut, ein gutes Schiff unter den Füßen, einen richtigen Koch am Bord — das war sein Ideal: „Mutting, Mutting — und dann alle Segel los und im Hurra um die Welt!"

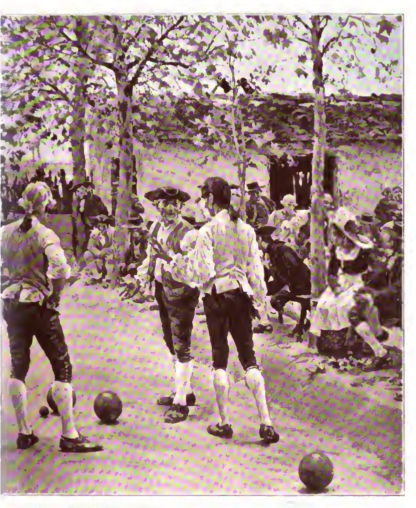
Ein guter Schiffer war er und ein treuer Kamerad; wieviel frohe Stunden lagen doch hinter ihm — manche zog flüchtig in seiner Erinnerung vorüber! Wenn er mit seinen Leuten nach all den weitläufigen Vorbereitungen von Waschen und

Putzen endlich das Land betrat, zogen sie Arm in Arm in langer Kette, sperrten fast die Straßenbreite. Wenn es damit zu arg wurde und die Passanten Lärm machten, teilten sie sich lachend in Glieder und gingen nun dicht hintereinander einher, um die Sehenswürdigkeiten wahrzunehmen; was nun diese betraf, so bedurfte es Karl Johanns ganzen Einfluß, um die Gesellschaft für Kirchen und Museen bereit zu finden — die Schaufenster waren ihre Leidenschaft; und unter diesen wiederum die eigens für Seeleute bestimmten: bunte Taschenbücher mit Goldpressung, Portemonnaies, schlechte Chronometer mit Talmiketten, Kästchen mit Nähseide und Nähnadeln, Ringe und Nadeln von unechtem Metall mit falschen Steinen; bunt bemalte Tassen und Teller; auch Glaswaren, die gerade wegen der drohenden Zerbrechlichkeit in ihren ungelenken Händen einen unwiderstehlichen Kaufreiz ausüben, müssen mitgebracht werden. Und dann der Photograph! Das Gruppenbild und die Momentaufnahme des Einzelnen — alles wird durchgemacht. Aber nun stellt sich unabweisbar der Durst ein, und eine Prüfung der geeigneten Lokale wird vorgenommen; Karl Johann war wählerisch. Schon beim Betreten des Landes, am Hafen zwischen den hochaufgegiebelten Kaufhäusern und Speichern bot sich Gelegenheit zur Einkehr. Hier standen vor den schmalen Gängen in Gruppen Mädchen mit frechen Gesichtern und buntem Aufputz. Sie faßten die Fremdlinge an mit zärtlichem Wort und Gruß, Unterhaltungen wurden angeknüpft, und schon näherten sich einige Paare dem Durchgang; dann pfiff Karl Johann, und sogleich lösten sich die Gruppen, selbst die Widerwilligen ließen die geärgerten und spöttisch lächelnden Mädchen stehen und folgten gehorsam dem Führer. Vor einem wirklichen Bierhause mit einem großen Tanzlokal und einem schmetternden Orchestrion machen sie ernstlich Halt, und Karl Johann bestellt allen Bier; aber er sehnt sich nach guter Musik, und bald wandern sie wieder, bis zu einem großen Restaurant. Es liegt auf einer Anhöhe, und wie sie den Saal durchschreiten bis zu den Fenstern an der Hinterwand, liegt plötzlich vor ihnen die weite Mündung des Stromes, der Hafen mit seinem Wald von Masten und den kommenden und gehenden Schiffen; und sie suchen in frohem Erstaunen das eigne Schiff — es liegt ganz, ganz weit zurück. Wie Nußschalen kreuzen die Boote die breite glänzende Wasserfläche, die ganz hinten in einem rötlichen Nebel mit den Schiffen und dem Horizont verschwimmt. Sie stehen und betrachten das gewaltige Bild, in dessen Rahmen sich ihr eignes ganzes Leben abspinnt; sie setzen sich dann gemeinschaftlich an einem langen Tisch nieder und lauschen in gehobener Stimmung der Kapelle mit ihrer ausgezeichneten Musik. Sie thun dies offenbar nur aus Rücksicht auf Karl Johann — eine Art Huldigung, die sie ihm bringen, als hätten sie gerade diese Musik für ihn bestellt. Karl Johann ist nun ganz glücklich. Er denkt an seine Geige und an die Ziehharmonika, daß er manches schon kennt, vieles ihm fremd und neu ist. Sie kaufen sich Programme und suchen die Nummern, alles ist feierlich und vornehm. Aber Karl Johann kennt die Zeichen der Unruhe und versteht sie — solche Stimmungen sind immer nur Anklänge bei seinem derben Set.

Sie wandern nun weiter bis zu einem Lokal, aus dessen geöffneten Fenstern mit dem Tabaksqualm die Töne von Harfenspiel und Mädchengesang herausziehen; hier wird auch im Nebensaal getanzt, in kleinen verschwiegenen Zimmern dahinter speist man. Vor der Tribüne stehen sie ein Weilchen und hören betrachtend den Liedern der Tyroler zu; denn Tyroler in ihrem bunten Nationalkostüm und mit dem Jodler sind in der ganzen Welt beliebt; sie singen sogar in Sidney als Tyroler, obwohl sie Spanier sind. Einige Deutsche sind aber immer und überall dazwischen, und die Heimatlieder rühren die Männer bis zu Thränen. Doch auch das währt nicht lange — sacht geht einer nach dem andern in den Tanzsalon; und nun tanzen sie jeden Tanz wie die schwerste Zwangsarbeit ihres Lebens! — Der Schweiß strömt ihnen von den braunen Wangen, und die Lungen fangen an zu keuchen. Die Tänzerinnen sind Töchter kleiner Handwerker, Näherinnen und Putzarbeiterinnen, auch Dienstmädchen; sie sind hübsch und heiter und auch gefällig. Bald ist die Spur der Seeleute aus dem Tanzsalon verschwunden, und sie füllen mit ihren Damen die kleinen Speisezimmer. Es wird



Die Bocciaspieler. Gemälde von Raffae
Nach einer Photographie vo



…le Sorbi in der Galerie Pisani zu Florenz.
…n Giacomo Brogi, Florenz.

gut gegessen und noch besser getrunken. Auch Karl Johann nimmt seinen Teil von der Lust des Lebens, aber er merkt doch rechtzeitig, daß es nun genug sein muß: „Liebchen ade — Scheiden thut weh!“

Sie gehen jetzt wieder Arm in Arm in langer Kette; einige taumeln stark, ganz sicher sind sie alle nicht mehr. Sie johlen und schreien, die Radaulustigen unter ihnen reißen die Arme ihrer Nachbarn, daß die ganze Kette hin- und herstolpert — am liebsten schlügen sie alles kurz und klein.

Am Hafen brennen die Laternen nur an der Häuserreihe; das Licht ist gebrochen und unsicher. Sie kommen in die Gegend der hochgegiebelten Häuser und an die engen Durchgänge. Unter dem grellen Licht der Laterne stehen wiederum die Mädchen; einige kannten sie schon. Wie Raubtiere stürzen sie sich nun auf ihre Beute, und im Nu ziehen sie alle paarweise zwischen den Häusern, sich bückend, durch. So erreichen sie die rings mit Gebäuden umstandenen Höfe, die in keinem Zusammenhang mit den Haupthäusern, Komtoirs und Speichern der Kaufleute stehen. Hier ist eine kleine Stadt für sich, und aus jedem dieser Häuser erschallt Musik. In den gräßlichen Spelunken ist die Luft zum Durchschneiden, Fiedel und Ziehharmonika kreischen durcheinander. Um die Petroleumlampen tanzt strahlenförmig das Licht, das nicht den Qualm gleichmäßig zu durchdringen vermag. Der Tanz ist ein wüstes taumelndes Bachanal. Wie eine Wildkatze umklammert seine Partnerin von der Straße nun Karl Johann; er stößt sie plötzlich, mitten im tollsten Gedränge von sich ab in den wirren Knäuel und entrinnt. Draußen erst fühlt er, wie stark er taumelt, und er rafft sich mit aller Kraft auf; er liebt Musik und Wein, auch Frauen — aber *so* nicht, allmächtiger Gott, *so* nicht! Können Weiber so entsetzlich sein? — Und sie waren doch auch einmal unschuldige Kinder, hätten schuldlose Frauen und Mütter werden können — Mütter wie seine Mutter. Seine Mutter! Er schämt sich fast, ihrer zu gedenken, und doch ist der Gedanke an sie sein Schutz. „Komm mit!“ sagte in diesem Augenblick ein schönes Mädchen. Aus den bläulichen, tiefliegenden Augenhöhlen sieht sie ihn dringend an; sie ist schlank und zart, und ihre Wangen leuchten, ein Duft von Moschus und Rosen umschwebt sie. Noch vor wenig Minuten wäre er mit ihr gegangen — nun nicht — nein, nun nicht; und er enteilt mit einem zornigen Fluch. Es ist übergenug für heute, und er kehrte zurück auf sein gutes, treues Schiff, seine zweite Heimat. Einen schönen Rest der eignen und der fremden Barschaft hatte er gerettet. Nun lag freie Zeit vor ihm, er konnte seiner Mutter schreiben — nein, heute nicht, so nicht! Da nahm er dann die Geige heraus oder die Ziehharmonika und spielte die neuen Melodieen aus dem Konzerthaus. Die Stunden verrannen rasch. Es wurde lebhaft auf den Schiffen ringsum, auch seine Mannschaft kam am Bord zurück; sie trugen einen Verwundeten zwischen sich mit verbundenem Kopf, mit Stichwunden, braun und blau geprügelt. Alle waren betrunken, aber sie hielten sich aufrecht; der Unfall des Kameraden und die allgemeine Schlägerei, aus der sie schließlich mit dem Schwerverletzten, im eiligen Rückzug beim Herannahen der Polizei, mit Mühe und Not entkamen, hatte sie doch bedeutend ernüchtert. Nun galt es, das Opfer möglichst den Augen des Kapitäns zu verbergen! Dem Steuermann wurde der Mann krank gemeldet; der sah nach ihm und wußte Bescheid. „Nicht wieder vom Bord hierlands!“ war für diesmal die mildeste Strafe.

Ja, ja — Karl Johann liebte seine Kameraden — alle diese alten wetterharten Kerles, die bis an ihr Lebensende Kinder bleiben, sobald sie von ihren Planken herunter sind. Und immer noch war er ein Schiffszimmermann, wiewohl er die Sprachen aller Länder sprach; Sprachen sind seine Vergnügungswissenschaften und die Technik des Seefahrers sein angeborenes Können.

„Willst du nicht auch vorwärtskommen?“ fragte ihn Großvater, „Leopold ist nun schon drei Jahre Steuermann und wird kommenden Herbst Kapitän.“

„Noch nicht, Großvater,“ lautete seine ruhige Antwort, „wenn's drauf ankommt, weiß ich mehr als er!“

„Bleibst denn lange an Land?“

„Diesmal, solang ich will. Habe große Tauschgeschäfte gemacht und Kaplaken für mich gehabt; hab ja den Steuermann vertreten, der uns in Santos geblieben war! Da sollen ein paar Tausend extra unserm Häuschen zu gute kommen. Mutter muß

es immer hübsch um sich haben, Leopold hat ja doch nichts für sie übrig!"

„Was du nur immer mit Leopold hast!" seufzte nun Großmutter. „Man sollt' es nicht glauben — Zwillingsbrüder — und doch nicht einmal die gewöhnliche Bruderliebe! Er ist doch ein braver Mensch und macht uns Ehre!"

„Ehre, Großmutter? Darum, weil er Kapitän wird? Weil er an niemand gedacht, für niemand gesorgt hat, als für sich — darum macht er euch Ehre? Weißt du — Ehre ist manchmal ein recht schlechtes Ding! Mutter und ich haben darüber meine eignen Ansichten — auch du hattest sie in jungen Jahren — und sprichst nun so? Hab' ich nicht meiner Liebsten zu Haus die einsame, schreckliche Witwenschaft erträglich gemacht? Welcher Mensch hängt nicht mehr oder weniger ab vom Wohlbehagen? Auch meine Mutter wäre nie aus ihrem Trübsinn herausgekommen, wenn sie nichts hätte für sich und das Haus thun können — da wären sie beide verfallen und kümmerlich geworden; und nun? Ein schmuckes, echtes, kleines Seemannshaus haben wir, und eine schöne, ach, eine so feierlich schöne Mutter, daß ich, wenn ich im fernsten Lande ihrer gedenke, einen ordentlichen Freudensprung thue! Darum laß gut sein, Großmutter — auch ihr habt nur eine geschlossene Hand, und weil ihr nicht gern gebt, hat Mutter auch nie vermocht, gern zu nehmen oder gar zu bitten! Mutter und ich, wir sind eines Sinnes! Nicht Steuermann noch Kapitän können mich glücklich machen, noch können sie meine Ehre bedeuten — aber wenn *sie* sich freut und stolz auf mich ist — das, Großmutter, das ist meine Ehre."

Die alte Frau sah ihn lange und eindringlich an; er stand vor ihr, mit dem Rücken die Porzellanziegen am Fenster deckend. Das Gesicht ihr zugewendet, las er von den beweglichen runzelvollen Mienen ihre antwortenden Gedanken, und er fügte laut hinzu: „Ja, ja — früher, da hast du anders gedacht — nun schlafen die alten Erinnerungen! Du nahmst einen Mann unter deinem Stand — Gott sei Dank für dich, daß du nicht unter seinem Stand geboren warst — vielleicht hätt' er dich nicht genommen. Siehst du — nach ihm schlägt Leopold — vorsichtig und klug; wach' nur auf, Großmutter, und weck' auch die alten Gedanken auf — weißt du — wir haben auch unseren Stolz und unsere Ehre!"

Es war ein bemerkenswerter Tag — der Wendepunkt in seinem Leben. Er sah und fühlte nach alles — die Alte mit dem sich tiefneigenden Gesicht und den gefalteten Händen, die er zurückließ, und den kalten klaren Herbsttag, in den er hinaus schritt; und auf seinem Wege tönte ihm schon weither der Hammerschlag und das Eisengeklirr entgegen, mit dem der stotternde Schmied in seiner Werkstatt hinter der Kirche vor der flammenden Glut hantierte — das war noch ein richtiger alter Grobschmied, der sich jeden Tag seines langen Lebens totärgerte, wozu ihm die vorübergehenden Jungen besonders behilflich waren. Und auch jetzt noch ging Karl Johann nie vorüber, ohne der alten Gewohnheit treu, stehen zu bleiben, was der Alte nicht ohne sofortige Gallenwallungen ertragen konnte. Die finstersten Seitenblicke fielen auf Karl Johann, und der erhobene Hammer zögerte mehrmals vor dem Niederfall; am Blasebalg hüpfte tretend ein kleiner schwarzer Teufel von Lehrling auf und ab und grinste. Endlich scholl es erbost: „Dat, dat, dat is sche rein tum dot ärgern! See — See — Seelüd — de, de, de sünd de fulsten Lüd! Stohn un Kieken in Wind un Wärer, dat, dat, dat is ehr ganze Kunst!" Und zufriedengestellt ging Karl Johann lachend weiter. Wie er endlich die Thürschwelle des kleinen Zimmermannshäuschens übertrat, kam ihm Jette entgegen, mit einem unruhigen, ganz aufgeregten Gesicht und sagte:

„Denk nur an — ich habe einen Brief aus Hamburg bekommen, dort ist von drüben ein Vetter von uns angelangt, dem seine Frau gestorben ist. Er hat dann seine Tochter herübergebracht und schickt sie uns, sie kommt heute Abend; sie soll hier noch feine Handarbeit lernen und Klavier spielen! Mein Gott, was soll ich mit ihr? Mein Haus ist einfach und gar nicht für vornehme Gäste, und sie ist ein reiches Mädchen! Wenn sie auch aus einer kleinen wüsten Stadt kommt, wird sie wohl doch arg verwöhnt sein. Laß uns zu den Eltern gehen, dort ist es passender für sie!"

„Mutting, Mutting — was sollte sie wohl bei den Alten? Dein Vetter kennt

dich doch — gerade du sollst sie aufnehmen!"

„Mein Gott, mein Junge, was soll ich wohl mit ihr?"

„Lieb haben sollst sie, Mutting — daran wird's ihr wohl zumeist fehlen, wenn die eigne Mutter tot ist!"

Nun wurde Jette gleich still und ganz ruhig; aber es trieb sie doch zu den Eltern hin mit der Nachricht, und an Karl Johanns Arm, der sie ehrfürchtig führte, trat sie bald dort ein. Der Brief wurde verlesen und des breiten besprochen.

„Ach, mein Gott," jammerte Großmutter, „wenn sie nur nicht schwarz ist — das wär' ein zu schreckliches Unglück für uns! Dann bind ihr nur gleich ordentlich einen dichten Schleier vors Gesicht — ich geh' schon so wie so nicht mit ihr aus!"

Und am Abend mit der Post kam die kleine Fremde wirklich an. Karl Johann und seine Mutter empfingen sie, und ein Arbeitsmann, den die Alten geschickt hatten, um das Resultat zu erfahren, wurde mit der Weisung abgelassen: „Nein, sie ist nicht schwarz." Die Post, die Kisten und Kasten und die schwarzverschleierte, schwarzgekleidete Dame verwirrten den alten gegen Abend immer etwas erhitzten Herrn, der wie ein schaufelnder Raddampfer davonstürzte, die Thüre aufriß und verkündete: „Fru Geuken lätt seggen: Nein, sie ist ganz schwärz!"

Und die alte Frau lag die ganze Nacht weinend in ihrem hohen Federbett hinter den bunten Gardinen; und der Oberlotse streckte sich in selbstbewußtem Stolz: „So etwas war in meiner Familie denn doch undenkbar!" —

Inzwischen saßen noch immer die drei Menschen im Häuschen bei der Öllampe und konnten des Erzählens kein Ende finden. Jany saß fest auf Jettes Schooß, dicht an sie geschmiegt, und legte immer wieder ihren schönen Kopf auf die Schulter der Tante, die sie „Mammy" nannte.

Es war erstaunlich, wie ähnlich sich die beiden Frauengesichter sahen, und erstaunlich, daß ein Menschenantlitz so bezaubernd reizend sein konnte, wie dies mit dem feinen Oval, das aus zwei starken braunen Flechten wie aus einem Rahmen schaute. Sie sprach nur so gebrochenes Deutsch — und Karl Johann mußte alle lieben und herzlichen Worte zwischen den beiden vermitteln. Er hatte sich weit zurück auf seinen Stuhl gesetzt und sah mit freudig funkelnden Augen beständig auf die beiden vor ihm. An diesem Abend empfand er eine Seligkeit wie niemals zuvor in seinem Leben, wie niemals wieder, auch nicht in den Tagen des Glücks, die sich nun einer an den andern reihten.

Janys Vater war noch immer in Hamburg. Einmal schrieb er an Jette: „Du hast ja zwei Söhne — ich wollte glücklich sein, wenn einer von ihnen meiner Tochter gefiele — ob Jany ihnen gefallen wird? Jette — wie könnt es anders sein? Sie ist doch fast dein Ebenbild — und wem hättest du nicht gefallen? — Mich sollt' es sehr glücklich machen, und auf die Lebensreise geb ich ihnen ein stattliches Schiff mit! Hab' ja Geld und Gut, und noch drei starke junge Söhne drüben, die es mehren helfen! Aber die Kleine paßt nicht ins Blockhaus zwischen so viele Männer!"

Diesen Brief behielt Jette für sich ganz allein.

„Nun, Karl Johann," sagte eines Tages die Frau Konsul, da er an ihr vorüberging, wie sie gerade wieder vor die Thür trat, das Schlüsselkörbchen am Arm, die kalte klare Landschaft musternd, die im Eis erstarrt dalag, „ihr habt ja einen zu hübschen Besuch bei euch — willst du nicht jetzt deinen Steuermann machen? Die wäre ja eine Frau für dich! Diesen Winter, Karl Johann, ist es schon ein bischen zu spät — zum nächsten aber rühr' dich — und übers Jahr mach' dann Hochzeit!"

Er lachte und nickte und stotterte und ging weiter; erst rasch, dann taumelnd und langsam, von dem süßen Schreck wie betäubt. Ja, ja — es war Zeit — mein Gott ja, es war Zeit! Nicht daß er Steuermann wurde — nein! Sie aber sollte seine Frau werden — und darum wollte er, wenn es sein mußte, gern sein Examen machen. Grades Wegs ging er aus Seeamt und zog alle Erkundigungen ein. Und dennoch — er konnte nicht dagegen an — es war der erste kühle Zug im heißen Herzensstrom — wie gern, o wie gern hätte er mit ihr und seiner Mutter so weitergelebt in dem kleinen Haus, still, anspruchslos und glücklich! Niemand drängte sich in den Frieden dieser Zurückgezogenheit, sie hatten immer Zeit für ein gutes Buch oder

ein eingehendes Gespräch, sei es heiterer oder ernster Natur. Abends, wenn die Frauen mit ihrer Handarbeit beschäftigt waren, las er ihnen vor. Niemals störte die Notwendigkeit einer festen Arbeit die gleichmäßige Einteilung ihrer Stunden. Sie waren von niemand abhängig, nicht einmal von einem Dienstboten. Das würde nun alles anders werden. — Mit dem Steuermann und dann mit dem Kapitän würde eine anspruchsvollere Wohnung notwendig sein — vielleicht gingen dann auch seine Frauen im Zwang der weiten Häuslichkeit zu Grunde, wie die Alten in der Lotsenstraße, wie so viele Menschen und so viele Familien, von denen Karl Johann wußte, daß sie nie Zeit fanden, ein gutes Buch zu lesen, einen Gedanken oder eine Ansicht zu besprechen. Und in der Unrast des Lebens hatten sie auch schließlich die Fähigkeit verloren, über ihren engen Kreis hinauszudenken, in dem sie sich wie in der Tretmühle gewohnheitsmäßig bewegten. Ja, wenn er wie Leopold seinen eignen Weg gegangen wäre, da könnte er nun so frisch vom Fleck weg heiraten — aber wie stünd' es dann um seine Mutter? Hätte sie auch dieselbe bleiben können, die sie nun war — eine so unvergleichliche Mutter mit ihrer klaren anmutvollen Ruhe, mit der Liebe von ihr zu ihm, von ihm zu ihr! O nein! Kein Gut der Erde, kein Glück der Liebe könnte ihm jemals den Wunsch erwecken, diese Zeit wäre anders ausgenutzt!

Um die Mittagsstunde, als das einfache Mahl beendet war, fragte er plötzlich: „Wie denkst du, mein Mutting? — Ich will nun mein Steuermannsexamen doch machen." Sie zuckte einen Augenblick überrascht zusammen und sah fragend von Jany zu Karl Johann. — „Waren sie schon miteinander einig?" Sie sah: „Nein!" Aber sie begriff den Gedankengang des Sohnes.

„Ja, ja, Karl Johann — es möchte dir nicht immer passen, eine so einfache Lebensstellung zu haben, wie sie deinem Vater und mir genügte. Er hatte nur geringe Schulkenntnisse, und wir beide wünschten nicht, daß er den schweren Versuch, sie nachträglich zu erringen, unternehmen sollte. Wir waren glücklich mit dem, wie es war. Mehr als Zufriedenheit kann uns ja das Leben nicht bieten, auch das reichste nicht, für dich aber und deine Zukunft mag es richtiger sein, du suchst eine andere Stellung. Es ist der Wandel der Dinge, mein Sohn. — Eines Tages kommt das Schicksal, pocht hier an die Thür der Zufriedenen und verschiebt die Dinge; besser, du wartest nicht erst auf das Anpochen, sondern änderst mit deiner guten, sanften Hand die Verhältnisse. — Siehe — es kommt mir nicht unerwartet."

Sie sah ihn an mit den Augen der Liebe, die bis hierhin die Leitsterne seines Lebens gewesen waren. Und im impulsiven Gefühl irgend eines Ungeahnten, Schmerzvollen, warf er sich plötzlich vor ihr nieder, barg den Kopf in ihren Schoß und weinte. Sie strich und glättete seine braunen, gelockten Haare und sagte leise: „Ja, ja, mein Sohn — so kommt das Glück — es fordert gleichfalls immer unsere Thränen!"

Jany war aufgestanden und lehnte sich an seine Mutter. Plötzlich — Gott weiß, wie es gekommen, lagen seine Arme um des schönen Mädchens Leib, und sie beugte sich zu seinem emporgewendeten Antlitz nieder und küßte ihn. Nun waren sie verlobt.

Wie im Rausch verflogen die kurzen Wochen unaussprechlicher Seligkeit. Heiter, glücklich — in einem untrübbaren Einklang der Zufriedenheit; und als hätten die äußeren Umstände sich diesem Glück zu fügen verstanden, verzögerte sich die Heimkehr Leopolds, und Karl Johann sah ihn nicht mehr vor seiner Abreise, die auf gleich nach Weihnachten festgesetzt war; Karl Johann fuhr von Hamburg aus, wie schon seit mehreren Jahren immer mit demselben Schiff nach den westindischen Inseln. Fast reute es ihn, sich zu so langer Reise verheuert zu haben — aber selbst eine Verspätung im Herbst schreckte ihn nicht, er wußte, daß er sein Examen auch ohne die langen Vorstudien bestehen würde. Daß er Leopold nicht mehr sah, war ihm wie eine Erleichterung; er wollte nicht mit dem hochfahrenden Bruder zusammentreffen, ehe er sein Examen bestanden hatte und in einer standesgemäßen Stellung seine verschwiegene Liebe als Braut umherführen durfte.

Nun war der letzte Abend herangekommen, sein Gepäck schon abgeschickt, und sie saßen noch einmal zusammen in ihrem wehmütigen Glück.

Die Mutter war besonders still und fuhr erschreckt auf, wenn ihre Kinder sie ansprachen. Karl Johann wußte genau, sie war mehr denn je bei ihrem geliebten Toten, und er fragte sie zärtlich: „Was hast du geträumt, meine Mutter?"

Sie aber schüttelte abwehrend den Kopf und meinte: „Das läßt sich nicht erzählen. Aber genau und untrüglich ist die Empfindung, mit einer geliebten Seele in Beziehung gewesen zu sein. Die greifbare Form entschlüpft mir, wenn ich sie an einem Zipfel zu halten vermeine; aber der Inhalt läßt seine Spur zurück. Vaters Seele war traurig und drängte sich tröstend in die meine. Uns steht ein großes Leid bevor; von weither kam die warnende und klagende Stimme und kündete die Not."

Jany lachte laut auf: „Mammy, Mammy, bist du abergläubisch? Ich denke, die Toten schlafen einen festen Schlaf, und nur mit den Lebenden haben wir zu rechnen. Das Schicksal kommt und geht, gerufen und ungerufen, hängt es auch von uns ab, und ich denke, ein jeder ist seines Glückes Schmied!"

„Nein, mein Kind," sagte ernst die Mutter, „du bist rasch fertig — ich sage dir: die Toten schlafen nicht! Weh, dem, dem sie schlafen; weh, dem, der nicht mit seinen Toten weiterrechnet, als wären sie noch lebend! So kann nur sprechen, wer nie einen Toten beweint hat! Und du? Verlorst deine treue Mutter und sprichst so? That sie unrecht — würdest du es nicht doppelt bereuen? War sie ein guter Mensch — mußt du nicht weiterleben in ihrem Sinn? Die Toten oder die Lebenden, wenn wir sie lieben, sind sie uns unverloren, sind sie immer um uns. Ihr Bild, die Vorstellung von ihnen, sind sie selbst in unserer Seele, und ihrem Einfluß bleiben unsere Handlungen unterworfen. So weit ein Mensch uns überhaupt gehört und gehören kann, ist er untrennbar von uns — sei er nah oder fern, lebend oder tot.

**Aus unserer Bildermappe:**



Der Frühling. Gemälde von Nicolas Lancret im Louvre zu Paris.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Wähnst du die Toten tot, weil du nie ein Zeichen wahrnahmst, eine Wahrnehmung mit leiblichen Augen erfassen konntest? Was ist denn wahrnehmlich und erkenntlich für uns an dem Geheimnis des Lebens, von der Geburt bis zum Tode? Ich sage dir, die Toten trennen sich so wenig von uns, wie wir uns von den Toten trennen können. — Und darum sind sie uns nicht tot."

Jany war still geworden, aber sie lächelte mit einem verlegenen und doch spöttischen Zug.

Karl Johann sah dieses Lächeln, und es that ihm weh. Er wünschte, seine Mutter möchte es nicht bemerken; sie aber hob im selben Augenblick ihre großen veilchenblauen Augen, schaute ihn mit dem manchmal so seltsam starrenden Blick an und sagte sanft: „Laß dich ihre Art nicht betrüben, mein Sohn, sie ist uns fremd, und Jany ist sehr jung; aber die Liebe bindet ihr junges Reis an unseren Stamm."

Und mit zärtlichem Blick sah sie das schöne Kind an. Warum die geschürzte Oberlippe wohl immer noch so spöttisch sich krauste?

„Mutting", sagte Karl Johann auf einmal, „du könntest doch von deinem Traum sprechen, vielleicht tauchen seine verschwommenen Umrisse deutlicher auf, wenn du ihn schildern willst."

Aber sie verneinte wiederum und sagte nur: „Ich wollte, Leopold wäre von seiner Reise endlich zurück; er bleibt lange aus! Wenn du aber wieder heimkehrst, und ich bin nicht mehr da — nun hast du einen Ersatz. Dies Bewußtsein soll mir diesmal den Abschied von dir leichter machen."

Sie nahm die Hand Janys und legte sie mit der Karl Johanns zusammen: „Haltet fest aneinander in Lieb' und Treu' — dann gibt es für euch nicht Unglück noch Glück, sondern ein reiches, schönes Leben, was es auch bringen mag." — —

Karl Johann saß noch immer auf der Schanzkleidung und blickte in das blaue Meer. Ein Weh ging durch sein Herz, daß er leise aufstöhnte. Schon lagen hinter ihnen die lachenden Ufer Seelands, vorbei waren sie unter dem Turm Tycho de Brahes auf der kleinen Insel Aböe im Sund, dem Denkmal der Undankbarkeit. Karl Johann sah und sah doch nicht. In allen Stunden, die das Leben ihm ohne Arbeit bot, saß er und dachte rückwärts; die kurze Geschichte jenes einen Winters hielt ihn mit den eisernen Klammern eines schmerzenden Gedächtnisses in ihrer Fessel. „Ja, ja — jener letzte Abend — heilig und erhaben in Liebe und Trennungsweh! O, wie heiß liebten sich diese drei Menschen!" — —

Und dann ging es fort. Wie rasch vorm Winde, als wüßten Wellen und Segel, mit wie heißer Ungeduld er vorwärts wollte, flog sein schneller Segler dahin. Sein Kapitän lachte, wenn er an ihm vorbeikam: „Ich und das Schiff, wir wissen um die rasche Fahrt Bescheid."

Auf Aubigne fand Karl Johann keinen Brief, keinen Gruß; wie seltsam und schmerzlich es auch für ihn war, keine Furcht, der Tod oder das Leben könnten ihn beraubt haben, wandelte ihn an. Briefe können verloren gehen. Er aber schrieb lange und verheißungsvolle, glückliche Briefe an die Geliebte und an die Mutter. Auf der Rückreise vertrat Karl Johann den zurückgebliebenen Steuermann abermals, das nahm er für ein gutes Vorzeichen, und in einem ihn fast erstickenden Glücksgefühl landete er in Hamburg schon Anfang September. Und endlich — da war ein Brief — ein großer, starker Brief von seiner Mutter Hand. Er empfing ihn im Kontor, legte ihn auf seine Brust unter die Kleider — und erst später, heimgekehrt auf sein Schiff, setzte er sich, wie jetzt in die Wanten gedrückt, ganz still und einsam zum Lesen hin. Und er las und las. Wie Leopold kam und bald danach Janys Vater, und die Alten machten ordentlich ein Haus, und seine Mutter mochte nicht mehr dabei sein, ihr that das Herz weh. Sie saß zu Haus und dachte an den Traum; wie Vater sie geküßt hatte und gebeten: „Halt aus, Jette, halt fest am Rechten; nun wird das Unglück dich abermals beugen. Der Tod ist nicht das schwerste Leid." Wo war der Zusammenhang dieses Traumes mit dem ungeheuren Leid ihrer Seele, das nun auch Karl Johann erfassen sollte!? Thränen und Bitten prallten ab an Leopold, die Stimme des Rechts und der Wahrhaftigkeit verhallte wie ein Ruf in der Wüste. Und es währte nicht lange, da war schon ein Schiff, ein stolzes Schiff erwählt für Leopold; und es währte nicht lange, da war Jany Leopolds Braut, und sie wußte

nun erst, was Liebe war! Damals aber, wie Karl Johanns Schiff die Insel erreichte, die keine Botschaft für ihn hatte, damals war Janty Leopolds Frau geworden; und sie wohnten in einem schönen Hause neben den Alten in der Lotsenstraße. Sie aber lebte fern ihnen allen in ihrem einsamen Witwenhaus und mußte begreifen lernen: „Nicht der Tod ist das größte Leid!" „Und fliehen wirst du nun, mein Sohn, wie ein Geächteter. Kein heimischer Strand wird dir winken, keine Mutterliebe dich trösten; denn nie, nie werden meine Augen dich wiedersehen! Ich weiß es — ach ich weiß alles! Mein zitterndes Herz sagt es mir — nicht dich allein haben sie bestohlen und beraubt, mir haben sie meine beiden Söhne genommen — den einen, den ich nicht ohne Schaudern sehen könnte, den andern, den meine Seele ersehnt, und den ich niemals wiedersehen werde!" —

Die Dunkelheit sank langsam von Osten her, wohin seine Blicke starrten. Rings um ihn regte sich geräuschvoll das Leben und rüstete zur Abendfeier. Dampfpfeifen gellten, Boote schossen vorüber, eilig, in froher Hast dem Lande zu. Lieder und Seemannsrufe erschollen, das Wasser gluckste mit gleichmäßigem, gedämpftem Schlag; Karl Johann aber sah nichts und hörte nichts! Wie erstarrend stieg es aus seinem Herzen empor und legte sich um seine Sinne, löschte aus, was in ihm gelacht, gejubelt, gehofft und geliebt, erschlug den ganzen Menschen in ihm, begrub seine Vergangenheit und zog die schwarzen Schleier der Hoffnungslosigkeit um seine Zukunft. Die Erde bot ihm nichts mehr, seine Heimat war verweht in ihrem Sand! — — Nur fliehen — fliehen und fliehen bis an das äußerste Meer! Seine Mutter hatte es gesagt: „Ein Geächteter!"

Er hatte keine Antwort für seine Mutter — sie wußte alles; wortlos verließ er die Küste. Aber wie bei Cuxhaven der Lotse vom Bord gelassen werden sollte, stand plötzlich deutlich vor ihm an der Reeling seine Mutter: die Linke aufs Herz gedrückt, hielt sie sich mit der Rechten am Tauwerk, den Kopf ein wenig vorgebeugt, als ob sie horche. Er schrie laut: „Ja, ja Mutter!" und stürzte in seine Kammer. „Wat's los mit Karl Johann?" fragte der neue Steuermann. „Weet nich," war die Antwort, „to Hus is wol einer storben." Er aber schnitt aus seinem dunkelbraunen Haar eine große Locke. Er sah, daß ein Silberfaden dazwischen war, und nickte ihm zu; er schob die Locke in ein Couvert, schloß es und adressierte an seine Mutter. Es war Zeit, daß er wieder an Deck erschien, das Lotsenboot stieß soeben ab, und er konnte nur gerade noch seinen Brief hinabwerfen. —

Ja, nun floh er gleich einem Geächteten! Der ungeheure Verrat, der an ihm begangen war, fraß wie Schande und Sünde an seiner eignen Seele, an seinem stolzen Selbstbewußtsein, an seiner Ehre! Es war nicht um die Geliebte allein — sein Bruder, seiner Mutter Sohn, that ihr und ihm eine Schmach an, die sie beide niederwarf auf ewig! Ihr — dieser Mutter, deren ganzes Leben sich um Pflege und Erhaltung der edelsten Gefühle abspann — ihr widerfuhr dieser Schlag vom eignen Fleisch und Blut!

Der Tag mit seiner Arbeit riß ihn weiter; aber die Nacht mit ihren Stunden der Einsamkeit im engen Raum der Koje, wo er sich stöhnend wälzte, oder unterm funkelnden Sternenhimmel mit dem immer gleichen Getön des sich überstürzenden Wassers, aus dem tausend Stimmen riefen, die fluchten, lachten und spotteten — dann lief er wohl wie ein wildes Tier im Käfig die Zeit der Wache ab. Der Ausdruck seines Gesichtes war schrecklich, seine Kameraden fürchteten ihn. Sein Kapitän, mit dem er schon zwei Jahre auf Westindien gefahren war, und der ihn hochschätzte, mutmaßte die Wahrheit; denn in seinem Glück hatte Karl Johann gesprochen und sich abgemustert, um sein Examen zu machen. Und da er sich nach Empfang eines Briefes wiederum anmustern ließ und so gänzlich verändert war, schloß der Mann auf ein großes Unglück, das seinen jungen Freund getroffen hatte. Er gewährte ihm alle zulässigen Bevorzugungen und beließ ihm vor allen Dingen die hübsche kleine Kammer, die er in Vertretung des Steuermannes innegehabt hatte. Denn trotz der erschreckenden Veränderung wußte der Kapitän doch nicht nur die seltenen Eigenschaften des Seemanns an ihm zu schätzen, sondern er liebte ihn auch persönlich mit einer rücksichtsvollen, aufrichtigen Freundschaft, und sah mit Trauer die Verwandlung des einst so Glücklichen. Karl Johann aß

nicht und trank nicht. Er sprach nur, was er sprechen mußte, und dann und wann erschien er plötzlich im Roof, riß seinen Napf an sich und verschlang den Inhalt ohne abzusetzen. In der Freiwacht begab er sich oft nach ganz oben, oder er hockte auf der Reeling, in die Wanten gedrückt; und dann war er beständig mit allen Fasern seiner Vernunft und Empfindung bei seiner Mutter. Weit, weit fort sah er die Gestalten der andern sich bewegen, wie Personen auf einer Schaubühne. Er verschloß die Augen vor ihnen und suchte seiner Mutter Gesicht! Wie schmal es nun war und wie verändert! Nicht so todestraurig wie vor Jahren — aber es war noch ein anderer Ausdruck darin — eine scheuvolle Niedergeschlagenheit wie das Bewußtsein einer Schuld. Und dann sprach er im flüsternden Ton mit ihr: „Mutter, Mutter — was sollen wir anfangen? Du hast ihn geboren, mit mir unter deinem treuen Herzen auch ihn getragen; — unter deinen Augen und deinen guten Worten ist er aufgewachsen — und ist nun zum Schuft an dir und mir geworden! Ach Mutter — ich kann dich niemals wiedersehen! — Ich fürchte mich — ich fürchte mich — ich kann nicht zurück zu dir! Denn die ganze Schuld, unter der sie mich fühllos leiden machen, steht in ihrem Schrecknis vor mir, als wäre sie deine und meine That — o Mutter, was fangen wir an! Welch eine Schande an unserem ehrlichen Namen, welch ein Brandmal auf unserer Stirn!“

Mitunter auch trat die Versuchung an ihn heran, wenn er oben auf dem Mastkorb lag, die Augen in die Wolken gerichtet, die dicht über ihm hinzogen. Zuweilen, die Blicke in der Unermeßlichkeit verlierend, glaubte er Gott finden zu müssen, ein Zeichen, einen Boten des Himmels, den Wink einer waltenden Hand. Er brauchte nur die Augen zu schließen, die verschränkten Arme fest gegen die gequälte Brust gedrückt ein wenig vorzuschieben — und es war vorbei! Aber sie, seine Mutter, sie sah ihn mit flehenden Augen an und hob ein wenig die schützenden Arme — o, wie deutlich sah er sie! „Nein, Mutter, nein — fürchte dich nicht — ich lebe im Bann deiner Liebe!“

So sah er Himmel und Erde und Wasser in der gleichen erschütternden Gewalt des Schmerzes. Zu Zeiten wieder war es, als hätte ihn sein Gedächtnis verlassen und einem Stumpfsinn Raum gegeben, unter dessen Herrschaft er wie eine Maschine arbeitete, aß, trank und schlief,

**Aus unserer Bildermappe:**



Bildnisse. Gemälde von Gentile Bellini im Louvre zu Paris.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

**Aus unserer Bildermappe:**



Das Kartenhaus. Gemälde von Jean-Baptiste Chardin im Louvre zu Paris.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

bis urplötzlich wie eine überstürzende Woge sein Unglück sich wieder auf ihn warf, seinen Schrei und seine Thränen aufstachelnd.

Und die Jahre schwanden. — In unwandelbarer Liebe schrieb ihm seine Mutter, und es kam vor, daß er nach langer Fahrt einen ganzen Stoß von Briefen vorfand. Er aber schrieb nie anderes als seine Adressen und das immer gleiche: „Ich bin gesund.“ Und dann plötzlich nach sechs Jahren, ohne Vorbereitung und Absicht sandte er ihr einen langen Brief voll Zärtlichkeit und Liebe aus der Überfülle einer unerträglichen Sehnsucht nach ihr. Freilich, von außen umdrängten ihn die Verhältnisse und drückten ihm die Feder in die Hand, die sonst vielleicht noch lange hätte ruhen müssen. Immer noch war er auf dem Schiff ein stummer Kamerad und ein einsamer Mensch; ein Grübler und Denker und doch ein rastloser Arbeiter, denn er liebte sein Schiff, als wär's ihm Ersatz für die verlorene Heimat. Mehrmals schon hatte es schwere Havarien gehabt; die weiten Reisen und die reglosen Zeiten in heißen Breitengraden hatten den Rumpf morsch gemacht. Sein unvermählter Kapitän ergab sich mehr und mehr dem Trunk: die Reederei kargte mit den Unterhaltungsausgaben — kurzum — sein Schiff war

unglücklich gleich ihm. Er kannte jeden Nagel und jeden Zoll Holz des einst so stolzen Seglers. Er pflegte, putzte und flickte mit einer fast zärtlichen Sorgfalt; er trieb die Lässigen zur Arbeit, die Brutalen zur Schonung — aber er allein konnte den Verfall nicht aufhalten! Und immer seltener hatte der wackre Zimmermann das echt seemännische Stolzgefühl, wenn unterm vollen Wind sein gutes Schiff mit gespannten Segeln pfeilschnell die Fluten durchschnitt.

Oft auch brachten Havarien oder in fernen Ländern die Lockungen der Fremde einen völligen Umtausch der Bemannung zu Wege; oftmals war auch der Steuermann unter irgend einem Vorwand, bei dessen Mangel durch die Flucht, zweimal sogar durch den Tod verloren gegangen — und mit Enthusiasmus nahm alsdann der Kapitän Carl Johann in Vertretung, den er wie einen Sohn liebte und als brauchbaren Seemann allen anderen vorzog; wußte er doch auch, daß das Schiff Karl Johanns eigentlicher und einziger Freund war. Und dieses Schiff war eines Tages, da sie den Bestimmungsort in England erreichten, ihnen so zu sagen, unter den Füßen weg verkauft worden auf Abbruch. Für den Kapitän aber war im voraus gesorgt, er war schon am folgenden Tag Beherrscher eines Kohlendampfers; die Mitherübernahme seines Zimmermanns Karl Johann fand er selbstverständlich; diesem aber war mit dem morschen Segler die zweite Heimat verloren, und in der ersten Nacht auf dem fremden Schiff überkamen ihn Sehnsucht und Heimweh mit solcher Allgewalt, daß er aufstand und an seine Mutter schrieb — stundenlang — viele Bogen — ein Buch der Offenbarung seiner heißen Kindesliebe.

Von dieser Zeit ab schrieb er gewissenhaft und oft wie an eine Braut. Er erzählte ihr von den Ländern und Meeren, die er befuhr, sah und prüfte mit neuerwachtem Sinn Menschen und Dinge, um seine Schilderungen klar und unterhaltend für sie machen zu können. Sie aber erwähnte der Dinge ihrer nächsten Umgebung und knüpfte daran ihre Betrachtungen der Menschheit, ihrer Schuld und ihres Unglücks, wie der unerforschlichen Eingriffe urplötzlich hervortretender Fügungen. Wie wunderbar der Mensch seinem Schicksal entgegenwachse und nicht wagen dürfe, an ihm vorbeischlüpfen zu wollen — „denn es ist unerbittlich und holt sein Opfer ein!“ Sie meinte, ein jeder Mensch müsse seine Aufgabe lösen, sei es im Verrichten guter oder schlimmer Dinge — alles füge sich doch in die große Ordnung. „Und auch über dich, mein Sohn, wird eines Tages das Verhängnis hereinbrechen und deinen Sinn wandeln. Kennst du das Sprüchwort: ‚Wo das Blut nicht hinlaufen kann, da kriecht es hin?‘ Sei dessen eingedenk!“

Und einmal, es war vor wenig Wochen gewesen, schrieb sie ihm folgende Geschichte, mit der das Schicksal plötzlich den geheimnisvollen Faden um sein Herz schlang und ihn heimwärts zog:

„Ich melde dir, mein Sohn, die Trauerkunde, daß unser alter Nachbar an der Ecke drüben, Vater Treun, nun auch gestorben ist. Das Klappen seines Webstuhles ging wie das Ticken einer Uhr von früh bis spät. Wie oft standest du als Knabe unter seinem Fenster oder hocktest auf dem schmalen Vorsprung des Fundaments, mit den kleinen Händen die Klammern der Fensterladen umfassend, und schautest durch die trüben Fenster in das gardinenlose Zimmer, wo alles grau in grau lag wie die Farbe der hanfenen Fäden, die ihr feines Geflock umherwirbelten. Wenn nachmittags die westliche Sonne ein Stündchen hier einkehrte, über das Gesicht und die runzligen Hände des alten Mannes fuhr, sahst du besonders gern zu, wenn die Hanfstäubchen in dem breiten, die Stube durchkreuzenden Sonnenstrahl einen förmlichen Tanz aufführten. In unserem Häuschen ist wohl kaum ein Stück, das Treun nicht gewebt hätte. Als ganz junge Frau sah ich mit Vater manchmal seiner Arbeit zu — er war schon damals ein alter Mann, als ich ihm das erste Flachsgarn aus dem jungen Ehestand hinübertrug. Ich hatte das Weben nie gründlich gekannt. Nun machte uns der Alte eine ordentliche gelehrte Abhandlung über den klapprigen hundertjährigen Stuhl, sprach auch von der neuen Jaquarderfindung und prophezeite den Untergang der echten und reinen Leinenweberei. Eine Zeitlang hatte Treun eine Frau gehabt, eine sehr schöne fremde Person, die ihm ein Töchterchen schenkte. Eines Tages aber, da vom Turm des Rathauses ein Seil bis zum Bollwerk

gespannt war und die Frau mit dem Kind auf dem Arm zwischen den Zuschauenden stand, erschien dort oben mit seinem winzigen Flitterkram ein bildschöner, fast nackter Seiltänzer und lief vom Seil herunter gerade mitten ins Herz der Frau — denn samt dem Kinde war sie schon am dritten Tage auf und davon. Viele Jahre später, da wieder ein Trupp Seiltänzer sich bei uns aufhielt und mit einem Trompeter voran zu dreien und vieren, reihenweise als eine stattliche Gesellschaft auf Stelzen durch die Straßen zog, um die Menschen zu ihren Vorstellungen zu locken, die Männer mit samtenen Schwimmhosen, die Frauen mit ganz kurzen Röcken und beflitterten, ärmellosen Miedern, da war ein feines junges Kind von kaum sechzehn Jahren zwischen ihnen, das Kußhändchen und Blumensträuße warf; es hieß zugleich überall, sie sei Treun's Tochter. Und da ich um diese Zeit wieder einmal an seinem Webstuhl stand, sagte er: „Frau Genken, der Pommer sagt: ‚Wo das Blut nicht hinlaufen kann, da kriecht es hin‘! Aber ich bin nicht hingekrochen, und das Kind nicht zu mir her; hab' sie auch hier vorbei durch den Sand auf ihren Stelzen stapfen gehört und Gott gebeten, die arme Kreatur zu sich nehmen zu wollen, ehe sie noch toller würde. Sie warf ihre Kußhändchen, als wär's ihr so angeboren — und darum glaub' ich nicht, daß sie meine Tochter war. — Wie sind nur die Leute überhaupt darauf gekommen? Nein, nein — sie war nicht meine Tochter, gewißlich nicht; aber ich bete seither: Erlöse sie, Herr, mein Gott, und nimm sie zu dir." Und ohne rechte Überlegung sagte ich: „Ja, sieht Er, Vater Treun — das Blut kriecht doch!" Er sah mich erschrocken an — und da er nun ganz mich und sich verstand, wurde er still und blieb wie gebrochen an seinem Webstuhl sitzen. Oft im Leben hab' ich mich seiner Worte erinnert. Viele Gedanken hatte der alte Mann an seinem einsamen Webstuhl gewebt; denn es ist eine Spanne Zeit zwischen dem Hochzeitskleid und dem Sterbehemd, das er spät erst als sein letztes Stücklein getragen hat! — Er war an hundert Jahr alt und webte noch immer um sein Stücklein Brot. Und das Blut kroch noch immer; denn ein paar Stunden vor seinem Tod habe ich ihm noch einen Labetrunk gereicht, und seine Gedanken irrten im Halbschlaf umher, als er mich fragte: ‚Horch! Stapfen nicht draußen Stelzen vorbei?‘

„Aller Feindschaft, mein Sohn, wenn sie im Blut ist, ist nicht auf immer zu trauen. — Gott sei uns allen gnädig, daß, wo das Blut nicht hinfließen kann, es doch hinkriechen mag!" —

Und nun plötzlich, nach sieben langen Jahren begann das Blut zu kriechen. Mit einer trotzigen Sehnsucht stahl es sich in das Herz des Mannes, dann und wann nur erst, nur tropfenweise. Seine Vernunft strebte, dieser Wandlung zu wehren; das ungeheure ihm angethanene Leid zwang er in seine Vorstellung zurück — den jähen Abfall des Mädchens, den Verrat des Bruders, der ihm seine ganze Zukunft zerstörte. Denn so kannte Leopold den Bruder — mit dem Verlust der Braut verlor Karl Johann jeden Beweggrund, das zu erringen, was die Welt „Stellung" nennt. Hier draußen auf dem Schiff genügten ihm sein Stand und sein Besitz. Er gebrauchte nichts und hatte viel erworben; das Glück war ihm in jedem Handel günstig gewesen. Aber wenn er es sich vorstellte, in seinem Alter als Schiffszimmermann zurückzukehren, kochte ein jäher Zorn in ihm auf. Er hatte sein ganzes Vermögen in England aufgenommen und an das Haus der Frau Konsul geschickt, „für seine Mutter." Er wußte, man würde viel über dies Geld sprechen, und es erfüllte ihn mit einer Art von Genugthuung, um die er doch versucht war, sich selbst zu verachten. War dies Gefühl der Genugthuung und eines kleinlichen Triumphes nicht ein Charakterzug Leopolds? Er lachte laut auf bei solchen Gedanken: „Zwillingsbruder — warum auch nicht?"

Und langsam kroch das Blut weiter. Sein Herz hatte längst beschlossen, die Mutter wiederzusehen — doch er widersprach noch immer. Und der sonst so ernsthafte Mensch schürzte die Lippen zu höhnischem Lächeln über die anderen und sich, über Gott und Menschen; — aber auch über dies höhnische Lächeln hinweg kroch das Blut tropfenweise, langsam, sicher — und eines Tages war es da als siegreicher, die Pulse treibender Strom und jauchzte hinweg über Hohnlachen und Widerrede: „Nach Hause, nach Hause!" Was ging

ihn Jany an, dieses schlechte Mädchen! Was ging ihn ein Bruder an, der ihn bestohlen hatte?! Sie hatten sich den bequemen Vorwand einer Familienfeindschaft, die ihnen von der Mutter entgegengebracht schien, zu Nutze gemacht und kümmerten sich niemals um das kleine Zimmermannshäuschen! Jany — hatte nicht Karl Johann die ersten Küsse von ihrem Mund, das wilde Schlagen ihrer Pulse, die heiße Leidenschaft des Weibes zum Manne zuerst genossen? Aus zweiter Hand war sie Leopold's geworden! Wie schüchtern, wie ehrerbietig hatte Karl Johann dies heißblütige Mädchen geliebkost! — O wie dumm, wie dumm — o wie bescheiden dumm war er gewesen! War mit dem endlich zurückgekrochenen Blut ein Teufel in ihn gefahren? Warum sollte er nicht versuchen nachzuholen, was er damals versäumte? Hatte er sie jemals frei gegeben, sie, die mit allen Schwüren der Liebe ihm Treue angelobte? —

Er sah sein Bild in dem kleinen runden Spiegel — einen schöneren Mann gab es nicht. Woher kamen ihm plötzlich diese Gedanken, die sein Blut kochen machten und seine Sinne umnebelten? Sieben Jahre hatte er in stumpfem Schmerz dahingelebt und das Weib vergessen; nun war er erwacht. „War er nicht Manns genug, um sich rächen zu können? Jetzt erst — plötzlich — nach sieben langen Jahren erfüllte ihn ein wahnsinniger Haß und der Durst nach Rache! Ja, er wollte zurück, er mußte zurück! Etwas thun — etwas Schreckliches — das Gleiche, das sie ihm gethan hatten — und dann fort! Diesem hochfahrenden Bruder das Leben vergiften und dem Weibe eine brennende Sehnsucht nach ihm zurücklassen, der hohnlachend sich aus ihren Armen erheben wollte! Gleiches mit Gleichem! Nun wahrt Euch! Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher! Und sicher liegt in seiner Hand des Himmels Strafe."

Karl Johann sprang nieder von der Reeling und begann eilig auf- und ab zu gehen, die Hände in den Taschen, das Gesicht geneigt. Ein leichtes Zittern lief durch seine Glieder, und vor seinen

Aus unserer Bildermappe:



Der Goldwieger. Gemälde von Gerard Dou im Louvre zu Paris. Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Augen schoben sich Funken durcheinander. Es ging bald vorüber. Nun wurde sein Gang schwer und schleppend, sein Gesicht bleich, und er vermochte die schrecklichen Gedanken nicht mehr zu sammeln, die eben noch wie eine wilde Meute ihn umtummelt hatten. Er suchte nach seiner Mutter Angesicht — es verrann in Undeutlichkeit mit seinem freudlosen Ausdruck. Er lehnte sich wieder zurück in die Wanten und fühlte eine Flut von Thränen in sich aufsteigen, die ihn entkräftete wie ein Kind und mit leiser Stimme zu ihm sprach: „Es ist alles vergeblich — Mutter, Mutter, wie sind wir elend!" Ein Heimweh nach ihr ergriff ihn abermals, daß er sich hätte mögen in die Fluten stürzen, der Küste zu schwimmen und laufen, laufen bis in das geliebte kleine Haus, bis in die Arme der treuen, geliebten Mutter.

Aber da er die Konturen der fernen Küste suchte, bemerkte er erst, daß ein dichter Nebel Land und Sonne verhüllte, und daß die Dampfpfeife schrillte.

„Baken und Banken" — sang der Koch; von allen Seiten kam die Mannschaft herbei im Sonntagsputz, die Gesichter blank gescheuert mit einem ungewöhnlichen Seifenaufwand, besonders einige Heizer, die Freiwacht hatten. Karl Johann schloß sich ihnen an. Sie waren nun alle im Roof versammelt, dem schmierigen alten Raum, passend zu dem verbrauchten alten Kohlenschiff. Mit Inschriften an den Wänden, einzelnen und verschlungenen Buchstaben, mit einem Anker darunter, durch ein Kreuz geteilt oder von einem Herzen umschlungen, war er durch ein schlechtes gebrochenes Licht erhellt, das durch eine dicke vergitterte Scheibe im Oberdeck und der Thür sich kümmerlich Bahn brach. Das Schiff ging ganz langsam, gab fortwährend Signale, die von zwei anderen Schiffen beantwortet wurden, zwischen deren unsichtbaren Körpern es vorsichtig weiterschraubte; alle Pfeifen schrillten mit einem angstvollen Ton.

„Jung, wat deist du hier?" fragte ein Matrose den rotwangigen Schiffsjungen. Der grinste und erwiderte halb furchtsam, halb frech: „Captain is never tipsy — only somewhat ill!" und schallend hatte er die Entgegnung auf der Wange, ein kurzer Aufstand, die Thüre öffnete sich nur so lange, um den Jungen herausfliegen zu lassen.

„Ja, ja," meditierte ein Heizer, „wenn de Katt ut Herr' is, speelen de Müs up Disch un Bänken."

Es war weder fröhlich noch behaglich bei der Mahlzeit. Aus den Blechnäpfen dampfte die fahde Brühe des gesalzenen Rindfleisches mit Reis. Zum Sonntagstisch gab es heute den eingehandelten frischen Fisch; die Kost war schlecht bereitet. Die Besatzung nicht ein strammer Set, wie Karl Johann ihn in früheren Jahren bei seinem Kapitän auf dem Segler gewohnt war; sie hatten Engländer, Franzosen und Holländer dazwischen, die nationalen Reibereien nahmen kein Ende, und einen jeden drückte die Last des öffentlichen Geheimnisses: der Kapitän fast täglich betrunken, der Steuermann, ein Mensch aus guter Familie, aber herabgekommen in den Vermögensverhältnissen, hatte die kaiserliche Marine verlassen müssen und blieb nun als Steuermann, ohne Aussicht auf ein eigenes Schiff, überdrüssig seines Berufes, gleichgiltig stehen; ihm war alles zuwider. In solchen Händen lag Wohlfahrt und Leben von Schiff und Mannschaft.

Karl Johann war ihnen die einzige wirkliche Respektsperson, aber in seiner Zwitterstellung lag auch nach dieser Seite hin kein eigentliches Genügen, weder für ihn noch für die Leute. Stumm zog er sich an Deck zurück, sobald sein Hunger gestillt war. Der Nebel fiel in einem feinen Riesel nieder, der rasch die Kleider bis auf die Haut durchnäßte und das Schiff wie eine Wand umhüllte. Die Dampfpfeifen riefen noch dann und wann aus größerer Entfernung, und stetig tönte die Antwort; wie ein schreiender Vogel in Wolken zog das Schiff die nasse weglose Bahn.

Der Steuermann stand pfeifend unter dem Schutz der geöffneten Thür des Kartenhauses. „Nu, Genke," sagte er, „man muß pfeifen, um den Skandal ertragen zu können; ich werd gleich ‚Maulhalten' kommandieren."

„Wär' wohl nicht zu empfehlen," entgegnete Karl Johann, „möchten Sie lieber kommandieren, daß die Porten und Luks gelüftet werden — die Kohlenladung ist höllisch frisch, da giebt's leicht Gas unter Deck. Der Kapitän befiehlt es jeden Tag, hab's aber noch nicht erlebt, daß es gemacht wird."

„Ih, was Sie sagen," erwiderte lachend

der Steuermann, „meinetwegen kann's morgen geschehen. Das sind so Grappen vom Alten, der einem das Leben gern sauer macht; sich macht er's verdammt glatt unter Alkohol! Wie denken Sie über Sechsundsechszig, junger Mensch?"

„Sind Engländer am Bord," war die Antwort, „denen giebt's einen Dolchstich, wenn sie erfahren, daß wir so den Sonntag feiern. Lieber morgen, wenn die Lüftung vorgenommen ist."

Karl Johann sprang trotz der Nässe auf die Reeling zurück und drückte sich an die Wanten; sofort war er wieder mit allen Gedanken bei der Unthat, die ihm geschehen, bei der Sehnsucht nach der Mutter und der schrecklichen Rache, die er nehmen wollte. Und immer noch dampfte es rings in einem undurchdringlichen Grau; die Luft war schwer, und atemberaubend, auf der Zunge lag sie mit einem metallenen Geschmack.

Karl Johann sah dem Wogen dieser sich wälzenden Massen zu, wie sie sich auf dem Wasser zusammenballten und überstürzten. Aus dem Roof schallten die Zieharmonika und der Gesang der Mannschaft; sie sangen heute Kirchenlieder, den Engländern zu Ehren. „Die thäten es uns nicht," dachte Karl Johann, „aber es ist doch schön von uns, daß wir solche Rücksicht nehmen, es hebt uns über sie; im Vorteil werden sie uns gegenüber immer sein — gerade so wie Leopold mir gegenüber!"

Und wieder war er bei den alten Gedanken und stierte, sich das Hirn zermarternd, auf das Großluk. Wie merkwürdig hier der Nebel spielte — zwischen den Planken des Deckels tanzte er zitternd mit einem bläulichen Schein. Plötzlich weiteten sich die halb geschlossenen Augen des gleichgiltig Schauenden, er erblaßte; es war nur für einen Augenblick, daß ihn Schreck, Furcht und Entsetzen gebannt hielten — dann glitt er nieder und war mit ein paar Sätzen beim Steuermann, der noch immer am Pfeiler lehnte und die „Blaue Donau" pfiff.

„Um Gotteswillen, Steuermann — was ist das — das ist kein Nebel — das ist Rauch!" Mit überlegenem Lächeln wehrte der ihn ab, aber es war auch nur für einen Augenblick, daß der Leichtsinnige nicht sehen wollte — dann begriff er.

„Jung," rief er mit halblauter Stimme den Herumlungernden zu, „hol mir sofort den Maschinenmeister!" und alsbald erschien der Öl- und Theerglänzende mit hochrotem Gesicht.

„Erschrecken Sie nicht hörbar, Meister — die Leute dürfen nichts merken — sehen Sie aufs Großluk. Ich denke, die Ladung brennt!" Auch das rote Gesicht des Meisters überzog sich mit der Farbe des Entsetzens, einsichtsvoll riet er: „Lassen Sie rasch beidrehen — vielleicht erreichen wir die schwedische Küste — sonst sind wir alle verloren! Und schaffen Sie sofort den Kapitän an Deck!"

„Ih wo," war die rasche Entgegnung, „man nicht so hitzig, Maschiniste! In dem Nebel? Alle verloren? Haben ja Löschapparate! Den Kapitän holen? Wozu noch Radau machen! reißt mal erst die Luks auf, damit der Rauch raus kann, und dann Wasser hinein, was wir pumpen und schleppen können!"

„Steuermann," schrie jetzt Karl Johann, „öffnen Sie jetzt auch nur ein Luk, bekommt das Feuer Zug, dann geht's rasch zum Ende! Was sollen da noch Löschapparate und Wasser! Gott gebe, daß alle Luks den Druck von innen aushalten, dann ist es möglich, daß das Unglück an seinem eignen Rauch erstickt — nur kein Luk öffnen!"

Da sprang der Steuermann mit der ersten besten Handspake auf ihn ein und rief: „Wollen Sie Meuterei machen? Seit wann haben Sie hier das Kommando?"

Dennoch sagte der Maschinist: „Steuermann, Genke hat recht!" Der Streit wurde abgebrochen durch einen Mann, der aus dem Volkslogis stürzte und rief: „Die Ladung muß brennen — das Schott zu unserm Logis ist heiß, und man hört das Knistern!"

„Jawohl, mein Sohn," sagte spöttisch der hochmütige junge Mensch, „wir wissen schon — geh an, und mach' die kleine Luk auf — und du Jung, purr alle Mann und dann nehmt die beiden großen Planken mal vom Großluk ab!"

Murrend zog der Meister ab. Der Steuermann stieg auf die Brücke und sah den Arbeiten zu — kaum lüftete sich die erste Planke, als mit dumpfem Laut gleich dem Schrei eines wilden Tieres die glimmende Kohlenmasse in hoher Lohe heraussprang. Entsetzt fuhren die Leute zurück,

und die Gleichmütigkeit des Steuermanns schlug in volle Kopflosigkeit um. Er schrie: „Feuer, Feuer — reewe, reewe!"

Inzwischen stand Karl Johann an der Koje des Kapitäns und sprach ihm ins Ohr: „Es brennt, es brennt!"

„Ja, ja," grunzte der alte Mann behaglich, „das brennt höllisch! Ist auch Whisky von den Shetlands!"

Karl Johann leerte rasch die Wasserflasche über den Kopf des Verschlafenen, der mit einem: „Donnerwetter, was ist das?" aufsprang; da tönte der Ruf des Steuermanns „Feuer, reewe" zu ihnen, und in fliegender Hast riß der Alte seinen Verstand und seine Kleider wieder an sich, während Karl Johann berichtete, daß wohl in diesem Augenblick die geöffneten Luks die Katastrophe beeilt hätten. Den Rock nach sich schleifend, stürzte der Kapitän die Treppe empor und schrie: „Alle Luks schließen!" Und den Flammen entgegen warfen sie die gelösten Deckelplanken zurück und versicherten sie nach Möglichkeit, aber überall schmolzen die Dichtungen, zitterte die bläuliche Gasflamme. Die Schläuche wurden herbeigeschleppt und die Wasserstrahlen in den Raum dirigiert. Alle Spritzen warfen beständig das kühlende Naß auf die heißen Planken. Nach zwei Stunden rastloser Arbeit schöpften sie Hoffnung: es war still unten, das Knistern gänzlich verstummt. Die erhitzte, Schwindel und Angst erregende Luft klärte sich; auch der Nebel ließ nach. Fast bis zur Horizontlinie von ihnen entfernt zogen die Dampfer, welche sich südlich von ihnen hielten.

Kapitän und Steuermann hatten eine rücksichtslose Aussprache. Empört über die vollkommen gerechtfertigten Vorwürfe des Alten, die in der Annahme gipfelten, daß seine Befehle, „immer der Ladung frische Luft zuzuführen," nicht befolgt seien, ließ sich der Steuermann zu den Worten hinreißen: „Ein ordentlicher Kapitän kümmert sich selbst um die Ausführung seiner Befehle. — Einem Betrunkenen zu gehorchen, kann niemand verlangen — das kann Schiff und Mannschaft kosten. — Sind ja kaum zehn Stunden her, da wollten Sie uns an Kronberg werfen, glücklicherweise gehorchte der Rudergast nicht unbedingt!"

„Von Deck!" brüllte der Kapitän, „von Deck, Mensch, Sie haben Arrest und sind vom Kommando! Von Deck! sag' ich — und Sie Genke — nehmen Sie sofort die Führung!"

Kein Wort, des sonst dem Seemann so geläufigen Schimpfens erleichterte den kochenden Zorn der beiden Männer. Mit kurzem Hohnlachen verschwand der Steuermann; mit zusammengepreßten Lippen stand der Kapitän auf der Brücke und stützte sich mit beiden Händen aufs Geländer. Karl Johann sah, daß sie zitterten.

Eine dumpfe Stille war nun überall, die Leute flüsterten kaum.

Der Abend sank, und die mondlose Nacht dunkelte rasch herauf.

Die Boote wurden klar gemacht, und weil die Fahrt gegen den Wind anging, ließ Genke das Langboot nach vorn bringen. Auf der Brücke besprach er dann mit dem Kapitän die Verteilung der verstärkten Wachten. Die Schläuche warfen noch immer ihre Wasserstrahlen aufs Deck und auf die Ladung. Die Luft war wiederum erstickend geworden, und bei der wachsenden Dunkelheit erschien das Schiff wie getaucht in einen bläulichen Schein.

Irgendwo braunte die Ladung noch immer, sie wußten es alle am Bord, ein jeder bereitete sich auf Schreckliches vor. Die Wertsachen wurden in die Brusttaschen geschoben, auch Proviant in die Boote. Spritzen und Schläuche warfen ununterbrochen Wasser, und doch bemerkten sie alle, daß ihnen der Boden unter den Füßen heiß ward; die Arbeit hielt sie aber in Ordnung und nährte die Hoffnung auf Erfolg.

Plötzlich sprangen zwei Heizer die Maschinentreppe empor; ihnen folgte der Meister, wie aufwärtsgetragen von einer gelben mächtigen Flammengarbe, die sich prasselnd über Deck auseinander teilte.

„Alle Mann nach vorn," tönte das Kommando. Selbst der Rudergast mußte seinen Posten verlassen und kam versengt an Händen und Haaren zu den übrigen gestürzt, die auf ein Häuflein zusammengedrängt, das Bugspriet besetzten. Plötzlich folgten rasch hintereinander dumpfe Detonationen; das Vorderschiff hob sich ein wenig, nun drängten sich mit dem Kommando zugleich die Leute schon ins Boot hinab, und die Ausschiffung konnte nur dadurch in mäßiger Ordnung sich vollziehen, daß

der Kapitän seinen Revolver zog; der Steuermann, Karl Johann und ein paar ältere Leute unterstützten mit Energie den Kapitän. Das Feuer trieb noch immer nach achtern zu, aber schon schlugen die Flammengarben stoßweise nach ihnen hin — es schien, der Wind drehte sich, und es war Zeit, daß sie sich vom Schiff entfernten. Das große Langboot war angefüllt mit Menschen und lag tief bis zu seinem Rande, als sie abstießen. Wie ein fauchendes Ungeheuer stob das brennende Schiff haarscharf an ihnen vorüber, und wie ein Wunder mußte ihnen die Rettung erscheinen, die der Augenblick bot, wenn auch ohne Sicherheit für die nächsten Minuten. Sie folgten der Spur des leuchtenden Schiffes noch volle zwei Stunden; es ging ganz langsam, zuweilen stand es sogar still, und plötzlich war es verschwunden. Die so lange ruhige Fläche des Meeres bewegte sich unruhig, der Wind blies in wütenden Stößen und machte die von Arbeit und Angst Erschöpften völlig ratlos und teilweise verzweifelt. Beim Anbruch des Tages stellte es sich heraus, daß trotz aller Befehle, vielleicht auch ohne Absicht und durch das Drängen der Menschen verursacht, der Proviant fast ganz über Bord gegangen war. Ein Dampfer kam ihnen entgegen, nördlichen Kurs haltend. Sturm und der hohe Wogengang machten aber ihre Hilferufe verhallen, und in der Halbheit des Morgenlichtes auch ihre Erscheinung unbemerkbar — dennoch belebte sich die Hoffnung, und da einige meinten, das Schiff schwimmend erreichen zu können, war es nicht zu verhindern, daß plötzlich das Boot sich entleerte. Die Offiziere mit dem Rest der Leute hatten Mühe, das Abspringen so zu unterstützen, daß das Boot nicht kenterte. Sie blieben nur ihrer sieben zurück, Kapitän, Steuermann, Karl Johann und vier Leute. Die Möglichkeit, sich nun halten zu können, wuchs; aber für die Schwimmer sank sie, denn das Schiff steuerte nordwärts und es war kaum zu hoffen, daß ein Mann es lebend erreichen konnte.

Nun wurde im Boot der geringe Mundvorrat verteilt, der selbst bei äußerster Genügsamkeit nicht voll für zwei Tage reichte. In der zweiten Nacht brachte ein Gewitterregen wohl erquickendes Naß und beruhigte etwas den hohen Wogengang, aber die geringe Trockenheit der Kleider, die sie trotz der Sturzseen hatten retten können, ging nun ganz verloren. Eine große Mutlosigkeit hatte sich aller bemächtigt, nur Karl Johann war vollkommen ruhig und hing ungestörter denn je seinen Gedanken nach. Immer fester gestalteten sich die wilden Vorstellungen von einer Mission der Rache, die er zu erfüllen habe; er saß da mit blitzenden Augen und dem Triumphgefühl: „Wir werden gerettet, denn ich trage das Schwert in Händen!“ Auch nicht die Erinnerung an seine Mutter oder die Stimme seines einst so korrekten Gewissens thaten Einspruch. Seine Überzeugung aber gab mit ihrem fanatischen Sicherheitsgefühl den Mitleidenden immer wieder neue Kraft zur Hoffnung, zum Ausharren im quälenden Hunger. Sie leckten nachts den Thau von ihren Kleidern und vom Holzwerk des Bootes. Noch immer war die See unruhig, und keins der Schiffe, die dann und wann auftauchten, gab ihnen Hilfe. Am Boden ausgestreckt, stöhnend und schlaflos lagen die Männer. So ward sechsmal aus Morgen und Abend der Tag, und schon der siebente neigte sich, als endlich ein Schiff in ihren Kurs geriet, beidrehte und Boote absetzte, um die Unglücklichen anzuholen. Zum Tode erschöpft kamen alle Mann glücklich über, obgleich die Dunkelheit und ihre Schwäche das Rettungswerk erschwerten. Nachdem sie erquickt waren, schliefen sie bis in den Tag hinein. Auch Karl Johann erwachte spät; er lag neben seinem Steuermann, der einen gesunden, festen Schlaf schlief, im Kartenhaus; der Kapitän, hieß es, sei schwer erkrankt, und zwei Mann redeten im Fieber irre. Karl Johann erhob sich wie zerschlagen an allen Gliedern; eine Art Rausch trübte sein Begriffsvermögen, er taumelte wie ein Trunkener die Kajütentreppe nieder, um seine Verklarung bei dem Kapitän des großen Dampfers abzulegen. In der Kajüte sah er wirklich seinen alten Freund in Decken gepackt auf der Ruhebank liegen, bewußtlos sprechend und fieberglühend. Am Tisch saß in Hemdsärmeln der Kapitän, eine große breite Gestalt. Das Gesicht mit dem Vollbart kaum von den Papieren erhebend, fragte er: „Wie heißen Sie?“

Karl Johann gab keine Antwort. Den Kopf weit vorgeschoben, musterte er mit



Bambuswald in Afrika. Nach der Gouachezeichnung von Wilhelm Kuhnert.

einem starren, fast blöden Ausdruck den andern. Endlich schlug der Kapitän die Augen auf und sah seinem Zwillingsbruder ins Gesicht; er erhob sich halb, stützte die Hände auf den Tisch und beugte sich gleichfalls vor. Kein Wort, kein Laut — es war, als stünde ihnen der Atem still. Dann that Karl Johann, ohne sich zu wenden, langsam ein paar Schritte rückwärts bis zur Thür, die weit offen geklammert stand; dicht neben der Thür wendeten sich die messingbeschlagenen Stufen nach oben. Gegen diese Stufen sank Karl Johann und fiel in eine tiefe Ohnmacht. Noch einen Augenblick stand Leopold in seiner Erstarrung, dann sprang er seinem Bruder nach und fand den Regungslosen vor sich liegen; er pfiff dem Steward und gebot: „Hilf ihn mir tragen, er soll in meine Koje — er ist mein Bruder."

Sie entkleideten Karl Johann, und der Steward sah mit Erstaunen, daß seines harten, festen und sonst so kühlen Kapitäns Hände zitterten und große Thränen seinen Augen entrollten.

Endlich kam wieder Leben in Karl Johann, doch es stellte sich, wie bei dem Kapitän und den zwei anderen Leuten, mit gänzlicher Unklarheit des Bewußtseins, mit Schüttelfrost und Fieberhitze ein. Aber keiner der Kranken raste wie er; alles verschwiegene Leid, alle verborgene Qual, untermischt mit der kurzen Geschichte seines Glückes und der heißen Liebe für seine Mutter, quoll in klagenden, erschütternden Worten von seinen Lippen. Und Leopold saß an seinem Lager und bewachte den Tobenden, ihn mit starken Armen haltend. Er saß vor seinem Ankläger, und mit unerbittlicher, furchtbarer Klarheit kostete er die Schändlichkeit seiner Handlungsweise; er saß vor seinem Ankläger und vor dem ewigen Richter, mit dem in der Seele uns Gott zu seinem Ebenbilde schuf.

Wie einen lästigen Gedanken hatte er die Erinnerung an den für ihn Verschollenen durch alle Jahre hindurch verscheucht — Karl Johann hatte es ihm ja leicht gemacht. Auch den Bruch mit der Mutter hatte er zu ertragen gewußt — er ging ja nicht von ihm aus, sondern von ihr und war dem Rest seines Gewissens bequem. So hatten die Verhältnisse und sein Wille ihn eingeschläfert. Nun war wie mit dem Posaunenton des jüngsten Gerichtes die Erweckung da. Welch einen starken Geist, welch ein treues Herz hatte er in kaltem Egoismus zerbrochen!? Und wofür? War er glücklich? Reichtum ist nur im Erwerb eine Glückgefühlserregung, im Besitz ist er eine selbstverständliche Nebensache. Ja, Reichtum gehörte zu seinem Heim. Aber war sein Heim ein Glück? Gold und Scheinleben, Eitelkeit und leicht verletzbare Ehrsucht, das war das Wesen seines Hauses, in das seine Mutter doch niemals gepaßt hätte — und so war es richtiger, sie kam gar nicht erst hinein. Und die kühle Art seines Blutes lehnte sich nicht auf gegen diese Verhältnisse — er litt nicht, daß es zur Vergangenheit hinlief, und wenn es hinkroch — zuweilen — ganz plötzlich, wie auf ein Gebot — dann wußte er es zurückzudrängen!

Wo, wo hatte der Strom gelauert, der nun mit brausendem Schwall seine Adern durchtobte? Seine Mutter und sein Bruder aus den fernsten Kindertagen erstanden wieder vor ihm und zugleich die letzte Abfahrt seines Vaters, der Mutter Erwartung, ihre Auflehnung gegen Gott und Menschen, und endlich ihre erlösende Unterwerfung und Demut. Eine Sehnsucht ergriff ihn, eine heiße schmerzende Sehnsucht, der Bruder möge ihn nur einmal umarmen und möge ihm vergeben! Und er rief und flehte um Gottes Barmherzigkeit, er weinte und betete — er suchte Gott! — — —

Die Nacht brach an; das Schiff war auf der Memeler Höhe auf seinem Wege nach Finnland. Kapitän Genke berief seine beiden Offiziere zur Beratung, im Grunde nur zur Mitteilung seines Beschlusses. Er wollte den Kurs abbrechen und auf seine Heimat zusteuern; der besondere Fall, angesichts des Toten und der Sterbenden erheischte eine besondere Rücksicht. Hiernach kehrte er unverzüglich an das Lager des Bruders zurück, die weiteren Anordnungen seinen Steuerleuten überlassend.

Aber die Hoffnung, das Leben Karl Johanns zu erhalten, sank mehr und mehr; er schlief noch immer nicht, redete unablässig und verlangte hinaus; er erhob sich auch trotz aller Gegenwehr mit eiserner Kraft, aber taumelte zurück auf sein Lager, sowie er auf den Füßen stand. Allmählich, gegen Abend des dritten Tages ward er stiller, und manchmal schien es Leopold,

als hätte der Kranke einen Blick des Verständnisses für ihn gehabt, denn er stockte mitten in seiner Rede und sah ihn lange an. Leopold hielt seines Bruders Hand, die, abgemagert und glühend, leicht zitterte, fest umspannt. Und nun kam es mit einem fremden Ton über die bebenden Lippen des Leidenden:

„Du bist es, Leopold — laß mich an Deck bringen.“

Es war rasch geschehen; sie hatten ihn in Kissen und Decken gehüllt und lagerten ihn auf das Achterdeck. Die Sonne sank schon, und vor ihrer roten Strahlenpracht tauchten erkennbar in dunklen Umrissen die Küstenstriche der Heimatinsel auf, mit dem schlanken Leuchtturm und den waldigen Höhen über den schimmernden Dünen. Bis zum Osten hin war die wolkenlose Himmelswölbung vom glühenden Rot überhaucht. Das Meer in seiner glänzenden farbenprächtigen Dünung lag glatt und feierlich rauschend.

Der Kranke hatte sein Angesicht der Küste zugewendet; mit den bläulichen Lippen sog er in tiefen Atemzügen die erquickende Luft ein, ein stilles Lächeln verklärte seine schönen Züge. Leopold saß schweigend neben dem Bruder, er wagte nicht dessen Hand noch einmal zu erfassen; der aber nahm das verklärte Bild der Heimat mit den suchenden stillen Blicken voll Entzücken auf.

Was war vorgegangen in dieser von so wildem Haß erfüllten Seele? Hatte das Fieber die Leidenschaften ausgerast, oder löste der herannahende Tod die Fesseln der Liebe und gab ihnen ihr Vorrecht in dieser edlen Seele zurück? Ohne die Blicke ihm zuzuwenden, ergriff Karl Johann endlich Leopolds Hand mit einer letzten Anstrengung. Der sank in die Knie, vergrub sein Gesicht in die Kissen und flehte mit erstickter Stimme: „Bruder, Bruder, mein Bruder, vergib mir!“ Und mit klarer sanfter Stimme kam die Antwort: „Siehe, da das Blut nicht hinlaufen konnte, nun ist es hingekrochen! Liebe meine treue Mutter — ach, liebe sie nun unendlich wie ich!“ Und plötzlich wendete er sein Gesicht zu Leopold, seine großen Augen brachen in einem letzten Blick, er murmelte noch schwache, unverständliche Laute — er versuchte sich zu erheben; aber einer, der stärker ist als aller Wille und alle Kraft dieser Erde, der stille ruhige Tod, nahm ihn in seine Arme und streckte ihn schmerzlos nieder.

Leopold hielt noch immer die Hand des Bruders und kniete neben ihm, die Blicke auf die näherrückende Küste geheftet, deren abgetönter Glanz allmählich im Dämmer des Abends erlosch. Er erhob sich erst, als der Lotse am Bord kam und das Tagewerk seinen Beistand forderte.

Es war nach Mitternacht, als Frau Jette aus schwerem Traum auffuhr; sie hatte ihren Genke und Karl Johann gesehen, wie sie langsam Arm in Arm dem Häuschen zuschritten. Und wie sie nun aufhorchte, vernahm sie deutlich durch die offene Thür das Klopfen an ihren Fensterladen. Mit jähem Sprung war sie heraus — beide Hände gegen das klopfende Herz pressend. Es pochte abermals, da sie ein Licht entzündete, und nun tönte es deutlich:

„Mutting! Mutting, mach auf, ich bin da!“

„Herr, mein Gott und mein Erlöser — das ist doch nicht seine Stimme und ist doch sein Ruf!“

Und wie sie die Hausthüre erschloß, und der Schimmer fiel auf Leopolds bleiches, flehendes Gesicht, warf sie das Licht von sich und umfing ihn mit beiden Armen: „Mein Sohn, mein Sohn, mein verlorener und wiedergefundener Sohn!“





## Die Katze läßt das Mausen nicht.

(Abdruck verboten.)

Wenn auf des Lebens schmalem Steg
Ein volles Glas uns steht im Weg,
Und wenn der Wein drin perlt und sprüht
Und dicht schon an den Lippen glüht —
Ja nun,
Was thun?
Man war von je ein Bösewicht:
Die Katze läßt das Mausen nicht.

Und wenn nun auf des Lebens Pfad
Ein hübsches Kind sich wieder naht,
Und wenn ihr Mund so rosig blüht
Und dicht schon an den Lippen glüht —
Ja nun,
Was thun?
Man war von je ein Bösewicht:
Die Katze läßt das Mausen nicht.

Und wenn auf unsres Lebens Bahn
Zugleich sich lockend beide nahn,
Des schönsten Mädchens Auge glänzt
Im Glas, das ihre Hand kredenzt —
Ja nun,
Was thun?
Man war von je ein Bösewicht:
Die Katze läßt das Mausen nicht.

Hans Hoffmann.



Ausblick auf Tivoli.

# Die Villa des Hadrian.

Von

**Bruno Schippang.**

**Mit fünfzehn Illustrationen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.**



Die Trümmer von Tiburtinum, der Villa des Hadrian, sind die Überreste der großartigsten Schöpfung, die jemals ein Dilettant ins Leben rief. Bei einem Umfang von über zehn Kilometern umfaßte sie ein Lyceum, eine Akademie, ein Prytaneum, einen Kanopus, eine Poikile, Nachbildungen des Tempethales und der Unterwelt, Paläste, Theater, Thermen, Kasernen u. a. m. Dieses Wunder der Baukunst, diese Perle des Dilettantismus, konnte nur von dem vielseitigsten und reichsten Dilettanten geschaffen werden, der je in der Welt von sich reden machte. Zu groß beanlagt für seine Zeit, hineingestellt in die glücktichsten Tage, die dem römischen Reiche beschieden waren, durch Gunst auf einen Thron gehoben, für welchen seine Vorgänger bereits alle Befestigungsmittel erfunden und erprobt hatten, Herrscher über ein Weltreich, dessen Grenzen noch zu erweitern seinem klarem Verstande als Unding erschien, ein Mann voll Kraft und Wollen, dem das rechte Feld fehlte, um sein Können einzusetzen — das war Hadrian. Andere haben ihm den Weg geebnet; ihm, der das Zeug zum Pfadfinder in sich trug, fehlte der Urwald, durch welchen mit kräftigen Axthieben der Ellbogenraum gebahnt werden muß. Von Kaledonien bis zum Indus, vom Nil bis über die Donau erstreckte sich sein Reich; was von der damals bekannten Welt noch zu erobern blieb, war nicht des Eroberns wert. Die Welt war zu klein für Hadrian, den tüchtigen Feldherrn. Er schloß daher die Pforten des Janustempels und durchzog als Segenspender und Städteerbauer sein Reich fünfzehn Jahre lang, ein Reisekaiser. Heimatlos, ohne Volksangehörigkeit durchwanderte der Sprößling einer altrömischen Familie, die seit dem Fall von Numantia in Spanien ansässig war, die Lande. Seinen spanischen

Accent hatte man ihm abgespöttelt — ein Kinderspiel war ihm das, wie das Erlangen sophistischer Beredsamkeit in lateinischer und griechischer Zunge. Das heiße Temperament seiner Mutter, einer andalusischen Römerin, verlor er nicht; er lernte nur, es unter dem Mantel kosmopolitischer Bildung verbergen. Stolz wie ein Spanier — denn sein Geburtsland hatte dem Vaterlandslosen alle jene Eigenschaften gegeben, die aufeinander folgende Geschlechter von der Erde, der sie entwachsen, zum Geschenk erhalten — blieb er einsam und liebeleer im innersten Herzen. ihrem Verkehr fort, um aber bald zu entdecken, daß sie nicht seine Freunde sein konnten; denn sie waren ja Männer von unzersplitterter Kraft, etwas Ungeteiltes, wenn auch nicht so Großes, Hochstehendes wie er.

Als der Mann, der alles hatte und nichts Selbsterworbenes besaß, der Bergbesteigungen und Nilfahrten, der syrischen Sonne und der klassischen Tempel müde war, zog er sich nach Tiburtinum zurück. Da er fürchten mußte, an Qualität und Originalität von jedem einzelnen seiner auserlesenen Umgebung übertroffen zu werden, so schuf er ein Werk, das an Quantität und Zusammenfassung des Vorhandenen alles Dagewesene bei weitem überbot — und wie die Geschichte lehrt, auch alle späteren Bauten dieser Art. Der Bau dieser Stadt des ewigen Feiertages war bald nach seinem Regierungsantritt begonnen worden; als er 138 n. Chr. dort starb, war sie noch nicht vollendet. Die merkwürdigsten seiner Reiseerinnerungen wurden hier verewigt, die Ruhestätte des Rastlosen bot Nachbildungen der berühmtesten Bauwerke und Örtlichkeiten der damaligen Antike. Wenn man Hadrian eine Renaissancenatur vor der Renaissance genannt hat, so trifft diese Bezeichnung nur in Bezug auf die Vielseitigkeit seiner künstlerischen Bedürfnisse zu. Ein eigenes freies Kunstschaffen konnte er weder entfalten noch fördern.



Cypressenallee

Aber Hadrian suchte die Freude in ihrer edelsten Form: in den schönen Künsten. Seine Würde, die Vielseitigkeit seiner Verpflichtungen gegen die verschiedenen Interessen der Geister hinderten ihn, sich in einem Zweige auszuzeichnen. Er zog die bedeutendsten Männer seiner Zeit heran und bildete sich an



Natatorium.

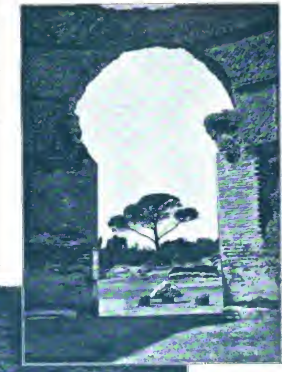


Ruinen der griechischen Bibliothek.

So entstand um ihn her eine Art von Museum, ein Londoner Krystallpalast in den kolossalsten Dimensionen, wo alle Baustile nebeneinander aufmarschierten. Stundenweit erstreckten sich die Anlagen, welche die Villa umgaben — der Kaiser zog sich gemäß dem Horazischen „odi profanum vulgus et arceo" zurück von der plebs; er war zu fein gebildet, um wie seine Vorgänger durch theaterhafte, prunkvolle Aufzüge, durch wüste Cirkusspiele und blutige Tierhetzen der großen Masse imponieren, ihre rohen Instinkte befriedigen zu wollen; er saß zu fest im Sattel seiner Macht, um sich an ein Haus auf dem Palatin in Rom zu binden. Weit und groß, wie sein Reich, war sein Wohnsitz, weit die Aussicht, welche seine „Pfalz" beherrschte, mit dem Rücken gegen die Berge gelagert, fest gegründet wie seine Herrschaft über die ewige Roma, die bescheiden und klein in der Ferne zu seinen Füßen lagerte. Über eine Stunde in der Länge erstreckte sich die Anlage, in deren Umfriedung die anfangs genannten Bauten eingeschlossen waren. Der Kaiser selbst hatte die Zeichnungen geliefert; alles, was er als Schönstes bewundert hatte, war hier nachgebildet. Athenische und alexandrinische Bauten, kostbare Gewebe des Morgenlandes und kühler Marmor aus allen Steinbrüchen der Welt, was nur die Kultur auf ihrem damaligen Gipfelpunkte an Luxus zu bieten vermochte, war hier zusammengescharrt und geordnet, um überall das Nüchterne und Alltägliche, den Arbeitsernst sowie die Todesqual dem Gedanken so fern als möglich zu rücken. Ein Volk von Höflingen und Müßiggängern belebte diese Räume, die sogar ein „Ägypten in Italien" boten, den Kanopus, der in einem künstlich in einem Tuffhügel eingeschnittenen Thale lag. „Kanopus," sagt Strabo, „einhundertundzwanzig Stadien (= zwei Meilen) von Alexandria entfernt, besitzt den Tempel des Serapis, der sehr heilig gehalten wird . . . Scharen von Wallfahrern kommen den Kanal herab: Tag und Nacht wimmelt es von Männern und Weibern, die in ihren Barken spielen und tanzen in zügelloser Ausgelassenheit und nachts daselbst Herbergen finden." Ein Kanal führte zu einer Nachbildung dieses Tempels, wo Hadrian seinem Freunde Antinoos einen Kult errichtet hatte; umgeben von Skulpturen aus schwarzem Marmor und rotem Granit, war hier die Statue des schönen Jünglings aufgestellt — ein Osiris aus weißem Marmor (jetzt im Vatikan). Hier stand auch jener Obelisk, den

man am Fuße des Monte Pincio auf der Piazza del Popolo aufgestellt hat. Die Inschrift in Hieroglyphen besagt, daß Hadrian und seine Gemahlin Sabina sie dem gemeinsamen Freunde weihten, der in dem Wahne, dem Kaiser einen Dienst zu leisten, als Opfer für die Götter Ägyptens in den Nil sprang — vielleicht der einzige, den der Monarch wirklich geliebt hat!

Schauspieler, Sänger und Künstler aller Art waren beständig in großer Anzahl anwesend, um auf einen Wink des Kaisers die künstliche Landschaft beliebig zu beleben. Da gab es Priesterwallfahrten nach dem Serapistempel, wo der Kaiser seine innere Unruhe in tollstem Sinnestaumel zu ersticken suchte, homerische Schatten glitten durch das Elysium, Bakchantenzüge durchschweiften das Tempethal, im Theater erschollen die Chorgesänge des Euripides, und die unter Wasser gesetzte Arena des Cirkus bot das Schauspiel der Xerxesschlacht oder sonst einer berühmten historischen Naumachie. Schöne und vornehme Frauen, tiefsinnige Denker und schmeichelnde Höflinge wohnten dem ununterbrochenen Theaterspiel bei, in dem man unter anderem auch mit dem Reizmittel lebender Bilder die erschlaffenden Nerven neu zu beleben suchte. Ein Theaterspiel war das ganze tiburtinische Leben. Wenn die Marmorbauten



Der Palast, jetzt Piazza d'oro.



Mosaikfußboden im Palast des Kaisers.

der Philosophensäle in heißem, ungebrochenem Sonnenglanze glühten und glitzerten, suchten sich im Innern würdevolle Eklektiker durch scharfsinnige Disputationen über die Nichtigkeit und Zwecklosigkeit des eigenen Daseins hinwegzutäuschen; huschten die Abendschatten über das dunkle Nadelholz, so tändelten und schäkerten Knaben und Frauen in den kühlen Säulengängen; gelangweilte Höflinge vertrieben sich die Zeit



Palastruinen.

in den Thermen mit Baden und Würfelspiel — morgen, wie gestern und heute heuchelten sie Freude, die ihrem Herzen vielleicht fremd war, heuchelten, um die Huld des im Alter immer mißtrauischer und grausamer werdenden Cäsar nicht zu verscherzen, um einem müden Mann zu helfen, in der Erinnerung frisch und jugendschön aufzubauen, was er einst in Wirklichkeit erschaut hatte. Das Leben hatte ihm alle Freuden gewährt, die es zu bieten vermag, außer der einen: der Freude an der Arbeit, am Einsetzen einer ganzen Kraft für eine ganze Sache. Bisweilen führte er seine Gäste auf das Marsfeld bei der Villa. Hier lagen die „Cento Camerelle“, mehrstöckige Gebäude und Gänge für die Kaisergarde. Das ganze Feld ist mit Hallen und Gängen unterwölbt. Betrat der Herrscher diesen Platz, so sah man keinen einzigen Soldaten; auf einen Trompetenstoß aber stiegen aus den „hundert Kammern“ dreitausend glänzend gerüstete Krieger plötzlich empor. Ein wunderliches Kunststückchen für einen Mann, der sich für Homer begeistern und selbst elegante griechische Verse dichten konnte, ein charakteristisches Merkmal jener Epoche der Überkultur, die, weil sie den Römern einen Überfluß an materiellen Gütern bot, den Tummelplatz der Geister einengte und den Kampf um eitle Ehre ins Maßlose steigerte.

Dieses Streben nach eitler Ehre, dem Tiburtinum sein Entstehen dankte, wurde denn auch der Anfang seines frühzeitigen Verfalls. Diese Bauten, die nur dem Ruhm und der Genußsucht eines Einzelnen gedient



Blick aus den kaiserlichen Gemächern auf das Tempethal.

hatten, wurden von späteren Machthabern, welche aus Egoismus und kleinlicher Mißgunst das Riesenwerk ihres Vorgängers weder fortführen noch auch nur erhalten wollten, für vogelfrei angesehen. Schon Konstantin begann die Villa ihres prächtigen Marmorschmuckes zu entkleiden und das kostbare Gestein, von dem noch Adolf Stahr in den Schutthaufen hundert Sorten gezählt haben will, nach Byzanz zu verschiffen. Als die Goten nach Welschland kamen,

lag Tiburtinum bereits gänzlich verödet da; Totila benutzte es 544 für seine Scharen als Raststätte; auch Belisar hat darin gehaust. Indessen ist der Ausdruck Vandalismus für Zerstörungswut der Germanen durchaus unberechtigt; im Gegenteil war Theodorich der Große nach Kräften bemüht, so viel Denkmäler als möglich zu erhalten. Das Hauptzerstörungswerk haben Priester aus Rom und Albano besorgt, welche die „Götzenbilder" in heiligem Eifer zerschlugen und die Säulen und den Marmorbelag zum Bau christlicher Gotteshäuser fortschleppten. Danach benutzten die Landbewohner die Ruinen als billigen Steinbruch für ihre elenden Behausungen, rissen die für sie wertvollen eisernen Klammern aus den Wänden und brannten aus den noch zurückgelassenen Marmorresten Mörtel in großen Kalkgruben. Höher und höher lagerte sich der Schutt über die Reste des Prachtbaues, bis sich die gütige Natur des jammervollen Zustandes erbarmte und die Ruinen unter Kreuzdorn, Brombeeren und Rosen begrub. Papst Pius II († 1464) machte folgende Schilderung von der Trümmerstätte: „Etwa drei Miglien außerhalb Tivoli hatte sich der Kaiser Hadrian eine prächtige Villa gebaut, so groß wie eine Stadt. Noch sind dort hohe und weite Tempelgewölbe erhalten, noch sieht man halbzerstörte Höfe und Gemächer und Reste von gewaltigen Säulenhallen, von Fischteichen und Fontänen, welche der Anio mit Wasser versorgte, um die Sommerglut zu kühlen. Alles hat die Zeit unförmlich gemacht. Epheu bedeckt jetzt die Mauern statt der Malereien und goldgewirkten Tapeten (? d. Verf.). Brombeeren und Dornen wachsen auf den Sitzen der Männer in der Purpurtoga, und Schlangen hausen in den Schlafgemächern der Kaiserin. So fließt alles Irdische im Strom der Zeit dahin . . ."



Palastruinen.

Die ersten Ausgrabungen wurden unter Papst Alexander VI., dem Vater der Lucrezia Borgia, vorgenommen, mit denen allerdings der Verfall der Baureste Hand in Hand ging. Planmäßig wurden sie erst von der Mitte des vorigen Jahrhunderts ab betrieben, und nun fand man unter dem Schutt noch zahllose Statuen, Marmortische und kostbare Vasen; Brunnenanlagen und Säulchen mit Kosmatenschmuck, Reliefs und Mosaiken, darunter das berühmte Taubenmosaik der kapitolinischen Sammlung. Namentlich von



Salone del bagno caldo.

dem erwähnten Liebling des Kaisers, Antinoos, wurden sehr zahlreiche, wertvolle Darstellungen zu Tage gefördert, darunter die Hauptzierden der römischen Museen. Die einstigen Besitzer des Terrains, die Fürsten Braschi, haben nichts zur Erforschung der Villa gethan; von ihnen ging im Jahre 1871 der Besitz an den italienischen Staat über; doch hat man seit dieser Zeit wenig Wertvolles mehr bei den Ausgrabungen gefunden.

In welchem Zustande bietet sich nun heutzutage die sagenumwobene Villa dem Reisenden dar?

Schwerlich kann man irgendwo innerhalb einer knappen Stunde einen größeren Gegensatz erleben, als wenn man von Rom aus einen Ausflug nach der Villa Adriana macht. Dort das lärmende Treiben auf dem Korso und am Bahnhof, wo man jeden Augenblick Gefahr läuft, überfahren zu werden — hier eine menschenleere, grabesstille Einöde; dort eine sinnverwirrende Anhäufung aller erdenklichen Baustile, die von modernen Mietskasernen erstickt zu werden drohen — hier die mächtigen Ruinen der gewaltigsten Periode menschlicher Größe, die stolz wie ein König in Lumpen sich gewaltig reckend frei ihr Haupt erheben; dort in wirbelndem Staub und zitternder Sonnenglut wüstes Geschrei um kleinlicher Interessen willen — hier schattige Kühle unter uralten Riesenbäumen, in mächtigen Gewölben und träumendes Sinnen unter üppigen Rosengehängen. In weihevoller Abgeschiedenheit, fern vom Wagengerassel und



Innenansicht der Thermen.

Lokomotivenpfiff, mitten in den meilenweiten Weingärten der Campagna liegt die Villa da, so versteckt und heimlich, daß — da weder ein Albergo noch überhaupt die geringste Osteria auf Stundenweite existiert — der Besucher noch zweifelt, den richtigen Weg eingeschlagen zu haben, selbst wenn er vor dem Eingange steht. Wie die stimmungsvolle Einleitung zu einer grandiosen Symphonie geleitet uns eine Allee Cypressen, deren Stämme achtzehn und mehr Fuß im Umfang haben, zum griechischen Theater. Hier steht ein winziges Häuschen für den Billetverkäufer, das sich vollkommen unter Epheu und den üppigen blauen Blüten

trauben der rankenden Glycinen verbirgt, als wenn es sich seiner Unwürdigkeit, unter einer so bedeutenden Umgebung zu stehen, bewußt wäre. Vom Theater selbst sind eben noch die Sitzreihen und die Bühne zu erkennen; im übrigen hat die Verwüstung von hier bis zum Wärterhäuschen die letzte Spur von Erkennbarkeit verwischt. Das gleichmachende Alter aber, das unter Runzeln Schönheit, aber auch Häßlichkeit verschwinden läßt, hat gerade über dieser Stätte eine paradiesische Vegetation entfaltet. Veilchen und Narzissen bedecken den Boden, Syringen und Goldregen überschatten sie in üppigster Blütenfülle und strömen einen berauschenden Duft aus; über ihnen entfaltet die Olive ihre silberglänzenden Blätter, die Palme ihre Fächer, der mehrere Fuß starke Kreuzdorn als Baum seine roten Blütendolden, und über sie alle reckt sich, zu stolz, um als Herdenwesen aufzutreten die himmelanstrebende Cypresse, an der sich bis zu 40 Fuß die Kletterrosen in die Höhe ziehen. Und wo das schwellende Wachstum einen Durchblick gelassen hat, schweift der Blick hinüber nach Tivoli mit seinen alpinen Wasserfällen und fürstlichen Villen, auf den Monte Gennaro und die weiten Auen der Campagna. Kein Laut stört die Einsamkeit: es ist, als sollten alle Sinne gefangen und vorbereitet werden, damit der Geist, dem Alltäglichen entrückt, sich ungestört in die Vergangenheit versenke und die freigestaltende Phantasie die verödeten Räume aufs neue ausschmücke und bevölkere.

An das griechische Theater reihte sich im Osten das römische. Hier, wo jetzt zwischen unbedeutenden Mauerresten Ölbäume auf einer Wiese stehen, wurden noch vierzig Basen zu Statuen gefunden nebst einem Hadrian mit der Weltkugel, jetzt in der Villa Este. Die anstoßende Palästra lieferte noch einen Ares, einen Athleten und eine kolossale Isisbüste; das Gebäude selbst ist gänzlich verschwunden. Weiter den Hügel hinan führt uns eine Allee düsterer Cypressen zur Pecile, eine Nachbildung der Stoa poikile zu Athen. Sie war 230 m lang und 110 m breit, Bilder schmückten die Wände, Marmorgetäfel den Fußboden, und zahllose Statuen berühmter Männer erfüllten die Hallen. Erhalten ist noch vollständig eine Längswand; von den Idolen ist eine Flora und der Gott des Schweigens, Arpokrates, hervorzuheben. Nach Westen hin war dieser Hügel aus vulkanischem Tuff künstlich vergrößert durch



Palastruinen.

Unterbauten, welche in drei Stockwerken eine Menge gewölbter Kammern enthielten, die **Kaserne für die Prätorianer**. Jede derselben maß 5 zu 7 m, war für sich abgeschlossen und hatte nur eine Öffnung auf eine gemeinschaftliche Veranda von Holz, die um alle drei Stockwerke lief. Nebenan befanden sich ein **Turm** zur Aufbewahrung der Insignien (Fahnen) und ein **Marstempel**. Flüchtigen Schrittes eilen wir nach Osten zu, durch die **Schola**, welche mit Porphyr und Pfauenaugenmarmor ausgekleidet war, in eine Rotunde, die von den Chronisten bald **Natatorium**, bald Nymphäum oder maritimes Theater genannt wird. Um das Mittelstück, eine Insel, die eine Fontänenanlage enthielt und mit Hippokampen, Nereiden und Tritonen geschmückt war, liefen zwei konzentrische Ringe, welche durch ein Schwimmbassin in Form eines kreisrunden Kanals von $^3/_4$ Mannshöhe und fünf Metern Breite getrennt waren; sowie eine Säulenhalle aus weißem Marmor. Sie war mit der Insel durch vier Brücken verbunden, die je einen kleinen Portikus aus gelbem, rotgeädertem numidischen Marmor trugen. Der Fußboden bestand aus bunter Mosaik; Wägelchen, von Vögeln gezogen und von Amoretten gelenkt, bildeten einen weiteren Schmuck. Ungern nur verläßt man diesen interessanten, verhältnismäßig wohlerhaltenen Raum, um von hier in den Hof der **Bibliothek** einzutreten, der, 74 zu 58 m im Geviert messend, von einer Halle mit 66 korinthischen Säulen umschlossen wurde. Der umfangreiche, zweistöckige Gebäudekomplex zerfiel in eine römische und eine griechische Bibliothek, war



Serapistempel.

Außenansicht der Thermen.

mit Fresken ausgemalt und mit orientalischem Mosaik und entzückenden Stuckarbeiten verziert, vor deren Resten im römischen Museum man heute noch bewundernd steht. Eine Marmortreppe führte in den dazu gehörigen Garten. Südöstlich liegen terrassenartig übereinander die **kaiserlichen Paläste** mit vielen noch ausgezeichnet erhaltenen Mosaikfußböden, pompejanische Villen in kolossalem Maßstabe. Einzelnen der vielen hundert Räume, die durch ihre Größe hervorragen, hat man hier besondere Namen gegeben, wie Thronsaal, Audienzsaal, Pinakothek, Hospital, Gemächer der Kaiserin; doch sind diese Bezeichnungen ganz willkürlich. Hier wurden u. a. die beiden Centauren aus Bigio morato gefunden, das Taubenmosaik, die musivischen Masken, die schönsten Decken

mit den feinsten Stuckarbeiten, kurz die Hauptanziehungspunkte der römischen Sammlungen; dazu Hunderte von Säulen aus grüngeadertem euböischen Marmor und orientalischem Granit, Täfelungen aus Bresciemarmor, Treppen aus orientalischem Alabaster und zahllose Vasen und Schalen. Auf eine nähere Beschreibung der Paläste einzugehen ist unmöglich; im XVII. und XVIII. Jahrhundert sind dicke Folianten darüber geschrieben worden und zwar „so viel Köpfe, so viel Sinne“! Das gleiche gilt von den Thermen, welche für Tausende Badender ausreichten; aus dem weiten Trümmerhaufen ragen besonders zwei hervor, eine von 59 m, die andere von 25 m Länge, beide je 10 m hoch. Ein eignes Lob verdient die überaus geschickte Wahl der Lage, wie der Villa überhaupt, so der Thermen. Sie sind der Sonne und den vom Meer her blasenden Winden ausgesetzt, gegen Kälte und Hitze gleich geschützt; Fieberluft gab und gibt es an dieser Stelle der sonst so berüchtigten Campagna selbst in den heißesten Monaten nicht. Lange Aquädukte ergossen von den Bergen her in zahlreiche Kanäle ein frisches Quellwasser, in denen heutzutage leider nicht ein Tropfen mehr fließt; wehe dem Reisenden, der sich nicht in Rom mit genügender Atzung und Wein versorgt hat!

Acht Stunden sind wir bereits umhergeirrt und haben noch nicht die Hälfte besichtigt! Wir beeilen uns daher, lassen die unterirdischen Gänge des Tartarus unberücksichtigt, ebenfalls das öde Stadium, die im Süden 590 m lange Akademie, auf der ein Ölgarten steht, das Lyceum, welches heute Gemüsebeete bedecken, ebenso das Odeum und Prytaneum und begnügen uns mit einem Blick auf das Serapisheiligtum. Auch dieser Tempel lag in einem künstlichen Thale von 221 m Länge und 85 m Breite, welches zudem noch ein Kanal durchzog, der auf Barken die bakchantisch tumultuierenden Scharen bis in den halbrunden Vorraum des Tempels trug. Es muß einen entzückenden Anblick gewährt haben, wenn diese mit weißer Marmormosaik ausgekleidete Riesenmuschel sich mit ihrem Kynokephalus, Krokodilen, Isisstatuen, Lotosblumen aus buntem Marmor und Alabaster bei dem roten Licht der Pechfackeln im leise bewegten Wasser spiegelte. Von hier aus führte ein hohes Gewölbe in das Allerheiligste, um das sich viele Zimmer gruppierten. Dem Chronisten zufolge wurde hier ein Luxus entfaltet, der an den hellen Wahnsinn grenzte. Erhalten sind auch noch lange unterirdische Gänge, die aber schwer zugänglich sind. Moderne Unvernunft hat aus dem Inneren eine Sandgrube gemacht, und da in den langen Sandschächten ohne Holzstützen gearbeitet wird, so ist der Zeitpunkt vorherzusehen, wo der ganze Hügel zusammenstürzt.

Mit welchem raffinierten Geschmack der unendliche Reichtum an Kunstwerken hier ausgebreitet und verteilt wurde, davon nur ein Beispiel. Hohe Mauerwerke, die als Aquadukte dienten, wiesen der ganzen Länge nach zu beiden Seiten Nischenhöhlungen auf; jede davon war mit grünem oder azurblauem Stuck bekleidet und diente als Hintergrund für eine der zahllosen Marmorstatuen, die wohl meist Kopien griechischer Meisterwerke waren und sich hier zusammenscharten zu einem weit vollständigeren und großartigeren Museum, als je eins in der Phantasie eines modernen Museumdirektors entstehen kann; eine Sammlung alles dessen, was die heitere hellenische Welt an Geistvollem und Graziösem, an Humoristischem und Symbolischem geschaffen hat! Und jedes Stück einzeln für sich aufgestellt, fähig, den Beschauer seinen gesonderten Eindruck vollständig auskosten zu lassen, ohne Museumslicht oder ermüdende Klassifizierung, ohne Bädeker und unter voller Beleuchtung — der Lebenston des Marmors nicht gedämpft und verdunkelt durch öde Mauern, nicht herabgestimmt durch einen gleichgiltigen Kalkbewurf der Wände. Gehoben durch einen farbigen Hintergrund, von der ungebrochenen Kraft einer südlichen Sonne in staubfreier Atmosphäre bestrahlt, wie müssen diese Skulpturen gewirkt haben? Wie arm ist doch unsere Zeit an echtem Kunstgenuß! Ernst und Scherz wechselten miteinander in den mannigfaltigsten Verschlingungen, von einer Ermüdung durch Kunstgenuß konnte nicht die Rede sein. Mehr noch. Jeder Geschmacksrichtung und Gemütsverfassung war hier Rechnung getragen, für jede Stimmung konnte man dasjenige „Milieu“ aufsuchen, dessen sie bedurfte. Der von Liebeskummer

oder Zahnschmerzen Gequälte mochte an den scherzhaften Reliefs der Amoretten mit den Hunden sich gesund lachen oder mit der trauernd vornüber gebeugten Psyche (jetzt Kapitol) klagen, mit ihr sich losringen vom Stofflichen, um dem Freiheitsideal eines neuanbrechenden Zeitalters Boden zu gewinnen. Der Moralprediger durfte auf die Friese hinweisen, welche in ununterbrochener Reihe die Folgen übermäßigen Weingenusses darstellen, die in erster Linie die Ohren zuspitzen und bedenkliche Ähnlichkeit mit denen eines gewissen Grautieres in der Erinnerung hervorrufen, um ihn schon Skulpturenform zu etwas klarerem Ausdruck zu verhelfen. Er vermochte Analogien zu entdecken und Parallelen zu ziehen zwischen griechischem und ägyptischem Kunstschaffen — frei aus vollständig eigner Anschauung heraus, ohne alle kümmerlichen Ergänzungen, ohne auf Ausgrabungen warten zu müssen und enttäuscht über den Zahn der Zeit zu klagen. Von Griechenland konnte er wieder hinübergreifen nach Kleinasien; er konnte erklären, wie Morgenland und Hellenentum zusammenschmolzen zum Hellenismus, und Betrachtungen etwa darüber anstellen, ob der fischartig geglättete,



Die Häuser der kaiserlichen Leibwache.

auf der nächsten Station mit einer Rückgratsverlängerung auszustatten, die nur noch den transoceanischen Gattungen der Species Vierhänder zukommt und so fort, bis der für tot daliegende Faun fertig ist. Der Philosoph konnte am Eingange des Styx die Haltbarkeit platonischer Lehrsätze ad oculos demonstrieren; dem Archäologen und Kunstgelehrten war Gelegenheit gegeben, nachzuweisen, wie der Ägypter in seinem heißeren Sonnenlicht und seinem flachen Lande die Schönheitssprache der menschlichen Körperbewegungen nicht zu entdecken vermochte, wie er die Farbe zu Hilfe nehmen mußte, um seiner schwerfälligen armlose Körper der Diana der Epheser ägyptische oder phönizische Erinnerungen in sich bärge. Kunstwerke aller Art waren in solcher Fülle zur Hand, daß Ornamentstichsammlungen und Vorlagewerke überflüssig und langweilig wurden. Und nicht die Kunst des Meißels allein war hier vertreten; es fehlte nicht an Reproduktionen der berühmtesten Gemälde der klassischen Welt. Noch im Jahre 1801 war der italienische Maler Marco Carloni imstande, aus erhaltenen Überresten am Gemäuer etwa zehn solcher Gemälde nachzubilden, die nach aller Herren Länder, besonders natürlich nach England, verkauft worden

sind. Es scheint überhaupt, als hätte selbst das XIX. Jahrhundert noch manches Stück von dieser Spielzeugschachtel eines großen kleinen Mannes hingebröckelt. Die Fürsten Braschi hatten wohl die Kalkbrennerei auf dieser ungeheueren Fundgrube fertigen Materials für Kirchen und Paläste eingehen lassen, allein sie glaubten auch mit diesem Verzicht auf das Vorrecht des frühen Mittelalters ihren Verpflichtungen gegen die kunstbedürftige Menschheit vollauf gerecht geworden zu sein.

Mögen auch ernste Männer den Kopf schütteln, mögen dem echten Kunstfreund mit unverkrüppelten menschlichen Empfindungen, mit nicht überreiztem Genußvermögen die Komödien lächerlich vorkommen, mit denen Hadrian seinem Prachtbau den toten, museumartigen Charakter zu nehmen suchte — niemals wird die Nachwelt aufhören, den Untergang gerade dieser Bauwerke zu beklagen, welche mindestens drei gewaltige Kulturepochen den kommenden Geschlechtern erhalten hätten. Und doch wieder wünscht die Gegenwart jene Zeit mit ihren Gladiatorenkämpfen, mit ihrer Sklavenwirtschaft und ihrer grenzenlosen Genußsucht nicht zurück — jene satte Zeit die nichts zu erstreben und nichts zu geben hatte als den Genuß, die Zeit, welcher die Arbeit nicht heilig war um ihrer selbst, sondern nur um des Ruhmes und des Gewinnes willen. Selbst der Künstler, der sich in der Phantasie diese Bauten frisch auftürmt, in Marmorglanz von so auserlesener Pracht, daß die Mediceerkapelle in Florenz, daß selbst der Mailänder Dom und die venezianischen Paläste wie ein hundertfach verkleinertes Abbild davon erscheinen, der sie sich vorzaubert im frischen Glanz des neubehauenen Materials, bald von der blendenden Sonne, bald vom geheimnisvollen Mondlicht oder von Fackeln und kostbaren Kandelabern beleuchtet — selbst er findet einen Trost darin, daß alle diese Arbeiten nicht unmittelbar hervorgegangen sind aus der Hand der Künstler, deren Seele sie entwuchsen, daß schwerlich eine einzige von diesen Tausenden von Statuen mit dem Herzblut und dem Seelenkampf eines Meisters von der Art unseres Michelangelo erkauft war. Die Kunst war in den Tagen des Hadrian zum Kunsthandwerk, im besten Falle zum Virtuosentum herabgedrückt worden. Die Mächtigen der Erde bedurften ihrer als Sinnenkitzel und Ausdrucksmittel ihres Ehrgeizes, ihrer Eitelkeit — sie galt nicht als das Mittel, die Menschheit in immer neue veränderte Beziehungen zur Welt und zu sich selbst zu stellen. Eine solche Kunst trug den Keim des Verfalles in sich.



## Zur Frauenfrage.

Von

**Alb. Roderich.**



Schlimm ist es wohl, daß euch das ernste Leben
Vom Frauenthun zur Mannesarbeit treibt;
Doch lernt und wirkt! Indeß beim Mannesstreben
Strebt nebenbei auch, daß ihr Frauen bleibt!



Jagdschloß Glienike.

# Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

## Erinnerungen an den Prinzen Friedrich Karl. Glienike, Uskan und Dreilinden. I.

Von

F. Freiherr von Dincklage.



„War denn der Prinz wirklich so, wie Sie ihn schildern?“ Wie unzählbar oft wurde diese Frage an mich gerichtet, nachdem ich im vorigen Jahre meinem Buche „Baroneß Doktor“ einige kurze Scenen aus dem Privatleben des Prinzen Friedrich Karl eingeflochten hatte, — persönliche Erinnerung aus einer Zeit, die ich in des Feldherrn Umgebung zubringen durfte. Ich hatte völlig wahrheitsgetreu geschildert, und der Zweifel, den man meinen Mitteilungen entgegenbrachte, that mir besonders dann weh, wenn er von Männern ausging, die vermöge ihrer Stellung und Bildung gewiß dem Feldmarschall auf den Blättern der Kriegsgeschichte genau gefolgt waren von Sieg zu Sieg, die niemals bezweifelt hätten, daß dem roten Prinzen — so hieß er oft im Volksmunde, da er vielfach die Uniform seines Zietenhusarenregimentes trug — unter den deutschen Heerführern der drei letzten Kriege der erste Platz gebührt.

Der Feldmarschall Friedrich Karl, der Niebesiegte, — ja, der wird mit Bewunderung genannt und vom deutschen Volke gekannt sein, so lange der hehre Bau bestehen wird, den seine ungeheure Energie mit aufrichten half. Nur wenigen war es aber vergönnt, den strengen Soldatenprinzen auch da kennen zu lernen, wo die herrlichen Charaktereigenschaften des Menschen Friedrich Karl zu Tage traten, Eigenschaften, die er geflissentlich vor der Öffentlichkeit zu verbergen suchte. Und ist es nicht gut, wenn ein Volk die Größten seiner Nation auch von dieser Seite kennen lernt — als die Edelsten?

Nur weniges aus des Prinzen Privatleben ist über den Kreis der ihm näher Stehenden hinausgedrungen, ja — heute noch existieren Anschauungen über des Feldherrn persönliches Wesen, die durchaus den Thatsachen widersprechen.

Als ein Ausdruck der Verehrung und Dankbarkeit sind daher die Veröffentlichungen über des Prinzen Privatleben anzusehen, die dazu beitrugen, dessen geschichtliches Bild wahrheitsgetreu zu vervollständigen. Brugsch-Pascha, Dr. Güßfeldt, Balduin Möllhausen, Dr. Rogge und andere haben in beredten Worten auch größeren Kreisen einen Einblick in des Feldherrn eigenstes Wesen eröffnet.

Auch ich will versuchen, dieser Ehrenpflicht nachzukommen, obwohl meine Erinnerungen nur den Zeitraum von fünf Jahren umfassen — der letzten fünf Jahre vor des Prinzen Tode.

Wenn ich auch im französischen Kriege unter




Winter (Schlesisches Motiv). Nach



[...]dem Gemälde von A. Kaufmann.

des Prinzen Oberbefehl gestanden hatte, so wurde mir die Ehre, persönlich von ihm empfangen zu werden, doch erst im Jahre 1880, als ich nach Potsdam versetzt wurde. Wenige Tage nach der Meldung bekam ich die mündliche Einladung, mich abends acht Uhr im

Jagdschloß Glienike

einzufinden. Ich wußte schon, daß der Prinz dort fast allabendlich ein paar Herren — meist Offiziere — empfing. Schon unten, in dem mit Hirschgeweihen und Elchköpfen reich geschmückten Vestibül des rechten Schloßflügels versammelten sich die Gäste — von des Prinzen Adjutanten, Herrn von Wangenheim, empfangen. Nachdem unten die Waffen abgelegt waren, erreichten wir über die Wendeltreppe einen nicht allzu großen, einfach möblierten Salon im Obergeschosse. Nur wenige Minuten Wartens — und der Prinz trat ein. Er trug, wie häufig in so kleinem Kreise, den Jagdanzug, braunen Lodenrock und Corderoybeinkleider. Nichts von den strengen Zügen, die ich bislang in seinem Gesichte beobachtet hatte. Ein freundliches Wort, eine Frage, ein Händedruck für jeden. Dann werden die Plätze um den runden Tisch eingenommen, auf den soeben durch einen Haiducken ein eisumgebenes Toblet mit Austern gestellt war. Die silbernen Becher werden mit deutschem Schaumweine gefüllt, und der Prinz hat bald durch Berührung einer Frage oder eines Themas einen oder den anderen der Gäste veranlaßt, seine persönlichen Interessen oder Kenntnisse nach einer bestimmten Richtung zum Ausdruck zu bringen.

„Wo waren Sie doch heute vor so und so viel Jahren?" wendet er sich an Heros von Borcke, wohl wissend, daß dem berühmten Kavallerieführer aus den amerikanischen Secessionskriegen durch die Frage Gelegenheit geboten wurde, aus seinen so reichhaltigen Erlebnissen zu erzählen. Die erstaunliche Kenntnis aller kriegerischen Vorgänge gibt sich dann in den Zwischenfragen des Prinzen kund und ermuntert den Erzähler, nun auch die Details der Maßnahmen sowie deren Motive zu berühren.

Als einst Fontane, der Wanderer durch die Mark, des Prinzen Gast war, veranlaßte dessen einfache Frage: „Woher mag nur die Erscheinung stammen, daß auf märkischen Wirtshausschildern so oft die ‚Linde' zur Einkehr einladet, und nicht die märkische Eiche oder die Kiefer?" eine lebhafte Erörterung. Fontane hatte bald die Erklärung gegeben und nannte einzelne solcher Lindenwirtschaften, die ursprünglich von den Herren der nahen Schlösser schon im Mittelalter gegründet seien, und von Ort zu Ort ging dann die „Wanderung durch die Mark." Die lebenswahren und warmen Schilderungen des bedeutungsvollen Schriftstellers boten den Zuhörern einen genußreichen Abend.

Dasselbe Prinzip, das der Feldmarschall bei Durchführung aller seiner großen militärischen und kriegerischen Erfolge zur Geltung brachte, wandte er auch im Privatleben auf alle diejenigen an, mit denen er in Berührung trat. Er ließ jeden dort wirken, wo er, seinen persönlichen Eigenschaften nach, erfolgreich wirken konnte, und verlangte nichts, was außerhalb der individuellen Befähigung lag. Der hohe Grad von Menschenkenntnis, der dem Prinzen eigen war, ließ ihn freilich auch bald diejenigen herauserkennen, bei denen eben nach keiner Richtung hin etwas zu suchen war, und solche Männer — die hielt er sich dann fern. Durch rein äußerliche und oberflächliche Spiegelfechtereien ließ er sich nicht täuschen, und wenn der Prinz einst in der Armee als „gefürchtet" galt, — nun, so hatten zu solcher Furcht ganz gewiß nur diejenigen Ursache, die eben nicht „erkannt" sein mochten, denn die ausgesprochene Gerechtigkeit, die des Prinzen ganzes Handeln leitete, ließ ihn in jedem Manne stets und zuerst die Vorzüge erkennen.

Diese Auffassung — dieses Wohlwollen — kennzeichneten sich auch im Privatverkehr. So gern der Prinz sein Ohr harmlosen Scherzen lieh, auch wenn sie gelegentlich auf Kosten anderer gemacht wurden, so gefahrbringend konnte es selbst dem geistreichsten Erzähler werden, wenn er sich etwa vermaß, wie man wohl sagt, Ehre und Reputation eines Dritten in des Prinzen Gegenwart anzugreifen. Die Wolke auf dessen Stirne erschien dann so warnend und fast immer so rechtzeitig, daß der einigermaßen gewandte Sprecher seiner Rede noch einen Ausweg öffnen konnte.

Der Prinz besaß übrigens die große Liebenswürdigkeit, stets „ausreden zu lassen," d. h. eine Konversation nicht zu unterbrechen, selbst wenn er den Gegenstand mehr beherrschte, wie der betreffende Sprecher, oder wenn offenbare Irrtümer unterliefen. Und die Art, in der solche Irrtümer geklärt wurden, blieb stets in den Formen wohlthuender Höflichkeit, trotz der Kürze und der logischen oder sachlichen Begründung, die dann gewiß nicht fehlte.

Tiefgehende Probleme, philosophische Erörterungen, litterarische Fragen und vor allem kriegsgeschichtliche und taktische Controversen nahmen des Prinzen Aufmerksamkeit ebensosehr in Anspruch, wie Vorträge aus allen Richtungen der Kunst. Er regte, wie schon erwähnt, das Gespräch an und — hörte dann zu. Immer aber traten in irgend einer Frage, einer Bemerkung das völlige Verständnis und das unendlich vielseitige Wissen des Prinzen hervor. Freilich — ohne Mühe, ohne Studium war solch eine Vielseitigkeit nicht gewonnen, trotz des eminenten Fassungsvermögens. Ohne das fortdauernde Studium, ohne den Eifer und die Gewissenhaftigkeit, mit der der Feldmarschall sich über alle litterarischen Neuerscheinungen au fait hielt, wäre eine so umfassende Orientierung undenkbar gewesen.

Selbstverständlich konnte ich nicht schon an einem Abende in Glienike alle diese Eindrücke gewinnen; sie befestigten sich erst nach und nach. Ich verhielt mich natürlich bescheiden abwartend, und erst, als das kleine Souper beendet war — es wurden ein paar warme Schüsseln serviert und der Tisch blieb dazu ungedeckt, d. h. ohne Tischtuch, wie auch später stets bei ähnlichen Gelegenheiten — also erst nach beendetem Souper richtete der Prinz sich direkt an mich, den neuen Gast.

„Nun, mein Teuerster, würden Sie uns

eine Freude machen, wenn Sie einmal eine Probe Ihrer Kunst ablegen wollten. Ich höre, Sie sind Sänger, und hier, im Oberstabsarzt Friedel, sehen Sie einen der vortrefflichsten Begleiter."

Ich war auf den Fall nicht vorbereitet, hatte keine Lieder mitgebracht, aber „Dr. Friedel verfügt über alle bekannteren Liederkompositionen in beliebiger Tonart" sagte der Prinz und brach alle Bedenken ab. Ein Pianino stand in demselben Raume — aus dem Grunde wurde er auch später stets gewählt, wenn musikalische Gäste eingeladen waren — und bald fand ich mich in einigen Schumanns oder Schuberts mit dem vortrefflichen Begleiter.

Der Prinz nickte anerkennend, ohne aber ein weiteres Urteil abzugeben. „Kennen Sie ‚Im Frühling' von Fesca?" fragte er dann. „Das Lied ist mir lieb, und ich hörte es oft vom Seldeneck!"

Ich antwortete bejahend, und mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit folgte der Prinz dem Vortrage.

„Ja, das ist ganz hübsch — aber Sie fassen die Sache ganz anders auf, wie der Seldeneck!"

Es ist ja stets ein Risiko, ein Lied vorzutragen, das die Zuhörer gewohnt sind, von anderer Seite zu hören — die Gewohnheit thut auch in der Musik ihr Teil.

„Wenn ich nur wüßte, Königliche Hoheit, wie Herr von Seldeneck —" antwortete ich in einiger Verlegenheit.

Der Prinz besann sich einen Augenblick, lächelte dann und sagte: „Stimme habe ich gar nicht, aber — ich werde versuchen, Ihnen die Auffassung wiederzugeben!"

Er legte bedächtig die große Holzspitze mit der Holländercigarre auf einen der in Froschform ausgeführten porzellanenen Aschenbecher, goß aus der stets neben ihm stehenden Biliner Flasche Wasser in den Sektkelch, trank das Gemisch, räusperte sich und begann dann, wenn auch mit nicht geschulter oder geübter Stimme, so doch mit deutlich hervortretender Vortragsart einige Takte aus dem Liede, stellenweise sogar unter Wiederholung auch meiner abweichenden Art. Dann mußte ich das Lied noch einmal singen — wurde abermals auf einige Fehler hingewiesen, und erst bei der dritten Wiederholung meinte mein hoher Lehrmeister: „So geht's — so üben Sie sich die Sache ein, und wenn's Ihnen paßt, singen Sie mir morgen das Lied wieder vor!"

Es mußte mir wohl gelungen sein, die richtige Auffassung wiederzugeben, denn viele hundert Male habe ich es im Laufe der Jahre wiederholen müssen — an Bord der Kriegsschiffe, in Uslan, in Dreilinden und Berlin — zum letztenmal, bevor im April 1885 meine Versetzung von Potsdam nach Schlesien erfolgte. Es wurde zum Abschiedsgruße — zwei Monate später wurde der Prinz plötzlich abberufen in die Ewigkeit.

Während der Monate, die Prinz Friedrich Carl alljährlich in Glienike verlebte, gehörten mindestens ein paar Stunden des Tages dem Wassersport. Seit das Schwertboot des Erbgroßherzogs von Oldenburg in seinen Besitz übergegangen war und — jetzt den Namen „Uslan" führend — von Kiel aus seinen Ankerplatz auf der Lanke bei Glienike erhalten hatte, fand er auch Freude am Segeln, und ich mag es der Thatsache danken, daß ich damals selbst ein gutgetrimmtes Boot besaß — kurz — wenn einmal der Wind günstig war, dann konnte ich darauf rechnen, daß mich der „Uslan" um die Mittagsstunde an meiner Landungstreppe abholte. Vertrauensvoll übergab mir dann der Prinz Ruder und Schooten, abgleich ihm nicht unbekannt war, daß sich bereits zwei Potsdamer Fischer um mein Leben die Rettungsmedaille verdient hatten, daß bereits eines meiner Boote irgendwo auf dem Grunde der Havelseen lag.

Während solcher Fahrten, an denen nur zwei Matrosen und etwa einer der Adjutanten teilnahmen, war der Prinz ausschließlich bei der Sache, beobachtete jedes Schralen, jedes Raumen des Windes und — in der Seemannschaft durchaus orientiert — drückte er sich auch an Bord seines Bootes nur streng technisch aus. Es machte ihm Freude, wenn der „Uslan" einmal größeren Fahrzeugen vorüber lief; sah er dagegen, daß ein kleineres Boot Segel preßte, um voraus zu bleiben, dann sagte er wohl lächelnd: „Wir wollen ihm den Schmerz nicht machen — lassen Sie abfallen!"

An lauen Sommer- oder Frühlingsabenden, wenn die Havelseen spiegelblank dalagen, dann sah man nicht selten den „Ländler", des Prinzen niedliche und rasche Dampfjacht, vom Glieniker Landungsstege abfahren zu einer Abendtour nach dem Wannsee. Eine Anzahl von Gästen umgab dann den fürstlichen Bootsherrn, und bei erfrischender Fruchtbowle fand sich bald auch die frohe, heitere Frühlingsstimmung, die der Prinz bei seinen Gästen so gern sah. Niemand aber durfte über der Fröhlichkeit vergessen, wo er sich befand. Wer einmal den nötigen Takt nicht zu bewahren wußte, der mußte es sich selbst zuschreiben, wenn seine Gesellschaft ferner nicht wieder gewünscht wurde. Nur selten machte der hohe Herr eine persönliche Andeutung nach dieser Richtung — das widersprach wohl seiner großen Gastfreundschaft. Und doch habe ich einmal gehört, wie er einem jüngeren Herrn, der sich doch gar zu behaglich dehnte, leise zuflüsterte: „Sitzen Eure Durchlaucht auch wohl bequem?" Der junge Fürst wird die Warnung nicht vergessen haben!

Völlig irrig würde die Ansicht sein, der Prinz habe hier und da Veranlassung zu Trinkgelagen gegeben. So freudig er auch seinen Gästen das Beste aus Küche und Keller bot, jedes Übermaß, jeder Übergriff mußte ihn verletzen — gerade ihn, der allen sein gastliches Haus öffnete, deren geistiges Hervorragen ihm bekannt war — mochten sie auch gelegentlich gesellschaftlichen Klassen angehören, die sonst den Hofkreisen fern stehen. Der Prinz selbst war bekanntlich äußerst mäßig und pflegte sogar niemals unverdünnten Wein zu trinken.

Daß an manchem „Glieniker Abend" die Musik auch schwieg, und dafür der Tisch sich nach dem Souper mit Kriegskarten und Plänen bedeckte, das ist erklärlich, wenn man erwägt, daß die bedeutendsten militärischen Kapazitäten vom Prinzen herangezogen wurden. Niemals wurden dergleichen Kriegs- und Feldzugserörterungen etwa

vorbereitet, und dennoch zeigte der Prinz ausnahmslos bei so spontanen Gelegenheiten ein völliges Orientiertsein, wae in seinen Entscheidungen über zu treffende Maßnahmen stets klar und entschieden. Gar oft habe ich nachher — beim Nachhausegehen — von jenen Männern das Bedauern aussprechen hören, daß eine solche militärische Kraft, eine solche Geistesfrische, jetzt — seit dem Kriege — fast unbenutzt bleibe. Und der Prinz selbst? Nur selten suchte er sich in Worten zu befreien von dem Drucke, der auf ihm lastete — dem schlimmsten, den es für einen so eminenten Feldherrngeist geben kann: der Unthätigkeit. Denn seine Stellung als Armeeinspekteur erschien ihm nicht als eine Thätigkeit — ihm, der seine militärische Stellung stets mit vollem Eifer und als Beruf aufgefaßt hatte, der als Korpskommandeur aus eigener Initiative taktische Prinzipien und Anordnungen zur Durchführung brachte, die sich im Feldzuge in hohem Maße bewährten, zur Norm in der Armee wurden und zum Teil noch heute maßgebend sind.

Den Einfluß des Prinzen nach beiden Richtungen berührte der Kaiser treffend in der Ansprache bei der Gedenkfeier am 27. Oktober 1895 — also gerade fünfundzwanzig Jahre, nachdem die jungfräuliche Feste Metz dem Hohenzollernprinzen übergeben wurde, um nun für alle Zeit ein festes Bollwerk an deutscher Grenzmark zu bleiben — eine Ansprache, die Se. Majestät mit den Worten einleitete:

„Wie selten ist es doch einem gegeben, im „Leben zurückzublicken auf Großes, was er ge„leistet, und sodann auch fernerhin mit aus„bauen zu helfen und zu sehen, was empor„wächst aus dem, was er gesäet!"

## An Bord.

Seit der Prinz durch seine militärische Stellung und Thätigkeit nicht mehr so dauernd, wie einst als kommandierender General in Anspruch genommen wurde — also in den späteren Lebensjahren, — pflegte er schon früh im Jahr Berlin den Rücken zu kehren. Nicht in den weiten Hallen der Königsschlösser, auf den Sammelplätzen der vornehmen Welt, umgeben von seinem Hofstaate und eingezwängt in die nun einmal unvermeidliche höfische Form fühlte er sich wahrhaft wohl — gab er sich so, wie er eigentlich war. Der Prinz liebte für sein Privatleben eine anspruchslose Einfachheit, wenn er es auch wohl verstand, doet in vollem Glanze aufzutreten, wo seine hohe Geburtsstellung das verlangte. Diese Einfachheit ging so weit, daß er nicht selten geflickte Stiefel zu feinen Manchesterhosen und der braunen Tiroler Lodenjoppe trug. Dagegen war auch der einfachste Anzug stets auf das Penibelste gehalten und zeugte für seine große Ordnungsliebe.

Folgen wie dem Feldmarschall dorthin, wohin ihn seine Interessen führten. Bevor der Prinz sich auf seine fast weltabgeschiedenen Sommersitze zurückzog, ehe er in seinem buchenbeschatteten Tuskulum auf Jasmund und später im stillen Jagdhause von Dreilinden seine Freunde um sich sammelte, pflegte er sich fast alljährlich an Bord eines Kriegsschiffes zu begeben.

Niemals spiegelte sich eine vollere Zufriedenheit in seinen Zügen, als in dem Augenblicke, in dem er den Fuß auf das Deck setzte, um für längere Zeit hinaus zu fahren in den Ozean — abgetrennt von allen den kleinen und oft recht störenden Rücksichten, die nun doch am Lande für einen königlichen Prinzen unvermeidlich sind. An Bord fand er, was am Lande wohl schwerlich in vollem Umfange erreichbar gewesen wäre — Ruhe. „Ruhe" ist hier nicht im gewöhnlich üblichen Sinne zu verstehen, denn gerade an Bord war der Feldmarschall fast in keinem Augenblicke unthätig. Die Thätigkeit, die er dort suchte, war ihm aber eine Herzensfreude. Er, der mit ganzer Sympathie für unsere junge Marine eintrat, der mit klarem Auge schon damals erkannt hatte, was jetzt, nach und nach, auch dem einsichtigeren Teile der Nation klar zu werden beginnt, daß Deutschland ohne entsprechende Seemacht seine Weltstellung unmöglich wirksam erhalten und ausnutzen kann — er liebte die Marine nicht nur ihres großen nationalen Zweckes und Wertes wegen, sondern er war auch selbst Seemann im vollsten Sinne des Wortes. Er ließ an Bord keine Minute verstreichen, ohne seine schon bedeutenden nautischen und seemännischen Kenntnisse zu bereichern. Selten betrat er die Kajüte, solange er auf Deck irgend einem Segelexerzieren, einer Instruktion beizuwohnen Gelegenheit fand.

Etwa in den Juni oder Juli fielen solche Seefahrten, zu denen die Schiffsjungenschulschiffe, die in jenen Monaten in der Ostsee Übungsfahrten vornahmen, die günstigste Gelegenheit boten. Nach Übereinkunft mit dem Marineoberkommando wurde — etwa im Hafen von Swinemünde — der Prinz mit seinem Gefolge erwartet. Selbstverständlich war die Zahl des letzteren beschränkt in Rücksicht auf den knappen Platz an Bord — zwei, höchstens drei Herren begleiteten den Prinzen.

Der Kommandant — etwa der Glattdeckskorvette „Luise," der „Nymphe" oder der „Freya," Schiffe, die jetzt längst veralteten oder kondemniert wurden — pflegte dem Prinzen seine geräumige Kajüte zu überlassen, und ein paar junge Marineoffiziere bezogen die Hängematten, um des Prinzen Begleitern ihre bequemen Kojen einzuräumen — wer kennt nicht die Gastfreundschaft an Bord unserer Kriegsschiffe!

Der Prinz war durchaus seefest und sah es auch nicht gern, wenn sich seine Adjutanten von dem Ungeheuer der Seekrankheit unterbekommen ließen. Er selbst beherrschte die seemännische Fachsprache vollkommen und bemühte sich nicht selten, auch die Landratten seines Gefolges wenigstens oberflächlich über die technischen Ausdrücke zu orientieren. Freilich nicht immer gelang ihm das, und oft erzählte er, daß einmal einer seiner Gäste, als der erste Offizier mit lauter Stimme avertierte: „Großbulien scheren!" erstaunt gefragt habe: „Wo wird denn der große Pudel geschoren?"

Der Prinz trug an Bord stets Uniform — den Überrock der Generale. „Wie gut haben's doch die Seeoffiziere in ihren bequemen Anzügen!"

hörte ich ihn sagen, als er einmal durch die Sporen auf den schmalen Stufen der Kajütentreppe fast zu Falle gekommen wäre. Wir alle wußten, daß er den Wunsch hegte, der Marine à la suite gestellt zu werden, ein Wunsch, dessen Erfüllung gewiß nur sein frühzeitiger Heimgang abschnitt. Nirgends war der Feldmarschall unterhaltender und lebhafter, wie an Bord. Hier sprach er von seinen Erlebnissen bei früheren Fahrten, nicht selten aber auch über seine kriegerische Vergangenheit. Dem engen Zusammensein für längere Zeit mochte es zuzuschreiben sein, daß er mit völligem Vertrauen in Gegenwart seiner Gäste auch Fragen berührte, die durchaus vertraulicher Art waren. Aber eine Indiskretion — durch Offiziere — ja, die lag überhaupt in des Feldherrn Anschauung wohl ganz außerhalb des Kreises der Möglichkeiten. Die Beständigkeit dieses Vertrauens bis an sein Lebensende läßt erkennen, daß er eben Recht hatte. Er erlebte niemals Enttäuschungen.

Eines Mittags — im Juni 1883 — hatte die „Nymphe" zwischen Utklipporna und Carlskrona einen schwedischen Lotsen an Bord genommen und dampfte jetzt mit halber Fahrt zwischen den Schaeren, den zahlreichen Inseln, welche sich vor die eigentliche Küste lagern, hindurch, der Reede von Rönneby zu. Der Prinz stand auf der Campagne und unterhielt sich mit dem Kommandanten, als plötzlich eine Erschütterung durch das Schiff ging, welche die Seeleute erbleichen machte. Unmittelbar hinter der Corvette trieben jetzt mächtige Holzstücke auf. Es war kein Zweifel, das Schiff war auf einen Felsen gelaufen und hatte eine bedeutende Havarie erlitten. Sofort wurden alle Vorbereitungen für den schlimmsten Fall getroffen und eine Untersuchung angeordnet. Das Schiff machte aber nicht auffallend Wasser und konnte auf der Reede ein paar Stunden später zu Anker gehen. Während der Katastrophe verblieb der Prinz unverwandt auf seinem Platze stehen, als ob ihn die Sache persönlich nicht kümmere. Er war es auch, der den armen Lotsen, der wohl auf den Tiefgang nicht genügend Rücksicht genommen hatte, durch seine Fürsprache in Brot und Stellung erhielt. Die Taucher stellten dann fest, daß die Hälfte des Loskiels durch den Felsen abgerissen war, das Schiff aber unbeschädigt blieb. Von der Reede aus wurden Ausflüge landeinwärts unternommen. Stromaufwärts ging's im Boote, von Rönneby aus bis zum nächsten „Fossen," einer Stromschnelle, und oberhalb weiter zwischen den felsigen Ufern entlang auf kaum merklich fließendem Wasser. Das große Verständnis des Prinzen für Naturschönheit trat uns auf dieser Fahrt so recht auffallend entgegen. „Welche wunderbare Kombination," höre ich ihn noch sagen, „hat hier die Natur geschaffen! Einmal die zwischen Felsen eingeengten Wasserstürze und dann wieder der klare Spiegel, mit Seerosen bedeckt und von Erlen beschattet, gleich einem Waldsee!" Und als auf der Rückfahrt wieder solch ein zwischen den felsigen Höhen still verborgenes Waldidyll erreicht wurde, als eben die sinkende Sonne zwischen den Zweigen und Felsgruppen hindurch ihre Strahlen auf das dunkle Wasser fallen ließ, da befahl der Prinz dem Ruderer, anzuhalten, und wandte sich an einen der Anwesenden: „Hier, mein Teuerster, wäre so die Umgebung für mein Lieblingslied!" Das Lieblingslied war aber „Im Frühling" von Fesca und beginnt mit den Worten:

„Es glänzt im Abendsonnengolde,
Der stille Waldesteich!"

Wer wird es dem Sänger nicht nachempfinden, daß er mit voller Begeisterung sang! Und die Anerkennung, für die bedurfte es nicht der Worte — solche machte der Prinz nicht gern —, aber der Sänger las sie dankbar aus des Feldmarschalls gütigen Blicken.

Während der Fahrten und Reisen betrat er oft das Kartenhäuschen an der Kommandobrücke, um die Seekarten zu studieren, verstand es auch selbst, mit dem Oktanten die Sonnenhöhe zu nehmen und nach der Fahrt, die geloggt, die Situation des Schiffes festzulegen. Landpeilungen und Seezeichen sprach er schon an, ehe einer von den übrigen „Badegästen" — Nichtseeleuten — überhaupt etwas sah.

Nicht selten ging der Feldmarschall während „Backen und Banken," d. h. während der Mahlzeiten, durch das Deck und freute sich des jugendlichen Appetites der angehenden Seeleute. „Da — in denen," sagte er einst in meiner Gegenwart, „in der künftigen Marine, liegt die Zukunft des Reichs, unsere politische Bedeutung. Die Marine muß uns die Stellung festhalten, die wir — die Armee — dem neuen Deutschen Reiche geschaffen haben. Die Friedensgrundlage, die durch das „para bellum" geschaffen ist, würde bald abbröckeln, wenn wir nicht auch fremden Völkern zeigen, daß wir die Kraft haben, im Frieden unseren Handel, unsere kulturelle Arbeit in den Kolonien, würdig zu entwickeln. Wer im Weltkonzerte mitspielen will, der muß auch die Instrumente dazu haben, und ich hoffe, wir werden im Kontrabaß einen kräftigen Grundton abgeben, wo wir mit unseren Krupps erscheinen. Haben wir aber keine Schiffe — na, dann ist an fernen Küsten bald vergessen, daß das Deutsche Reich vor ein paar Jahrzehnten in einem großen Kriege die Kraft seiner Einigkeit zeigte. Wenn man mitsprechen will, muß man da sein, wo eben gerade gesprochen wird!"

Während der Anwesenheit des Prinzen an Bord war auch der Kommandant dauernd dessen Gast — das wäre auch nicht anders möglich gewesen, da Pantry und Kombüse von des Prinzen Koch in Anspruch genommen wurden. Aber fast täglich wurden auch aus der Offiziermesse Gäste eingeladen. Die Mahlzeiten waren einfach und bordmäßig und wurden präcise innegehalten, auch wenn einmal das Schiff im Seegang arbeitete und sich mit 30 Grad Krängung weglegte. Ich erinnere mich, daß gelegentlich die Erbsensuppe doch bedenklich ins Rutschen kam trotz der Schlingervorrichtung am Tische. Nicht einmal die musikalischen Vorträge, die sich dem spät gelegten Diner anschlossen, fielen bei schlechtem Wetter aus, und es kam vor, daß sich der Sänger doch mit aller Kraft festhalten mußte an den Handgriffen des natürlich festgeschraubten Pianinos, um nicht zu Falle zu kommen. Daß gelegentlich dem Barden, während er in dramatischem Vortrage voll Be-

geisterung vom Schlachtgetümmel sang oder in lyrischer Mezza-voce das Liebesglück pries, im Kampfe mit der Seekrankheit die Schweißtropfen von der Stirne rannen, das bemerkte der hohe Herr nicht. Für Seeleiden hatte er eben kein Verständnis bei seiner eigenen festen Konstitution.

### Auf Uskan.

Auf der Reede von Saßnitz fanden gewöhnlich diese Ostseefahrten ihr Ende. Der Prinz brachte schon seit einer Reihe von Jahren einen Teil des Sommers in dem damals erst im Aufblühen begriffenen Fischerdorfe zu, das jetzt zu einem vielbesuchten modernen Badeorte emporgewachsen ist. Die herrliche Lage, an Wald und See zugleich, hatte ihn dahin gezogen — vielleicht auch der Umstand, daß um diese Zeit ein paar Kriegsbriggs, zur Ausbildung jüngster Schiffsjungen bestimmt, in der Saßnitzer Bucht zu kreuzen pflegten und dem Feldmarschall Gelegenheit boten, an den Segelfahrten dieser vorzüglich seetüchtigen kleinen Schiffe teilzunehmen.

Erst im Jahre 1880, als das aus dem Berliner Westen herbeiströmende Badepublikum dem Orte Saßnitz einen völlig veränderten Charakter gab, als es vorbei war mit dem ländlichen Stillleben, gründete der Prinz sich sein eignes Heim an der Küste Jasmunds.

Kaum eine Viertelstunde von den letzten Häusern von Saßnitz entfernt, auf einem bewaldeten Vorsprunge des schroff aus dem Meere emporsteigenden, felsigen Ufers, im Schatten mächtiger Buchen völlig versteckt, lag ein uralter heidnischer Opferstein.

Uskan hieß die Stätte, die, außer dem königlichen Förster, wohl selten ein Mensch betrat, denn von der See her war der Aufstieg beschwerlich, und von allen anderen Seiten umgab dichter Wald die kleine Hochfläche. Zufällig war der Prinz auf seinen Spaziergängen an den Platz gekommen, an dem vor Jahrtausenden die Urbewohner Rügens bei dem mächtigen Swantewitt Hilfe und Gunst in Brandopfern erkauften. Die herrliche Aussicht durch das dichte Gezweig hindurch auf das Meer, auf die unten sich wiegenden Schiffe, auf die dunkelblau erscheinenden Wälder der Promnitz — drüben an der anderen Seite der Bucht —, ja auch wohl die weltabgeschiedene Lage in Waldesmitten, ließen des Prinzen Entschluß schnell reifen, hier ein eignes Buen Retiro zu gründen. Kein hochragendes Schloß mit Zinnen und Türmen, — nein, einen friedlich stillen, bescheidenen Sommeraufenthalt, versteckt unter alten, mächtigen Buchen. Bald waren die Pläne entworfen, die Grunderwerbungen eingeleitet, die Wohnungen in Norwegen fix und fertig hergestellt, und schon im nächsten Juni bezog der Feldherr sein Blockhäuschen, nicht größer wie ein bescheidenes nordisches Bauernhaus.

Aber welche Poesie umgab das stille wunderbare Tuskulum! Mit welchem geläuterten Empfinden für die Natur, welch feinem Verständnis für deren Verwertung im künstlerischen Sinne war das „Schloß am Meer," wie er es einmal im Scherze nannte, geschaffen. Und da hatte kein „Sachverständiger" Pläne entworfen, kein „Gartenkünstler" eingegriffen. Mit bescheidenen Hilfsmitteln hatte der Prinz aus dem Eckchen Waldboden seine Villegiatur hervorgezaubert. Ein einfacher Naturzaun umgab das nur zwei Morgen haltende Terrain, das aus der königlichen Forst herausgeschnitten war und hinabreichte zum Strande. Ein schmaler Fußsteig führte das steile, felsige Ufer hinan, von Buchen beschattet. Wo der Aufstieg gar zu steil, da waren Stufen von Naturholz eingelassen. In vielfachen Windungen erreichte man das Plateau — tief beschattet, wie seit Jahrhunderten — kein größerer Baum hatte weichen müssen. Hinter dem Opfersteine aber lag das nordische Häuschen, einstöckig, ganz aus weißen Tannenbretteen erbaut. Das weit vorstehende Schindeldach schützte die längs der Front laufende Estrade, auf der bequeme Korbsessel zur Ruhe einluden. Und welch wunderbares, liebliches Bild bietet sich dem Blicke des Ruhenden! Mit eingehendem Verständnis sind Beduten geschaffen — von grünen Rahmen umgeben erscheinen jetzt die wechselreichen Bilder, die der Prinz im Vorjahre vom Uskanstein aus erkannt oder wohl teilweise nur geahnt hatte. Kein Gärtner hat auch hier geholfen, mit eigner Hand hat der Prinz gewirkt mit Säge und Schere, und ein dankbares Lächeln gleitet wohl über seine Züge, wenn der Fremde, beim ersten Blick auf das so ganz eigenartig eingeteilte Panorama, unwillkürlich ausruft: „Wie schön!"

Betrat man des Prinzen Wohnhaus von der Veranda aus, so kam man zuerst in den, die Hälfte des Ganzen längs einnehmenden Wohnraum, den Eßsaal und — Musiksalon. Einfache Rohrstühle um den mit Wachstuch benagelten langen Tisch, an der Schmalseite ein Pianino! Die gefirnißten Bretterwände zeigten eine größere Zahl von alten französischen Kupferstichen, sämtlich Kriegsschiffe darstellend — eine Specialkarte von Rügen, Seekarten aus der Ostsee, an den Thüren und Wänden aufgehängt —, auf einigen kleineren Tischen Feenrohre, Doppelgläser, Barometer u. s. w. Das war die Ausstattung! Hinter dem Wohnzimmer lag der Schlafraum mit einfacher Eisenbettstelle und tannenem Schrank, Waschtisch und zwei Stühlen. Daneben das ebenso große Zimmer des Kammerdieners Hermann. Durch die Hinterthüre gelangte man unmittelbar an einen gartenartigen Platz, unter den Buchen sich ausbreitend. Schmale Kieswege zogen sich durch den Rasen, von Rosenstöcken eingefaßt, und führten zu den etwas abseits liegenden Nebengebäuden — äußerlich genau wie des Prinzen Wohnhaus, inwendig aber viergeteilt. Da war das Adjutantenhaus — es wurde stets von drei Herren bewohnt —, dann das Küchenhaus und, etwas verborgen im Dickicht, das Stallgebäude.

Stieg man vom Garten aus aber durch den schmalen Waldpfad im dichten Unterholze höher hinauf, so erreichte man ein viertes, ganz gleichartiges Häuschen, erst sichtbar, wenn man unmittelbar am Vorgarten angekommen war. Der Prinz hatte diese kleine, in sich abgeschlossene „Einsamkeit" für seinen langjährigen Freund und Kampfgenossen, den General Knappe von Knappstädt, bauen lassen, der alljährlich für einige Wochen sein Gast war.

Ein hoher Flaggmast, sachgemäß aufgetakelt, vermittelte die Korrespondenz mit den Kriegsschiffen auf der Reede. Ein internationales Signalbuch und ein Satz dazu gehöriger Signalflaggen ermöglichten jede Mitteilung.

Nur zu Spaziergängen in den Wald, am Strande oder etwa nach Stubbenkammer verließ der Prinz den Bereich seines Heims; in den Ort ging er fast niemals. Stundenlang sah man ihn aber mit Baumschere und Säge immer neue Durchblicke schaffen, und wenn einer der Gäste nach einem Ausfluge an das Fenster seines Zimmers trat, gewahrte er vielleicht plötzlich ein Stück Landschaft oder See, das er bisher von hier aus nicht wahrgenommen hatte. Der Prinz, der sonst am liebsten jede Dankesäußerung ablehnte, empfand es mit offenbarer Freude, wenn solche kleine Aufmerksamkeiten auch bemerkt und anerkannt wurden.

Schon in der Morgenfrühe wurde an der Mole des Bootshafens, gerade unterhalb Uskan, gebadet — im Freien, ohne einen abgegrenzten Badeplatz. Auch an kalten Tagen setzte der Feldmarschall die selbstverordnete Kur nicht aus. Etwa um acht Uhr lag der Kutter einer der anwesenden Briggs an der Mole und brachte uns an Bord; der Prinz und der diensthabende Adjutant waren hierbei in Uniform, wir übrigen durften in Civil erscheinen. Die Segelübungen gestalteten sich nicht selten zu interessanten Ausflügen. Besonders war es die Brigg „Undine," ein in England erbautes Schiff — später ist sie in der Jammerbucht bei Skagen gescheitert —, die wegen ihrer Segeleigenschaften für solche Fahrten den Vorzug fand.

Einige Jahre hindurch wurde, besonders wenn's einmal hart wehte, das allgemeine Interesse durch eine kühne Bootseglerin angezogen — eine Tochter des Professors Petermann —, die mit erstaunlicher Gewandtheit und Sachkenntnis im offenen Fischerboote in See und Wind arbeitete. Selbst der Prinz, der sich sonst um das Badepublikum gar nicht kümmerte, konnte der Seglerin sein Interesse nicht versagen und sah manchmal mit dem Fernrohr hinüber, wenn wir alle schon erwarteten, daß der Augenblick „zum Retten" bald kommen werde.

Fast täglich waren ein paar der Marineoffiziere auf Uskan zum Diner, und auch andere, etwa durchreisende Offiziere oder sonstige Badegäste wurden, wenn sie sich einschrieben, stets zur Tafel befohlen. Waren Gäste da, so wurde zum Diner schwarzer Rock getragen, sonst Reiseanzug. Des Prinzen Lakaien trugen auch hier, wie in Dreilinden, ungarischen, verschnürten Anzug. Nach beendetem Diner wurde der Kaffee auf dem Opfersteine serviert und dahin auch die Erdbeerbowle getragen, die auf Uskan an keinem Tage fehlte.

Auch hier wußte der Prinz durch Zusammenstellung seiner Gäste eine stets anregende Unterhaltung zu schaffen. Etwa alle zehn Tage pflegte ein Wechsel einzutreten, — die einen kamen, die anderen gingen. Da sehe ich noch, am Opfersteine stehend, dem Prinzen gegenüber, die große Gestalt des Ägyptenforschers Brugsch Pascha, den Tarbusch auf dem grauen Haupte. Mit ungeheurer Lebhaftigkeit bespricht er eben mit dem Hauptmann von Garnier, dem trefflichen Maler, den Plan für eine nächstjährige Orientreise. Und dicht daneben, elegant, als ob er sich in einem Pariser Salon aufhielte, der Baron Emanuel Korff. Ein feines Lächeln spielt um seinen Mund, als von Assuan, von Edfu gesprochen wird. Freilich für ihn gab es kaum noch einen Erdenwinkel, den er nicht durchreiste — erst vor einigen Tagen kehrte er aus Westindien zurück.

Auch der General Knappe tritt heran zur Gruppe. Der freundliche Ausdruck des schon ergrauten kleinen Herrn würde nichts erkennen lassen von der ungeheuren Energie, die er auf den Schlachtfeldern bewies, wenn nicht die hellen blaugrauen Augen ein fast jugendliches Feuer bewahrt hätten.

Allmählich sinkt der Abend, die Sonne verschwindet hinter den grünbewaldeten Höhen von Jasmund, und drüben, aus Osten, tritt jetzt der Mond hinter Abendwolken hervor, gerade einer der laubumrahmten Durchsichten gegenüber. Ein ungeheurer Strahlenfächer breitet sich aus über die fast spiegelglatte Wasserfläche, funkelnd und glitzernd, als jetzt ein Windhauch darüber hinwegzieht. Die Briggs — die „Undine" und der „Musquito" — ein paar Küstenfahrer daneben liegen da vor ihren Ankern, scheinbar bewegungslos. Nur das kaum merkliche Schaukeln der Staglaternen verrät die Dünung, die letzten Spuren der Südostbrise, die tagsüber wehte. Fischerboote, vom Ausstellen der Netze zurückkehrend, durchschneiden langsam das schimmernde Wasser und ziehen glänzende Furchen. Ein paar verspätete Krähen ziehen krächzend zum Walde hinauf — sonst friedliche Stille. Nur das leise, niemals endende Rauschen der See auf dem Uferkies dringt hinauf zu den Männern am Opferstein.

Einen Augenblick hat da oben volles Schweigen geherrscht. „Kann uns aller Luxus der Welt, können uns die Künste Schöneres, Vollendeteres geben als das, was hier die Natur bietet?" Der Prinz hat das gesagt, vielleicht mehr zu sich selbst wie zu dem Marineoffizier neben ihm, und alle Gäste scheinen vertieft in den Anblick.

Da leuchtet es vielfarbig auf durch das Buchenlaub vom Strande her. Man hört die Riemen plätschern, ein Boot fährt an der Mole vorüber, Lampions in allen Farben schmücken Mast, Stag und Bord. Jetzt legt es sich unter den Vorsprung von Uskan, und von unten herauf tönt's im vierstimmigen Chor: „Heil dir im Siegerkranz!" Die offenbar spontane Ovation und deren einfache Art machen dem Prinzen Freude, um so mehr, als sie par distance dargebracht wird. Auch der Dank wird über den Raum hinweg abgestattet — der Kammerdiener Voges zeigt seine Geschicklichkeit in Abbrennung eines kleinen Feuerwerks, wie deren stets vorbereitet waren. Als aber dann die Wacht am Rhein angestimmt wird, wendet sich der Prinz an einen Offizier aus seiner Begleitung: „Mein Teuerster, Sie könnten einmal Ihre Stimme hinabschallen lassen zum Strande, einen Dankesgruß singen für die heitere Gesellschaft da unten!" Und kaum ist der Gesang unten verstummt, da tönt es hinab vom Opfersteine:

„Es spiegelt in der Ostsee Fluten
Sich grün das Inselland,
Der Abendsonne warme Gluten
Ruhn auf der Felsenwand.

Die Wogen an den Klippen branden,
Vom Buchwald überdacht,
Im Porte Fischerboote landen —
Und dämmernd sinkt die Nacht.

Am Uferhange traumversunken
Lehn' ich im Moose weich!
Das Auge rastet wonnetrunken
Auf diesem Zauberreich.

Mir ist so wohl im Laubgedränge,
Die See zu Füßen mir,
Als ob im Wellenrauschen klänge
Ein ew'ger Friede hier!"

Der Sänger hatte den Text für die Umgebung von Uskon berechnet und erringt des Prinzen freundlichen Dank.

Von unten herauf spenden schöne Hände Beifall, und weiter zieht das Boot.

Während es aber dem Fischerhafen von Saßnitz zusteuert, hat der Baron Korff auf des Prinzen Wunsch sein Cornet à piston dem eleganten Futteral entnommen, und wunderbar hallen die langgezogenen weichen Töne hinaus über das Meer, in den Wald — klagend fast und dann wieder mächtig! Des Prinzen Adjutant versteht es meisterhaft, die Begleitung dem Ausdrucke des Vortrags anzupassen. —

Heitere Erzählungen wechseln dann mit ernsteren Gesprächen, wie es gerade kommt. Um zehn Uhr kehren die Marineoffiziere an Bord zurück. Deutlich vernimmt man noch oben am Steine den Anruf des Postens, die Antwort des Kommandanten: „Undine!" Der Abend ist ja so still, so friedlich.

Der Feldherr mag das auch empfinden. Im bequemen, einfachen Korbstuhle lehnend, hat er eine Weile wortlos hinausgesehen in die mondbeleuchtete Landschaft. Dann nimmt er den Rest der „Holländer" aus der langen Holzspitze und erhebt sich. „Pfeifen und Lunten aus!" sagt er, durch das an Bord übliche Kommando zum Schlafengehen andeutend, daß die Herren entlassen sind.

### Seemanöver auf der Reede.

Eine Abwechselung in das Stillleben von Uskan brachte das Eintreffen von größeren Kriegsschiffen oder Geschwadern auf der Reede. Durch das Fernrohr wurden vom Opfersteine aus die Rauchwolken beobachtet, schon wenn sie in der Kimmung sichtbar wurden, und jedes Segelmanöver der Kreuzer, jede Evolution der Panzer interessierte den Prinzen. Wenn dann — etwa zwei Seemeilen vom Strande — die stolzen Schiffe die Anker fallen ließen, dann stieg am Flaggenmaste auf Uskon die preußische Prinzenstandarte empor, und bald hallte der Donner der Geschütze zum Salut herüber in den stillen Waldfrieden. Weiße Dampfwolken bewegten sich rollend über das Meer, abwechselnd zu Backbord und Steuerbord, und eine dichte weiße Decke hüllte die in gleichmäßigen Zwischenräumen daliegenden Kolosse ein.

Aus dem Pulverdampfe schießt jetzt ein rasches Boot hervor, direkt auf die Mole von Uskon zu. Die Kriegsflagge am Heck, der Kommodore- oder Admiralsstander am Bug lassen erkennen, daß es den Chef oder Kommandanten bringt. In voller Uniform, von seinem Adjutanten oder Flaggoffizier begleitet, steigt er die Stufen des gewundenen Pfades hinauf und wird vom Prinzen sofort empfangen.

Am Spätnachmittage aber kommen von allen Schiffen die Kommandanten und eine Anzahl von Offizieren an Land, um sich als willkommene Gäste an des Hohenzollernprinzen gastliche Tafel zu setzen. An solchen Tagen steht natürlich das Interesse für die Marine auch in der Konversation im Vordergrunde, und nach Tische kann man den fürstlichen Wirt in ernstem Gedankenaustausch mit dem ältesten Marineoffizier erblicken. „Wie ist's nur möglich, daß ein Nichtfachmann so genau informiert sein kann?" hörte ich einst einen Kommandanten fragen, der zum erstenmal des Prinzen Gast war. Und wie mancher Gelehrte, Forscher, Künstler, Industrieller haben ähnliche Fragen gestellt! Der Prinz las, lernte, beobachtete nicht nur, faßte nicht nur überaus deutlich auf, sondern er behielt auch, was er mit scharfem Verstande aufnahm. Der große Horizont, der sich in der militärischen Vergangenheit des Prinzenfeldmarschalls einst in so großartigen Entschlüssen, in so mächtigen Erfolgen bewährte, der trat auch überall und immer in seinen Anschauungen als Privatmann zu Tage, und mancher Diplomat äußerte seinen Respekt vor des Prinzen politischen Urteilen. Bei einem so erstaunenswert vielseitigen Geiste berührte dann die herzliche Freude an mitunter anspruchslosen Abwechselungen um so wohlthuender.

Zu diesen zählten auch die Diners beim General von Knoppe im oberen norwegischen Häuschen — der Villa Uskana. Allwöchentlich lud der General den Prinzen und dessen Gäste zu sich ein, bat aber des Prinzen Koch, die Küche zu übernehmen — auch war stets „das Schiff mit den Weinkisten gescheitert", und des Prinzen Keller mußte aushelfen. Aber es machte dem hohen Herrn offenbare Freude, der Gast des liebenswürdigen alten Kriegskameraden, des gewandten und erheiternden Scheinwirtes, zu sein. Geburtstage der Gäste wurden stets in freudiger Weise gefeiert. Ich erinnere mich, daß einst eine solche Feier dadurch eingeleitet wurde, daß der Prinz und seine übrigen Gäste schon in der Frühe — vor dem Baden also — mit umfangreichen Blumensträußen ausgerüstet, vor des Gefeierten Zimmer erschienen. Niemals fehlten an solchen Tagen humoristische Trinksprüche und Verse, in denen, aus Wahrheit und Dichtung gepaart, Erinnerungen an die Vergangenheit des Geburtstagskindes wiedergegeben wurden — nicht immer in zu rückhaltsvoller Art.

Alljährlich veranstaltete der Prinz für die Schiffsjungen der auf der Reede liegenden Briggs ein Landfest. Einem freien Platze im Buchenwalde zog dann die muntere Schar zu, von den Offizieren, Deckoffizieren und Maaten geführt.

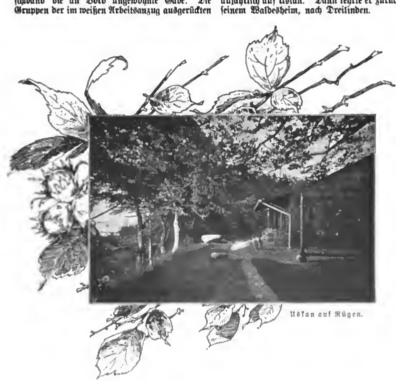
Fröhlicher Knabengesang schallte durch den Wald. Am Festplatze erwarteten die jungen Gäste den hohen Wirt. In strammer Haltung standen sie aufmarschiert, scharf gerichtet, in zwei Gliedern. Der Prinz ging die Front ab und befahl den Beginn der Spiele.

Sofort wurden aus den Soldaten wieder die Jungen. Alles lief und schwatzte, und in wenigen Minuten grenzten beflaggte Leinen, von Baum zu Baum gespannt, den Spielplatz. Kletterstangen wurden aus mitgebrachten Reservebramstengen hergestellt, Springtaue angebracht u. s. w. Eine große Zahl von Geschenken winkte zur Bewerbung um Preise. Da gab's Matrosenkragen, Mützenbänder, Messerbändsel und Messer, Kompasse und Schreibzeuge, Briefpapier und als hochbegehrte Preise einzelne Bilder des Prinzen. Wer im Sacklaufen, im Springen, im Klettern oder Schnelllaufen Sieger war, erhielt seinen Lohn aus Seiner königlichen Hoheit eigner Hand. Es war eine Freude, dem Jubel zuzuschauen, und auch die Badegäste aus Saßnitz fanden sich zahlreich außerhalb des begrenzten Platzes ein. Den Höhepunkt erreichte das Waldfest, wenn es an die Verteilung der Schmalzschrippen, der Würstchen und hartgekochten Eier ging. Als Getränk wurde Milch à discretion gereicht, und eimerweise verschwand die an Bord ungewohnte Gabe. Die Gruppen der im weißen Arbeitsanzug ausgerückten Jungen lagerten sich im Waldmoose — ein hübsches, heiteres Bild! Und wenn dann der Prinz schied, hallte ein dreifaches Hurra aus den jugendlichen Kehlen, und das „Heil dir im Siegerkranz" tönte durch den Wald hinab bis zum Strande.

Von den geschicktesten und couragiertesten Jungen ließ der Prinz Gruppenphotographien aufnehmen, deren eine ganze Reihe in seinem Häuschen auf Uskan aufgehängt war. Bei späteren Besuchen an Bord von Kriegsschiffen fand ich manchen der Jungen als älteren Obermaaten wieder, und wenn ich ihn anredete, dann drängte wohl ein natürliches Gefühl den Seemann stets zuerst zu einem Erinnerungsworte an den Prinzen: „Unser guter Prinz Friedrich Karl! Wie bald ist er gestorben, kaum ein Jahr, nachdem er bei uns an Bord war!" Ja, ein wahrhaft fühlendes, treues Herz findet eben Verständnis und wird dort oft am besten verstanden, wo keine äußeren Formen den echten wahren Kern verhüllen.

Die einzige Gelegenheit, bei der sich der Prinz von Uskan aus auch in Saßnitz zeigte, war der Gottesdienst — zuerst auf dem dazu im Waldessaume hergerichteten Platze im Freien, später in der unter des Prinzen Mitwirkung erbauten kleinen Kirche.

Fünf bis sechs Wochen verlebte der Prinz alljährlich auf Uskan. Dann kehrte er zurück nach seinem Waldesheim, nach Dreilinden.



Uskan auf Rügen.

# Die Jagd in den Karpathen.

Von

**Ernst von Dombrowski.**

**Mit zehn Originalillustrationen von Carl von Dombrowski.**



Die Karpathen sind heutzutage durch Eisenbahnen und Landstraßen zugänglich geworden, im übrigen aber haben sie, wenige Teile abgerechnet, für den echten Naturfreund und Jäger nichts von ihren alten Reizen eingebüßt; weicht man von den Hauptadern des Verkehrs seitlich ab, so steht man bald auf jungfräulichem Boden, in vollendeter Wildnis, im Urwald. In weitem Halbkreis schließt das mächtige Gebirge die endlose ungarische Tiefebene ein, dieses konturlose, unsäglich einförmige Gemisch von weitgedehnten Kulturflächen, Pusten und Sümpfen. Fast ist es, als ob die Natur hier ihrer gestaltenden Macht Halt und Ruhe geboten hätte, um sie dann an jenem Wall plötzlich mit einer unbeschreiblichen Formen- und Farbenfülle zur Geltung kommen zu lassen. Langsam steigen faltige Kuppen von der Ebene an, erst mit Wein, dann mit Buschwald bedeckt, durchschnitten von ungezählten Thälchen und Schluchten. Nach und nach werden die Berge höher, die Hänge steiler, die Einschnitte enger, die Dörfer seltener und kleiner, die Vegetation freier, ungebundener, wilder. Und endlich thun sich die weiten Hallen des Urwaldes auf, von gewaltigen Buchen, Eschen und Bergahornen, an den Nordhängen von Fichten und Tannen gebildet. Felsenstirnen von schwindelnder Höhe überragen das Gewirr von Baumkronen, und auf den runden Koppen dehnen sich die Pojanas, die Almen der Karpathen, aus. Im Sommer haust dort der Gorale mit seinen Herden, im Winter kein Mensch, wenn nicht ab und zu ein Jäger die schweigende, tief in Schnee gebettete Wildnis durchschreitet.

Die Karpathen sind ein stilles, ernstes Paradies für jeden Naturfreund — für den Jäger bilden sie die Krone aller Jagd-



Ungemütliche Fahrt in die Karpathen.
(Ungarisches Dreigespann.)

gebiete Europas. Wer als Jäger einmal ein paar Tage in ihnen verlebt, fühlt sich immer wieder mit magischer Gewalt zu ihnen hingezogen. Wir wollen es versuchen, in einer Reihe flüchtiger Skizzen und Silhouetten den Reiz der Karpathenjagd zu schildern, soweit sich Eindrücke solcher Art in Worten wiedergeben lassen, soweit es möglich ist, Scenen festzuhalten, die in unbegrenztem Wechsel täglich Neues bieten.

Wenn es oben im Bergwald rauscht und braust und der Wildbach, schäumend vor Lust über seine Befreiung, die frohe Kunde zu Thal bringt, daß auch droben in den schier unbezwinglichen Hochburgen des Winters die Empörung gegen das Regiment von Eis und Schnee ihr Haupt zu erheben beginne, dann währt es nicht lange, bis sich das Tierleben nach und nach immer farbiger entfaltet, jeder Tag bringt neue Gestalten, neue Überraschungen in der Natur und im Leben des Jägers.

Der Abend senkt sich, langsam verglimmt Licht um Licht, endlich flackert es bloß noch um die Kronen der alten Fichten, von deren Höhe aus die Amsel dem scheidenden Tag ihr herrliches Schlummerlied singt. Voll und rein klingen die innigen Töne durch die Gebetstille des Waldes, und leise wiegen die Bäume dazu ihr Haupt, als wüßten sie, daß in diesem Liede Liebe und Hoffnung lebt, daß der Frühlingsjubel bald tausend Kehlen schwellen und die Allgewalt der erstarkten Sonne binnen kurzer Frist überall üppiges Leben erwecken wird, wo sich jetzt nach langer Ruhe erst der Keim müde regt. Über den weiten Hau ziehen Nebelschleier auf, die Konturen beginnen zu verschwimmen, und der Abendstern flimmert am schwarzblauen Firmament. Die Amsel schweigt, ein paar Augenblicke ist es totenstill ringsum. Da horch! Aus der Luft tönt ein merkwürdiger, halb quarrender, halb pfeifender Laut näher und näher, ein schwankender Schatten huscht vorbei, und jetzt zuckt ein Feuerstrahl vom Waldrand auf, gefolgt von scharfem Knall. „Nero, apporte! — So recht, mein Hund!" Freudestrahlend nimmt der Jäger seinem treuen Begleiter die ersehnte Beute ab, die erste Waldschnepfe des Jahres. Schon der Frühjahrsstrich der edlen Langschnäbel ist in den Karpathen ergiebig, und in den höheren Lagen brüten auch viele Paare, auf dem Herbstzuge aber erscheinen oft ungeheure Mengen, deren Zahl höchstens in einigen Gegenden Kroatiens und Slavoniens annähernd erreicht wird; es gehört da nicht zu den Seltenheiten, daß zwei oder

Biwouak zur Zeit der Auerhahnbalz.



Von den Bracken aufgespürt.

drei Jäger von eintägiger Partie mit 30 bis 40 Schnepfen heimkehren, obwohl sich hier diesem Jagdbetriebe viel größere Schwierigkeiten entgegenstellen, als in der Ebene oder im Hügellande.

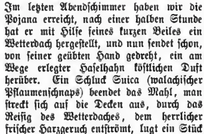
Kaum ist im Frühjahr die herrliche Schnepfenzeit vorbei, so folgt ihr als mindestens ebenbürtiges Glied in der Kette weidmännischer Freuden, die Balz. Birkwild ist nur an wenigen Punkten der Karpathen heimisch, dagegen verbreitet sich der mächtige Auerhahn über die meisten Teile derselben, insbesondere in großer Anzahl über die rumänisch siebenbürgischen Gebirge, und ein dort erlegter Hahn ist dem echten Jäger mehr wert, als zehn andere, die er sich in bequemen, kultivierten Revieren geholt, denn diese Beute will verdient sein! Zu Mittag bricht man mit einem orts- und jagdkundigen Huzulen auf, ein kleines struppiges Pferd trägt ein paar Decken und Mundvorrat für mehrere Tage. Unten im Thale jubeln die Vögel, die Wiesen stehen in vollem Blütenschmuck; wenn man aber höher steigt, stößt man in Rissen und Schluchten noch auf Schnee, die Vegetation wird spärlicher, und nach einer Stunde schreitet man auf geschlossener Schneedecke hin. Mühselig keucht das Tragtier aufwärts, auch dem Fußgänger perlt der Schweiß von der Stirne, denn die harte Kruste des Schnees trägt nur stellenweise; oft bricht sie ein, und auf dem unter ihr liegenden lockeren Geröll findet der Fuß keinen sicheren Halt. Wenn die Buchenknospen nicht geschwellt, teilweise schon geplatzt wären, der Buchfink nicht so fröhlich sein Liedchen schmettern und Haselhahn und Ringamsel nicht da und dort ihren Paarungsruf hören ließen, man könnte glauben, es sei ein schöner Wintertag. Endlich lichtet sich der Bestand, plötzlich thut sich, einen überraschenden Ausblick auf ein Meer von bewaldeten Koppen und hohen Felsenmauern erschließend, eine weite Pojana auf, und an ihrem Rand, unter einer uralten Schirmtanne, wollen wir Nachtlager halten.



Brackenjagd im Sommer.

Kaum irgendwo in den Karpathen und im Balkan steht Auerwild so tief, daß es möglich wäre, von der nächsten menschlichen Niederlassung aus schon um vier Uhr morgens am Platze zu sein, und es bleibt demgemäß, wie oft auch in der Hirschbrunft, nichts anderes übrig, als die Nacht am Lagerfeuer unter freiem Himmel zu verbringen. Das ist kein Unglück, gerade solche Momente sind es ja, die mit ihrem grellen Gegensatze zu dem ewigen Einerlei der modernen Kultur den Reiz des freien Trapperlebens ausmachen, wie es die Jagd in urwüchsigen Gebieten erfordert.

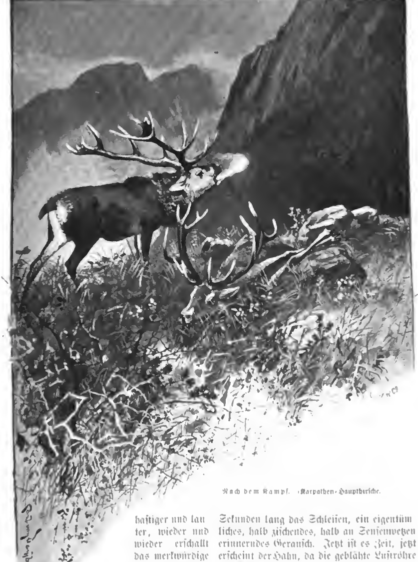
Unser Huzule ist pünktlich und flink.



Im letzten Abendschimmer haben wir die Pojana erreicht, nach einer halben Stunde hat er mit Hilfe seines kurzen Beiles ein Wetterdach hergestellt, und nun sendet schon, von seiner geübten Hand gedreht, ein am Wege erlegter Haselhahn köstlichen Duft herüber. Ein Schluck Suica (walachischer Pflaumenschnaps) beendet das Mahl, man streckt sich auf die Decken aus, durch das Reisig des Wetterdaches, dem herrlicher frischer Harzgeruch entströmt, lugt ein Stück dunklen Nachthimmels mit ein paar Sternen, und halb schlummernd, halb wachend verträumt man die Nacht. Der Neuling schläft im Freien nicht leicht ein, die kühle, klare, reine Bergluft aber gibt selbst dem wachend Ruhenden mehr Kraft, als acht Stunden festen Schlafes in dumpfer Stubenatmosphäre. Der Huzule schläft auch nicht, er unterhält das Feuer, raucht eine Cigarrette nach der anderen und summt dazu ein schwermütiges Volkslied. Endlich erhebt er sich, stößt die Kohlen auseinander, sieht die Fessel des Pferdes nach, klopft den Pflock fester und winkt uns schließlich. Noch im Stockfinstern geht es am Rand der Pojana hin, dann behutsam an einem steinigen Hang abwärts, und nach einer halben Stunde sind wir am Balzplatz. Es ist bitterkalt, die Morgenluft weht aus der Schlucht empor, langsam beginnt es zu dämmern, und von dem steilen Hang aus schneiden einzeln und horstweise stehende Wettertannen ihre Konturen in die schwarzblaue Luft. Regungslos harren wir hinter dem morschen Stamm eines gefallenen Waldriesen; wie ausgestorben liegt der Bergwald da, kaum daß der Luftzug da und dort leise in den Zweigen rauscht. Plötzlich ertönt von einer der hohen Tannen ein eigentümlicher heller Laut, so etwa, wie wenn man zwei entrindete dürre Stöcke leicht aneinander schlägt, — das ist die erste Strophe im Liebeslied des mächtigen Urhahnes. Nach einer Pause derselbe Ton,



Treibjagd auf Gemsen.



Nach dem Kampf. (Karpathen-Hauptbirsche.)

hastiger und lauter, wieder und wieder erschallt das merkwürdige Klipp klapp, die Laute verschwimmen schließlich in einen Triller, nun folgt der Hauptschlag, ein einzelner, voller, klatschender Ton, dem Entkorken einer festgestöpselten Flasche ähnlich, und hieran schließt sich 2—3 Sekunden lang das Schleifen, ein eigentümliches, halb zischendes, halb an Sensenwetzen erinnerndes Geräusch. Jetzt ist es Zeit, jetzt erscheint der Hahn, da die geblähte Luftröhre den Gehörgang zusammenpreßt, vollkommen taub, und mit ein paar raschen weiten Sprüngen wird dieser Moment zur Annäherung benutzt. Dann heißt es wieder regungslos in guter Deckung verharren, bis der zweite, der dritte Hauptschlag erfolgt und wir endlich schußmäßig vor dem

Balzbaume stehen. Blutrot erglüht der Morgenhimmel hinter der schwarzgrünen Coulisse der alten Tanne, in deren Gipfel, unserem Blick verborgen, der Hahn steht; da bewegen sich die obersten Zweige, frei tritt er auf einen vorspringenden Ast, beginnt zu knappen, wird immer hitziger, stößt mit gesenkten Schwingen und gefächertem Stoß den Hauptschlag aus, und gleich darauf dröhnt ein Schuß durch die Berge. In sein Echo mischen sich heftiger Flügelschlag, das Brechen dürrer Äste, ein schwerer Fall und ein Freudenruf des Huzulen, — auf dem von den ersten Sonnenstrahlen mit goldiger Glut übergossenen Schnee unter der Tanne liegt der königliche Vogel verendet da . . .

Nach der Balz, die in den höheren Bergen erst Mitte Juni abschließt, kommt die Reihe an den edlen Rehbock, der in den Karpathen gleich dem Hirsch eine Stärke erreicht, wie sonst nirgends in Europa. Solche Beute ist der Mühe wert, und Mühe genug kostet es oft, bevor man im Urwald den alten schlauen Bock vors Rohr bekommt. Birsch und Ansitz scheinen infolge der jeden weiteren Ausblick verschließenden, tropisch üppigen Vegetation wenig aussichtsreich, auch die Blattjagd in der Brunft wird durch diese sehr beeinträchtigt, und es bleibt daher hier nur die Brackenjagd übrig. Auch sie ist keineswegs immer von Erfolg gekrönt, stets aber von so wechselvollen, aufregenden Scenen begleitet, daß auch ein beuteloser Tag nicht verloren ist. Was heute nicht gelingt, kann morgen glücken, und die Stunde, die man am Stande zubringt, während sich das Geläute der Hunde bald nähert, bald entfernt, einmal bergauf geht und fast erstirbt, dann erneut anschwillt und endlich wieder verstummt, läßt den Jäger alle Freuden der Jagd im voraus durchleben; zehnmal glaubt er das Gewehr heben zu dürfen, zehnmal täuscht er sich. Endlich aber, während die Hunde unsichtlüssig weitab Hals geben, erscheint plötzlich das graue Gesicht des alten Bockes, der sich mit schlauen Wiedergängen von seinen Verfolgern abgestohlen, zwischen dem dichten Unterwuchs, die Büchse thut ihre Schuldigkeit, und nun entschädigt das prächtige, reich geperlte Gehörn für tagelange Enttäuschungen. —

Glühend heiß liegt die Sonne unten in den Thälern; an den steinigen Hängen hat sie längst den letzten Grashalm versengt und den munteren Quell erstickt. Oben im schroffen Gewände aber ist es, als ob ihre Strahlen auf ihrem langen Wege noch nicht genug Kraft gesammelt hätten, und von den Schneefeldern her, die dem Hochsommer zum Trotz in flimmernder Pracht herüber grüßen, weht ein kühler, erfrischender Wind. Ein Bartgeier zieht die Schlucht entlang, schwingt sich über den Grat, schwebt in weiten Kreisen höher und höher und strebt immer noch empor wie ein kühner Gedanke. Sinnend folgt ihm der Blick, und auch der Geist erhebt sich auf leichten Schwingen wie jener gewaltige Vogel, ein unnennbares Sehnen erbebt in der Brust, man kommt sich selbst fremd vor und fühlt, daß man hier oben ganz anders denkt und empfindet als unten in der ewig dämmernden nebeligen Schwüle des Alltagslebens. — Die Zeit verrinnt, da poltert plötzlich zur Linken hinter dem Vorsprung der Wand ein Stein ab, ein zweiter, ein dritter, kleines Geröll rollt mit rieselndem Geräusch nach; jetzt tritt der Jäger in seine Rechte, fester umspannt die Hand die treue Büchse, und es ist Zeit! Im nächsten Augenblick trollt ein starker Gemsbock hinter einem mächtigen Felsblock hervor, verhofft einen Moment, trollt weiter, bleibt nochmals, scharf windend, einige Sekunden stehen, — und jetzt dröhnt der Schuß hallend durch das Gewände. Wie eine Feder schnellt der Bock mit allen vier Läufen zugleich in die Luft, rast über die Steinfläche hin, dann werden die Fluchten kürzer, einmal, zweimal strauchelt er, bricht endlich wie vom Blitz getroffen zusammen, und das Gebirge ist um einen seiner stolzesten Bewohner ärmer geworden.

„Hej, George!“

„Hej, Jone!“

In langgezogenen, wildmodulierten Tönen schallt Ruf und Antwort vom jenseitigen Hang herüber; nach einer halben Stunde stehen zwei wildaussehende Gestalten, unsere beiden Treiber, vor uns, alte, erprobte Gesellen, die auf solcher Jagd mehr wert sind als ein ganzer Troß. George hält Umschau und fragt:

„Du hast geschossen, Herr?“

„Dort unten liegt der Bock!“

Wie zwei losgekoppelte Hunde stürmen



die beiden auf der Schütt herab, und wilder Jubel kündet, daß sie bei der stolzen Beute angelangt sind und sie zu würdigen wissen . . .

Im Norden, wo nur die Tatra und einzelne Gipfel der Marmaros über 2000 m steigen, spielt die Gemsjagd keine Rolle, ihr Feld liegt in dem herrlichen rumänisch-



Transport eines erlegten Bären mittelst Schleife.

siebenbürgischen Grenzgebiet, dort, wo sich zwischen dem Thal der Temes und dem Tömöspaß die gewaltigen Felsmassive des Retyezat, des Cibingebirges, der Fogaraser Alpen, des Parengu und der Pascoia auftürmen. Auch die Gemsjagd ist in den Karpathen ungleich beschwerlicher als in den Alpen, auch bei ihr aber lohnt selten starkes Wild für alle Mühen und Gefahren, und zugleich lernt man bei ihr ein Tier kennen, das mit seiner merkwürdigen Erscheinung wie ein Überbleibsel aus längst ausgestorbener Fauna in unsere Zeit hereinragt, — den aus den Alpenländern bereits verschwundenen Bartgeier. In den genannten Teilen der Südkarpathen, namentlich auf rumänischer Seite, bieten sich dem gigantischen Vogel noch manche ungestörte Asyle, und kaum vergeht auf der Gemsjagd ein Tag, an dem man nicht wenigstens einmal den Genuß hätte, ihn zu beobachten. Auch dem nicht minder gewaltigen Mönchsgeier, dem Weißkopfgeier und dem Steinadler begegnet man oft. —

Die Blätter fallen, der Gorale treibt seine Herden thalwärts, nur die schwarzen Feuerstellen an vielen Punkten der Pojanas und einzelne halb verfallene Wetterdächer erinnern daran, daß bis vor kurzem auch Menschen hier in der Wildnis gehaust. Sie sind gleich den Waldsängern fortgezogen, und nun liegt die Bergwelt einsam und verlassen da, kein fremder Laut stört die Einsamkeit. — Mondlicht schwankt geisterhaft zwischen den hochragenden Stämmen, überall stehlen sich gleißende Strahlen durch das Blattgewirr, und nur die Schlucht bleibt finster, in der der Wildbach hinschießt, das Rauschen und Tosen seiner Fluten mit dem schauerlichen Schrei des Uhu mischend. Wo diese Töne nicht hinreichen, ist es kirchenstill. Nur die schweren Tropfen eines kalten Regens, an den noch die dunklen Wolkenfetzen unter dem Mond erinnern, fallen ab und zu mit wundersamem Klingen von den Blättern nieder. Da erdröhnt aus der Schlucht, Wasserrauschen und Eulenruf mächtig übertönend, ein gewaltiger Schrei, in dumpfes Grollen verlaufend. Und ist es das Echo, das ihn jetzt vom jenseitigen Hang wiedergibt? Es raschelt, prasselt, kracht, bricht, stampft da und dort, der ganze Wald wird lebendig, scheu huscht der Uhu zwischen den Baumkronen hin, fußt auf einem Felsblock auf, äugt nach der Schlucht hinab und stößt seinen schauerlichen Ruf neuerlich aus, wieder und immer wie-

der, er klingt wie eine Totenklage, die er, Unheil ahnend, im voraus einem der beiden Kämpfer bringt, denn unten wütet ein Ringen auf Leben und Tod. Ächzen, Stöhnen, Schnauben, das Brechen dürren Holzes und das gellende Aneinanderschlagen der mächtigen Geweihe übertäubt den Wildbach, immer rasender gestaltet sich der furchtbare Kampf. Da eine Pause — das nächtliche Drama hat jähen Abschluß gefunden, man hört den Wildbach wieder; der Uhu schweigt, es wird Licht, nur schwere Nebelmassen, die sich gleich welken Kränzen um die Häupter der Bergriesen schwingen, verhüllen noch die Sonne. Endlich brechen ihre Strahlen siegend durch und erwärmen die eisige Luft, in der hoch über der Schlucht ein paar Aasgeier schweben; sie wittern die leichte Beute, — dort unten liegt verendet der König der Wälder, gefallen im Kampf um der Minne Preis . . .

Wer vermöchte es, den dämonisch wilden Zauber einer Urwaldnacht zur Zeit der Hirschbrunft in Wort und Bild festzuhalten! Oft habe ich am Lagerfeuer den Geisterstimmen solcher Nacht gelauscht, oft bin ich dann im Morgengrauen, die treue Büchse im Arm, vorsichtig von Stamm zu Stamm geschlichen, immer näher nach der Stelle, wo der dröhnende Brunstschrei ertönte. Endlich stand er vor mir, der gewaltige Recke mit hocherhobenem gekröntem Haupt, das Urbild von Kampfesmut und titanenhafter Kraftfülle. Die Büchse hob sich, sie sprach, und unter ihrem scharfen Anruf brach das herrliche Wild zusammen. Jubel in der Brust eilt man zu dem Gefällten, einen freudestrahlenden Blick auf das mächtige Geweih und dann — dann plötzlich ein unbeschreibliches Wehgefühl; vor dem gefällten Hauptshirsch bin ich oft gestanden wie ein noch nicht ganz verrohter Brandstifter, dem die Leidenschaft, vielleicht die Rache, die Fackel gegen ein herrliches Kunstwerk in die Hand gepreßt, und der dann in stummer, bitterer



Jagdschloß Görgény-Szent-Imre.



Wolfsjagd am Luder vom Hochstande aus. — Schwarzwild.

werks, in solchen Augenblicken fühlt man das am besten; oft wird man uneins mit sich selbst und staunt, die nackte Thatsache betrachtend, über den eignen Frevel, der ein herrliches Werk der Natur zerstört. Ein paar Stunden später ist das vergessen, man schwelgt im Bewußtsein eines errungenen Sieges, einer männlichen That. Und mit recht: der grüne Bruch, den man sich im Urwald holt, ist das Zeichen einer solchen! — —

Das Rotwild der Karpathen steht in Bezug auf seine Stärke unerreicht da. Dort trägt noch so mancher Hirsch ein Geweih, wie man es sonst nirgends mehr sieht als in den alten Galerien von Erbach und Moritzburg. Während der Harzhirsch heute nie schwerer wird als 150 kg und nie ein über 5 kg wiegendes Geweih besitzt, steigt der Karpathenhirsch bis zu 330 kg, und sein Geweih erreicht bei einer Höhe von 130 cm bis 15,5 kg Gewicht. Die stärksten Hirsche stehen in den ungarisch-galizischen Ostbeskiden zwischen den Flüssen Laborc und Borsova, sowie im rumänisch-siebenbürgischen Grenzgebiet, aber auch jene der Marmaros und der Bukowina sind wahre Recken ihres königlichen Geschlechtes. Die Jagd auf Rotwild wird in den gehegten Revieren fast ausschließlich auf der Birsch in der Brunft ausgeübt; Treibjagden läßt das Terrain kaum irgendwo zu, und das Brakieren vermeidet man in guten Rotwildständen, da es eine zu starke Beunruhigung herbeiführt.

Reue auf die rauchenden Trümmer starrt. Ich habe mich scheu umgesehen wie ein Verbrecher, bin weggeschlichen wie ein solcher, zögernd nur befestigte die vor Aufregung noch zitternde Rechte den grünen Bruch als Siegeszeichen auf den Hut, und erst bei den Jagdgenossen schwand das schwere, drückende Gefühl, erst da quoll die Jagdleidenschaft, alles andere zurückdrängend, wieder empor, und in fliegender Hast erzählte ich den Hergang, beschrieb das mächtige Geweih ... Sie ist ein Rätsel, die Idee des Weid-

Schon im Spätsommer beginnt auch die Bärenjagd mit dem Anstand auf hochgelegenen Hafer- und Maisfeldern, die Meister Petz mit Vorliebe aufsucht. Nach

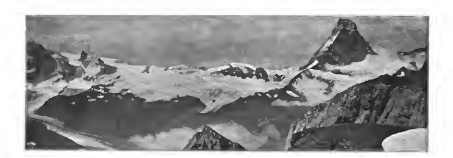
dem Blätterfall, im Oktober und November, finden vielfach Treibjagden statt, die freilich keineswegs immer von Erfolg begleitet sind, da der Terrainformation wegen die einzelnen Triebe sehr groß genommen werden müssen, und dem Bären daher stets Gelegenheit geboten ist, an einer von Schützen unbesetzten Stelle auszubrechen. Auch der in Rußland so leichten Jagd im Hochwinter stellen sich in den Karpathen bedeutende Schwierigkeiten entgegen, da hier der Winterschlaf nicht anhaltend und fest ist und die Winterlager in der Regel so hoch im Gebirge zu suchen sind, daß sie der ungeheuren Schneemassen wegen fast unzugänglich erscheinen. Trotzdem werden in den ungarisch-siebenbürgischen Karpathen allein doch jährlich im Durchschnitt 150—180 Bären zur Strecke gebracht, und Galizien, die Bukowina und die Karpathenteile der Moldau und Walachei dürften zusammen wohl auch an 100 Stück liefern. Die mit diesem gewaltigen Wilde am reichsten gesegneten Gegenden sind die Ostbeskiden, die Marmaros, die rumänischen Karpathen, die Gebirge um Kronstadt und die Umgegend des kaiserlichen Jagdschlosses Görgény-Szent-Imre in Siebenbürgen. Heute liegt das Schloß verlassen, bis zum Tode des Kronprinzen Rudolf aber fanden dort alljährlich große Bärenjagden unter Leitung des durch seine kühnen Forschungsreisen in Afrika berühmten Grafen Samuel Teleki statt.

Der Wolf, dem man gleichfalls im Spätherbst und Winter, namentlich auf dem Ansitz an einem Luderplatze von einem Hochschirm aus, am besten beikommt, ist in den Karpathen zwar nirgends zahlreich, aber doch ganz allgemein über den Norden wie über den Süden verbreitet; die meisten Wölfe besitzen die Vorberge, namentlich die östlichen Abdachungen des Gebirges in der Moldau und Bukowina. Außer diesem argen Strauchdieb besitzen die Karpathen zwei dem Wildstande noch viel gefährlichere Mordgesellen, im Norden bis zur Bukowina den Luchs, im Südosten die Wildkatze. Letztere tritt in großer Menge auf, ersterer ist zwar bereits mit Ausnahme der Ostbeskiden und Teilen der Marmaros recht selten geworden; doch dürfte wohl noch mindestens ein halbes Jahrhundert vergehen, ehe in den Karpathen der letzte Luchs geschossen wird, da immer nur ein Glückszufall diesen alles andere Wild an Schlauheit übertreffenden Räuber zum Schuß bringt.

Sehr zahlreich ist in den ganzen Karpathen das Schwarzwild vertreten und zwar in einer Stärke, die sonst, den Kaukasus ausgenommen, nirgends erreicht wird; Stücke von 250 kg Gewicht sind keine allzu große Seltenheit, einzelne steigen über 300 kg. Abgesehen von Zufällen und vom Anstande auf Mais- und Kartoffeläckern knapp vor der Ernte ist dieses gleichfalls überaus vorsichtige Wild nur bei hohem Schnee im Winter erfolgreich zu bejagen. Kaum kann sich aber jemand, der die Karpathen gar nicht oder nur in günstiger Jahreszeit kennen gelernt, einen Begriff von den oft ungeheuren Anstrengungen und Gefahren machen, die eine Winterjagd in den abgelegeneren Gebirgsteilen mit sich bringt.



Bartgeier. Gypaëtos barbatus.



# Der weiße Tod.

Roman aus der Gletscherwelt

von

## Rudolph Stratz.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

XVI.

Ein endloser, eintöniger Regentag lag hinter Elisabeth.

Um das Hotel hatte der Sturm geheult und klatschende Güsse an die Fenster geschleudert. Man hatte gegähnt und dann dem Rufe der Luncheonglocke Folge geleistet, man hatte wieder gegähnt und in einem halb aufgeschnittenen Romane geblättert, man hatte abermals den Speiseraum zum Mittagsmahl aufgesucht und den Abend fröstelnd in dem engen Zimmer verbracht.

Ein toter Tag, ein graues Nichts im Leben. Ihr war es, als sei sie vom Morgen bis zum Abend ganz allein mit sich und ihren Gedanken gewesen. Und doch hatte während des ganzen Tages ihr Gatte sie nur einmal auf eine halbe Stunde allein gelassen. Das war wegen einer Depesche, die er — seltsamerweise postlagernd — erwartete. Es fiel ihr noch auf, wie wunderlich prüfend und ernst er sie ansah, während er Hut und Mantel nahm, um auf das Postamt gegenüber zu gehen.

Auch gesprochen hatten sie miteinander. Viel sogar. Aber sie wußte nicht mehr, was. Es war ja auch gleichgültig. Fremde Worte zwischen fremden Menschen. Sie hatte den ganzen langen Tag nichts von dem zu reden vermocht, was auf ihr lastete — und wenn doch der Gedanke in ihr aufstieg, dann genügte ein Blick auf sein trauriges, blasses Gesicht, um ihn zu verscheuchen. Nein — sie wollte abwarten. Morgen, wenn sie noch einmal den Freund getroffen und sich und ihn geprüft, dann wurde es vielleicht klarer in ihr und fester, und sie fand den Ausweg aus allen Zweifeln.

Ein Schrecken erfaßte sie doch immer wieder bei dem Gedanken, daß das alles nun so ganz anders werden sollte. Daß alles um sie her zusammenstürzen würde wie ein morsches Gebäude und etwas Neues daraus entstände . . . etwas Unbekanntes, das sie sich gar nicht recht vorzustellen vermochte.

Freilich — das alles mußte ja nicht sein. Sie konnte ruhig zwischen den engen, altgewohnten Mauern bleiben, wenn sie die Kraft dazu fand. Das stand bei ihr. Aber dieser letzte, lange Regentag hatte sie wieder gelehrt, wie es dann um sie ausschauen werde — ein endloses, einförmiges Grau, in dem sie sich in einsamem Sehnen verzehrte . . .

* * *

Nun war der Morgen da.

Sie war früh aufgestanden und schritt die Treppen hinab, um draußen frische Luft zu schöpfen.

Der Regen hatte aufgehört. Auf der Dorfgasse vor dem Hotel standen einzelne Gruppen von Gästen und Führern. Sie schienen sich lebhaft zu besprechen, und ab

und zu deutete einer von ihnen mit der Hand nach rechts in die Höhe, da, wo hinter den sich mählich verziehenden Wolken das Matterhorn stand.

Ob es freilich an diesem Tage noch herauskommen würde, das war fraglich. Immer noch zog von der italienischen Grenze über den Theodoulpaß herüber der schwüle bedrückende Südwind, und das Barometer blieb hartnäckig auf Sturm und Gewitter stehen.

Unter der Veranda des Hotels stritten ein paar Hochtouristen mit ernsten Gesichtern und gedämpfter Stimme über eine Nachricht, die ihnen ein erwartungsvoll daneben stehender Hotelbediensteter offenbar eben gebracht hatte.

„Wann's weiter nix is!" meinte der böhmische Graf und blinzelte durch sein Monocle zum Matterhorn empor. „... Die sind halt die Nacht irgendwo in den Felsen geblieben."

„Sie haben doch bestimmt erklärt, daß sie zum Abend im Schwarzseehotel zurück sein wollten." Der vierschrötige Hamburger Staatsanwalt sah sehr besorgt aus, „... Und nun telegraphiert man eben von dort ..."

Ein junger Wiener Berggänger nickte. „Zu dumm is's! Bei so 'nem Wetter! Mit dem Matterhorn spielt man doch nicht ..."

Vom Hotel Monte-Rosa, wo die englischen Klubisten sich, ihre Stummelpfeifen rauchend und gähnend, umhertrieben, stieg ein alter hagerer Britte in Wollbluse und hohen Strümpfen steifbeinig die Straße entlang, um im Namen seiner Genossen Erkundigungen einzuziehen.

„Servus, Sir William." Der Graf schüttelte ihm bekümmert die Hand. „... Nix wissen wir! ... 's könnt' leicht sein, daß morgen zwei mehr auf der Totenlist' stehen —"

Er wußte nicht, daß die schlanke junge Frau, die hinter ihm stand, jedes seiner Worte bebend verschlang. Jetzt trat sie rasch näher.

„Verzeihen Sie, mein Herr —" Sie bemühte sich, ruhig zu bleiben, aber ihre Stimme zitterte vor Angst. „... Sie meinen, daß ein Unglück vorgefallen ist?"

Der böhmische Kavalier und der schottische Lord lüfteten höflich ihre Mützen.

„'s kann sein, gnä' Frau ..." sprach der erstere. „... Wer's so dreist mit dem Matterhorn aufnimmt ..."

„Aber **wer** denn, um Gotteswillen — wer?"

„Zwei führerlose Herren! Der Baron Gündlingen und der kleine ..."

Der junge Mann hielt inne und machte eine Bewegung, wie um der erbleichenden jungen Dame beizuspringen. Er fürchtete, sie würde ohnmächtig werden, und jetzt erst fiel es ihm ein, daß sie ja erst vorgestern mit dem Vermißten von einer großen Tour zurückgekommen war.

Also offenbar ein Freund oder Verwandter! Er räusperte sich. „Verzagen's nicht, gnä' Frau! Da is noch nix verloren."

Sie starrte ihn an.

„Ja ... sucht ihn denn niemand?" fragte sie rauh. „... Kommt ihnen denn niemand zu Hilfe?"

„Ja freilich! Wenn man erst weiß, daß was passiert is, dann werden die Führer alarmiert und gehen aus. Aber 's is noch zu früh. Wahrscheinlich haben die beiden die Nacht in irgend einem Felsschlupf zugebracht und sind am Morgen abgestiegen. Dann können's jetzt noch net am Schwarzsee sein."

„Ich danke Ihnen!" Sie wandte sich ab und schritt wie im Traum die Dorfgasse hinab. Sie konnte den Gedanken nicht fassen. Er sollte ihr genommen werden ... er ... in diesem Augenblick! ... Nein ... das war so unwahrscheinlich grausam ... so lächerlich grausam ... nein ... das konnte nicht sein ...

Neben ihr grüßte jemand. Sie erkannte die beiden Führerbrüder, die sie auf ihrer Tour nach dem Hochgipfel begleitet. Die Mütze in der Hand, standen die beiden jungen Männer mit servilem Lächeln da, offenbar auf eine neue, gewinnreiche Expedition bauend.

„Wollen Sie Geld verdienen?" fragte sie schnell, „... viel Geld? ... Ja? ... Dann nehmen Sie sofort Ihre Seile und Äxte und was Sie sonst brauchen, und gehen hinauf zum Matterhorn, da, wo gestern die beiden Herren aufgestiegen sind ... wissen Sie das?"

Die beiden Kerle nickten etwas ärgerlich. Solche führerlose Touren, die ihnen keine

Einnahme und den Bergen einen bösen Ruf brachten, waren ihnen zuwider.

„Da gehen Sie also hinauf und schauen Sie, was aus den Herren geworden ist! Ich zahl' Ihnen, was Sie wollen; aber machen Sie nur rasch ..."

Die Brüder tauschten einen verständnisvollen Blick, nickten wieder und liefen im Trabe, mit den schweren Nägelschuhen über das Pflaster klappernd, nach ihrer Wohnung. Fünf Minuten später wanderten sie im Dauerschritt, von den neugierigen Zurufen der Genossen begleitet, zum Dorfe hinaus.

* * *

Elisabeth kehrte zu ihrem Manne zurück. Er saß am Frühstückstisch und schaute sie fragend an.

„Du bist ja furchtbar blaß!" sagte er langsam. „... Und wo warst du denn? Ist etwas passiert?"

„Ja ... der Baron Gündlingen wird vermißt ... seit gestern ... am Matterhorn ..."

Sie wunderte sich selbst, daß sie das so ruhig aussprechen konnte.

Herr von Randa stand auf und stieß einen leisen Pfiff durch die Zähne. „Wer sagt's denn?"

„Alle Leute sagen es unten, daß er in Gefahr ist!" Sie trat näher an ihren Mann heran, wie um ein Wort des Trostes aus seinem Munde zu vernehmen.

Aber das kam nicht. Er schaute sie mit immer finsterer werdendem Gesicht an. „Das scheint dich ja sehr zu erschüttern, Elisabeth," murmelte er endlich.

Sie antwortete nichts.

„Nun freilich ..." fuhr er fort, „er ist ja unser Bekannter, — wenn auch erst seit ein paar Tagen. Aber sonst bist du doch nicht so leicht erregt, Elisabeth ... oder zeigst es wenigstens nicht ... Ich kann mich gar nicht erinnern, daß du bei irgend einem Unglücksfall deine Ruhe verloren hättest. Während jetzt ... Weiß Gott ... du zitterst ja am ganzen Leibe! ..."

Sie schwieg.

Wenn er selbst Verdacht schöpfte ... lügen konnte sie nicht. Gegen Betrug und Heuchelei empörte sich ihr Stolz. Mochte er erraten, was sie nicht mehr zu verheimlichen imstande war.

„Elisabeth," er trat bittend vor sie, „... wirst du mir keine Antwort geben?"

Sie blickte auf. „Was soll ich sagen? Du siehst es ja: er ist in Gefahr, und ich ängstige mich um ihn."

„Nun ja ... aber mehr, als es bei ... bei einem Fremden nötig ist."

„Mir ist er nicht fremd!" Fast wider ihren Willen klang dies Wort aus ihrem Munde. „... Mir steht er näher als sonst wer auf der Welt!" — Gott sei Dank, jetzt war es ausgesprochen! ...

Eine Weile ward es still zwischen ihnen. Dann holte ihr Gatte tief Atem. „Sag' 'mal, Elisabeth," fragte er leise, und seine Lippen zuckten, „... weißt du denn auch, was das heißt, wenn eine Frau ihrem Manne sagt, daß ihr ein dritter näher steht, als er selbst?"

„Ja ... das weiß ich!"

„Und doch sagst du es mir?"

„Ich muß es dir sagen!"

Ihre Stimme klang hart und fest.

Er trat langsam, mit schlürfenden Schritten von ihr hinweg. Seine schmächtige Gestalt bebte wie unter einem schweren Schlage. Sie hörte seine halberstickten Atemzüge. So ging er bis zur Thüre ins Nebenzimmer.

Sie wollte ihm folgen. Aber er wehrte ihr ab. „Du hast mir alles gesagt, Elisabeth," stieß er mühsam hervor; „... jetzt ist's besser, wir bleiben allein ... die nächsten Stunden ... jeder für sich ... und sagen uns weiter nichts mehr ..."

Die Thüre fiel ins Schloß und trennte die beiden.

Hinter der dünnen Bretterwand klang es zu Elisabeth, die regungslos am Fenster stand und auf die Straße starrte, zuweilen wie ein leises, verzweifeltes Weinen heraus. Aber so schlecht und grausam sie sich dabei auch selbst erschien, in diesem Augenblick empfand sie kein Mitleid mit dem Schwächling da drinnen. Sie konnte es nicht. Alle ihre Gedanken, ihr ganzes Sein strebte hinaus in die Ferne, zu den nebelverhangenen Klüften empor, in denen jetzt vielleicht ihr Glück und Schicksal begraben lag.

Stunde auf Stunde verstrich. Sie rührte sich nicht. Sie wagte nicht zu hoffen und zu beten, — sie war wie erstarrt in regloser, alle Nerven und Fibern zusammenkrampfender Erwartung.

Durch Zermatt schlich unterdessen in verstörtem Flüstern das Gerücht von einem neuen Unfall am Matterhorn! Es drang in die Drawingrooms der Gasthäuser, wo die fetten alten Damen saßen und häkelten, es schwirrte durch die Gruppen der müßig herumstehenden Touristen und erfüllte in dem rauhen Kauderwelsch der Führer die Luft. Am Bahnhof empfing es die ankommenden Fremden, es wanderte mit Maultiertreibern und Trägern hinauf zu den Berghotels und würzte das Lunchgespräch, aus dem zehnmal häufiger noch als sonst das Wort „Matterhorn" erklang.

Und dann schien das Gerücht sich zu verdichten und feste, greifbare Gestalt zu gewinnen. Einzelne Alpinisten eilten durch die Straßen, rissen andere aus den Hotels heraus und pilgerten mit ihnen nach dem anderen Ende des Dorfes. Die Führer rannten hin und her, liefen in ihre Häuser und in die Herberge und kamen, Seile um den Leib geschlungen, mit Schneebrillen, Fernrohr, Steigeisen und Kognak ausgerüstet, wieder heraus. Erst vereinzelt, dann in Gruppen, endlich zu Dutzenden sammelten sich auf der Gasse die branngekleideten Gesellen. Spitze Adlerfedern und Gemsbärte nickten von den Hüten, die Eisäxte blinkten, gedämpftes Stimmengewirr, das leidenschaftslose Murmeln erfahrener, sich ruhig beratender Männer drang zu den Hotelfenstern hinauf.

Mit wachsendem Entsetzen hatte Elisabeth von da oben alle diese Vorbereitungen geschaut. Sie fühlte sich wie gelähmt. Sie fand nicht die Kraft, hinunterzugehen und das zu erfahren, was die Männer offenbar schon wußten.

Endlich riß sie sich vom Fenster los. Halb ohne zu wissen, was sie that, griff sie nach Mantel, Hut und Bergstock und stand plötzlich in dem Haufen der Führer.

„Das ist sie!" raunte einer von denen dem Patriarchen der Expedition, einem weißbärtigen, verwetterten Italiener, zu. Der nahm den Hut in die Hand. „Madame haben heute morgen die Brüder Wegener ausgeschickt? Wohl. Wir haben Nachricht vom Schwarzsee. Sie haben den einen Herrn, den Kleinen, tot auf dem Schnee ob dem Furggletscher liegen sehen . . ."

„Und der andere?"

„Wir wissen nicht, ob er lebt oder auch fortgegangen ist! Wir steigen jetzt, dreißig Führer, auf. Madame kann sicher sein, daß wir ihn finden! Wie — das wissen wir nicht."

Mit schwerem Poltern und Scharren setzte sich der Führertrupp schweigend in Bewegung. Da und dort kam aus einem Hause noch einer dazu, andere gingen voraus.

Eine Menge neugierigen Volkes, Touristen, Kellner, Ladeninhaber, zogen stumm und verstört daneben her und gaben den Männern bis zum Ende des Dorfes das Geleite. Dort verliefen sie sich allmählich.

Nur die nächsten Freunde und Genossen der Verunglückten, ein halbes Dutzend erprobter Gletschermänner, stieg mit den Führern weiter zum Schwarzsee empor.

Unter ihnen Elisabeth. Sie dachte an nichts, sie überlegte nichts. Ein blinder Drang, an die Stätte des Unglücks und zu völliger Gewißheit zu gelangen, trieb sie vorwärts. Die Herren wie die Führer ließen sie gewähren. Man kannte sie ja von neulich her als gute Bergsteigerin und hatte sie in Gesellschaft des Vermißten gesehen. So ging es hinauf zum Schwarzsee, ein trüber, stiller Zug, der sich langsam wie eine braune Riesenschlange im Zickzack durch die lauwarmen Nebel den Berg hinaufwand.

## XVII.

Nicht leichten Kaufes geben die Berge ihre Opfer her. Wer ihnen lebend gehörte, soll ihnen auch im Tode verbleiben.

In Schnee gehüllt, in Felsenrisse und Gletscherspalten gebettet, suchen sie den Leichnam vor den Blicken der Suchenden zu verbergen. Und hat man ihn endlich doch gefunden, dann ist's, als wehre sich diese starre leblose Masse selbst dagegen, von ihrem Berg, mit dem sie eins geworden, zu lassen. Sie heftet sich an ihn an. Das Eis kittet sie am Boden fest, und hat der Pickel auch diese Bande gesprengt, dann eint das Blut als schwarze Kruste den Kopf mit dem Gestein, an dem er zerschmettert, und sorgsam gilt es da mit dem Taschenmesser und der dünnen Spitze der Eisaxt die harten, kleberigen Brocken zu teilen.

Schwerer noch ist's, mit dem leblosen Körper ins Thal hinabzugelangen! Tragen kann man ihn ja nicht. Man braucht die Hände selbst zu notwendig. So läßt man

ihn an Seilen vorsichtig von Klippe zu Klippe, von Schneehang zu Schneehang. Unzähligemal verfitzt sich dabei das Manillatau im Gestein, bleibt der steife, spröde Leib zwischen Felsen stecken, in denen man ihn nur mit Lebensgefahr aufsuchen und von neuem befreien kann.

Und oft ist selbst diese Beförderung unmöglich. Ein paar von den Führern, die die Leiche des kleinen Malers bargen, erinnerten sich wohl noch an das Schicksal eines ihrer Genossen, der in der jenseitigen Matterhornhütte gestorben war. Den hatten sie, weil es nicht anders ging, über eine weit über tausend Fuß hohe Felswand hinabwerfen müssen, und als der beinhart gefrorene Leib unten ankam, da ergab sich's, daß er unterwegs einen beträchtlichen Teil seiner Gliedmaßen eingebüßt hatte . . .

Langsam, in ruckweisem Zucken und Nachlassen des Seiles glitt der kleine Professor steif und starr die Höhen hinab, die er gestern so behend erklommen. Sein wachsgelbes Gesicht war leidvoll verzogen. Die bläulichen Lippen standen, wie in schmerzlichem Erstaunen, halb offen, daß zwischen ihnen sich die spitzen weißen Zähne bleckten, und in ohnmächtigem Zorne hatte sich die Hand, die so viel geheimnisvolle Farbenglut auf die Leinwand gezaubert, zum letztenmal zusammengekrampft.

Das war gestern ein Mensch gewesen! Die Führer, deren braune Wettergestalten undeutlich von den Kanten und Rissen des grauen Gesteins sich abzeichneten, während sie das blutige Bündel sorgsam mit spähenden Augen und halblauten, rauhen Zurufen am straffen Seil über die gefrorenen Hänge rutschen, an steilen Platten herabschweben ließen, die Führer wußten freilich nicht, was für ein bedeutender Mensch! Für sie war ein „Herr" wie der andere und der Unterschied nur, ob er gut oder schlecht über die Berge ging.

Aber gestern hatte das da, das stille, blutige Dingsda, noch geatmet, war ihresgleichen. Heute fühlten sie sich der leblosen Masse fremd. Sie griffen sie hart und fühllos an, wie ein beliebiges Gerät. Was aber war das Unfaßbare gewesen, durch das dieser zerschlagene Hause zu den Menschen gehörte — wo war es hingekommen?

Das ewige Welträtsel ging dumpf durch ihre armen, ungeschulten Köpfe. Sie sahen ernst aus und sprachen kein Wort, das nicht zum Handwerk gehörte. Zuweilen nur warf im Niederklettern einer einen Blick ins Thal hinab. Dort leuchteten in freundlichem Weiß durch die sich aufhellende Luft die Kirchen, dort klangen die Glocken und dröhnte die Orgel, dort war das Heil und die Wahrheit. Dort offenbarte es sich ihren gläubigen Seelen an jedem Sonntagmorgen im Weihrauchdunst der Frühmesse, woher der Mensch kam, wohin er ging, wenn die Berge seinen Leib zerstörten, und frei von Zweifeln atmete beim Heraustreten ihre Brust den kalten Hauch der Höhen.

* * *

Am Hotel Schwarzsee zimmerten sie eine Bahre und legten den Toten darauf. Eine Decke kam darüber, auf der er, der böse Spötter, nun doch gewaltsam die Hände falten mußte, und ein paar Alpenblumen, die man im Herabsteigen gefunden, Edelraute und Edelweiß, schmückten das Tuch, das sich um sein zerschmettertes Haupt wand.

Aus dem Hotel waren alle die Engländer gekommen und standen ergriffen rings umher. Die Sonne brach durch die Wolken und übergoß mit rosigem Schein die hübschen, bleichen Mädchengesichter, die sich entsetzt im Kreise drängten.

Dumpf dröhnten die letzten Hammerschläge, die ein loses Stück der Bahre besser befestigten. Leises Geflüster rings umher. „Hat man denn den zweiten auch schon gefunden?"

Einer der Führer schüttelte den Kopf. „Die andern suchen ihn noch!" sagte er in hart accentuiertem Englisch, Silbe für Silbe buchstabierend, wie er es im Winter gelernt.

Da klang von der Seite, von den Felshügeln, das Rutschen und Kollern von Geröll! Aller Köpfe wandten sich dahin. Ein junger Bursche, der wegen seiner achtzehn Jahre noch kein Pateni besaß, aber als Freiwilliger mit seinen Vettern und Brüdern, den Bergführern, hinausgegangen war, sprang in mächtigen Sätzen den Abhang herab. Er flog von Stein zu Stein, er schlidderte, auf seinen Stock gestützt, blitzschnell durch das Geriesel der Schutthalden und schrie schon von weitem in seinem unverständlichen Patois den Genossen eine Nachricht zu.

Unter denen entstand eine lebhafte Bewegung. Der Führer von vorhin wandte sich nach kurzem Überlegen, in dem er seinen Wortschatz zusammenraffte, zu den umstehenden Britten. „Man hat ihn gefunden!“ sagte er in seinem pedantischen Englisch. „Er ist am Kopfe verwundet. Aber er lebt!“

„Oh . . . indeed!“ klang es in froher Erleichterung von Albions offenen Lippen.

„Sie können ihn heute abend nicht mehr herunterbringen,“ fuhr der Mann fort, „. . . sondern nur zur ‚Cabane‘ oben, zwei Stunden von hier, weil er noch ganz bewußtlos ist. Jetzt müssen wir von Zermatt den Arzt holen!“

Ein junger Amerikaner trat vor. Er war Arzt und natürlich bereit, die erste Hilfe zu leisten, wenn man ihn hinaufführte. Der Führer lüftete den Hut. „Sind Sie Bergsteiger?“ fragte er. „Der Weg zur Cabane ist leicht. Aber an ein paar Stellen muß man doch klettern!“

Jawohl, der New Yorker Doktor getraute sich das zu! Er machte sich rasch fertig, versah sich mit dem Nötigsten und eilte mit einem Führer im Laufschritt, seinen langen Bergstock schwingend, davon.

Die anderen nahmen indessen schweigend die Bahre auf. Je sechs Männer trugen, sich zuweilen abwechselnd, den Verunglückten zu Thal. Es dämmerte schon, während sie auf dem Saumpfad hinabstiegen. Ab und zu begegneten ihnen aufwärts gehende Knechte und Treiber, die ernst die

Aus unserer Bildermappe:



Griechenland (Hellas). Von Chr. Behrens.

Mütze vor dem Toten abnahmen, dann eine Gesellschaft von Yankees, Herren und Damen, auf Maultieren. Plaudernd und lachend ritten sie heran und rissen dann plötzlich ihre Saumtiere verstört zur Seite, während die Unterhaltung jäh verstummte.

Unten, am Dorfe, erwarteten Hunderte von Menschen den Zug, der sich ernst und langsam durch die Straßen bewegte. Schreck und Teilnahme lag auf den Gesichtern der Bevölkerung, aber kein Erstaunen. Denn nur zu oft begab es sich fast alljährlich in der Hochgebirgssaison, daß solch ein stiller Gast seinen Einzug in Zermatt hielt.

XVIII.

Trübe flackerte das Kerzenlicht durch die enge, schmutzige Hütte, die am Fuße des Matterhorns ganz verkrochen in dämmernder Felseneinsamkeit lag. Die wenigen Menschen, denen sie Raum bot, umstanden schweigend, mit stummen Hilfeleistungen den um den Kranken beschäftigten Arzt und sahen zu, wie er die letzte Hand anlegte, einen feuchten Mullverband über der Wunde befestigte und sich dann in einem Topfe mit geschmolzenem und im Freien vor der Hütte abgekühltem Schneewasser die Hände wusch.

Er sprach ziemlich fließend deutsch, da er mehrere Semester in Berlin studiert hatte.

„Es ist schwer, etwas zu sagen!" meinte er in Erwiderung der in banger Frage auf ihn gerichteten Blicke. „Die äußeren Verletzungen sind unbedenklich, . . . die können in kurzem wieder geheilt sein. Aber die fortdauernde Bewußtlosigkeit . . . es ist ja wohl möglich, daß sie vom Blutverlust und der Kälte allein herrührt . . ."

„Und wenn das nicht der Fall ist?"

Der junge Amerikaner hielt Elisabeth für die Gattin oder Schwester des Verunglückten. Er zögerte etwas mit der Antwort.

„Es ist da ein Bluterguß im Ohr," sagte er endlich langsam, „. . . und zugleich eine Verletzung der äußeren Ohrmuschel. Möglich also, daß das Blut von außen hineingeflossen ist. Möglich aber auch, daß es von innen kommt . . ."

„Und dann?"

„Dann, ja, dann könnte der Patient unter Umständen überhaupt nicht mehr erwachen . . ."

Er wandte sich ab, um die junge Frau nicht anzusehen, und packte seine Sachen zusammen. Aber als er sich wieder aufrichtete, erkannte er zu seinem Erstaunen, daß Elisabeth ganz ruhig war.

„Sie wollen jetzt gehen?" fragte sie.

Der Amerikaner nickte. Die Aussicht, die Nacht in dieser elenden Hütte zuzubringen, schien ihm denn doch zu wenig verlockend. „Ich kann vor der Hand gar nichts helfen," sagte er. „Morgen früh schließe ich mich den hinaufgehenden Führern an, und ich denke, wir bringen ihn dann wohlbehalten zum Schwarzsee hinunter . . ."

Sehr hoffnungsvoll klang sein Ton dabei nicht, und als er die Hand drückte, die ihm Elisabeth schweigend reichte, hatte sein Gesicht einen ernsten und besorgten Ausdruck.

Dann ging er mit einem der drei Führer. Die beiden anderen, die die Nacht über in der Hütte bleiben sollten, zwei ältere Männer, räumten, so gut es sich machen ließ, die Spuren seiner Thätigkeit, die blutigen Wattebausche, die blaßrötlichen Wasserflecke am Boden und die abgeschnittenen verklebten Haarsträhne hinweg.

Außer ihnen waren noch die beiden Gletscherfreunde des Abgestürzten, der böhmische Graf und der Hamburger Staatsanwalt, in der Hütte.

Der Kavalier hatte sein Monocle eingeklemmt und horchte blasiert auf das Pfeifen des Windes oben um die Matterhornspitze, auf der er selbst erst vor einer Woche gestanden. Dann sah er auf die Uhr.

„Es wird bald dunkel, gnä' Frau!" meinte er.

Elisabeth neigte gleichgültig, fast ohne auf ihn zu hören, das blonde Haupt.

„Ich mein' . . ." fuhr er fort, „es wär' Zeit, daß Sie auch zum Hotel heruntersteigen. Unser Freund da geht mit Ihnen. Ich bleib' die Nacht hier. 's is ganz genug, wenn außer den Führern noch ein Mensch heroben is . . ."

„Das glaube ich auch!" sagte Elisabeth ruhig, „. . . aber ich werde hier bleiben!"

Die beiden Berggänger tauschten einen Blick des Erstaunens. Aber schließlich . . . was ging das sie an, in welchem Verhältnis die schlanke, blonde Dame zu dem Genossen stand, der da reglos mit geschlossenen Wimpern auf Stroh gebettet ruhte. Und dann . . . ein Kranker, . . .

und die Gegenwart der beiden Führer ... da konnte sie es ja wohl wagen, dem Gerede der Welt zu trotzen.

„Zur Pflege eigne ich mich wohl besser," fuhr sie mit derselben kühlen und tonlosen Stimme fort. „Ich kann natürlich keinen der Herren hindern, die Nacht hier zuzubringen. Aber ich glaube, wir genieren uns nur gegenseitig, und Nutzen bringt es keinem. Für dringende Notfälle sind ja die beiden Führer da!"

„Aber wann's dem Patienten schlechter geht?"

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn aus ihren großen kalten Augen erstaunt an. „Dann können Sie ihm so wenig helfen, wie ich. Wenn er aber die Nacht übersteht, dann ist es weit besser, Sie bringen morgen von Schwarzsee so früh als möglich den Arzt und die Führer herauf, als daß Sie die Zeit hier auf dem schmutzigen Stroh liegen und in das Kerzenlicht starren."

„Recht haben's schon, gnä' Frau ..." meinte der Graf zweifelnd. Der Gedanke, unten im Drawingroom des Schwarzseehotels den Abend über mit den hübschen Misses zu flirten, hatte ja viel für sich.

Außerdem kannte er — und nun gar der Staatsanwalt — den Kranken gar nicht näher. Sie waren ein paarmal auf pikanten Kletterpartieen aneinander angeseilt gewesen. Das ist ein großer Beweis gegenseitigen alpinen Vertrauens, aber es verpflichtete doch zu nichts als zum Angebot der Hilfe, wo sie not that. Und da bessere Hilfe schon zur Stelle war ...

Der Hamburger hatte sich fertig gemacht und blieb wartend an der Thüre stehen. Noch einmal sah sich der Graf unschlüssig in der Cabane um. Dieser düstere, kalte Raum, ... die schweren Atemzüge des Verwundeten, ... das Pfeifen des Windes draußen ... und unten am prasselnden Kamin die schönen Töchter Albions mit ihrer unbefangenen Heiterkeit und linkischen Grazie. „Na ... alsdann!" sagte er resigniert. „... Wenn man mich hier an die Luft spediert ... ich hab' die Ehr' ... gnä' Frau!"

Als sie die Thüre öffneten, fuhr ein schwüler Windstoß herein. Elisabeth folgte ihnen. Vorsichtig, um nicht abzustürzen, trat sie vor die Hütte und blickte ihnen nach.

Es dämmerte schon. Gegen die Thäler zu schwammen dunkle, schwarze Luftmassen. Weiter nach oben wurden sie dünner. Unheimliche bleigraue Dunststreifen spannen sich da aus, und als Elisabeth auf sie hinabschaute, sah sie ein fahles Leuchten durch die Wolkenwände dahinhuschen. Sie achtete nicht darauf. Es war alles wie erstarrt in ihr.

Wird er leben? Wird er sterben? — Eintönig, unerbittlich wälzte sich diese Frage durch ihr Hirn. In ihren hastigen Pulsschlägen, in ihren schweren Atemzügen glaubte sie taktmäßig die drei Worte zu hören.

Und wenn er starb?! ...

Sie schloß schaudernd die Augen. Die Angst krampfte ihr das Herz zusammen. Sie konnte den Gedanken nicht ausdenken.

Nein! Sie wollte nicht daran glauben. Er mußte am Leben bleiben!

Aber dann?!.. Wieder umfing sie das ratlose, quälende Bangen. Dann begann ja erst der Kampf, der schwerste von allen, der Kampf mit sich selbst. Oder eigentlich ... es war kein Kampf mehr. Sie fühlte, sie würde unterliegen. Sie würde alles im Stich lassen ... alles ... um seinetwillen ...

Es war beinahe finster geworden. Ein dumpfes, die Luft erschütterndes Rollen erhob sich unter ihr in der Tiefe. Es begann mit leisem Dröhnen, es steigerte sich bis zum Donner und verklang dann wieder in finsterem Murmeln.

Sie erschrak. Mit bebenden Händen stieß sie die Thüre auf und trat in das Innere der Hütte.

„Ist das ein Erdbeben?" fragte sie hastig.

Der eine Führer, ein alter Franzose aus einem welschen Orte des Wallis, war aufgestanden. „Ein Gewitter geht unten im Thale nieder, Madame! Das ist für uns nicht gefährlich, aber ..."

Ein Schmettern ... ein Flammenschein, der einen Augenblick alles taghell erleuchtete, ein unterirdisches Brüllen, als wankten die Berge! Der Führer sprang auf und schloß die Holzläden. „Der Blitz ist nach oben gegangen, statt nach unten!" stieß er hervor, „... Der ist oft schlimm! Im Oberland hat's einmal die Frau von einem englischen Lord auf dem Platze erschlagen ..."

Elisabeth hörte ihn nicht. Sie kniete vor dem Strohlager nieder. Ein lautloses Schluchzen erschütterte ihren schlanken Leib.

Er lebte! . . . Der Donnerschlag hatte ihn geweckt. Mit offenen, ruhigen Augen sah er suchend umher, und seine Hände bewegten sich tastend über der Decke.

Sie ergriff die Rechte und preßte sie in krampfhaftem Druck. „Ich bin da!" murmelte sie. „. . . Ich bin da . . . und es wird alles gut. Die Wunde ist nicht schwer!"

Er nickte und legte mit leisem Stöhnen den Kopf wieder zurück.

„Wo bin ich denn?" fragte er nach einer Pause.

„In der Cabane, Herr," sagte der Führer dazutretend. „. . . Aber Sie sollen ruhig liegen und wenig reden . . . hat der Doktor gesagt."

Der Donner draußen ließ ihm lange Zeit zur Antwort.

„Und der Professor?" hub er dann an und starrte zur Decke auf, „. . . habt ihr ihn gefunden?"

Der Führer schwieg. „Ja," sagte Elisabeth und bemühte sich zu lächeln, „. . . er wird sich hoffentlich auch erholen."

Der Baron machte eine halb ärgerliche, halb belustigte Bewegung. „Warum lügen's denn?" murmelte er. „. . . Ich weiß doch, daß er tot ist. Hat's verdient. Ich auch. Ein Wunder, daß ich noch leb'."

Wer so klar und ruhig sprach, konnte nicht schwer verletzt sein. Elisabeth beugte sich über ihn. Ihre Stimme zitterte vor jubelnder Erregung. „Sie werden leben," flüsterte sie, „. . . und bald wieder ganz gesund sein!"

Er schaute zu dem schönen blassen Haupte empor, um das wie ein Heiligenschein das krause Goldhaar im Kerzenglanz flimmerte. Ein Ausdruck wilder Zärtlichkeit erschien auf seinem Gesichte.

„Das ist schön, daß Sie da sind," sprach er und ein verzehrendes Lächeln umspielte seine Lippen, „. . . recht schön ist's! . . . Das macht mich bald gesund."

Sie löste unwillkürlich ihre Hand aus der seinen. „Sehen Sie mich nicht so an," sagte sie gepreßt und stand langsam auf. „. . . Am besten ist's, Sie schließen die Augen und schlafen wieder ein."

Er that es. „Ich thu' alles, was Sie befehlen," meinte er, und seine Stimme klang träumerisch und weich. „. . . Alles . . . alles! . . . 's ist ja so schön, noch einmal zu leben und nicht allein zu sein . . ."

Seine Gedanken schienen zu wandern. Er murmelte noch einige unverständliche Worte, dann zeigten tiefe Atemzüge, daß er wieder entschlummert war.

Entschlummert trotz des Donners, der in immer gewaltigeren Schlägen draußen rollte. Es litt Elisabeth nicht in der engen Hütte. Ein jubelndes Glücksgefühl trieb sie hinaus in die Nacht, in den Donner, wo sie allein mit sich war und ihrer in stürmischem Dank aufwogenden Leidenschaft.

„Geb' Madame acht!" schrie warnend der Führer.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich stürz' nicht ab! Ich bleib' dicht an der Hütte!"

An die niedere Steinmauer der Cabane mit dem Rücken angepreßt stand sie draußen im Dunkeln. Der Nachtsturm umrauschte sie in lauen, stöhnenden Wogen. Sie atmete ihn in tiefen, wonnevollen Zügen, sie beugte sich ihm entgegen, um sich von seinen gewaltigen, kraftvollen Armen umfangen zu lassen, und schloß demütig lächelnd die Augen, wenn er sie in allzu ungestümer Zärtlichkeit mit sich reißen wollte.

Dann wanderte der Wind weiter. Sie schlug die feuchten Wimpern auf und schaute wieder in die nächtige Tiefe zu ihren Füßen.

Jäh flammte es da unten auf. Wie aus Feuerschein gewebt leuchteten unter ihr die ganzen Wolkenmassen in durchsichtig glühendem Rot. Ein betäubendes Schmettern und Prasseln fuhr durch den blutig lohenden, abenteuerlich geballten Dunst, der sofort wieder im Dunkel verschwand. Aber schon zuckte es von neuem zur Seite in blendendem Zickzack durch die Nacht, — ein anderer Blitz dort drüben! Wiederum steigt für einen Augenblick das unheimlich schimmernde Märchenreich aus der Finsternis, als habe sich die Erde gespalten und werfe die Flammenwelt ihres Inneren hinaus in die Lüfte, wiederum vergeht es wie ein Hauch, während der Donner, von allen Seiten niederrollend, sich zu einem einzigen, unendlichen, mächtig schwellenden und sinkenden Gebrüll vereinigt.

Sie hätte aufjauchzen mögen, hinausjubeln in diese herrliche, ungeheuerliche Welt. Das Wetter unter ihr . . . unter ihr die Wolken, aus denen die Blitze über den Erdball sprühen und der Donnerschlag die zitternden Menschen im Thale schreckt — und sie hier oben auf sturmumbrandeter

Felsklippe über all dem thronend, erhaben über den Tod und die Vernichtung, über Angst und Wehe, das jetzt im Wirbelsturm durch die stöhnenden Thäler und Ebenen geht — so mußte einem Gott zu Mute sein.

Der lachte über die Menschen da unten, über ihre Satzungen, ihre engen Schranken. Der empfand nicht wie sie. Der glaubte an die Kraft, die da den Sturmwind als Herrn und Gebieter jauchzend durch die Hochwelt rasen ließ, der glaubte an die Leidenschaft, die sich glutatmend, in flammenden Schlägen da unten entlud, gleichviel, wen das Verderben traf, der glaubte an sich und an sein Glück. Der schmiedete sich sein Glück in der feuersprühenden Esse da unten — erbarmungslos und schonungslos. Warum auch Mitleid mit den Schwachen? Unten im Thale mögen sie sich zusammenscharen und ihres armen Daseins freuen! Hier oben ist die Kraft ... hier ist die Größe ...

Ein neuer Blitz zuckte dahin, und jetzt erst sah sie, wie in seinem Scheine die Bergketten aufleuchteten! Glutüberrieselt standen einen Augenblick die schneeweißen Ungeheuer reglos in der schwarzen Nacht, mit phantastisch-blendenden Zacken und Zinnen sich scharf vom Dunkel abhebend, das plötzlich wieder wie ein wogendes Meer von beiden Seiten über ihnen zusammenschlug. Unermüdlich wiederholte sich bei jedem Wetterschlag das gewaltige Schauspiel. Die Riesen stiegen, Hand an Hand gereiht, in leuchtenden Gluten hervor, das schwarze Nichts verschlang sie gierig, und zu dem rastlosen Titanenkampf sang die Windsbraut über Schlünde und Höhen ihr gewaltiges Lied.

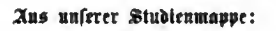
Es war zu viel für Menschenaugen. Halb geblendet tastete sich Elisabeth zur Thüre zurück und in die Cabane hinein. Dort setzte sie sich auf den harten Holzschemel, dem Schlafenden gegenüber, und sah ihn an. Lange ... unermüdlich lange.

Finstere Entschlossenheit lag auf ihren Zügen. Die Lippen preßten sich hart zusammen. „Ich lass' dich nicht!“ klang es wie ein Wiederhall des Jauchzens und Donnerns da draußen in ihrem Inneren, „... nein ... nein ... und aber nein! Ich lass' dich nicht! Ich mach' mich frei — ich bin im Rechte, wenn ich mich aus der Niedrigkeit und Abhängigkeit befreie, um dir zu folgen — da hinauf in die stolze, kühne Welt, in die wir beide gehören ...“

Ein leises Schlürfen näherte sich ihr. Der andere Führer war auf seinen Filzschuhen aus dem Nebenraum herangeschlichen, um zu sehen, ob man etwas brauche.

Elisabeth nickte ihm zu. „Es geht gut!“ sagte sie fröhlich zu ihm in französischer Sprache.

Der bescheidene Mann lächelte. Es fiel ihr zum erstenmal auf, wie regelmäßig und feingeschnitten seine von glänzendschwarzem Bart umrahmten Züge waren.


**Aus unserer Studienmappe:**



Studie von Wilhelm Räuber.

„Gott sei Dank!“ sprach er beinahe feierlich. „Der Herr wird leben! Er bleibt Madame und den Ihren erhalten ...“

Sie blickte überrascht auf ... Natürlich! — Er hielt sie ja für seine Frau! Die meisten Führer glaubten das wohl, und daß die beiden sich vorhin auf deutsch ‚Sie‘ genannt, hatte er, der Franzose, nicht verstehen können.

„Man sieht es Madame an, wie glücklich sie ist,“ fuhr er fort. „Vorhin, als der Herr erwachte. Mir selbst kam es ganz feucht ins Auge ...“

„O wirklich ...“ Sie war ergriffen von seinem Mitgefühl.

Der stille freundliche Mann nickte. „Es sind drei Monate her, daß ich meine Frau verloren hab'. Ich weiß, wie das thut! ... und was das heißt, wenn einem Kind die Mutter fehlt, wie meinen Kleinen zu Haus ...“

„Sie armer ...“ Elisabeth wußte nicht recht, was sie zu seinem Troste sagen sollte, „— wenn ich Ihnen irgendwie helfen kann ...“

Der Welsche lächelte trübe. „Vielen Dank, Madame! Aber Sie haben jetzt selbst so viel ausgestanden ... Und meine Kleinen sind wohlauf. Die sind meine einzige Freude, wenn ich so ganz müde und matt nach Hause komme und sie mir entgegenlaufen ... und —. Nun,“ er lächelte wieder halb fragend, „Madame wissen das ja sicher selbst, wie einem da ums Herz wird?“

Seine schlichten Worte durchzuckten sie wie mit einem plötzlichen Schreck. Sie nickte hastig. „Ja! Ich habe auch ein Töchterchen ...“ sagte sie und wandte sich zur Seite.

Er verstand ihre Bewegung anders. Im Glauben, sie wolle ungestört sein, zog er sich leise zurück und legte sich wieder nebenan an der Seite des schnarchenden Genossen nieder.

Ihr Töchterchen!

Sie war ganz fassungslos vor bangem Erstaunen, daß sie die drei letzten Tage gar nicht an das Kind gedacht!

Aus Mangel an Liebe gewiß nicht. Sie vergötterte den süßen kleinen Blondkopf und hatte sich vor Antritt der Reise unter heißen Thränen von ihm getrennt.

Gerade darum vielleicht war ihr Edith in den Stürmen dieser Stunden gar nicht bewußt in den Sinn gekommen. Das kleine Wesen gehörte ja zu ihr! Es war ja ein Teil ihrer selbst. Ihr Schicksal war das seine, wie sich die Dinge auch wenden mochten.

Aber was für ein Schicksal?

Sie nahm ihm den Vater und die Heimat. Sie überlieferte es einem fremden Menschen, der es bei aller ernsten Pflichttreue nicht lieben konnte, wie man sein eigen Fleisch und Blut liebt.

Wie *sie* es liebte und der da unten, der das Bild des goldhaarigen Geschöpfchens stets in seiner Brusttasche mit sich herumtrug und oft, wenn sie beisammen saßen, die Photographie herauszog, um sie ihr mit stillem Lächeln zu zeigen und einen verstohlenen Kuß darauf zu drücken.

Er war ja ein guter Mensch, weicher und feiner jedenfalls empfindend als der verwundete Riese, der schwer atmend mit geballter Faust vor ihr auf dem Stroh lag.

Und der Vater — ein entsetzliches, ahnendes Grauen schlich langsam durch ihre Seele — der Vater sollte sich freiwillig von seinem Liebling trennen?

Nie und nimmermehr! Er hatte ein gleiches Recht darauf wie sie! Er gab ihn ihr nicht!

Und dann? Sie schauerte in ratloser Angst. Dann stand sie vor einer Wahl, die entsetzlicher war als alles, was sie bisher geahnt, vor der Wahl zwischen dem Kinde und dem Geliebten.

Sie saß wie versteinert da, Stunde um Stunde, ohne sich zu rühren. In der Ferne verhallte das letzte Donnergrollen. Das tiefe Schweigen einer stillen Sommernacht breitete sich über die Hochwelt. Ihr war es, als nähme diese entsetzliche Nacht gar kein Ende. Nur am Hin- und Herschleichen der Führer, die alle halben Stunden sich schlaftrunken erhoben, um das glimmende Feuer zu schüren, merkte sie das Fliehen der Zeit.

Und doch graute ihr vor dem Morgen, der endlich kahl und frostig durch die Ladenluken schimmerte. Dieser Tag mußte ihr die entscheidende Aussprache mit ihrem Gatten bringen. Und wenn es so kam, wie sie fürchtete, dann mußte sie sich entscheiden! Woher sollte sie dann den Mut, woher die Kraft nehmen, unter dem

gleich Entsetzlichen das eine oder das andere zu wählen!

Alles besser als diese Ungewißheit! Fiebernd und übernächtig saß sie, die Ellbogen auf die Kniee, das Kinn in die Hände gestützt, auf dem harten Holzschemel. Sie dachte an die erste Nacht in der Berghütte, die sie vor noch nicht zwei Wochen mit dem Verwundeten dort zusammen verbracht. Welch ein Unterschied zwischen damals und jetzt! Damals hatten sie gescherzt und lachend sich den Champagner zugetrunken, und jetzt — ein häßlicher Karbolgeruch ging durch den empfindlich kalt werdenden Raum, halbverwischte Blutspuren, wohin das Auge fiel, eine wüste, traurige Stätte, in die der Tod schon einmal im Vorbeigehen hineingeschaut, und in ihrem Herzen alles zerrissen vor Schmerz und Angst.

„Hätt' ich dich nie gesehen!"

Sie empfand etwas wie verzweifelten Haß gegen den stillen Mann da, der ihr alle Ruhe und allen Frieden geraubt. Haß gegen den Geliebten! — Sie begriff das nicht. Die erstarrten Glieder dehnend erhob sie sich langsam und beugte sich über sein grimmiges, vom blutigen Vollbart überschattetes Gesicht. Und wieder rang es sich verzweifelnd in ihrem Innern empor: „Hätt' ich dich nie gesehen!"

* * *

Draußen tönten die schweren Tritte der Bergschuhe und das Aufsetzen der Pickel auf dem Gestein. Die Thüre ging auf. Im hellen Morgenschein zeichneten sich die Gestalten der Führer und des jungen Arztes von dem blaßblauen Himmel ab.

Der Amerikaner kniete neben dem Verwundeten nieder. „Also gesprochen hat er?" fragte er erstaunt.

„Ja warum denn nicht?" antwortete aus dem Dunkel die tiefe dröhnende Stimme des Barons.

Die Führer lachten, und auch der Doktor verzog den Mund. „Da hat es also keine Gefahr mehr!" sagte er. „Nun können wir Sie bequem herunterbringen."

„Sind Sie der Arzt?" forschte der Gletschermann.

„Ja."

„Ist was an mir entzwei?"

„Gar nichts, merkwürdigerweise."

„Das ist mehr Glück als ... als sonst was!" murmelte es in befriedigtem Baß aus der Ecke. „Und Ihr Führer da ... ihr laßt mir nur das Lachen sein! Von mir könnt ihr was lernen, wann ihr's nächste Mal absallt!"

Elisabeth war zu dem schwarzhaarigen Bergführer getreten.

„Ich möchte gern vorausgehen! Wollen Sie mich begleiten?"

„Parfaitement, Madame!" Der höfliche Welsche machte sich in Eile marschfertig.

Sie reichte dem Kranken die Hand. „Auf Wiedersehen!" sagte sie rasch und leise. „Ich muß jetzt hinunter nach Zermatt. Ich kann nicht warten. Wenn es an der Zeit ist, sehen wir uns im Hôtel Schwarzsee wieder."

Ehe er etwas erwidern konnte, hatte sie die Cabane verlassen. Heller Sonnenschein überflutete sie mit warmem, neuem Leben, während sie an der Seite des Führers zu Thale stieg.

## XIX.

Wie ein Hohn erschienen ihr heute der goldene Schein und die Menschen, die sich fröhlich unter dem seit drei Tagen vermißten blauen Himmel tummelten. Die Hotels unten im Thal und das Dorf mußten fast ausgestorben sein — so wimmelte es überall auf dem steinigen Zickzack der Saumwege, den bräunlichen geschlängelten Fußpfaden, auf den steilen lichtgrünen Matten und in den düsteren Fichtenwäldern von Wanderern und Führern.

Die Hochtouristen waren es natürlich nicht. Die klommen um diese Zeit entweder schon hoch oben auf eisigen Gipfeln oder frühstückten behaglich in ihren Gasthäusern, um gegen Mittag sich nach der Berghütte in Marsch zu setzen, die sie als Nachtquartier für die nächste Ersteigung in Aussicht genommen hatten. Was hier, Edelweiß ausraufend, sich an den Hängen umhertrieb, was sich mit hellem Juchzen von Thal zu Thal grüßte und, den Bergstock an der Seite und sich den Schweiß von der Stirne trocknend, im Schatten der Bäume ausruhte, das waren genügsamere Seelen, denen der Gornergrat schon als eine schwindelnde Höhe und der Schneemarsch über den Theodulpaß als eine alpine Leistung vorkam.

Elisabeth empfand einen Widerwillen

vor all diesen guten, vergnügten Leuten und der bewundernden Neugier, mit der die meisten ihr nachschauten. Neben dem Zweifeln und Bangen, das sie quälend erfüllte, regte sich in ihr noch der unabwendbare Hochmut, mit dem der Hochgebirgstourist, dem die wahren, der Durchschnittsmenschheit unnahbaren Wunder erdentrückter Alpenpracht sich erschlossen, auf diese verzückt durch die engen Thäler streifenden, in Herden jodelnden und Edelweiß weidenden Herren und Damen herabschaut.

Das ist ungerecht! ... Gewiß! Und unschön ist's dazu! Aber der Mensch ist nun einmal kein Heiliger und verfällt dem Gletscherdünkel so leicht wie irgend einem anderen Größenwahn. Erst die Meister des Fachs, die ganz großen Könner, die vermögen vielleicht auch da sich zum Teil wenigstens wieder zur freundlichen Unbefangenheit durchzuringen.

Und stärker und stärker wurde das Gewimmel, als man nun, sich Zermatt nähernd, durch das Wiesenthal längs der rauschenden Visp dahinschritt. Hier promenierten alte rundliche Engländerinnen, auf Schirmstöcke gestützt, ihre Gatten dehnten sich, die „Times“ studierend, auf Bänken oder Wiesenplätzen. Familien, denen man das Rundreisebillet schon von weitem ansah, und die auf einen Tag von Visp mit der Bahn heraufgekommen waren, schoben sich staunend dahin, der unvermeidlichen „Klamm“ zu, um für einen Frank Entree die kümmerlichen Wasserschnellen zu besehen, und starrten, wie einen Menschenfresser aus Centralafrika, einen Montanisten an, der, früher als die Genossen, in der Mitte seiner Führer schweren Trittes aus Zermatt ausging. Durch die deutschen Witzblätter waren sie ja unermüdlich belehrt worden, daß ein „Bergfex“ sich aus einer lächerlichen Mischung von einem Narren und einem Selbstmörder zusammensetzte. Aber wenn sie jetzt, hoch über sich, die herrlichen, unersteiglich scheinenden Gipfel in den blauen Himmel aufragen sahen, denen der Gletschermann freudig und kraftvoll zustrebte, dann empfanden sie, so komisch es war, doch beinahe eine Art Achtung, ja geradezu Neid gegen den verblendeten Bergkraxler.

* * *

Menschen ... Menschen rings umher! Blumenpflückende Mädchen auf der Wiese, spielende Kinder ... Lärm und Gelächter überall. Sie schritt schneller, um all dem Frohsinn und Sonnenschein zu entgehen.

Aber man mußte aufpassen, der Kleinen wegen, die sich auf dem Wege tummelten, daß man nicht eines der Geschöpfchen unversehens anstieß. Unwillkürlich regte sich in ihr die Mutter. Sie blickte leise lächelnd auf das deutsch, französisch und englisch lallende Völkchen, das sich auf der Wiese neben ihr im Sonnenschein gütlich that.

Dies Kate-Greenway-Kleidchen da kannte sie wohl! Ein ähnliches hatte sie selbst dies Frühjahr für ihren Liebling gemacht — sie wußte es noch genau, wie sie auf der Gartenveranda saß und oft unter der Arbeit sinnend zu den alten Ulmen des Schloßparks aufsah, die über ihr rauschten ... Gerade ein solches Kleidchen, wie es die Kleine, die ihr den Rücken zudrehte, trug! Sogar die kapriziösen Änderungen, die sie selbst an dem Schnittmuster vorgenommen, stimmten ganz genau ...

Sie blieb befremdet stehen. Ihr Herz pochte heftig. Wenn dem so war ... wenn unter dem großen Strohhut ein süßes ernstes Gesichtchen, das sie so wohl kannte, aus großen Kinderaugen fragend in die Welt schaute ... nein ... das war ja undenkbar! Wie sollte das geschehen?

Aber doch ging sie leise, um die Kleine nicht zu erschrecken, auf den Fußspitzen über die Wiese zu dem Kate-Greenway-Püppchen hin. Sie beugte sich, leicht die Hand auf seine Schulter legend, zu ihm hinab, sie starrte ihm einen Augenblick ganz fassungslos ins Gesicht und fiel dann lachend und schluchzend neben ihm auf die Kniee.

* * *

„Ja ... wußten es denn die gnädige Frau nicht?“ Das hübsche junge Kindermädchen stand ganz verdutzt dabei. „Dann sollt' es wohl eine Überraschung von dem Herrn Baron sein — Ach ... das ist doch schade!“

Sie stand auf und trocknete sich die Augen. „Das ist gar nicht schade!“ sagte sie zwischen Weinen und Lachen, „... aber wie ging denn das zu?“

Die kleine Thüringerin berichtete. Vor vier Tagen sei die Depesche gekommen, sie sollten sofort hierherreisen, und der Hausverwalter, ein erfahrener Mann — er sei



Sic transit gloria mundi. Nach dem Gemälde von L. Knaus.
(Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft in Berlin.)

ja früher lange Hotelportier gewesen — sie begleiten. Da hätten sie sich gleich auf den Weg gemacht, eine Nacht in Basel gerastet, und nun seien sie seit gestern abend um zehn Uhr da — und die Kleine sei munter und guter Dinge.

Vor vier Tagen! Das war nach jener Stunde, als sie sich oben auf dem Hochgipfel getrennt und er einsam und gebrochen in das Thal hinabgestiegen war. Da hatte er in seiner bittern Not an das Kind gedacht. Sie wußte wohl, warum.

Elisabeth nahm ihr Töchterchen bei der Hand und ging langsam mit ihr dem Dorfe zu. Es war, als ströme aus dieser Kinderhand, die sich vertrauensvoll in die ihre schmiegte, eine ruhige Wärme in sie über. Befreiend und lindernd kam die Überzeugung über sie: von meinem Kinde trennt mich niemand. Auch der Mann da oben in den Bergen nicht, dem sonst mein ganzes Sein und Wesen gehört!

Die Kleine neben ihr jauchzte hell auf. „Papa!" rief sie mit ihrer hellen Stimme und wies auf Herrn von Randa, der suchend herumschaute und dann, Elisabeth erkennend, plötzlich stehen blieb.

Als sie näher kam, schloß er sich ihr mit schweigendem Gruße an. Eine Strecke gingen sie so, die Augen auf den Boden geheftet, ohne sich ein einziges Mal anzusehen.

Am Dorfeingang wandte er sich zu dem Mädchen. „Bleiben Sie mit Edith noch etwas hier draußen, . . . aber ja nicht in der Nähe des Gletscherbachs da! Ich gehe mit meiner Frau voraus!"

Es kam Elisabeth wie eine Ewigkeit vor, dieser Gang durch die Dorfgasse zu dem entscheidungsschweren Augenblick. Die bunten Kramläden zu beiden Seiten, die klingelnden Maultierzüge, die schwatzenden und grüßenden Führergruppen, das eintönige Läuten von der alten Kirche — das alles schien kein Ende nehmen zu wollen.

Nun waren sie endlich in ihrem Zimmer. Sie hatte sich gesetzt und harrte stumm, was er ihr zu sagen habe. Sie empfand keine Erregung mehr. Es war alles in ihr wie erstarrt von tödlicher Erwartung.

Und dann hörte sie seine leise, müde Stimme.

„Ich hab' die Kleine kommen lassen, Elisabeth," sagte er, langsam im Zimmer auf- und niederschreitend. „. . . Damals vor vier Tagen . . . du weißt schon, was da geschah. Daß das einen Riß zwischen uns geben mußte, das wußt' ich wohl, und da dacht' ich mir: Zeig' ihr das, was trotz alledem uns beiden gemeinsam bleibt. Wir haben etwas, was uns beiden gehört, unsere kleine Edith, die wir beide mehr lieben als sonst etwas auf der Welt. Wenn sie die sieht, dann wird sie vielleicht einsehen, daß wir es dem Kinde schuldig sind, einander zu achten und wenn möglich zu lieben! . . ."

Er brach ab und starrte eine Weile schweigend zum Fenster hinaus.

„Das ist ja nun anders gekommen, als ich dachte," fing er mit erstickter Stimme wieder an. „. . . Du hast mir unterdessen gesagt, daß du mich nicht lieben kannst . . . und mehr als das . . . du hast unser Heim verlassen — wenn es auch nur ein paar armselige Hotelzimmer sind, es ist doch in diesem Augenblick unser Heim . . . und bist da hinaufgegangen, um am Krankenlager eines fremden Mannes zu wachen. Die Welt mag sich's erklären. Er wurde oft in unserer Gesellschaft gesehen . . . er war unser Freund . . . das hab' ich auch den Leuten hier gesagt; — aber wir beide wissen, was dieser Schritt für uns bedeutet. Du hast mir damit, schonungsloser, als man es mit Worten überhaupt ausdrücken kann, erklärt: Du bist nichts mehr für mich, ich kümmere mich nicht mehr um dich. Ich will dich verlassen und dem fremden Manne da oben folgen! . . ."

„Es geht ihm ja besser!" fuhr er nach einer kurzen Pause fort. „Dein Führer, der vor dir ankam, hat's mir gesagt. Er wird am Leben bleiben und dich mir entreißen. Ich könnte ihn ja fordern . . . auf Tod und Leben. So viel Mut, denke ich . . . besitze selbst ich. Aber was ist damit gewonnen, wenn einer von uns den anderen tötet? Nicht darum handelt es sich für mich, sondern um deine Liebe. Die läßt sich nicht erbitten und erzwingen, die muß frei gegeben werden. Ich bin zu stolz, sie von dir zu fordern. Wenn du sie mir nicht mehr geben kannst, weil du mich nicht mehr achtest, wenn ich dir nichts mehr, gar nichts mehr bin — gut — dann verlange ich nur noch eins: Eine Bedenkzeit von einem Vierteljahr. Sagst

du mir auch nach dieser Zeit: ‚Ich kann dir nichts mehr sein, lass' mich von dir!' . . . so bist du frei!"

Sie schaute auf. Die entscheidende Frage wollte kaum über ihre zuckenden Lippen.

„Und Edith?"

Ihre Stimme klang ihr rauh und tonlos ins Ohr, wie die einer Fremden.

Er neigte trübe den Kopf. „Das ist das Schwerste!" sprach er langsam. „Gott weiß, wie ich mit mir gerungen habe und mir immer wieder eingeflüstert: ‚Das Kind gehört dir! Behalte es! Gib es nicht dem fremden Manne, der dir ohnedies schon alles nimmt.' Aber dann sagte ich mir wieder: Du, Elisabeth, liebst unser Kind zu sehr. Ich weiß es. Um des Kindes willen wirst du bei mir bleiben, wenn ich darauf bestehe!"

„Und dann?" Sie sah in banger Spannung zu ihm empor.

„Dann!" Er zuckte die Achseln. „Dann werden wir freudlos nebeneinander hergehen. Du wirst mich hassen lernen, weil ich dich mit Gewalt an mein Heim fessele, und es geschieht gerade das, was, wie ich dir eben sagte, mir mein Stolz verbietet: daß ich einen Menschen zwinge, mit mir zu leben, der mich nicht mehr liebt und nicht mehr achtet. Und das Mittel zu diesem Zwange ist das eigene Kind! Nein, das ist mehr als grausam. Das ist eine Entwürdigung und Erniedrigung des Besten, was in euch ist, der Mutterliebe!"

Sie wagte kaum zu atmen. Sollte es denn möglich sein? Und wirklich, da sprach er es aus:

„Ein Kind gehört der Mutter. Nicht nur um ihretwillen, denn sie hat es mit Schmerzen geboren. Sondern mehr noch um seinetwillen. Denn ein Kind ohne Mutter ist ein unglückliches Wesen. Es hat ein Recht, denen nie zu vergeben, die ihm die Mutter genommen haben! Und darum: willst du mich verlassen, so nimm Edith mit!"

Sie erhob sich. Lautlos, wie betäubt stand sie da.

Er trat vor sie, legte die Hände auf ihre Schultern und sah ihr starr ins Gesicht.

„Dir brauch' ich nicht erst zu sagen, was das für mich heißt! Aber es ist einerlei. Es ist gut so. Wem sein ganzes Leben zertreten und verwüstet wird, der darf sein Herz nicht noch an das letzte hängen. Denn das mußt du dir klar machen, Elisabeth: du machst mich zu einem todtunglücklichen, verzweifelten Mann. Ich hab' dich in meiner Art geliebt, wie nur ein armer Mensch wie ich lieben kann . . . ich lieb' dich noch . . . mein Herzblut möcht' ich für dich hingeben . . . vor dir niederknieen möcht' ich und dir die Hände küssen. . . . Denk, wie's bei mir ausschaut, wenn du fort bist. Mein Haus ist verödet . . . die Wiege ist leer . . . alles, alles, woran mein armes Herz hängt, ist weg. Was soll ich da noch viel auf der Welt? . . . Und denk' an Edith! . . . Glaub' mir, es geht einem jeden sein ganzes Leben nach, wenn die beiden Menschen, die ihn geschaffen haben, sich in Haß und Verachtung trennen. Die Kleine wird aufwachsen und dich eines Tages fragen: Warum bin ich unter fremden Menschen? Wo ist das Schloß und der Park, in dem ich einst gespielt habe . . . wo ist meine Heimat? Und wo ist der freundliche Mann, der mich auf seinen Armen herumgetragen und geherzt und geküßt hat? . . . Und du mußt ihr antworten: das Haus ist leer! Du hast keine Heimat, dein Vater ist weg, du wirst ihn nicht sehen. Ich hab' sein Leben verwüstet und deines, weil ich nicht die Kraft hatte, ihm die Treue zu halten, die ich ihm freiwillig und mit heiligem Eid beschworen habe. . . ."

Aus dem Nebenzimmer tönte helles Kinderlachen. Die Kleine wurde da von dem Mädchen nach dem Ausgang zur Ruhe gebracht.

Elisabeth hob den Kopf. „Es ist genug . . ." sagte sie tonlos. . . . „Laß mich jetzt allein sein . . . da drinnen . . ."

* * *

Sie hatte die Wärterin weggeschickt und kniete neben dem Lager ihrer Tochter. Edith schlief noch nicht. Die großen Kinderaugen schauten weit offen, ernst und klar, in das schöne, leidvolle Gesicht, das sich über sie neigte.

Elisabeth senkte die Wimpern. Sie fürchtete sich vor diesem reinen, fragenden Blick, der unerbittlich bis in die Tiefen ihrer Brust drang.

Und wieder sah sie angstvoll auf. Ein demütiges Grauen erfaßte sie vor dieser Reinheit vor dieser stillen, leidlosen Un-

schuld, die aus den dunklen Tiefen der Kinderaugen sprach.

Und das war doch ihr Kind — ihr eignes Ich?

Wie eine gewaltige Mahnung klang in ihr die Antwort.

„Dein besseres Ich! . . . Das, was in dir gut und rein und leidenschaftslos ist! Es wird eine Zeit kommen, da kannst du mir nicht mehr in die Augen sehen, nicht einmal so bang und zweifelnd wie jetzt. Denn dann ist's geschehen, dann hast du das Höchste verraten . . . die Liebe und die Treue. Die Liebe zu mir, die Treue zu dem Vater. Dann wirst du vor dir selbst die Blicke niederschlagen, und wenn du glücklich wirst, bezahlst du dein Glück schwer und hart mit deinem Stolz und deinem Pflichtbewußtsein . . ."

Die Kleine war eingeschlummert. Sie merkte es nicht mehr, daß die junge Frau noch immer vor ihrem Bettchen kniete, in lautlosem Kampf, aus dem durch seelenerschütternde Not der letzte Entschluß emporstieg. —

## XX.

Auf kahlen Höhen, etwas abseits vom Hotel, liegt am Fuß des Matterhorns der Schwarzsee. Ein kleiner, finsterer Teich, der schwarzgrün in seinem Felsenkessel schläft. Die vorbeikommenden Führer weisen ihn ihren Herren und berichten, daß einer ihrer Genossen vor einiger Zeit in diesem Tümpel ums Leben gekommen sei. Ein Bergführer, der im Angesicht des Matterhorns ertrinkt — das erscheint ihnen so seltsam und erstaunlich, daß sie es kaum begreifen, wie der Fremde dazu nur gleichgültig nicken und nach dem lockenden Gasthaus spähen kann.

Heute hatten sie noch einen besonderen Grund, den reglosen Wasserspiegel, den selbst das leuchtende Himmelblau des Sommertags nicht zu erhellen vermochte, ihren Touristen zu zeigen. Der Herr, der da einsam auf den von der Sonne durchwärmten Felsblöcken halb lag, halb saß — jawohl, dieser bärtige Herr mit der schwarzen Binde um das Haupt, das war ja derselbe, der vor einigen Tagen da oben im Schneesturm abgestürzt und wie durch ein Wunder davongekommen war! Seinen Gefährten hatten sie schon gestern unten in Zermatt begraben. Ihm aber ging es ganz gut. Er habe sich schon so weit wieder erholt. Nur spreche er noch kein Wort und sitze den ganzen Tag hier irgendwo im Freien, um ins Thal hinunterzuschauen, wie wenn er etwas von dort sehnlich erwartete. Freilich . . . wenn man sich den Kopf derart an den Steinen aufgeschlagen, da sei es ja kein Wunder, wenn man noch eine Zeit lang ein bißchen absonderlich bleibt. Das giebt sich wieder.

Die fernen Stimmen verhallten. Führer und Reisende stiegen zu dem Hotel hinab. Er war wieder allein mit sich und seinen Gedanken.

Oder vielmehr: er hatte nur einen Gedanken. Er wartete. Seit zwei endlos langen Tagen und Nächten.

Rings um ihn standen in schimmerndem Kreise die Alpen. Noch lag der Tag hell auf ihren Höhen, während im Thale schon der Abend graute. Aber heute sagten ihm die wohlbekannten Kolosse nichts. Gleichgültig sah er nach rechts zum wolkenstürmenden Gewimmel der Monte Rosa-Gipfel und dem runden weißen Breithornrücken, gleichgültig nach links zum schlimmen Zinnal-Rothorn, zu den zerklüfteten Gabelhörnern, der frostgepanzerten Dent-Blanche und hinüber zum häßlichen, ungeschlachten Dom, zum Rimpfischhorn mit seinen keck aus Schneehängen aufschießenden Felsenzacken. Ja selbst der böse Feind dicht hinter ihm, das unermeßlich sich zum Himmel anstürmende Matterhorn war ihm heute so fremd, als hätte er nie mit dem Gewaltigen auf Tod und Leben gerungen.

Er wartete und wartete. Langsam stieg das Dämmern aus dem Thal herauf.

Heute kam sie wohl nicht mehr. Er erhob sich fröstelnd und beschattete zweifelnd mit der Hand die Augen.

Eine Gestalt wurde auf der Trümmerhalde vor ihm sichtbar, eine schlanke, hohe Frauengestalt, die sich einen Augenblick suchend umsah und dann rasch auf ihn zuschritt.

Ein Seufzer der Erlösung entrang sich seiner Brust. Er ging ihr entgegen. Sie reichten sich schweigend die Hände.

Eine unbestimmte Angst erfaßte ihn dabei, als er in ihr Gesicht sah. Es war so blaß, trotz des herben Bergwinds, der mit ihrem Goldhaar spielte. . . . Um die Lippen lag so ein harter, fester Zug . . .

Er wagte es nicht, zu ihr von dem zu beginnen, was zwischen ihnen jetzt ausgesprochen werden mußte.

Auch sie schwieg lange Zeit. Sie gingen nebeneinander am Rand des Sees hin, über dessen schwarzgrüne Fläche der Wind in weißen Schaumspritzern hinlief. Eintönig klang das leise Plätschern am Ufer durch das Wehen der Berge.

Da blieb sie stehen. „Es ist gut, daß ich Sie hier getroffen habe. . . .“ Ihre Stimme klang ruhig wie sonst. „Hier können wir uns ungestört alles sagen!“

„Und was haben Sie mir zu sagen?“ Ein kurzer, banger Augenblick! — Dann faßte sie plötzlich seine beiden Hände; sie zog sie an sich und schaute ihm voll ins Gesicht.

„Wozu viel Worte? . . . ’s ist auch mit wenigen gesagt: Leben Sie wohl, mein lieber, lieber Freund . . .“

Er empfand einen bitteren, das Herz zusammenkrampfenden Schmerz. Aber überraschend kam es ihm nicht.

„Ich hab’ es gefürchtet . . .“ sprach er dumpf. „Und doch . . . und doch . . .“

Sie hielt noch immer seine Hände. Er fühlte, wie ihre schlanken Finger sich an die seinen preßten, während sie ihre bleichen, stolzen Züge mit aller Kraft beherrschte.

„Wir wollen uns nicht unnütz quälen . . .“ sie schüttelte den Kopf „. . . und lange darüber reden. Es ist beschlossen. Es muß sein!“

„Und reiflich beschlossen?“

Ein trauriges Lächeln glitt einen Augenblick über ihr Gesicht.

„Das fragen Sie mich? . . . Mein guter Freund. . . . jetzt . . . in diesem Augenblick, wo wir uns zum letztenmal auf der Welt sehen . . . da können wir’s uns ja sagen, daß wir uns lieb haben — von Herzen lieb! Das wollen wir mit uns nehmen, wenn wir jetzt auseinander gehen, das bleibt unser Schatz und Heiligtum . . . und kein anderer Mensch braucht zu wissen, was uns das kostet. . . .“

Er konnte nicht anders. Die Thränen, seit langen Jahren die ersten Thränen traten ihm, die Stimme erstickend, ins Auge.

„Wir sollen uns nie wiedersehen, Elisabeth?“

Sie schüttelte wieder das schöne Haupt. „Vielleicht in langen Jahren einmal, wenn wir alt und grau sind. Aber jetzt . . . was hilft es denn, wenn wir uns noch einmal zusammensetzen und uns noch einmal erzählen, daß wir unglücklich sind. Davon wird nichts besser! Wir wollen uns ja hier keine Komödie vorspielen und uns weismachen, daß wir uns vergessen wollen. Das wissen wir beide, daß das nicht sobald geschehen wird. Ich wenigstens — ich werd’ Sie nie vergessen. Aber mit der Zeit werden wir anders aneinander denken wie jetzt . . . nicht in Not und Schmerzen, sondern ruhig, wie an einen lieben Verstorbenen. . . .“

Er preßte verzweifelt ihre Hand:

„Und kein Lebenszeichen, Elisabeth?.. Nichts . . . gar nichts?“

„Gar nichts!“ sagte sie mit ruhiger, heller Stimme. „Und nun, mein Freund, ists geschehen, und das Schwerste in meinem Leben liegt hinter mir. Nun bleibt mir noch eins übrig: Ihnen zu danken. Jawohl . . . ich danke Ihnen von Herzen! Sie haben das Beste in mir aufgeweckt. Ich werd’ in Zukunft vielleicht unglücklich sein, aber ruhig und klar mit mir selbst, weil ich an Sie denken darf . . . und weil ich an mich denken darf, ohne die Augen niederzuschlagen. Das war’s, was ich in den Bergen gesucht hab’ . . . was mich da hinauftrieb! Sie wissen . . . ich sagt’ es Ihnen damals in der Schutzhütte. Ich suchte die Achtung vor mir selbst . . . und Gott sei Dank . . . ich hab’ sie gefunden . . durch Sie! Und dafür dank’ ich Ihnen . . .“

Es war halbdunkel um sie geworden. In grauen Fledermausflügeln strich die Dämmerung über Stein und See. Der Himmel erlosch, und ferne Lichter blinkten scheu aus der verblassenden Wölbung hervor.

Da flammte es über die schneeigen Riesengipfel ringsum auf, wie das Leuchten einer anderen Welt. Längst war die Sonne geschwunden. Graue Nebel hingen über der Stelle, wo sie sank. Und doch war die Helle da, eine geheimnisvolle, rosenfarbene Glut, in der die ragenden Hochzinnen sich badeten. Warme, freundliche Lichtwellen ergossen sich über die weiten, in märchenhaftem Scheine durch Nacht und Grauen winkenden Schneefelder. Aus dem gemeinen, alltäglichen Schatten, der den Fuß der Berge umspann und gierig höher kroch, stiegen die feuergetränkten Gipfel

freudig empor, in rosigem, durchsichtigem Glanz das Blaßblau des Abendhimmels begrenzend.

Woher kam dies überirdische Licht? Wohin ging es? Es war nicht zu erkennen. Rasch tiefer sich färbendes Dunkel rings umher und über ihm, zwischen dem grauenden Himmel, der dämmernden Erde die rätselhaft lohende Rosenpracht, die gleich dem Widerschein unbekannter, dem Menschenauge ewig verschlossener Welten in ahnungsvollem, heiligem Schweigen über die Hochwelt flammte.

Lange schauten die beiden hinaus in das Alpenglühen.

„Das ist der Abschied von den Bergen ..." sagte Elisabeth endlich leise. „Ich komme nicht wieder zurück. Nie wieder! Aber in meinem Herzen bleiben sie stehen. Ich hab' Schweres und Hartes in ihnen erlebt. Aber ich grolle ihnen nicht. Viel ist da oben in mir aufgeblüht und wieder verdorrt ... viel, das ich früher nicht ahnte. Mag es dort oben im Schnee begraben bleiben, wo es die Menschen nicht sehen ... unter der weißen, toten Decke. ..."

Immer noch grüßten sich flammend die Bergzinnen über das Thal. Aber höher und höher stieg, die Glut in grauen Nebelfluten ertränkend, die Nacht.

Elisabeth sah ihrem Begleiter ins Auge. Ein schmerzvoll stolzes Lächeln zuckte um ihre blassen Lippen.

„Ich bin froh, daß wir hier voneinander Abschied nehmen dürfen, im Angesicht der Hochwelt, die uns zusammengeführt hat. Die Welt da oben ist über das Gemeine und Häßliche erhaben ... die ist rein und weiß. Und wenn wir künftig für einander tot sind — weiß und rein ist's zwischen uns geblieben. Das ist das Beste von allem! ..."

„... Und jetzt möcht' ich Ihnen nur noch eins sagen, lieber Freund: Ich will, daß Sie glücklich werden. Und glücklich wird man nur durch die Liebe. Sie hassen die Menschen, weil Sie verraten wurden. Aber glauben Sie mir: die Liebe ist nicht tot. Die Liebe lebt und ist überall, wo man sie sucht. Und darum bitt' ich Sie: bleiben Sie nicht mehr allein! Gehen Sie hinunter zu den Menschen und bringen Sie ihnen nur ein bißchen von dem mit, was zwischen uns so plötzlich und gewaltig aufgeblüht ist. Sie werden sehen, man nimmt es gern, man gibt es Ihnen reichlich wieder, und Sie werden ein anderer, froher Mensch. ..."

Er neigte das Haupt. „Ich will es thun!" sagte er mit erstickter Stimme.

Da faßte sie zum letztenmal seine Hand.

„Leben Sie wohl!" stieß sie leise und atemlos hervor und wandte sich von ihm ab.

Sie ging. — —

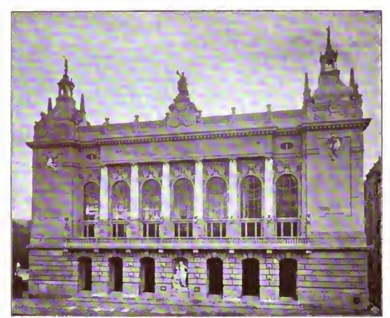
Er sah der schlanken Gestalt nach, wie sie über das Geröll zum Hotel hinabstieg, wo ihrer das Saumtier harrte, um sie nach Zermatt zu tragen. Er wußte, sie weinte nicht. Den Kopf hochmütig in den Nacken geworfen, schritt sie dahin, weiter, immer weiter ... noch konnte sein Auge sie erkennen ... noch glaubte es sie zu erkennen. — Sie war verschwunden.

Verschwunden für immer! Morgen früh reisten sie wohl ab! Wenn wieder um diese Zeit die Sonne sank, war sie schon fern von hier, in Glut und Lärm der Bahnhöfe, in flachem Lande unter flachen Menschen, und nie mehr würde er das schöne kluge Antlitz wiedersehen, nie mehr die ruhige, klare Stimme hören.

Eine heilige Trauer war in ihm — etwas, was nichts mehr mit Grimm und Zorn gemein hatte. Sie war ihm gestorben. Ihm blieb nichts mehr zu thun, als ihr Vermächtnis zu erfüllen und mit den Menschen wieder Mensch zu sein.

Er blickte zum Himmel auf, an dem die letzte Glut sich langsam löste und im Frieden der Nacht sich schwindend barg. Und während er schweren Schrittes über das Geröll dahinging, da regte sich in ihm jener unerklärliche Schauer, der als unbestimmtes, aus unbegreiflichen Fernen heranwehendes Ahnen uns zuweilen erfaßt ... ein Ahnen, daß dies alles ringsumher ... die Welt ... die Menschen ... wir selbst ... etwas anderes, etwas Höheres sind, als wir glauben, etwas Geheimnisvolles, das nur zum Schein, auf kurze Frist, die bunte Maske dieser Erde trägt. ...

Er war der letzte, der heute da hinabstieg. Vor dem Gasthaus sah er noch einmal um sich und nahm Abschied von der Vergangenheit. Dann trat er ein. Es ward völlig dunkel draußen, und über den Schneefeldern hoch oben klagte der Sturmwind sein ewiges Lied. ......



Straßenfront des Theaters des Westen.

# Aus den Berliner Theatern.

**(September—Dezember 1896.)**

Von

## Hanns von Zobeltitz.

Mit dreizehn Abbildungen.

Theater des Westens: „Treue" von Alexander Baron von Roberts; Deutsches Theater: „Morituri" von Hermann Sudermann und „Freiwild" von A. Schnitzler; Berliner Theater: „Renaissance" von Fr. von Schönthan und Koppel-Ellfeld; Schillertheater: „Ein Ehrenwort" von Otto Erich Hartleben.



Es wird fast genau vor einem Jahre gewesen sein, daß ich eines Abends zufällig Alexander Baron von Roberts in einer Weinstube der Leipzigerstraße traf. Wir rückten zusammen, und kaum waren unsere Gläser zum erstenmal aneinander geklungen, so begann Roberts von seinen dramatischen Plänen zu sprechen: wie und warum er sich einen Bühnenerfolg — einen wirklichen, großen — so heiß ersehne, wie hoch er den unmittelbaren Kontakt des dramatischen Autors mit den Zuschauern über die gemessenere Wirkung des Romanciers auf seine Leser stelle! Ich hatte den liebenswürdigen Dichter selten so frisch gesehen, wie an jenem Abend, und als er gar darauf zu sprechen kam, daß sein neues Schauspiel „Treue" als eine der ersten Novitäten des im Bau begriffenen Theaters des Westens in Aussicht genommen sei, daß er sich von jenem den so heiß ersehnten Erfolg sicher verspreche, leuchteten seine Augen voll schöner Zuversicht auf.

Alexander von Roberts hat es nicht mehr erlebt, aber das Theater des Westens hat wirklich mit seinem Schauspiel den ersten Erfolg errungen. Und das sei gleich hier gesagt: dieser Erfolg ist ganz und ausschließlich das Verdienst des Dichters, der Aufführung kommt herzlich wenig, so gut wie kein Anteil daran zu.

In dem Theater des Westens hat sein

Erbauer, Bernhard Sehring, ein Werk von ganz außerordentlichen künstlerischen Qualitäten, unstreitig eins der originellsten, aber auch der schönsten Theater Deutschlands, geschaffen. „Herr Sehring macht alles anders, wie andere," sagte mir einmal einer seiner Kollegen in nicht gerade freundlichem Tonfall. Auch dieser Bau ist so „ganz anders," als man Theater zu bauen pflegt. Anstatt eines einheitlichen Gebäudes, in dem Zuschauerraum und Bühnenhaus vereinigt sind, sind hier zwei durchaus verschiedene Gebäude aneinander gefügt: vorn ein schöner, würdiger Prunkbau, im allgemeinen im Stil der Spätrenaissance mit vielen Anklängen an das Barock, für Zuschauerraum, Foyer und Zugänge; hinten für die Bühne und alles, was zu ihr gehört, ein zweites Haus, ein Nützlichkeitsbau, den der Baumeister äußerlich stark phantastisch als eine altdeutsche Burg aufgeputzt hat. Außerordentlich reich, aber doch mit treffsicherem Geschmack, ist das Innere des vorderen Gebäudes ausgestattet; ob freilich dieser breite Luxus, in dem Herr Sehring hier schwelgte, die eigenartigen Farbenzusammenstellungen, die kostbare Umrahmung der Bühne, die raffinierten Beleuchtungseffekte dem eigentlichen Bühnenbilde nicht häufig Abbruch thun werden, ist zweifelhaft. Die Klagen über mangelhafte Akustik in dem großen Zuschauerraum habe ich nicht bestätigt gefunden.

Leider entsprachen die Aufführungen, die uns in dem Hause bisher geboten wurden, seiner glänzenden Schönheit recht wenig. Nichts ist charakteristischer als das Wort, welches ein bekannter Berliner Kritiker auf die Erstaufführung — man gab ein ödes Märchenspiel von Holger Drachmann — anwandte: er sprach von einem großen „Architekturerfolg;" die zweite Novität „Jung gefreit" von Wolfgang Kirchbach wurde ausgelacht. Erst „Treue" verhalf dem Theater des Westens zu leidlich vollen Häusern.

Bernhard Sehring,
der Erbauer des Theaters des Westens.
Nach einer Photographie von Loescher & Petsch, Berlin.

Gleich dem besten Roman von Roberts, der „schönen Helena," spielt auch „Treue" am Rhein, in Unteroffizierkreisen. Die Vertrautheit mit dem Wesen des leichtlebigen Völkchens vom Rheinstrom, die genaue Kenntnis militärischer Verhältnisse, die Roberts sich als Offizier, der lange in rheinischen Garnisonen stand, angeeignet, prägt sich in dem Roman, wie im Drama aus; hier wie dort waren es gesehene Gestalten, ein wohlbekanntes Milieu, die er zeichnete.

Aus dem ganzen Schauspiel klingt unverkennbar die Stimmung des Jahres wieder, unter dessen Einfluß es entstanden: des Jubiläumsjahres unseres großen Krieges. Aber trotzdem die Handlung sich in den Herbsttagen 1870 auf dem Ehrenbreitenstein abspielt, trotzdem ein Vater seinen aus dem Felde heimkehrenden Sohn begrüßt und die Glocken den Sieg von Sedan künden, trägt „Treue" doch keineswegs den Charakter eines Festspiels. Ganz abgesehen von dem tragischen Schluß, hat es Roberts mit dichterischem Feingefühl vermieden, durch patriotische Phrasen zu wirken; in sehr glücklicher Weise setzt er stets, wenn die Situation dicht vor der Gefahr eines überschwänglichen Begeisterungsausbruchs zu stehen scheint, mit einer kräftigen humoristischen Wendung ein, die bisweilen sogar eines leisen satirischen Tones auf die „ewige Siegerei" und deren Wirkung daheim nicht entbehrt.

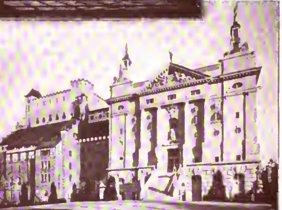
Auf den Ehrenbreitenstein, in die Wohnung eines alten Wallmeisters, eines trefflich gezeichneten Unteroffiziers altpreußischer Schule, führt uns der Dichter. Sein Sohn steht im Felde, die Tochter Sibylle ist mit einem braven, etwas simplen Sergeanten verlobt, der als Schreiber in Koblenz zurückblieb, aber nun endlich mobil wird; beim Abschied versprechen sie sich Treue für das ganze Leben. Kaum hat der Bräutigam Sibylle verlassen, so wird der Obhut des Wallmeisters ein verwundeter französischer

Offizier anvertraut, der sein Ehrenwort, nicht zu fliehen, verweigerte. Zwischen ihm und Sibylle entspinnt sich zuerst ein harmlos freundlicher Verkehr, aus dem aber schnell leidenschaftliche gegenseitige Neigung emporwächst. Vergebens kämpft das Mädchen gegen sie an, ringt mit sich, dem Verlobten die Treue zu wahren, bis die Kunde kommt, dieser sei bei Noisseville gefallen, und damit der Konflikt gelöst erscheint. Da trifft der Bruder, der einen Gefangenentransport heimbrachte, ein; seine Nachrichten lassen den Tod des Bräutigams wieder zweifelhaft erscheinen, er selbst erhält durch allerlei Klatsch und Tratsch Kunde von dem Verhältnis zwischen der Schwester und dem Franzosen. Das gequälte Mädchen sieht keinen Ausweg, sie drängt den Geliebten zur Flucht und erleichtert ihm diese, sie selbst will in ein Kloster gehen, — aber er wird von einem Posten erschossen, Sibylle bricht unter der Wirkung der Schreckensnachricht zusammen.

Es ist meines Erachtens nicht die hier kurz erzählte Handlung, die dem Schauspiel zu seinem schönen Erfolg verholfen hat. Dazu ist sie, trotz des hochtragischen Ausgangs, zu wenig dramatisch, der Konflikt, der wesentlich darauf beruht: ist der Bräutigam gefallen oder nicht (zum Schluß trifft übrigens die Nachricht ein, daß er wirklich tot ist), kommt zu schleppend zum Austrag, wirkt nicht spannend genug. Aber in den Gestalten, die Roberts geschaffen, pulsiert ein so frisches Leben, sie sind so scharfumrissen, innerlich gesund hingestellt und so geschickt zu einander in Beziehung gebracht, der Dialog ist so fesselnd, daß man sich über die Mängel im Entwurf und Ausbau des Schauspiels gern hinwegtäuschen läßt. Selbst über eine gewisse fatale Ähnlichkeit einiger Figuren und Situationen mit Faustmotiven (die Mutter Sibylles erinnert bisweilen peinlich an die sehr ehrenwerte



Foyer des Theaters des Westens.



Gartenansicht des Theaters des Westens.



Agnes Sorma als „Bathilda“ in Teja.
Nach einer Photographie von W. Höffert, Berlin.

sich auch bereits als so nachhaltig erwiesen, daß die vereinzelten Mißfallensäußerungen der Kritik vollständig verhallten.

Ich möchte „Morituri“ nicht als das dramatisch bedeutsamste Werk Hermann Sudermanns bezeichnen, wohl aber sehe ich die Einakter als die erfreulichste Gabe an, welche die deutsche Bühne ihm bis heute verdankt. Aus dem Durchschnittsmaß der dramatischen Produktion unserer Zeit heben sie sich jedenfalls weit heraus. Sie sind nicht nur interessant im Vorwurf und mit virtuosem Geschick ausgeführt; es spricht, zumal aus den beiden ersten der drei, auch eine dichterische Kraft voll schöpferischer Eigenart. Gewiß läßt sich der Gedanke vom Tode ernster und tiefer gefaßt denken, und es weckt der Gesamttitel der Einakter nach dieser Richtung hin Erwartungen, welche nicht erfüllt werden; er erscheint mir daher auch etwas äußerlich. Erst wenn man diesen Titel beiseite läßt und die Dichtungen nur an sich betrachtet, erkennt man, daß Sudermann keineswegs tiefgründige philosophische Probleme zur Lösung bringen wollte, daß es ihm viel-

Martha Schwerdtlein, der Bruder an Valentin, und wenn sich das Mädchen schließlich hilfeflehend vor dem Bilde der Jungfrau Maria niederwirft, wird man unwillkürlich an das Gebet Gretchens gemahnt) — selbst hierüber helfen die Vorzüge der Dichtung hinweg. Am besten freilich sind Roberts die lustspielartigen Scenen gelungen; zumal in den ersten Akten reiht sich eine heitere Wendung an die andere.

Die Darstellung war, wie schon bemerkt, recht dürftig, sie stand kaum auf dem Niveau einer mittleren Provinzbühne. Nur Herr Ruhland, als alter Wallmeister, genügte höheren Ansprüchen. —

Das eigentliche Ereignis der bisherigen Theatercampagne war die Erstaufführung der drei Einakter „Morituri“ von Hermann Sudermann im Deutschen Theater. Man ist es gewohnt, daß die Sudermannschen Premieren einen lebhaften Meinungskampf im Theater, wie in der Kritik hervorrufen. Diesmal ist indessen der Erfolg, den der Dichter errang — zweifellos der bedeutendste, der Sudermann seit der „Ehre“ zu teil wurde —, so stark gewesen und hat



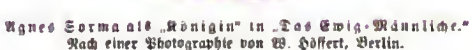
Agnes Sorma als „Agnes“ in Fritzchen.
Nach einer Photographie von W. Höffert, Berlin.

mehr nur darauf ankam, ein poetisches Motiv: das Hineinklingen der Liebe in die Sterbestunde! dramatisch zu behandeln.

Der erste Einakter „Teja" knüpft an die Erzählung des Prokop über den letzten heldenmütigen Kampf der Goten gegen Narses an. Das zusammengeschmolzene Gotenheer lagert am Vesuv; der Hunger wütet in seinen Reihen, die letzte Hoffnung König Tejas beruht auf den erwarteten Schiffen mit neuen Nahrungsmitteln. Seine Mannen haben in ihn gedrungen, nach der Väter Weise endlich ein Weib zu nehmen. Widerwillig ist er dem Begehren gefolgt; als jetzt, unmittelbar nachdem der Bischof ihn und Bathilda zusammengab, die Kunde kommt, daß die Schiffe verloren sind, weist er die Gattin von sich, um die Männer für den unvermeidlichen Verzweiflungskampf zu begeistern. Er weiß, er wird in diesem Ringen fallen. Da naht ihm noch einmal sein Weib, und in der letzten Stunde seines Erdenlebens lernt er zum erstenmale die opferbereite, hingebende, zärtlich fürsorgende, unter Schmerzensthränen hold lächelnde Liebe einer edlen Frau in ihrer ganzen beglückenden Kraft, in ihrem ganzen Segen kennen. Als dann die Waffenbrüder kommen, ihn zum Kampfe zu rufen, da kann er sagen: „... Nun weiß auch ich, wofür der Gote den Tod liebt!"

Ich stehe im allgemeinen Romanen wie Dramen, die „im grauen Altertum" spielen, recht spröde gegenüber, gleichviel ob sie von berühmten oder unberühmten Dichtern stammen. Ich habe eine heillose Angst vor ihren tönenden Phrasen und dem klingenden Aneinanderschlagen von Schild und Speer, wie vor den obligaten antiken Helden mit dem modernen Fühlen und Empfinden. Auch dem „Teja" gegenüber wurde ich dies leise Grauen und Mißtrauen nicht ganz los, bis mich schließlich doch die Dichtung in ihren Bann nahm. Es liegt in der Gestalt dieses Heldenkönigs, der, einer grausen politischen Notwendigkeit gehorchend, durch Blut geweiht ist — das Herz voll von einem heimlichen Neidgefühl auf seinen Vorgänger, den gütigen „sonnigen" Totilas — der sich dann schließlich knieend beugt vor der kindlich schlichten Liebe eines Mädchens, eine solche Kraft der Überzeugung — es liegt in der Gestalt dieser Bathilda soviel herzgewinnende, ungekünstelte Anmut, gepaart mit opferwilliger Heldenhaftigkeit, daß man sich ihnen, sowie sie der Dichter geschaffen und, wohlverstanden, wie sie Herr Kainz und Frau Sorma verkörperten, nicht entziehen kann.





Agnes Sorma als „Königin" in „Das Ewig-Männliche."
Nach einer Photographie von W. Höffert, Berlin.

Freilich: unmittelbarer, packender wirkte das zweite, frisch aus dem Leben der Gegenwart herausgegriffene Stück „Fritzchen" auf mich. Schilderte Sudermann im Teja den Ausgang eines Heldenlebens, in das noch zum Schluß verklärend ein Strahl echter reiner Liebe fällt, so führt er uns hier in die letzten Stunden eines jungen Mannes, den ein Rausch der Leidenschaft,

ja kaum das: die Sucht, etwas zu erleben!, in den Tod treibt. Aber mit seinem echt dichterischen Empfinden schafft Sudermann ein Gegengewicht gegen das krasse Grundthema des Dramas: „Fritzchen“ stirbt nicht, ohne zu erfahren, daß ein liebendes, reines Mädchenherz um ihn trauern wird.

Fritzchen ist ein blutjunger Offizier — so recht, wie man zu sagen pflegt, „ein liebes Kerlchen.“ Nicht einmal eigentlich leichtfertig von Natur. Als er aber vor Jahresfrist um eine verwaiste Base, die im Hause seiner Eltern lebt, die ihn liebt und die er liebt, bei seinem Vater anfragt, da hat ihm dieser — auch, wie man zu sagen pflegt, „ein Prachtkerl,“ aber dabei durch und durch Lebemann — etwa gesagt: „Nein, mein Jungchen! Bist noch viel zu jung. Erst erlebe mal was, lauf dir die Hörner ab — und dann frage wieder wegen der Agnes an.“ Und so ist der junge Leutnant denn gegangen, etwas zu erleben; er hat eine Liebschaft mit einer älteren Kokette angebändelt und ist schließlich von deren Gatten bei hellem, lichtem Tage mit der Reitpeitsche traktiert worden; nach den Ehrbegriffen seines Standes bleibt ihm nur der Zweikampf oder — der Tod durch die eigne Hand. Nun kommt er, im ungewissen darüber, ob ihm der beleidigte Gatte überhaupt Satisfaktion gewähren wird, nach dem Gute der Eltern geritten, um sie und um Agnes noch einmal zu sehen. Niemand ahnt etwas von dem Vorgefallenen, nur ein dumpfes Gefühl kommenden Unheils beherrscht den Vater und das Mädchen, während die Mutter, eine kränkliche Frau, glücklich ist über das Wiedersehen. Dann erfährt der Vater in einer wahrhaft ergreifenden Scene, daß es schließlich seine eigene laxe Lebensanschauung war, die seinen Einzigen in das Verderben stürzte. Hier erhebt sich Sudermann zu einem sittlichen Ernst, wie ich ihn noch in keiner seiner Dichtungen fand; nicht ein moralisierendes Wort fällt, und doch gleicht diese Scene in ihrer beredten Eindringlichkeit einem vernichtenden Gericht. Ein Kamerad bringt dann die Mitteilung, daß das Duell stattfinden soll; Fritzchen nimmt Abschied, auch von Agnes, die jetzt weiß, daß sie ihn nimmer wiedersehen wird. Ganz schlicht sind die leisen Abschiedsworte: „Ich hab' dich lieb!“ sagt er; „ich werd' dich immer lieb haben,“ gibt sie zurück . . . die kranke Mutter darf ja nichts wissen, nichts hören. Und als er dann zur Thür hinaus ist, wankt sie zum Sofa und erzählt von ihrem Traum in der vergangenen Nacht: wie sie im Weißen Saal im Berliner Schloß gewesen mit ihrem Liebling, ihrem Herzensjungen, ihrem ganzen Stolz . . . „Wie schön sah er wieder aus! Und so braun und so gesund . . . Seht ihr, genau so sah ich ihn heute nacht . . . Ich hab' euch doch erzählt, wie der Kaiser ihn in den Saal geführt hat unter all' die Generäle! Und der Kaiser sagt . . . Und der Kaiser sagte . . .“ Träumerisch, mit glücklichem Lächeln blickt sie in die Weite, während der Vorhang langsam niedersinkt.

Im Aufbau ist dies kleine Drama ein Meisterstück. Knapp und eng zusammengedrängt, so daß Schlag auf Schlag folgt, daß der Zuschauer nicht einen Augenblick aus seiner atemlosen Spannung herauskommt. Vortrefflich ist das ganze Milieu des vornehmen Gutshauses, vortrefflich die Charakteristik jeder einzelnen Gestalt; wie aus dem Leben herausgeschnitten, treten sie vor uns hin, und man fühlt mit ihnen.

Weniger, als diese beiden ersten Stücke, hat mir der dritte Einakter gefallen, dem Sudermann, etwas gesucht an das Goethesche Wort vom Ewig-Weiblichen anknüpfend, den Titel „das Ewig-Männ-



Arthur Schnitzler.
Nach einer Photographie von Heinr. Harmsen, Wien.

liche" gab. Es ist ein Scherzspiel, eine Satire auf Koketterie, höfische Oberflächlichkeit und Frauendienertum. Die schöne Königin eines romantischen Landes hält eine Art von Liebeshof. Die Schranzen werben um ihre Gunst, sie selbst sucht mit allen Mitteln raffinierter Gefallsucht einen Künstler, der ihr Porträt malt, in ihr Netz zu ziehen. Als er ihr endlich — ziemlich widerwillig — zu Füßen sinkt, tritt zufällig der Marschall, ein großer Kriegsheld, der seine königliche Herrin wirklich liebt, in das Gemach, und, schnell entschlossen, gibt sie den Künstler preis, überantwortet ihn dem Marschall. Dieser fordert den Maler zum Zweikampf, läßt sich aber in artiger Wechselrede überzeugen, daß die Sache eines ernsten Austrags nicht wert sei. Beide führen einen Scheinkampf auf; als der Marschall fällt, dringen die Schranzen ein, die Königin naht, und alle fallen spöttelnd über den Helden her, bis er lachend sich verrät. Nun wird er von der entrüsteten Monarchin verbannt und zieht mit dem Künstler ins Feldlager, während Frau Kokette sich mit dem thörichten Kammerdiener tröstet, der, wie der Maler meint, „bei Hofe, wo wir Männer nun verpönt, das Ewig-Männliche" vertreten wird.



Franz von Schönthan.
Nach einer Photographie von R. Krziwanek, Wien.

Die in wohlklingenden Versen geschriebene Satire weist manche feine Wendung auf, und wenn sie auch auf die Mehrzahl der Zuschauer nur belustigend wirkt, so ist ihr ein tieferer Ernst gewiß nicht abzusprechen. Aber das Ganze macht einen etwas herausgeklügelten Eindruck, vielleicht besonders nach dem lebenswahren „Fritzchen."

Selten wohl wird einem Dichter das Glück zu teil, seine Gestalten so auf der Bühne verkörpert zu sehen, wie dies hier seitens Frau Sorma — Bathilda, Agnes, Königin — und des Herrn Kainz — Teja, Fritzchen, Maler — geschah. Ich zähle die schauspielerischen Darbietungen dieser beiden Künstler überhaupt zu dem Schönsten, was ich je auf einer deutschen Bühne sah; hier konnte man wirklich vergessen, daß dort oben zwischen den gemalten Coulissen Komödie gespielt wurde, daß dort Schauspieler agierten — es gab Momente, in denen man mit jenen beiden die Schicksale der von ihnen dargestellten Menschen selbst zu durchleben meinte. —

Unter unseren jüngeren Autoren herrscht eine ausgesprochene Neigung, ihren Schöpfungen einen tendenziösen Charakter aufprägen. Wo sich irgend ein „Fall" ereignet — und wir leben ja in einer Zeit der „Fälle" — wo eine „Frage" in den Vordergrund des öffentlichen Interesses tritt, ist flugs der Dramatiker hinterdrein, den „Fall" einzuheimsen, die „Frage" auf die weltbedeutenden Bretter zu tragen. An sich läßt sich gewiß dagegen nichts einwenden, zumal wenn es sich wirklich um einen Griff ins volle Menschenleben handelt. Es muß nur etwas dabei herauskommen. Das aber ist bei dem Schauspiel „Freiwild" von A. Schnitzler meines Erachtens nicht der Fall.

Das Schauspiel wendet sich mit scharf ausgesprochener Tendenz gegen das Duell. In einem kleinen österreichischen Badeort bezeichnet ein möglichst unliebenswürdig charakterisierter Offizier eine junge anständige Schauspielerin — einen weißen Raben unter dem leichtsinnigen Völkchen, das Schnitzler auf die Bühne führt — mit einem nicht wiederzugebenden Ausdruck. Darauf schlägt ihm der stille Anbeter der Heldin ohne weiteres ins Gesicht, und als der Leutnant ihn fordern läßt, wirft er sich stolz in die Brust und weigert sich, sich zu stellen. „Wir beiden sind ja quitt!" so erklärt er etwa. „Der Herr hat sich

gemein benommen, ich habe ihn nach Gebühr gezüchtigt — was soll's denn da noch?" Vergeblich machen ihn seine eignen Freunde auf die möglichen Folgen dieser Handlungsweise aufmerksam, vergeblich bemüht sich ein älterer Kamerad des Leutnants, ihn mit dem Hinweis darauf umzustimmen, daß jener ruiniert, unmöglich geworden sei, wenn es nicht zum Duell kommt. Er lacht die einen, wie den anderen aus, er findet das Leben viel zu schön, als daß er es in Gefahr bringen sollte. Dann tritt der Offizier ihm noch einmal selbst gegenüber und fragt, ob er Genugthuung geben wolle; als er auch diesmal verneint, schießt ihn jener nieder — und der Vorhang fällt.

Es ist ja nicht das erste Mal, daß die Duellfrage dramatisch behandelt wird. Der verstorbene Roberts schrieb seine „Satisfaktion," auch Sudermann streift die Frage, aber ohne eigentliche tendenziöse Färbung, in „Fritzchen," wie im „Ewig-Männlichen." Ich könnte mir sehr wohl denken, daß ein wirklicher Dichter den Vorwurf ernst und tief auffaßt, und ich würde solch' eine Behandlung mit Freuden begrüßen. Bei Herrn Schnitzler aber tritt nicht einmal der Versuch hervor, das Problem wirklich zu lösen oder es auch nur nach seiner ethischen und religiösen Seite hin zu erörtern. Er stellt einfach einen krassen Fall auf die Bühne und raubt seinem großsprecherischen Duellverweigerer von vornherein jede Sympathie, indem er ihn seinen Gegner schlagen läßt. Ich fürchte, durch „Freiwild" wird keiner von denen, die das Duell als ein notwendiges Übel ansehen, das nicht von heute auf morgen ausgemerzt werden kann, bekehrt werden. Sie würden nicht mit Unrecht sagen: wenn Herr Schnitzler nichts Besseres weiß, als an Stelle des Zweikampfs den Prügelkomment zu setzen, kann er uns gewogen bleiben.

Trotzdem ist das Schauspiel nicht uninteressant. Es ist mit großem theatralischen Geschick aufgebaut, spannt bis zum letzten — hier einem wirklichen Knalleffekt und beweist, besonders in den Nebenfiguren, die starke Begabung des Verfassers, dem Leben abgelauschte Gestalten wiederzugeben. Wie er die moralisch verkommenen „Künstler" des kleinen Sommertheaters, einer echten und rechten Schmiere, vorführt, den Herrn Direktor voran, der die weiblichen Mitglieder der Truppe geflissentlich zum „Freiwild" stempelt, ist freilich wenig erfreulich; wer die Verhältnisse aber kennt, muß zugeben, daß sie leider der Wirklichkeit nachgezeichnet sind. Ich habe allerdings in der Art, wie Herr Schnitzler schildert, wenig davon gemerkt, daß er etwa über das Bestehen jener Zustände moralisch empört ist; im Gegenteil benutzt er sie nur, um auf die Lachmuskeln der



Dr. Pohl als „Vater" und Frau Prasch-Grevenberg als „Vittorino" in „Renaissance."
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Berlin.

Zuschauer zu wirken. Und das hat er ja auch erreicht. —

Vor Jahren besuchte ich einmal den verstorbenen Bruno Piglhein in seinem Atelier. Er malte an einem ernsten Bilde und ließ sich durch meine Anwesenheit nicht stören. Plötzlich aber griff er hinter seine Staffelei, langte ein kleines Pastell hervor und stellte es vor das große Gemälde. Es war ein höchst pikanter Frauenkopf französischen Genres. „Schauen Sie —“ meinte er lachend — „wenn ich da so lange an meinen großen Schinken herumgepinselt habe, dann muß ich mich immer mal wieder ein bißchen ‚verändern‘!“ Und er setzte dem Frauenzimmerchen ein verführerisches Lächeln auf die Lippen.

Auch das Theaterpublikum will sich „immer ein bißchen verändern.“ Wenn es heute an irgend einem „Fall“ seine Nerven gekitzelt hat, wünscht es, sie morgen hübsch einzuschläfern; wenn es heute einem aufregenden, veristischen Drama seinen Beifall lieh, klatscht es morgen mit Vorliebe einem Schwank zu oder läßt sich gern ins romantische Land tragen. Darin liegt wohl die Erklärung, daß das Lustspiel „Renaissance“ von Franz von Schönthan und Koppel-Ellfeld dem Berliner Theater zu einem allem Anschein nach bedeutenden Erfolge wurde. Ich wenigstens finde keine andere Deutung. „Renaissance“ ist gar ein armseliges Stücklein, aus allerlei uralten Ingredienzien nach bewährtem Rezept zusammengebraut. Rezipe: eine junge bildschöne Witwe, einen bildschönen Maler, einen bildschönen, temperamentvollen Jungen, einen komischen Schulmeister, einen biederen Alten. Mische das alles gehörig zusammen, stecke die Schablonenfiguren in recht kleidsame Re-



Maria Pospischil als „Marchesa“ in „Renaissance“. Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Berlin.

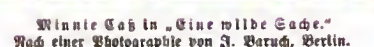
naissancetrachten, laß die bildschöne Witwe schwärmerisch blicken, den ausbündig talentvollen Künstler dito, den Schulmeister skandieren, den Pater predigen und vor allem den lieben, lieben Jungen — selbstverständlich von einer hübschen Frau in knappen Trikots dargestellt — recht ordentlich herumhopsen, ein bißchen lachen und ein bißchen weinen; gieß das Ganze in einigermaßen glatte Verslein — und du hast das Lustspiel Renaissance. Eine Handlung zu erfinden, haben die beiden Kompagniedichter für überflüssig gehalten; und wer gar auf den vermessenen Gedanken käme, in der Komödie Renaissance etwas von dem Geiste der Zeit eines Lorenzo Magnifico zu suchen, würde bitter enttäuscht sein. Aber es ist das alles ja auch ganz unnötig — wie der Erfolg beweist. Recht bunter Aufputz, einige tönende Reden, eine Anzahl wirksamer Mätzchen, eine kleine, homöopathisch kleine Dosis guter Laune genügen vollständig. Halt — der Wahrheit die Ehre! Es wurde sehr brav gespielt, und das mag sein gut Teil zu dem Erfolge beigetragen haben. Eigentlich hat das Stück zwar nur eine Rolle, den „süßen Bengel" Vittorino, der so niedlich das Küssen lernt. Um ihn dreht sich alles, und er fand in der Gattin des Direktors des Berliner Theaters, in Frau Prasch-Grevenberg, eine überaus liebenswürdige, muntere Vertreterin. Aber auch die übrigen Künstler — Fräulein Pospischill als Marchesa, Herr Sommerstorf als Maler, und vor allem Herr Pohl als weiser, guter Pater — thaten ihr Bestes. Ich vermute, die Herren Schönthan-Koppel triumphieren in den Augen des Publikums glänzend über den jüngst zum zweitenmale mit dem Schillerpreis gekrönten Wildenbruch, dessen König Heinrich, Teil II, Anfang Dezember im Berliner Theater über die Bühne gehen soll. —


Hedwig Pauli als „Viola" in „Was Ihr wollt."
Nach einer Photographie des Atelier „Victoria", Berlin.

Wenn eine Bühne, zumal eine hauptstädtische, wenig von sich reden macht, ist gewöhnlich auch wenig „an ihr dran." Es liegt ja im innersten Wesen des Theaters, daß es auf die und mit der Öffentlichkeit rechnen muß. Aber es gibt doch auch hier Ausnahmen. Von dem Schillertheater hört man, wenigstens außerhalb Berlins, verhältnismäßig wenig. Der theaterliebende Fremde pilgert, wenn er nach der Reichshauptstadt kommt, wohl nur höchst selten nach der Wallner Theater-Straße, zu dem alten Hause hinaus, in dem einst Helmerding und die Schramm, Neumann, Reusche und Ernestine Wegener ihre Triumphe feierten. Wenn die Berliner Kritik vom Schillertheater spricht, geschieht es meist mit wohlwollender Herablassung, als ob dort nur einem Publikum, das die sonst üblichen hohen Billetpreise nicht zahlen kann, „unsere Klassischen" billigst verzapft würden, so gut oder so schlecht es eben geht. Mir ist es eine Freude, zu konstatieren, daß die Aufführungen klassischer Stücke, die ich am Schillertheater sah, durchweg würdig, zum Teil vortrefflich waren, jedenfalls viel besser, als etwa die mit beispielloser Reklame angekündigte Hamletvorstellung im Theater des Westens. Die Bühne zählt unter ihren Mitgliedern auch einige Kräfte, deren sich kein Theater ersten Ranges zu schämen brauchte; sie besitzt in Herrn Patry einen

ausgezeichneten Charakterspieler und in Fräulein Pauly eine treffliche Künstlerin von erstaunlicher Vielseitigkeit. Und was das Publikum anbetrifft, so ist es wahr — entsetzlich! — daß bisweilen im Parkett Mütterchen ein Paar Butterbrote aus der Tasche zieht und an die Töchter rechts und links verteilt. Aber mit welcher Aufmerksamkeit verfolgen alle drei die Vorgänge auf der Bühne, wie glänzen die Augen und wie pochen die Herzen!

Novitäten bringt das Schillertheater selten, fast nie heraus. Außer klassischen Werken pflegt die Bühne das moderne Lustspiel insoweit, als die Direktion — bald mit besserem, bald mit minder gutem Geschmack — Stücke ausgräbt, die an anderen Berliner Bühnen ihre Laufbahn bereits vollendet haben. In diesem Winter aber hat das Schillertheater ein durchaus modernes Schauspiel, das ernste Beachtung verdient, mit bedeutendem Erfolge herausgebracht. Ich meine „Ein Ehrenwort“ von Otto Erich Hartleben.



Minnie Saß in „Eine wilde Sache.“
Nach einer Photographie von J. Baruch, Berlin.

Herr Hartleben gehört zu den Allermodernsten. Ich weiß sehr wohl, daß er sehr entrüstet sein würde, wenn man seine Dichtungen als frivol bezeichnete — vielleicht würde er freilich auch über den Thoren, der dies wagte, nur spöttisch lächeln. Denn er glaubt sicher, freilich meiner Ansicht nach stark irrend, ungefähr auf dem Wege der Abschreckungsmethode sittlich erzieherisch zu wirken. Genug, er schreibt sonst nicht — für junge Mädchen. Es hat daher überrascht, daß sein „Ehrenwort“ durchaus auf den Pfaden der Wohlsittsamkeit wandelt, so sehr überrascht, daß ein bekannter Berliner Kritiker sich den Spaß erlaubte, zu behaupten, Herr Hartleben habe sich mit seinem Schauspiel auch einen Spaß dem sehr geehrten Publikum gegenüber gemacht.

Das ist nun bitter Unrecht. Herr Hartleben hat nur zwei Gesichter, und ich bin überzeugt, er wird uns in Zukunft das andere, ernsthafte Antlitz öfter zeigen.

„Ein Ehrenwort“ behandelt eine interessante Frage, die nämlich, ob es unter allen Umständen Pflicht von Ehrenmännern bleibt, ein einmal gegebenes Wort zu halten — auch dann zu halten, wenn dadurch ein Konflikt mit allgemein menschlichen Pflichten heraufbeschworen wird. Als Student hat der Redakteur Gotter die Kasse einer Verbindung unterschlagen. Ein Kommilitone, Burkhardt, ersetzte die entwendete Summe und zwang mit zwei Freunden Gotter, einen Revers zu unterzeichnen, in dem er seine Schuld eingestand; sie verpflichteten sich dagegen auf Ehrenwort, wenn er aus der Verbindung austrete und später den Schaden wieder gut mache, über den Vorfall ewiges Schweigen zu bewahren. Gotter hat sich emporgearbeitet, ist jedoch innerlich ein Lump geblieben. Es ist ihm gelungen, sich mit der Tochter eines wohlhabenden Hauses zu verloben. Burkhardt hat dasselbe Mädchen geliebt, aber sie verehrt ihn zwar als väterlichen Freund, erwidert seine Neigung jedoch nicht. Als er



Arabische Frauen. Nach dem Pastell von Max Bredt.

jetzt von einer langen Reise zurückkehrt, erfährt er zu seinem Entsetzen die Verlobung und sieht in ihr ein unsagbares Unglück für das geliebte Wesen. Er verlangt, daß Gotter zurücktrete, er sucht ihn unter Hinweis auf jenen Revers zu zwingen; Gotter dagegen pocht trotzig auf das ehrenwörtlich gelobte Schweigen. Schon ist Burkhardt fest entschlossen, sein Ehrenwort zu brechen, er erbittet aber vorher die Zustimmung der beiden Mitverpflichteten. Der eine derselben, ein vortrefflich gezeichneter korrekter Assessor, erklärt mündlich, daß er nie zustimmen könne; der zweite, ein außerhalb lebender Arzt, telegraphiert, daß ein Ehrenwort unwiderruflich sei. In einer ungemein packenden Scene versucht der Assessor jedoch auf das Ehrgefühl Gotters einzuwirken, ihn zum freiwilligen Rücktritt zu bewegen; Gotter geht scheinbar darauf ein, entlockt Burkhardt den Revers, als den Beweis seiner Schuld, und trotzt nun erst recht auf. Es kommt zwischen ihm und Burkhardt zum Duell, in dem letzterer schwer verwundet wird.

Bis hierher ist das Schauspiel vortrefflich. Leider bringt der letzte Akt aber eine Enttäuschung — keine Lösung des ganzen Problems, sondern einen richtigen Theaterschluß. Derselbe Arzt, der Tags vorher ein Ehrenwort als irrevokabel bezeichnete, erscheint am Krankenbett und zwingt Gotter durch die Drohung, das Geheimnis preiszugeben, zum Abzug. Herr Hartleben hat dafür eine besondere umständliche Motivierung erfunden, weil er wohl selbst die Schwäche dieser Wendung empfand. Auch der Arzt hatte einst sein Wort verpfändet, seiner Braut gegenüber, ist aber durch Umstände gezwungen worden, sie zu bitten, es ihm zurückzugeben. Jetzt spielt sie, des Assessors Schwester und Burkhardts Gönnerin, dies gegen den Arzt aus und veranlaßte ihn so zu seinem energischen Auftreten gegen Gotter. Es liegt auf der Hand, daß der Autor damit nur eine rein äußerliche Erledigung des Konflikts erzielte.

Meines Erachtens sind es indessen weder das behandelte Problem, noch die Fabel, die dem Schauspiel zu seinem schönen Erfolge verholfen haben. Auch würde ich es für ungerecht halten, wenn ich diesen lediglich der sich in dem Stück offenbarenden starken Begabung für das theatralisch Wirksame, für den Bühneneffekt zuschreiben wollte. Die Vorzüge des Schauspiels beruhen vielmehr in der scharfen, glücklich durchgeführten Charakteristik der meisten Gestalten, besonders Gotters und des korrekten Assessors, dann aber vor allem in einem überaus natürlichen, ungemein flüssigen, an seinen Pointen reichen Dialog. —

Über die übrigen Theater der Reichshauptstadt lohnt es, nach den wohlverdienten Mißerfolgen, die ihnen bis zum Dezember wurden, nicht zu berichten. Ich müßte denn über die Erfolge einer Sorte von Stücken in der Art der „Wilden Sache“ schreiben wollen, in der sich das liebe Publikum des Centraltheaters allabendlich weidlich darüber amüsiert, wenn sich abwechselnd Fräulein Worm und Herr Thomas auskleiden; daß in der Ausstattungsfarce nicht nur der urkomische Thomas, sondern auch der Verstand schlafen geht, thut ja nichts zur Sache. Übrigens zählt zu den Spezialitätenkünstlern des Centraltheaters ein kleines Fräulein Caß, um die es schade ist. In dem zierlichen drolligen Persönchen, das mit gleicher Virtuosität mimt, singt und tanzt, steckt das Zeug zu einer wirklichen Soubrette. —

Am meisten schmerzt es mich, nicht von einem Erfolge im Schauspielhaus berichten zu können. Das Schauspielhaus besitzt nicht nur in Herrn Grube einen der ausgezeichnetsten Regisseure Deutschlands, es verfügt auch gerade jetzt über eine Fülle von schauspielerischen Kräften ersten Ranges. Fast jede Aufführung eines klassischen Werks beweist das eine, wie das andere. Aber die Novitäten, welche die Königliche Bühne brachte, sind wirklich keiner ernsten Würdigung wert. Zu bedauern sind die armen Künstler, die immer wieder gezwungen werden, ihr reiches Können auf die unfruchtbarsten und undankbarsten Aufgaben zu verwenden. Man zuckt die Achsel, man spricht entschuldigend von „Rücksichten,“ welche die Leitung des Schauspielhauses zu nehmen habe. Wohl möglich — leider! Ich sollte aber meinen, mit aller Rücksicht ließe sich die Einsicht verbinden, daß es immer noch besser wäre, sich ganz auf das alte Repertoir zu beschränken, als eine Reihe von neuen Nichtsen auf die Bretter zu bringen.



Napoleon I. auf dem Wagen des Sonnengottes. Nach einer zeitgenössischen Zeichnung.

# Die Napoleonlegende.

Von

**Georg Schneider.**

(Abdruck verboten.)

Toujours lui; lui partout!

Die französische Revolution liegt ein Jahrhundert hinter uns. Aber so wenig wie ihre Bedeutung für Frankreich ist die Begeisterung verschwunden, mit der sie das französische Volk durchlebte, mag sie auch bald mehr, bald minder mächtig zum Ausbruch kommen. Die Feste, die unter dem Schutze der dritten Republik zur Erinnerung an die erste gefeiert worden sind, beweisen es. Alles Große, worauf das moderne Frankreich stolz sein darf, ist ja in jener Zeit geboren worden, und für den gemeinen Mann, der nichts weiß von den Herrlichkeiten des Königtums, beginnt die französische Geschichte erst mit der Erstürmung der Bastille.

Aber fast will es einen bedünken, als ob diese begeisterte Erinnerung an die Revolution in ihrer Gesamtheit einstweilen wieder ihren Höhepunkt erreicht habe, als ob inmitten des farbenbunten Bildes, das sich wohl die Phantasie von jenen Tagen entwirft, unter vielen kraftvollen Gestalten eine immer leuchtender hervortrete. Der Franzose schaut zu ihr hinauf, wie zu einem Gotte, der mit dem irdischen Getriebe nichts mehr gemein hat, als daß er es beherrscht. Sie scheint ihm von blutiger Glorie umflossen, und ihr finsteres Haupt von unverwelktem Lorbeer umhüllt. Sie ist der Schatten Napoleon Bonapartes, des ersten Kaisers.

Gerade vor hundert Jahren durcheilte der junge Feldherr in raschem Siegeslaufe die Ebene des Po, zum erstenmale vom Jubelruf seiner Truppen begrüßt. Heut thront der Führer von damals als ein Gott in der Phantasie seines Volkes. Dazu hat ihn eine Verehrung gemacht, die im Lauf der Jahre zu einer vollkommenen Religion ausgeartet ist; ja, diese ist gewissermaßen mit festen Dogmen ausgestattet worden, die der Legendenkranz, womit man die Person des Kaisers umgab, langsam aber sicher entwickelt hat. Aber aus dieser Fülle legendenhafter Bildungen erlangten nur zwei ein für Napoleons Beurteilung maßgebendes Ansehen, und zwar herrschte die eine während seiner Regierung, die andere begann erst nach seinem Sturze. Daß sie seinen Ehrgeiz und seine Selbstsucht nicht hinreichend würdigten, war ein beiden gemeinsamer Fehler. Sie unterschieden sich aber darin, daß ihn die eine als Fortsetzer des Königtums, die andre als Fortsetzer und Vollender der Revolution auffaßte, daß die erste in ihm einen konservativen und nationalen Monarchen sah, die zweite ihn von demokratischen Ansichten geleitet glaubte.

Die erste Legende erklärt sich sehr gut,

wenn man gewisse Zeiten seiner Regierung betrachtet, vor allem die Zeit des Konsulats. Damals nämlich gab der Konsul Frankreich alles zurück, was civilisierte Staatsvereine bedürfen, „erschien dann vor den beiden legislativen Versammlungen und überbrachte ihnen Frieden mit der Erde und dem Meere, Frieden mit dem Himmel, Amnestie für alle Verbannten, ein herrliches Gesetzbuch, ein gewaltiges System für öffentliche Erziehung, ein ruhmstrahlendes System von bürgerlichen Auszeichnungen.“ Diese begeisterten Worte Thiers' geben deutlich den Eindruck wieder, den die Ruhe und Ordnung atmende Thätigkeit Napoleons auf Frankreich machte. Aber auch der Beifall Europas wurde ihm zu teil, als er im Frieden von Amiens einen mehr als zehnjährigen Kriegszustand endgültig abzuschließen schien. So erblickte nicht nur sein ruhebedürftiges Frankreich, sondern auch die kurzsichtige, schachernde Diplomatie der fremden Staaten in ihm den Bändiger der Revolution, der als Begründer einer neuen Königsdynastie berufen sei, die Ruhe Europas zu erhalten. Aus dieser Beurteilung seines Wesens floß eine leidenschaftliche Bewunderung. Soldaten und Bürger hingen mit gleich schwärmerischer Liebe an dem großen Feldherrn und weisen Gesetzgeber. Maler und Bildhauer wetteiferten in der Verherrlichung seiner Person und seiner Thaten. Gros wurde „der Homer der kaiserlichen Epopöe.“ Die Größen der Malerei, David, Ingres, Girodet, Gautherot, Charles Vernet scharten sich um ihn. Chaudet schuf das Standbild des Kaisers für die Vendômesäule, ihn mit lorbeergekröntem Haupte und in antikem Kriegsmantel darstellend. Fontanes feierte den Imperator in der Kammer, Lebrun widmete ihm seine Oden, der jüngere Chénier seinen „Cyrus.“ In den Schulen waren seine Siege fast der einzige Gegenstand, mit dem man die Phantasie der Zöglinge beschäftigen durfte, und der Ruf „Es lebe der Kaiser!“ pflegte das Studium Virgils und Platos zu unterbrechen. Von noch seltsameren Beweisen der Begeisterung erzählt Taine. Der Pariser Gemeinderat z. B. setzte dem Boten, der ihm die Geburt des Königs von Rom meldete, eine lebenslängliche Leibrente von zehntausend Francs aus, und 1804 hat eine ziemlich große Stadt auf Straßenbeleuchtung verzichtet, um Gelder für die Absendung ihres Bürgermeisters zur Krönung Bonapartes flüssig zu machen.

Aus all diesen Beispielen sehen wir schon, daß die Annahme der Kaiserkrone die Legende durchaus nicht erschüttert hatte. Man hielt das Weltreich Kaiser Karls für wiedererstanden und traute Napoleon eine patriarchalische Regierung gleich der seines großen Vorgängers zu. Inzwischen aber kam eine Enttäuschung nach der anderen. Krieg drängte Krieg. Preußen wurde gestürzt, Spanien bezwungen, Österreich abermals gedemütigt, Rußland im Herzen seiner Monarchie erschüttert. Und allmählich erkannte die Welt ihren Irrtum, erkannte, daß der Herrscher, der rastlos Europa durcheilte, hier Staaten schuf, dort Staaten zerstörte, heut in Madrid und morgen in Moskau war, daß dieser Herrscher den Abgrund der Revolution nicht geschlossen hatte, daß er nichts als „ein Buchstabe“ war in ihrem mit Blute geschriebenen Buche. Frankreich selbst aber fragte sich voll Unmut, ob sich denn dieser mit seiner Krone geschmückte, abenteuernde Korsikaner wirklich noch als Franzose fühlte oder sein Land herabdrücken wollte zu einer Provinz seines Riesenreichs? Der Glaube, einen Ehrgeizigen vor sich zu haben, wie ihn die Welt noch nicht gesehen, gewann immer mehr an Verbreitung, und mit seinem Wachsen ging Hand in Hand das allmähliche Schwinden des Kults. Adel und Bürger, ja selbst die Massen wurden des unruhigen Treibens müde und von Ekel ergriffen vor der Gloire, von der sie sonst nie genug bekamen. Mit offenem Widerwillen gaben sie ihre letzten Söhne zum Kriege her. Trotzdem aber blieb gerade das Heer auch zur Zeit der Niederlagen der Hauptherd der Begeisterung; denn wer erst einmal dem Fluge der Kaiseradler folgte, der verfiel rettungslos dem Zauberbanne des Imperators. Die weißbärtigen Grenadiere im Winter Litauens mochten ihm so wenig entsagen wie die jungen Rekruten im Kugelregen bei Lützen, und die glückliche Rückkehr von Elba ward nur möglich durch die Ergebenheit dieses Heeres, das bis zum letzten Mann bei seinem Führer ausharren wollte.

Die Bourbonen und die Reaktion hielten in Frankreich Einzug. Nicht nur das

Wüten des „weißen Schreckens“ war es jetzt, das im Volke geringe Sympathien für sein altes Herrscherhaus aufkommen ließ, sondern vor allem das Bewußtsein, den Vorsitz im Rat Europas unwiederbringlich verloren zu haben. Welche Gefühle mochten die Tausende von Soldaten bewegen, die eben aus ihrer Gefangenschaft in den deutschen Festungen heimkehrten, wenn sie das neue königliche Frankreich mit dem alten der Revolution und Napoleons verglichen? Noch ganz erfüllt von vergangenem Ruhme wurden sie zu Verächtern der kleinen Gegenwart und so, meist unbewußt, Träger und Förderer einer neuen Legende.

Während nämlich nun die herrschenden Kreise über Napoleon das gar nicht unrichtige Urteil fällten, er habe mit der menschlichen Natur ein frevelhaftes Spiel getrieben, aus Frankreich eine einzige große Maschine gemacht, „die Charaktere vernichtet, die politischen Sitten verdorben, die Grundsätze mit dem Interdikt belegt,“ stellten jene, veranlaßt durch die reaktionären Bestrebungen ihrer Zeit, mit immer wachsender Bestimmtheit die Behauptung auf, Napoleons Absolutismus und Militärherrschaft hätten nur den einen Zweck gehabt, demokratische Gleichheit in einem allgemeinen Völkerbunde zu begründen.

So unwahrscheinlich diese Behauptung war, man glaubte sie, und der Kaiser selbst stützte sie aufs eifrigste. Von seiner Felseninsel St. Helena her sandte er die inbrünstigsten Versicherungen, wie sehr er sein Land geliebt, wie die Freiheit des französischen Volks und der allgemeine Friede sein glühendster Wunsch gewesen seien. Diese Worte fanden Glauben in Frankreich, und manche der ärgsten Republikaner, so Quinet und Béranger, verehrten Napoleon, weil er sich für den Mann der Revolution ausgab; und wo nur in Europa ein Volk in Knechtschaft seufzte, wie in Italien und Polen, da dachte es sehnsuchtsvoll an den Imperator, der die Freiheit aller Völker gewollt hatte. So bestimmte dieser selbst die neue Legende in ihren Hauptzügen, und als er starb, fiel es seinem trauernden Lande nicht schwer, den selbstsüchtigsten aller Despoten vollends zu einem völkerbeglückenden Heros, zu einem Vorkämpfer der Freiheit zu stempeln. Den Berichten sentimentaler Memoirenschreiber folgend, wurde sein Ende mit dem Zauber der Romantik verklärt. Ein Komet, so hieß es, hätte den Tod des neuen Cäsar angekündigt, und unter Donner und Blitzen sei der Kaiser verschieden. St. Helena wurde, nach Heines Wort, das heilige Grab für die Wallfahrer aus Ost und West, die ihr Herz stärkten „durch große Erinnerungen an die Thaten des weltlichen Heilands, der gelitten unter Hudson Lowe, wie es geschrieben steht in den Evangelien Las Cases, O' Meara und Antomarchi.“ Solche Anschauungen fanden freilich vorerst nur in den niederen Volksklassen Vertreter, aber hier um so gläubigere, bei den Soldaten und Kleinbürgern, vor allem bei den Bauern. Die Veteranen erblickten in Napoleon thatsächlich ihren Gott. Der alte Krüppel, der Heine „im Namen Napoleons“ um einen Sou anflehte, fand ein Gegenstück in jener Bruderschaft, die alljährlich auf den Namen Napoleons kommunizierte. An allen Straßenecken in Paris hörte man die Invaliden ihre Napoleonlieder singen, in allen Hütten auf dem Lande sah man des Kaisers Bild. Nach Cassaignacs Aussage war der Kult in der Provinz überhaupt verbreiteter als in der Hauptstadt. So waren die früheren Hauptherde des Royalismus, die Bretagne und der Süden, seine eifrigsten Anhänger.

Die Höhepunkte der Bewegung fielen in die Mitte der dreißiger und den Anfang der vierziger Jahre. Auch die höheren Kreise wurden von ihr ergriffen, Kunst und Wissenschaft stellten sich in immer zunehmendem Maße in ihre Dienste, gewissermaßen als eine Opposition der ideal veranlagten Elemente gegen die erschreckende Nüchternheit der Regierung des Julikönigtums.

Die Maler, welche die Legende pflegten, gehörten zum größten Teile der romantischen Richtung an. Horace Vernet schuf, abgesehen von einigen kleinern Bildern über die Kaiserzeit, drei Schlachtengemälde großen Stils: Jéna, Friedland, Wagram. Raffet gab der weitverbreiteten Napoleonbiographie Norvins ihren Bilderschmuck. Geradezu wundervoll sind seine kleinen Bilder über Waterloo: ich nenne: Dernier charge des lanciers rouges, La retraite du bataillon sacré, Le cri de Waterloo, außerdem La revue nocturne und Le réveil, wo man deutlich sieht, wie der

Kult immer phantastischer wurde. Nicht minder als die Malerei wurde die Bühne für die Legende ausgenützt. Heine berichtet, wie das Volk jauchzte, weinte und flammte bei den Worten: Aigte français, soteit d'Austerlitz, Jéna, les pyramides, la grande armée — „oder wenn gar der Mann selber, t' homme, zum Vorschein kommt am Ende des Stückes als deus ex machina." Auch die Romane der Zeit trugen dem Kulte Rechnung mit ihren Lieblingsfiguren kaiserlicher Offiziere und Veteranen. Aber all dies wollte wenig bedeuten gegen die begeisterte Aufnahme, die die Legende bei den Lyrikern fand. Delavigne huldigte ihr in den Messenien, Barthelemy und Meri in „Napotéon en Égypte", Quinet versuchte, ein nationales Epos „Napoléon" zu schaffen, Viktor Hugo vergaß den Royalismus seiner Jugend und schrieb die Oden A ta cotonne und Lui. Béranger endlich war es, der dem Kult neuen Schwung verlieh durch seine Napoleonlieder Les souvenirs du peupte, Il n'est pas mort, Les deux grenadiers, Le cinq mai u. a., und der in prophetischen Worten vom Kaiser sang:

> On parlera de sa gloire
> Sous le chaume bien longtemps.
> L'humble toit dans cinquante ans
> Ne connaitra plus d'autre histoire.

Kaum weniger als die Lyrik war die Geschichtsforschung für die Legende thätig mit ihrer ungeheuern Zahl von Denkwürdigkeiten, Biographien und sonstigen Werken über das erste Kaiserreich. Die berühmten Briefe vom Kap der guten Hoffnung, die den Anstoß zur Bildung der Märtyrerlegende gaben, wurden schon 1817, also zwei Jahre nach dem Sturze des Kaisers, veröffentlicht. Ihnen folgten in langer Reihe die Memoiren von Vertrauten Napoleons, von Feldherrn und Staatsmännern des Empires. Hier sind hervorzuheben das 1823 erschienene, von Las Cases abgefaßte Mémorial de St. Hélène und die 1829 herausgegebenen Denkwürdigkeiten Bourriennes, des kaiserlichen Sekretärs. Hervorragende Napoleonbiographien schrieben Jomini und Norvins, größere Werke über die Kaiserzeit Ségur (Histoire de Napotéon et de ta grande armée, 1824), Bignon (Histoire de France sous Napotéon, 1827—38), Thiers (Histoire du consulat et de t'empire, 1845—65). Besonders Thiers' Werk, von Lamartine begeistert als „das Buch des Jahrhunderts" gepriesen, war von ungeheuerem Einfluß auf das Volk und hat der Legende wie kein zweites gedient. Was aber all diese Schriften ganz besonders für den Kult wichtig machte, war, daß sie ihn am leichtesten in andere Länder übertragen oder, falls schon seine Keime vorhanden waren, dort befestigen konnten. Denn in der That war er auch in den meisten übrigen Staaten Europas zu finden, kaum minder mächtig als in Frankreich selbst, und zwar dort vorzugsweise, wo die Hand des Kaisers am schwersten gelastet hatte. So erwachte er in Deutschland, das doch mehr als irgend ein anderes Land unter den Schrecken Napoleonischer Kriege zu leiden gehabt, sogar viel früher als westlich des Rheins. Kaum daß die Befreiungskriege der Kriecherei ein Ende gemacht, womit sich die ganze Schar vaterlandloser deutscher Fürsten und nicht minder vaterlandloser deutscher Gelehrter und Dichter dem Imperator zu nahen pflegte, so verbreitete sich der Kult mit ungeahnter Schnelligkeit aufs neue. Heinrich Heine ward dann der Führer seiner Apostel. Er trieb die Verehrung mit einer Glut, die ihm den Spott und die Verachtung der Franzosen eintrug; aber welch' wundervolle Weisen wußte er auch für sie zu finden! Süßer als Béranger besang er die Treue der Kaisergarden, herrlicher als Viktor Hugo die Heimkehr des Kaisers in den Invalidendom. Ihm schlossen sich an Zedlitz, der Dichter der nächtlichen Heerschau, Grabbe, der die hundert Tage, Gaudy, der die Kaiserlieder schuf, Hauff endlich mit seiner reizenden Novelle „Das Bild des Kaisers," alles Menschen, die angekränkelt waren von der romantischen Zeitströmung, denen darum das Phantastische und Abenteuerliche an Napoleon gefiel. Dem deutschen Volke aber, das selbst hier seinen kriegerischen Sinn nicht verleugnen konnte, stand er als der große Schlachtengott vor Augen, und mit naivem Stolze erzählten sich seine Söhne, wie sie für den Kaiser gestritten hatten hoch im Norden auf den Schneefeldern Rußlands und tief im Süden im Sonnenbraude der pyrenäischen Halbinsel.

Ungleich berechtigter jedoch als diese aus Sentimentalität, „Knechtschaffenheit" und „Landsknechtgeist" geborene Anhänglichkeit an den Kaiser war die Begeisterung der Ita-

liener für ihn. Ein Sohn ihres Volkes, und, wenn man will, ihr erster großer Staatsmann seit langer Zeit, schien er auserwählt, die allgemeine Sehnsucht nach einem nationalen Staate zu befriedigen. Welch ein Jubel, als die morschen Kleinstaaten Ober- und Mittelitaliens, bisher die Versorgungsposten für die jüngeren Sprossen der Bourbonen und Habsburger, unter seiner gewaltigen Faust zusammenbrachen, als er einen neuen Staat aus ihnen schuf, der den gefeierten Namen „Italien" trug! Wie priesen da Vincenzo Monti, Ugo Foscolo, Pietro Giordani den „restauratore della patria oppressa" in ihren Hymnen! Doppelt aber gedachte man seiner unter den Schrecken der österreichischen Reaktion. Die Offiziere jenes Heeres, das Italien zu einen berufen war, des piemontesischen, und weitaus die meisten Staatsmänner jener Tage waren bonapartistisch gesinnt. Und der Wortführer seines Landes, Alessandro Manzoni, dichtete auf die Kunde vom Tode des Kaisers die Trauerode Il cinque maggio, in der die Bewunderung für den großen Toten noch einmal einen erhebenden Ausdruck fand.

Dieselbe nationale Sehnsucht, die Napoleon in Italien gefunden, hatte ihm auch Polen zugeführt. Nicht nur, daß die besten Söhne des Landes für ihn auf seinen Zügen ihr Blut verspritzten; er war kaum in St. Helena angelangt, als ein Führer der nationalen Partei, Thomas Zan, seine Landsleute aufforderte, den Gefangenen zu befreien. Sein Freund und Gesinnungsgenosse Adam Mickiewicz erhob den Napoleonkult geradezu zur Religion in seinem Messianismus, der ein gereinigtes Christentum darstellen sollte und als Typus aller Vollkommenheit den ersten Franzosenkaiser empfahl. Selbst in Rußland, so erzählt Rapetti, spukte die Legende in späteren Jahren. Dort schrieb sie dem Kaiser das Verdienst zu, die Leibeignen befreit zu haben. 1812 schon hätte Napoleon ein Versprechen hierüber in Moskau erhalten, und 1855 sei er nach ergebnislosem Harren zum zweitenmale durch die Krim nach der heiligen Stadt gezogen, um Alexander II. zur Aufhebung der Leibeigenschaft zu veranlassen. Die Engländer bewahrte ihr starkes Nationalgefühl davor, Anbeter ihres Todfeindes zu werden. Einer der wenigen Napoleonverehrer unter ihnen war Lord Byron, den man jedoch nicht nur nach Oden wie „Napoleon's farewell" beurteilen darf, denen französische Muster zu Grunde liegen; denn seine berühmte „Ode to Napoleon" zeigt sein unbefangenes Urteil über den Kaiser sehr deutlich.

So erfaßte die Legende immer weitere Kreise mit ihrem Zauber, bis sie schließlich anwuchs zu einer Macht, mit der auch die Herrscher Frankreichs zu rechnen hatten. Durchdrungen von dieser Gewißheit traten die Orleans in die Reihen der Napoleonanbeter ein. Kurze Zeit nach seinem Regierungsantritt ließ Ludwig Philipp das Standbild des Kaisers auf der Vendômesäule wieder aufrichten. Aber nun zeigte das von Seurre geschaffene Denkmal nicht mehr den römischen Cäsaren, sondern den „kleinen Korporal," der statt des Lorbeers den Dreispitz auf dem Haupte, statt des antiken Kriegsmantels den Mantel von Marengo trug. 1836 wurde das Sternenthor vollendet; es war ausschließlich der Kaiserzeit geweiht, deren Siege auch die Namen für Straßen und Plätze in Paris hergeben mußten. Gegen Ende des Jahres 1840 endlich krönte der König seine Thätigkeit im Dienste des Kults, indem er die Leiche Napoleons von St. Helena nach dem Invalidendom überführen ließ. Mit diesem Ereignis war der Kult selbst auf seinem Höhepunkte angekommen, seine Entwickelung zu einer allgemein anerkannten Napoleonischen Religion vollendet. Aber wer ihr großes Lügengewebe mit ungetrübtem Auge übersah, der wiederholte wohl die haßgetränkten Worte, die schon vor zehn Jahren Barbier an den Kaiser gerichtet:

> Erstanden bist du nun vom ungeheuren Falle.
> Ein Aar, der, seiner Kluft entflohn,
> Die Riesenschwingen dehnt hoch überm Erdenballe,
> Schwebst du empor, Napoleon! . . . . .
>
> Nein, keine Spur mehr trägt dein leuchtend Haupt vom Sumpfe.
> Seit schnöde Schmeichler mit Gesang,
> Seit Lügendichter ihn gefeiert im Triumphe,
> Stieg Cäsar auf zum Götterrang! —

Es war wahr: die Legende hatte den ersten Kaiser der Franzosen unter die Götter versetzt. Sie that noch mehr, indem sie ihm aus seinem Hause einen Nachfolger auf dem Throne Frankreichs gab. Denn nicht nur die Furcht vor der Willkür des Kapitalismus und vor den Schrecken der Commune leitete die ungezählten Massen,

die den Prinzen Napoleon in die Kammer und später zum Präsidenten wählten. Er hat es selbst anerkannt, daß er der Legende weitaus die meisten der Stimmen zu verdanken gehabt habe; allerdings hatte er es auch für nötig gehalten, ihr entgegenzukommen, und daher 1839 die berühmten Idées Napoléoniennes veröffentlicht, die ein auf den Dogmen der Legende fußendes, klar ausgesprochenes politisches Programm enthielten und ein demokratisches, doch mit wirklichen Rechten versehenes Kaisertum als die für Frankreich einzig passende Regierungsart empfahlen. Aber mehr wie diese Schrift that die Legende im Herzen des Volkes für ihn, das allen Zauber Napoleonischer Zeit wieder aufsteigen sah, als es von Bordeaux aus die inhaltschweren Worte hörte: L'empire c'est la paix. Darum begrüßten ihn noch vor seiner Krönung die Arbeiter auf den Boulevards, die Truppen zu Meaux und Sartory mit Vive l'empereur! Und als er am 2. Dezember 1852 den Kaisertitel erhielt, da war es, als ob in ihm sein großer Oheim über alle Feinde seines Hauses triumphierte. Die Napoleonlegende war Fleisch geworden. —

An den Mann, der sie verkörperte, trat nun die Frage heran, ob er fähig sei, ihre glänzenden Verheißungen zu erfüllen. Es schien ihm besser zu gelingen, als man gedacht. Frankreich wurde wieder zum Schiedsrichter in Europa. In der Krim, in China, in den Ebenen des Po zogen die Kaiseradler in stolzem Flug. Bei solchen kriegerischen Erfolgen vergaß das Volk, daß ihm daneben auch noch die Freiheit verheißen war, und ließ sich das strenge, aber lorbeergeschmückte Scepter des Kaisers gefallen. Kein Wunder, daß der Glanz, in dem der dritte Napoleon erschien, auch dem ersten zu gute kam! Der 15. August, der Geburtstag Napoleons I., wurde zum alleinigen Nationalfeiertage bestimmt. Der Kaiser selbst that alles, die Begeisterung wachzuhalten, — so verdankten ihm z. B. viele der militärischen Spektakelstücke, die allabendlich auf dem Boulevard du Temple gegeben wurden, wenigstens mittelbar ihre Entstehung —, und wenn jemals die Legende ein unveräußerliches Besitztum der Franzosen werden konnte, dann war jetzt die Gelegenheit dazu. Aber nun zeigte es sich allmählich, wie wenig sich ihre romantischen Träume mit der nüchternen Wirklichkeit vertrugen, und daß die lange ersehnte Napoleonische Herrschaft doch so ganz anders war, als man sie sich vorgestellt hatte. Nicht immer waren ihre Kriege glücklich und siegreich; auch begann man zu fühlen, wie schwer das absolute Regiment auf dem Lande lastete. Der Mißmut darüber wuchs und hatte das allmähliche Schwinden des Kults zur Folge. Wahrhaft große Apostel hatte er ohnehin schon lange nicht mehr. Man nenne auch nur einen Dichter, der ihn jetzt annähernd so trieb, wie die Lyriker der Bourbonen und des Julikönigtums! Hugo und Quinet lebten in der Verbannung, Béranger ruhte auf dem Kirchhofe Père Lachaise. Dort aber, wo seine Napoleonlieder früher am lautesten und glühendsten erklungen waren, in den Arbeitervorstädten von Paris, erhoben sich drohende Gesänge zum Preise der Republik, und „der Löwe vom Quartier Latin" begann zu brüllen. Auch das neu aufwachsende Geschlecht von Historikern stand nicht mehr unter dem Zauberbann der Legende. An die Spitze der „Legendenzerstörer," wie man sie nannte, stellte sich Lanfrey aus Chambery durch das Werk: „Vie de Napoléon," das in der Mitte des siebenten Jahrzehnts zu erscheinen begann. Er sprach darin offen die Ansicht aus, zu der sich das französische Volk allmählich durchgerungen hatte, und die den vollkommenen Bruch mit den bisher herrschenden Anschauungen bezeichnete: „Frankreich hat einen großen Fehler begangen, sich rückhaltslos dem Manne des achtzehnten Brumaire anzuvertrauen; es beging einen noch viel größeren Europa gegenüber, als es ihm blindlings in der thörichten, unbesonnenen Politik folgte, die den Frieden von Amiens brach. Die Folgen dieses zwiefachen Fehlers ließen nicht auf sich warten: im Innern Zunahme des Despotismus, nach außen die endgültige Annahme des Eroberungssystems." Diese Worte waren über den ersten Bonaparte gesprochen, getroffen wurde durch sie sein Haus. So trug die Legende, die das zweite Empire emporgebracht hatte, durch ihr Schwinden auch wieder ein gutes Teil zu seinem Sturze bei, und sie ging mit ihm unter am Tag von Sedan. Als wenige Monate später, am 16. Mai 1871, die Vendômesäule um-

gestürzt wurde, schien sie auch symbolisch vernichtet zu werden. „Das ist das Ende der Legende!“ hörte man damals sagen.

Allem Anschein nach war es so. Der Kaiser starb in dem Augenblicke, in dem er die Zügel der Herrschaft aufs neue ergreifen wollte. Der Erbe seiner Hoffnungen, Prinz Ludwig, sank neun Jahre nach des Vaters Sturz in ein fernes Grab. Auch erschienen gerade jetzt Memoiren, wie die berühmten der Frau von Rémusat, die der legendenfeindlichen Strömung neue Nahrung gaben, und alle bedeutenderen Geschichtswerke dieser Zeit, so die von Jung, Michelet und Proth, vertraten die gleiche Tendenz. Ihren Höhepunkt jedoch erreichte die antilegendare Richtung in einem Werke, das sich eigentlich gar nicht vorgesetzt hatte, ihr zu dienen, und dessen Hauptinhalt auch nicht das Leben Napoleons sein sollte. Ich meine das Buch von Taine: „Les origines de la France contemporaine.“ Nur deshalb, weil die Regierung des Kaisers wohl das wesentlichste Moment in der Entstehung des modernen Frankreichs gewesen ist, wurden sie und Napoleon selbst einer Kritik unterzogen und dabei eine Charakterisierung des Kaisers geliefert, die wohl in jeder Beziehung unübertroffen dasteht. Noch mehr als bei Lanfrey wird darin die italienische Abkunft Napoleons betont und auf seine Hauptleidenschaft, den Ehrgeiz, hingewiesen, die ihn nicht nur in Frankreich selbst seine Person habe über den Staat stellen lassen, sondern ihn auch in jene unaufhörlichen Kriege getrieben habe, denen er schließlich zum Opfer fiel. Sodann wirft Taine die Frage nach dem Gewinne auf, den die Franzosen von Napoleons Herrschaft gehabt hätten, und gibt eine Antwort, die gleichsam das Resultat seines Wirkens bezeichnen soll. Er sagt: „Was die armen enthusiastischen und leichtgläubigen Gallier gewonnen haben, indem sie ihm zweimal ihren Staat anvertrauten, ist eine doppelte Invasion; was er ihnen zum Lohne für ihre Ergebenheit nach solch einem verschwenderischen Vergießen ihres Blutes und des Blutes anderer vermacht, ist ein Frankreich, das um fünfzehn unter der Republik erworbene Departements verkürzt ist, dem man Savoyen, das linke Rheinufer, Belgien und die große Nordostecke geraubt hat …, ein Frankreich, das von vier Millionen neuer Franzosen abgetrennt ist, die es sich durch zwanzig Jahre gemeinsamen Lebens fast assimiliert hatte, das, was noch schlimmer ist, diesseits der Grenzen von 1789 eingeengt, allein kleiner inmitten seiner Nachbarn, die sich überall vergrößert haben, Europa verdächtig und auf die Dauer von einem drohenden Ringe von Mißtrauen und Intriguen eingeschlossen ist. Das ist das politische Werk Napoleons.“

Klarer als hier war wohl noch nie die Bedeutung des ersten Empires für Frankreich gekennzeichnet worden, offener die große Lüge der Legende noch nie enthüllt. So konnte man glauben, daß dieses Urteil von der anscheinend legendenfeindlichen Zeit zum mindesten mit Ruhe, wenn nicht gar mit Beifall aufgenommen werden würde. Aber die Antwort darauf war — von allen Seiten ein wahrer Sturm der Entrüstung. Ganz Frankreich schien zur Ehrenreitung seines Kaisers herbeizueilen, und der Kult, der sich freilich schon seit einiger Zeit wieder zu regen begonnen hatte, entfaltete sich mit einem Mal in voller Stärke. Daß Prinz Napoleon sofort eine geharnischte Schrift herausgab: „Napoléon et ses détracteurs,“ kann nicht verwundern. Aber auch die ruhige Gelehrtenwelt machte Front gegen Taine. Die Zeit der Revolution und noch mehr die des Kaiserreichs wurde das Lieblingsthema für alle historischen Arbeiten und ist es noch. Die politische Thätigkeit des Kaisers wurde in Schriften behandelt wie: „Napoleon und die Jesuiten,“ „Napoleon und seine Pläne auf Hindostan,“ während Bücher wie: „Napoleon zu Hause“ und „Der unbekannte Napoleon“ das Privatleben des Kaisers zum Inhalt hatten. Man untersuchte die Entwicklung der Legende; man veranstaltete eine Sammlung von „Mémoires historiques et militaires sur la révolution, le consulat et l'empire.“ Auf der Bühne erschien der Kaiser wieder wie in alter Zeit — man denke an die begeisterte Aufnahme des Sardouschen Lustspiels „Madame Sans-Gêne“ —, und die Salons brachten Bilder aus dem großen Napoleonischen Heldenepos in immer wachsender Zahl.

Dieser Kult, der ja allerdings vorläufig in den Kreisen der Kunst und Wissenschaft seinen Hauptsitz hat, beginnt in der jüngsten Zeit auch wieder die Massen zu ergreifen, obwohl er hier freilich nicht — oder sagen

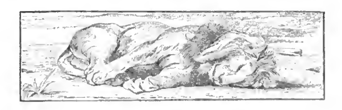


Das neue Modell. Nach dem Gemälde von A. Spring.

wir: noch nicht jene Ausdehnung wiedergewonnen hat, die er vor etwa fünfzig Jahren besaß. Noch mehr sogar! Die Grenzen Frankreichs hat er schon lange wieder überschritten. Italien erinnert sich aufs neue seines großen Sohnes; Deutschland scheint aufzuhören, ihn zu hassen. Ja das Land des Sternenbanners, der Hort der Freiheit, ist voll von Bewunderung für den gewaltthätigsten aller Despoten.

Fragt man nach den Gründen für diese wunderbare Erscheinung, so wird man sie einmal in der romantischen Strömung suchen müssen, die sich der Zeit bemächtigt als Rückschlag gegen eine halbhundertjährige Herrschaft des Materialismus; vielleicht auch, bei der Bedeutung der demokratischen Elemente für das moderne Leben, in ihrer naturgemäßen Bewunderung eines Mannes aus dem Volke, der durch die Kraft seines Geistes über die gekrönten Häupter seiner Zeit triumphierte. Für Frankreich käme noch als ein besonderer Grund die unerquickliche politische Lage hinzu, die Glanz- und Ruhmlosigkeit der republikanischen Regierung. Denn mag die wahre Gestalt des Kaisers gewesen sein, wie sie will, sicher hat er Frankreich mehr Ruhm verschafft, als irgend einer seiner Könige oder Präsidenten. Bei dem vorwiegend idealistischen Charakter des Kultes ist auch seine Verbreitung gerade in den gebildeten Klassen sehr erklärlich. Ein politisches Programm jedoch wie früher knüpft sich nicht mehr an ihn. Einer der eifrigsten Napoleonanbeter dieser Tage, der Diplomat Eugen Melchior von Vogüé, erinnert an einen Ausspruch des ersten Napoleon, der, wie er triumphierend verkündet, zur Wahrheit geworden sei: „La calomnie a épuisé tous ses venins sur ma personne. Les pamphlétaires, je suis destiné à être leur pâture, mais je redoute peu d'être leur victime: ils mordront sur du granit.“ Wenn sich nun auch diese stolzen Worte zu bewähren scheinen, so vergessen wir nicht, daß Frankreich mit dem Kult weniger des Kaisers als seinetwegen wieder begonnen hat, daß dieser Kult nicht sowohl einer berichtigten Auffassung Napoleons, als vielmehr dem Wunsche entspringt, in „dem Gedanken an ein Zeitalter zu leben,“ das, wie man meint, „stolzer und edler war als jenes, wozu uns das Fehlen jedes gemeinsamen Glaubens, jedes hohen Ideals verdammt!“ Deshalb ersteht die Napoleonische Legende wieder.

Ob ihr Wiedererwachen von Einfluß auf die politischen Vorgänge sein wird? Wird sie, wie sie Napoleon III. zum Throne verhalf, auch jetzt vielleicht in einem Kaisertume enden? Möglich ist es immerhin, daß Prinz Napoleon, „der Prätendent,“ sein Ziel erreicht; denn in der letzten Zeit haben sich die Anzeichen gemehrt, daß der Kult politische Bedeutung gewinnt, wenn auch Cassaignacs Verheißung: „La république s'en va!“ voreilig sein dürfte. Aber die Aufgabe, die des neuen Herrschers wartet, ist ungleich schwieriger als ehedem. Es gilt nicht mehr, phantastische Verheißungen zu erfüllen, wie sie die alte Legende gab. Es gilt, zwei „geraubte“ Provinzen zurückzuerobern. Das Bewußtsein, diese schwere Aufgabe vorzufinden, kann einen Einsichtigen wohl vom letzten Schritte zum Throne zurückhalten. Denn nicht jedem, der sich die Krone Napoleons I. aufs Haupt setzt, verleiht sie auch die Kraft ihres ersten Trägers. Und glückte es diesem, das schon wankende Gebäude des heiligen römischen Reichs vollends zu zertrümmern, so dürfte sein dritter Nachfolger ähnlich wie der zweite untergehen im Kampfe gegen das neue Reich. Das Wort, das einst der erste Kaiser von seinem Verhältnis zu seinen Feinden gebraucht, mögen sein etwa nahender Enkel und alle Napoleoniden der Zukunft bedenken, bevor sie ihr Schwert gegen Deutschland ziehen: „Ils mordront sur du granit!“






Von

## Heinrich Hart.



Immer wieder, solange die Menschheit zwischen Werk- und Festtag scheidet, klingt ihre Feierstimmung in die Klage aus, daß es nicht allzeit Sonntag sein, daß der Mensch nicht beständig auf sonniger Höhe wandern, nicht stets dem Ideale der Veredlung nachjagen kann. Lange jedoch hält solche Klage nicht an. Leicht und schnell tröstet sich die Menge mit der Erwägung, daß es wahrscheinlich zum Davonlaufen langweilig wäre, wenn die Menschheit ohne Aufhören in Friede und Freude sich sonnte, wenn alles Volk immerdar in gleichem Eifer um das Edle und Schöne beflissen wäre. Langeweile befürchtet man ja immer nur, wenn man nach droben, nach den Gefilden des Idealen, emporblickt, niemals drunten in den Niederungen, auf den blumigen Sumpfauen des Gemeinen. Selbst bei Dante fließt das Paradiesessein etwas einförmig hin, während sich das Erden- und selbst das Höllensein in buntesten Farben, in endloser Abwechselung entrollt. Und doch, wenn wir die Geschichte überschauen, taucht mehr als ein Menschenleben vor uns auf, das niemals, auch nur einen Tag lang, ins Niedrige, Jämmerliche, Nichtige hinabsank, das den anziehendsten Wechsel, die reizvollste Vielseitigkeit aufweist, obwohl es immerfort den Idealen geweiht war. — Von einem solchen Menschensein berichtet das Buch der Herzogin Teresa Fieschi Ravaschieri, das Marie von Kraut ins Deutsche übertragen und bei Mittler und Sohn in Berlin veröffentlicht hat. Die Heldin dieses Buches, dessen Übersetzung Robert Koenig bevorwortet hat, ist die französische Schriftstellerin **Pauline Craven la Ferronays**, die Verfasserin des auch in Deutschland bekannt gewordenen Récit d'une sœur. Auch **ihr** Leben hat seine Sorgen und Leiden gehabt, aber nie waren sie imstande, das Gleichmaß ihrer Seele zu stören. Von der Jugend bis zum Alter bildet dies Leben ein gültiges Zeugnis dafür, daß wir allerdings alle Tage Festtag feiern können, wenn wir nur **wollen**, daß auch im Edlen und Schönen eine Unendlichkeit von Abwechselung, von Lust sich bietet, sobald wir nur allem Großen, allem Erhebenden und Wichtigen, was die Welt uns vor Augen führt, unsere Teilnahme schenken, sobald wir nur rastlos beeifert sind, die anderen zu verstehen und zu lieben und an unserer eignen Vervollkommnung mit der Freude zu arbeiten, mit der ein Künstler an seinem Werke schafft.

Pauline Craven entstammte einer alten Adelsfamilie Frankreichs. Ihr Vater, der Graf la Ferronays, war Gesandter in Rom; als er durch die Julirevolution sein Amt verlor, siedelte er mit seiner Familie auf ein Landgut bei Neapel über. Zu dieser Zeit hatte Pauline bereits ihr zwanzigstes Lebensjahr erreicht; neben ihr blühten sechs andere Geschwister heran. Die Religion war für die Familie und so auch für Pauline Kern und Stern des Lebens. Aber auch für alles, was die Erde in Kunst und Natur Schönes und Erregendes bot, war das Herz des jungen Mädchens tief empfänglich. Stets eine unbedingt gläubige und der Kirche fromm ergebene Katholikin, sah und fühlte Pauline doch nicht im Dogma, sondern in der Liebe zu Gott und den Menschen das Wesentliche der Religion. In Neapel lernte sie den Engländer Augustus Craven kennen und vermählte sich 1834 mit ihm. Trotz ihrer milden und toleranten Denkungsart ruhte Pauline nicht, bis sie den Geliebten der eignen Kirche zugeführt hatte. Es hat natürlich für den Nichtkatholiken etwas Unerquickliches, die Seiten des Buches, die von dem Glaubenswechsel handeln, zu lesen; aber wenn dieser Wechsel eine Schuld bedeutet, so lastet sie nicht auf der Frau, sondern auf dem Manne, der sich von seinem Wege ablenken ließ, statt die Geliebte mit sich zu ziehen. Von der äußeren Erscheinung der jungen Frau entwirft die Herzogin Teresa folgende Schilderung: „Sie war nicht groß, aber schlank und anmutig in ihren lebhaften, graziösen Bewegungen; ihre Schönheit lag hauptsächlich in dem klaren, erhabenen, ich möchte fast sagen, heiligen Ausdruck ihres großen schwarzen Auges und in der Frische des Mundes, den blendend weiße Zähne zierten. In den kirchlichen Fragen, welche die Zeit bewegten, stand Pauline auf der Seite der liberalen Katholiken, die sich um den Grafen Montalembert und den Pater Lacordaire scharten. Auch in der Politik huldigte sie, obgleich ihre Familie streng legitimistisch war, freisinnigen Grundsätzen. Besonders lebhaft interessierte sie sich für die Entwickelung Italiens, das sie als ihr zweites Vaterland betrachtete. Von Herzen begrüßte sie die Einigung des Landes, und wenn sie auch schmerzlich em-

pfand, daß die Einverleibung Roms in den Gesamtstaat gewaltsam erfolgte, so ersehnte sie doch zeitlebens eine Versöhnung zwischen Papsttum und Königtum. Unter ihren Schwestern stand ihr am nächsten die zweitälteste, Eugenie, die aber bereits in jungen Jahren starb. Aus den Erinnerungen an sie erwuchs das erste Buch, das Pauline schrieb, Récit d'une sœur, eine Erzählung von neunhundert eng gedruckten Seiten, die einem dünnen Faden gleich zahlreiche Briefe (darunter viele von Montalembert und Lacordaire), Tagebuchblätter, Betrachtungen 2c. zu einem losen Ganzen verbindet und eher einer nach englischem Muster ausgearbeiteten Biographie als einem Roman gleicht." Das Buch mit seinem katholisch romantischen Inhalt kam gerade zur rechten Zeit, als die Gemüter wieder einmal, wie in den Tagen Chateaubriands, vom Materialismus übersättigt waren. Und so hatte es einen starken Erfolg; es erlebte bis heute über vierzig Auflagen und wurde sogar von seiten der französischen Akademie durch einen Preis ausgezeichnet. Auch die späteren Erzählungen Paulinens, die Romane „Fleurange," „Anna Severin" und „das Rätselwort" drangen in weite Leserkreise. Trotzdem ist es nicht die Schriftstellerin, sondern die Persönlichkeit, welche das tiefere Interesse weckt; was ihren Schriften den eigentlichen Reiz verleiht, ist die Thatsache, daß sich in ihnen die menschliche Eigenart der Verfasserin so klar und scharf umrissen widerspiegelt. Deutlicher aber noch, als aus ihren Werken, ersehen wir aus ihren Briefen und Tagebüchern, wie sehr es Pauline und zum Teil auch der Kreis, in dem sie lebte., verstanden, sich immerdar auf der Höhe des Lebens und Fühlens zu halten. So schreibt sie 1833: „Wir brachten einen großen Teil unserer Abende auf der Terrasse unseres Hauses zu. Wie zauberhaft schön war alles, was man da schaute! Die entzückenden Meerbusen von Neapel und Bajä, der Vesuv mit seinen beiden Strömen glühender Lava, der wunderbare Sternenhimmel, dazu eine von Wohlgerüchen erfüllte Luft, und in all dieser Herrlichkeit sich geliebt zu wissen, wieder zu lieben . . . lieben und zugleich von Gott sprechen zu dürfen." Einige Jahre später starb Paulinens Bruder Albert, der mit der Gräfin Alexandrine Alopeus vermählt gewesen war. Pauline traf mit ihrer Familie im Schlosse Boury zusammen. Über diese Tage berichtet sie: „Ich sehe noch das liebe Wohnzimmer in Boury so deutlich vor mir, als wäre ich dort. Welch ein verändertes Leben im Vergleich zu früher! Der Tod hatte in unserem Familienkreis zwei Herzen geschieden, aus denen die Strahlen der innigsten Liebe ihren verklärenden Schein auf uns alle geworfen hatten. Und dieser erste große Schmerz hatte uns für immer den Jugendwahn geraubt, daß irdisches Glück der schuldige Lohn für unseren Glauben sei. Was aber hat die schwere Prüfung in uns allen gewirkt? fragte ich mich, wenn ich mit meinen Lieben am Kamin vereint saß. In einem jeden gewahrte ich die Spuren jener Kraft, die allein neues Leben in uns schaffen kann. Es schien mir, als hätten wir jetzt den höchsten Gipfel erstiegen, uns der großen Wirklichkeit genaht, und als bärgen die schmerzerfüllten Seelen in ihrem tiefsten Grunde Quellen einer bis dahin kaum geahnten Glückseligkeit. Solche Eindrücke sind Lichter, die auftauchen, oft heller flackern, auch wohl wieder schwinden; aber die Nacht, in die wir zurücksinken, ist nicht mehr so dunkel wie vorher, ehe sie der wohlthuende Strahl durchleuchtete, der den klaren Tag versprach." Zwölf Jahre später finden wir Pauline wiederum in Boury. Von einem gemeinschaftlichen Spaziergange mit ihrer Schwägerin Alexandrine erzählt folgender Brief: „Wir traten aus einem Kornfelde, um auf der Landstraße den Heimweg nach dem Schlosse einzuschlagen. Ich wandte mich zurück und schaute mit Entzücken den Horizont im Strahl der untergehenden Sonne, die nicht nur den Himmel, sondern sogar die trostlose Ebene der Normandie verklärte. ‚Wie sehr liebe ich doch den Sonnenuntergang!' sagte ich zu Alexandrine. ‚Mich,' entgegnete sie, ‚stimmt nach allen schweren Schicksalsschlägen die untergehende Sonne oft traurig. Ist doch der Sonnenuntergang der Bote der Nacht. Und ich liebe das aufgehende Tageslicht und den Frühling, weil sie das Bild dessen sind, was zu neuem Leben wiedergeboren wird. Denn Nacht ist Finsternis, das Bild der Sünde." In dieser Weise setzten wir, dem Schlosse zugehend, unser Gespräch fort. An der Gartenpforte angelangt, lenkten wir unsere Schritte zu einer einsam gelegenen Bank und setzten uns dort nieder. Plötzlich erhob sich Alexandrine, pflückte einige Jasminzweige, gab mir einen davon, blieb dann vor mir stehen und sagte: ‚Vergiß nicht, daß alles, was wir hier auf Erden sehen, ein Schatten ist, ein Abglanz von jener Liebe, die die Sonne des ewigen Lebens ist. Was ist denn das Glück und die höchste Wonne dieser Erde, wenn es nicht die Liebe ist? Lieben wir aber den Ursprung aller Liebe, die Liebe selbst, so ist dies doch die glückseligste Empfindung.' ‚Wie glücklich bist du, in dieser Weise zu lieben', erwiederte ich. ‚Pauline!' fuhr sie fort, mit einem Blick, den ich heute noch sehe und immer sehen werde, — ‚wie sollte ich ihn nicht über alles lieben, nach dem großen Wunder, das er an meiner Seele vollzogen hat? Es ward mir das heißersehnte größte irdische Glück zu teil. Ich verlor es und beweinte es mit unermeßlichem Schmerz; aber jetzt, in dieser von Gott umgewandelten Seele, empfinde ich eine Glückseligkeit, neben welcher die Erinnerung an die Vergangenheit mir fast nichtig erscheint . . .'" — Um wie viel heller würde das Erdenleben sein, wenn es der Männer und Frauen mehr gäbe, die den Abend mit solchen Gesprächen weihten. Leider muß ich es mir versagen, weitere der hochgerichteten Äußerungen, die sich auf alles erstrecken, was die Seele erhöht, anzuführen. Selbst dem scheinbar Widersinnigen, wie es sich in Wallfahrt und Gebet zu bestimmten Marien- und Heiligenbildern ausspricht, wußte die Feinfühligkeit der edlen Frau eine ansprechende Seite abzugewinnen. „Wunder sind Frucht des Gebetes; Gebete Frucht des Glaubens; der Glaube aber erwächst in erneuter Kraft an Orten, in denen sich uns die Gnade und Barmherzigkeit Gottes in faßbarer, sichtbarer Weise offenbart hat." Kraft dieser Herzensidealität hielt sich Pauline Craven bis ins

höchste Alter jugendfrisch. Ihr Teint, das bezaubernde Lächeln, der lebhafte Blick, die Leichtigkeit der Bewegungen schienen der Kalenderjahre zu spotten, so daß jeder, der sie sah und hörte, sich fragen mußte: Giebt es denn eine Jugend und eine Anmut, die wie die ewige Himmelsschönheit niemals untergeht? Als ihr die Herzogin Teresa eine derartige Äußerung hinterbrachte, erwiderte sie scherzend: „Es giebt Dinge, die ich noch am Rande des Grabes mit Vergnügen hören werde.“ Erst in den letzten Monaten ihres Lebens wurde sie durch eine Lähmung fast all ihrer Kräfte beraubt; schmerzlich entbehrte sie seitdem die „bonnes et saintes causeries,“ die sie so sehr liebte. Im März 1891, 82 Jahre alt, ging sie heim. —

In dem religiösen Bekenntnis, in das uns das Lebensbild der Herzogin Ravaschieri hineingeführt hat, hält uns, rein äußerlich betrachtet, die neueste Erzählung Ernst von Wildenbruchs „Der Zauberer Cyprianus“ (Berlin, Freund und Jeckel) fest. Sie schildert nämlich eine Bekehrung zum Christentum. Aber ich glaube nicht, daß ein feinfühliger Christ, der mit seinem Glauben innerlich und wurzelhaft verwachsen ist, von der „Christlichkeit“ dieser Erzählung sonderlich angemutet sein wird. Cyprianus, der im Antiochien des IV. Jahrhunderts wegen seiner Weisheit und seines abgeschlossenen einsamen Lebens für einen Zauberer gilt, ist ein suchender, ringender Mensch, der die Erde durchwandert und sich in alle Religionen und Philosophien vertieft hat, um Gott zu finden. Aber sein Geist ist unbefriedigt, seine Seele leer geblieben. Da trifft er eines Tages mit einem jungen vornehmen Mädchen zusammen, das sich offen zur verachteten Sekte der Christen bekennt. Von ihrer Anmut gefesselt, versucht er es, sie von ihrer „Thorheit“ abzubringen. Sie lacht ihn einfach aus. Ihr helles sonniges Lachen ist der Ausdruck ihres inneren Glücks, das sie empfindet, seit sie den Heiland in sich trägt. Cyprianus aber geht empört von ihr. Vergessen kann er jedoch die Lächelnde nicht, und nur zu bald sieht er das Mädchen an einer Stätte wieder, wo sie nicht mehr lacht. Inzwischen ist nämlich in Antiochien eine Christenverfolgung zum Ausbruch gekommen, und mit anderen Christen muß auch die anmutige Justina auf der Folter für ihr offenes Bekenntnis büßen. Als Cyprianus sieht, mit welchem Heldenmut das Mädchen alle Qualen erträgt, da überkommt ihn die Gewißheit, daß ein Glaube, der solche Kraft verleiht, auf dem wahren Sein sich gründen muß. Er bekennt sich selbst zum Christentum und stirbt den Flammentod, Brust an Brust mit der Geliebten. Wie man sieht, ist der Vorwurf der Erzählung nicht sonderlich neu. Aber sie erhebt sich doch dichterisch weit über die meisten anderen Märtyrergeschichten. In dem Pathos der Leidenschaft, in dem machtvollen Gefühlsausdruck, in der Begeisterung für ideale Menschlichkeit ist das Werk ein echter Wildenbruch. Wie ein schäumender Bergstrom reißt die Handlung den Leser mit sich. Und wenn auch die Schilderungen, vor allem die Marterscenen, ein stark theatralischer Zug durchweht, der echten Größe der Dichtung thut das nur wenig Eintrag. Aber in der Hauptsache, in dem, worauf es eigentlich ankommt, ist das Werk gleichwohl mißglückt. Wildenbruch will nicht schildern, wie dieser oder jener, Hinz oder Kunz, sondern wie ein hochragender Geist, ein faustischer Denker und Grübler von der Lebensmacht des Christentums ergriffen und umgewandelt wird. Aber seinem Wollen entspricht die Ausführung nicht im geringsten. Dieser Cyprian ist ein Philosoph nur der Visitenkarte, nur den Worten nach, mit denen Wildenbruch ihn vorstellt. In seinen Äußerungen, die wir von ihm selbst hören, in seinen Thaten, die wir mit ihm erleben, ist von dem überragenden Geiste, dem in alle Mysterien eingeweihten Weltwanderer so gut wie nichts zu merken. Die Bekehrung Cyprians ist denn auch nur in dem Fall glaubhaft, wenn dieser Mann ein weit alltäglicheres Wesen ist, als der Übermensch, für den ihn der Dichter ausgeben möchte. In dem entscheidenden Moment haben wir unbedingt das Gefühl, daß bei dieser Bekehrung die Liebe, und zwar die sinnliche Liebe, eine größere Rolle spielt, als der Glaube. Und wenn die anmutige Justina nicht gleichfalls liebte, würde sie die plötzlich aufsprießende Christlichkeit Cyprians genau so hoch einschätzen, wie früher sein Philosophentum. Der Flammentod beweist in diesem Falle gar nichts, denn Cyprian sucht ihn in einer Art Rausch; ein Glaube, der in solcher Art errungen, mußte dem Leben, der Alltäglichkeit und der abstumpfenden Zeit Stich halten, erst dadurch würde er sich bewähren. Ein Denker aber, der in Wahrheit auf diesen Namen Anspruch hätte, wäre überhaupt nicht in solcher Art überwunden worden. Wen einzig und allein der Mut des Märtyrers von der Wahrheit des Christentums überzeugte, der hätte sich in Karthago vielleicht zum Molochdienst bekehrt, wenn er dort Mütter gesehen, die ihr Kind in Andachtsbrunst, ohne Klage dem Götzen opferten. Einem Denker und Grübler konnte der Anblick einer Märtyrerscene wohl dem ersten Anlaß bieten, sich mit dem neuen Glauben bekannt zu machen; seine Bekehrung aber mußte aus innerlicheren Vorgängen erwachsen. Er mußte gewahr werden, wie das Christentum aus thörichten, kleinlichen, armseligen Menschenkindern, aus Lüstlingen und Sklaven, liebensstarke, weisheits- und hoheitsvolle, weltüberwindende Gottesmenschen schuf. Und er mußte dann an sich die Erfahrung machen, daß alles Wissen und Verstehen nicht zum wahren Frieden hilft, sondern allein das „Wieder zum Kinde,“ das „reinen Herzens“ Werden. Cyprian jedoch kommt mit der Menge der Christen in gar keine nähere Berührung, und selbst Justina lernt er erst kennen, als sie bereits Christin ist. Daher fehlt ihm die Gelegenheit, gerade das Wesentliche, die Wandlung vom alten zum neuen Menschen, zu beobachten. Und er selbst macht denn auch kaum eine innere Entwickelung durch: wir müssen glauben, daß er über Nacht Christ geworden ist; in ihm keimen, sprießen, reifen, Blüten und Früchte tragen sehen wir den neuen Glauben nicht. Und so ist es keine Frage, daß Wildenbruch das Problem, das er sich gestellt, geistig nicht bewältigt hat. Wäre ihm das gelungen,

so müßte das Werk in uns einen Eindruck hinterlassen, dem ähnlich, den die Bekenntnisse Augustins erwecken. Aber seine Wirkung ist wesentlich die einer leidenschaftlichen Liebesgeschichte, die stark mit sinnlichen Elementen durchsetzt ist und sich nur durch den Hintergrund von anderen Herzensgeschichten Wildenbruchs, wie „Francesca da Rimini," abhebt. Das historische Gepräge ist, wie immer bei Wildenbruch, sehr matt, farblos und kaum viertelsecht; seine Menschen sind eigentlich sämtlich zeitlos. Trotz alledem — im Winde verhallen wird die Dichtung keineswegs. Wie sie das Blut aufstürmt und das Herz durchflammt, das regt denn doch lebensvollere Empfindungen an, als sie von den verzwickten und verzwackten Machwerken ausgehen, mit denen uns die Dekadenten und Überreifen am Ausgang des Jahrhunderts beglücken.

Lebensvollere auch, als sie der jüngste Roman Friedrich *Spielhagens*, der den kennzeichnenden Titel „*Zum Zeitvertreib*" (Leipzig, L. Staackmann) führt, hervorruft. Zum Zeitvertreib läßt sich die Heldin dieser Erzählung, eine Dame der vornehmen Gesellschaft, in eine Liebschaft mit einem Gymnasiallehrer ein, obwohl sie und er durch Ehebande gefesselt sind. Der Lehrer, eine blonde Siegfriedserscheinung, ist ein Mittelding zwischen Kind und Geck; wohl treibt ihn zu der Frau des anderen ein Gefühl echter Leidenschaft, vornehmlich aber der Kitzel, daß er, der Sohn eines Bergmannes, eine geborene Freiin in seine Arme schließen darf. Für den kurzen Rausch jedoch muß er schwer büßen. Der betrogene Gatte erfährt von dem Liebesspiel, mit dem sich seine Frau die Langeweile verkürzt, und er, der gegen die „Zeitvertreibe" der Gattin nie etwas einzuwenden hatte, wenn sie geeignet waren, seine Karriere zu fördern, beschließt, an dem frechen „Plebejer" ein Exempel zu statuieren. Er fordert den Lehrer, und dieser nimmt an, was für ihn, der nie eine Pistole in der Hand hatte, mit Selbstmord gleichbedeutend ist. Mit milderer Strafe kommt die Ehebrecherin davon. Als sie den Tod ihres blonden Siegfrieds erfährt, stößt sie „einen seltsamen Schrei aus, der halb wie lautes Schluchzen, halb wie gellendes Lachen klingt." Dann wirft sie sich in die Kniee und preßt das Gesicht in die flachen Hände, während der schlanke Leib in krampfhaftem Weinen zuckt. Und damit schließt der Roman. Kritisch ist über das Buch nicht viel zu sagen. In Sprache, Charakteristik und Lebensschilderung weist es alle Vorzüge und alle Mängel auf, durch die sich Spielhagens gesamtes Schaffen kennzeichnet. Er fügt zu dem Bilde seiner litterarischen Eigenart keine neue Linie hinzu. Geist und Empfinden aber gehen bei der Lektüre der Erzählung so gut wie leer aus. Sie gewährt einen — Zeitvertreib, weiter nichts. Das Dutzend unbedeutender oder auch unsympathischer Gestalten — zu den letzteren zählen die beiden Ehebrecher — das der Roman vorführt, vergißt man mit Freuden so schnell wie möglich. Und nur die bange Frage bleibt quälend zurück: wann endlich wird in diesem Jahrhundert die *letzte* Ehebruchsgeschichte das Licht der Öffentlichkeit erblicken? Mit der gleichen Inbrunst, mit der die Litteratur des vorigen Säkulums das Werden der Liebe und ihr Emporwachsen zur Brautschaft und zur Ehe behandelte, ergeht sich die Litteratur unserer Zeit über das Hinwelken und Absterben der Liebe, das laut zehntausend Romanen und Theaterstücken gleich nach der Hochzeitsnacht beginnt. Für die heutigen Dichter ist offenbar das Entlieben ein weit interessanterer Prozeß, als das Verlieben, und daher wird unsere Epoche zweifellos dereinst in der Kulturgeschichte als die Epoche der Ehebruchslitteratur verzeichnet werden. Aber es scheint, daß das Thema beinahe erschöpft ist, und so dürfen wir vielleicht in nicht zu ferner Zeit aufatmen und nach dem Gesetz der Abwechselung eine neue Liebesdichtung erhoffen. Nach dem „Ehebruch als Zeitvertreib" gibt es wohl kaum noch viele weitere Stadien im Entlieben.

Ebenso trostlos wie Spielhagens Roman klingt *Paul Lindaus* Erzählung „*Die Brüder*" (Dresden, Karl Reißner) aus. Der Baumeister Martin Hellberg leidet von Kindheit auf an Jähzorn. Dieses an und für sich kleine, aber in seinen Folgen oft verderbliche Laster kommt ihm teuer zu stehen. Bei seinem Freunde, dem Bankier Templin, lernt Martin die junge Operettensängerin Nelly Sand kennen, die unter ihren Kolleginnen durch unanfechtbare Tugendhaftigkeit angenehm auffällt. Immerhin hat auch dies Muster einer Jungfrau seine Fehler, aber es sind im Grunde nur Fehlerchen. Erstens lügt sie zuweilen ein ganz klein wenig, und zweitens gibt sie für Schmucksachen mehr Geld aus, als sie an Gage einnimmt. Davon weiß natürlich Martin nichts, aber wenn er auch davon wüßte, er würde sich doch in die Holde verlieben. Mit der Liebe allein ist jedoch einer tugendhaften Theaterdame nicht gedient, sie verlangt Verlobung. Martin willigt ein. Die erste Frage aber, die der neue Bräutigam, als würdiger Sohn seines weltklugen Vaters Lindau, an die Braut richtet, sie lautet: Hast du Schulden? Errötend flüstert sie ja und überreicht ihm zaghaft ein Verzeichnis ihrer laufenden Wechsel. Martin dankt ihr, daß es nicht mehr sind, geht hin und bezahlt. Er ahnt jedoch nicht, daß die liebenswürdige Lügnerin ihm die „Hauptschuld" verschwiegen hat. Und da mithin diese Last nicht von ihr genommen wird, so gerät Nelly nach einiger Zeit in schwere Bedrängnis. In ihrer Angst geht sie zu ihrem ehemaligen Freunde Templin, um ihm ein Schmuckstück preiswert zu verkaufen und so zu barem Gelde zu kommen. Von dieser Zusammenkunft erfährt Martin, er deutet sie falsch und stellt den Bankier zur Rede. Der gute Templin will gerade einen Ausflug nach Paris machen und hat keine Zeit für Eifersüchtige, da bereits der Eilzug heranbraust. Martin tobt, wütet und schäumt, wie es bei Jähzornigen herkömmlich ist; als der Bankier trotzdem sich entfernt, erhebt der Eifersüchtige das Jagdgewehr, das er zufällig bei sich trägt, legt an und schießt den Enteilenden nieder. Die Aufklärung des Mordes, dessen Thäter unbekannt bleibt, wird dem Bruder des Baumeisters, dem Amtsgerichtsrat Hellberg, übertragen. Das gibt der Sache eine pikante Wendung, zu irgendwelchen psychologischen Ent- und Verwickelungen aber führt der Zufall durchaus nicht. Noch ehe der Verdacht gegen Martin greifbare Gestalt annimmt,

bekennt der Mörder dem Bruder seine That und macht durch Selbstmord seinem Leben und der Erzählung ein Ende. Nur um dieses Ausgangs willen verdient die Lindausche Arbeit flüchtige Erwähnung. Sie ist in ethischer Hinsicht typisch für einen großen Teil unserer modernen Litteratur. Eine Litteratur, die jeder Idealität bar, sinnlos, zwecklos, seelenlos auf nichts anderes gerichtet ist, als auf Spannung und Kitzel der Nerven. Über ihr liegt es wie graue kalte Öde; keine Farbe, die das Auge erquickt, keine Glut, die das Herz erwärmt, kein Licht, das dem Geiste neue Fernen enthüllt, ihn zwingt, auf- und emporzuschauen. Eine Litteratur, von der ein Hauch ausgeht, wie aus Grüften, die für alle Seelenängste keine andere Lösung weiß, als die Vernichtung, den Selbstmord. Daß die Erzählung Lindaus „auf die Nerven fällt", daß sie spannt, ist zweifellos. Aber kostet es denn viel Mühe, Spannung zu erwecken, wenn man so wie Lindau Zufall an Zufall reiht, um ein möglichst verschlungenes Gewebe herzustellen? Die Sprache Lindaus ist ebenso klar wie nüchtern, sein Stil der gangbare Reporterstil. Es ist kennzeichnend, daß der Roman auch mit einer richtigen Reporternotiz beginnt: Am 25. November in der Mittagsstunde fand einer der Forsthüter im Grunewald eine männliche Leiche 2c. 2c. Unser Durchschnittspublikum aber kennzeichnet es, daß das Titelblatt des Buches mit dem Vermerke prunken darf: Dritte Auflage.

Wie eine Erquickung empfinde ich es, daß ich diese Bücherschau nicht mit dem „Weheruf" gegen den Materialismus in unserer Litteratur zu schließen brauche. Vor mir liegt ein Häuflein Bücher, allesamt Glieder einer Sammlung, deren Titel verlockend lautet: „**Kennst du das Land?**" Aus diesen Büchern dringt es wie lauter Sonnenglanz, denn sie alle kunden und erzählen von dem Lande, das da heißt Italia. „Auf Goethes Spuren" führt Julius Haarhaus durch die Lombardei und Venetien, Geschichte und Gegenwart geistvoll verknüpfend. Gustav Naumann bietet eine Blütenlese aus deutschen Dichtern, in der jeder Vers eine Lobpreisung der ewigen Stadt, ihrer Erinnerungen, ihrer Kunstwerke, ihrer Weine und Frauen bedeutet. „Aus dem Vatikan" nennt sich eine Reihe von Skizzen Hektor Franks, die allerlei Ernstes und Heiteres über den römischen Klerus zu berichten wissen. Vor allem aber atmen die Plaudereien Woldemar Kadens über „Volkstümliches aus Süditalien" und die Hundstagsschilderungen Gustav Floerkes echteste Italiastimmung; man vergißt über dem Lesen, daß draußen der nordische Dezember mit Schneegewölk einherzieht, und einen Augenblick lang fühlt man sich von dem Atem südlicher Glut, von dem Dufte der Orangen fast körperlich umweht. Veranstalterin der Sammlung, zu der auch Paul Heyse ein Bändchen, sein Trauerspiel „Fornarina", beigesteuert hat, ist die Leipziger Verlagsbuchhandlung C. G. Naumann. Sie bietet denen, die den Süden bereits durchpilgert haben, einen wehmütig freudigen Nachgenuß, denen aber, die ihre Italienfahrt noch vor sich haben, einen köstlichen, einen anreizenden Vorgeschmack. Von allerlei Belehrung ganz abgesehen.

## Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Der bildliche Schmuck unseres Heftes trägt diesmal nach zwei Richtungen hin ein besonderes Gepräge: einmal durch eine Anzahl ausgezeichneter Reproduktionen nach weniger bekannten Meisterwerken des Louvre zu Paris, dann durch die Auswahl der ganzseitigen Bilder, die Landschaften und Typen aus verschiedenen Ländern vorführen. Den Reigen eröffnet mit dem im Farbendruck wiedergegebenen Titelbilde „Zigeuner aus der Debrecziner Gegend" der Münchener Professor Alexander Wagner, der selbst trotz seines echt deutschen Namens ein geborener Ungar ist; unter Piloty gebildet, erzielte er schon mit seinem ersten Gemälde „Isabella Zapolya nimmt Abschied von Siebenbürgen" ein bedeutendes Aufsehen und errang dann mit Bildern aus seinem Heimatslande und auch mit Gemälden, die spanische Motive wiedergaben („Picadores im Stiergefecht"; „Post zu Toledo") immer größere Erfolge. Daneben malte er häufig Bilder aus dem antiken Leben („Römisches Wagenrennen"; „Stierkampf in der Arena") und ist in weiteren Kreisen besonders durch sein farbenprächtiges, lebensvolles Panorama „Rom" bekannt geworden, das in unseren Monatsheften im Jahrgang 1889/90 in eingehender Weise gewürdigt wurde. — Während unser erstes doppelseitiges Vollbild uns „italienische Bocciaspieler" — im Kostüm des Ausgangs des vorigen Jahrhunderts —, gemalt von R. Sordi, vorführt, bringt Wilhelm Kuhnert, dessen künstlerisches Schaffen ebenfalls in den Monatsheften, IX. Jahrgang 1894/95, bereits einer liebevollen Würdigung unterzogen wurde, einen wirkungsvollen Ausschnitt aus dem inneren Afrika: ein riesiger Elefant schreitet majestätisch durch den Bambuswald. — Eine echt deutsche Winterlandschaft gibt A. Kaufmann; die meisten Leser werden ähnliche Motive aus eigner Anschauung kennen, denn sie kehren im deutschen Flachland fast überall wieder. — Max Bredt hat auch diesmal in den „Arabischen Frauen" aus seinen tunesischen Studien geschöpft, die ihm eine schier unerschöpfliche Fülle von Anregungen zu gewähren scheinen. Wir bringen übrigens zugleich das schöne Atelier des Münchener Künstlers, dessen Ausstattung ebenfalls zahlreiche maurische Anklänge, Reminiscenzen aus den wiederholten, langen Aufenthalten des Malers in Tunis aufweist. — „Sic transit gloria mundi" nennt der Altmeister Ludwig Knaus das Bildnis eines alten, in einen Pelz gehüllten Mannes. Der Name des Bildes bedarf einer kleinen Erklärung: der Greis, den Knaus darstellt, ist ein in Berliner Künstlerkreisen ziemlich bekanntes Modell — ein Pole,

der einst in glänzenden Verhältnissen lebte, aber durch Unglück und eignes Verschulden sein Vermögen verlor und nun, von Atelier zu Atelier pilgernd, kümmerlich sein Dasein fristet. Welche Kunst der Charakteristik spricht aus diesem von tausend Falten und Runzeln durchzogenen Kopf, der noch immer die unverkennbaren Spuren früherer vornehmer Schönheit aufweist, in dem man aber unwillkürlich eine ganze Geschichte — eine Geschichte voller Leidenschaften und voller Bitterkeit — zu lesen versucht ist. Und wie fein ist die Zusammenstellung dieses merkwürdigen Antlitzes mit dem alten Pelz, der auch von einstiger Pracht und ihrer Vergänglichkeit zu erzählen scheint! — An unserer Nordseeküste entstand wohl absichtlich solche Gemälde ausgewählt, die nicht zu den bekanntesten Meisterwerken der wundervollen Galerie gehören, wie Raffaels Heilige Familie und Belle Jardinière, Veroneses Hochzeit zu Kana oder Rubens' Gemälde zur Verherrlichung der Hochzeit Marias von Medici mit Heinrich IV. Im Gegensatz zu diesen darf man die von uns gewählten Gemälde vielleicht als Meisterwerke bezeichnen, deren volle Würdigung ein besonders feines, intimeres Kunstverständnis voraussetzt; sie sollen aber zugleich für die Eigenart von Künstlern charakteristisch sein, welche wohl weniger gefeiert sind als die Meister allerersten Ranges, aber trotzdem ihnen unmittelbar an die Seite gestellt zu werden verdienen. — Die obenerwähnte



Im Atelier von Max Bredt.

„das neue Modell" von A. Spring. Dort sind die alten, ausgedienten Seeleute auch heute noch geschickte Bastler, geübte Holzschnitzer, in denen ein Rest der Holzschnitzkunst, die einst unter den Friesen in so hoher Blüte stand, fortlebt. Dort entstehen auch jetzt noch solche zierliche und genaue Schiffsmodelle, in welche der greise Steuermann wohl jedesmal einen Teil seiner eignen Erinnerungen und Erfahrungen hineinwebt — schönere Miniaturschiffe jedenfalls, als man sie in unseren Spielwarenläden kauft. Einen wahren Schatz solcher Modelle birgt bekanntlich die Schifferstube zu Lübeck. — Die von uns reproduzierten Perlen des Louvre entstammen mit einer Ausnahme dem XVII. und XVIII. Jahrhundert, und wir haben Ausnahme betrifft die Bildnisse von Gentile Bellini, dem jüngeren Bruder seines berühmteren Bruders Giovanni; geboren 1427 zu Venedig, hinterließ er der Vaterstadt auch seine Hauptwerke, vor allem die berühmten Orgelthüren in San Marco und die Prozession auf dem Markusplatz, jetzt in der Akademie zu Venedig. Für das Ansehen, das er genoß, war charakteristisch, daß er von dem Dogen nach Konstantinopel gesandt wurde, um den Sultan zu malen: er galt als der erste Bildnismaler seiner Zeit. — Aelbert Cuyp, geboren 1605 zu Dordrecht, gestorben 1691 daselbst, also ein Zeitgenosse Rembrandts, an den seine Malweise in manchen Beziehungen erinnert, war gleich hervorragend als Porträtist, wie als Land-

schafter und Tiermaler; merkwürdigerweise wurden die Werke Cuyps lange Zeit gar nicht beachtet, bis der große Künstler Ende des vorigen Jahrhunderts von England aus gleichsam neu entdeckt wurde — die meisten und besten seiner Bilder sind daher damals über den Kanal gewandert, doch bergen auch deutsche Galerien (Berlin, Dresden, Wien, Darmstadt) einzelne Meisterwerke Cuyps. — Unmittelbare Schüler Rembrandts waren Gerard Dou und Govaert Flinck, jener — der bedeutendere und selbständigere — geboren 1607 zu Leiden, dieser 1615 zu Cleve. Gerard Dou malte mit Vorliebe Scenen aus dem intimen Kreise des Hauses und führte seine Vorwürfe, im Gegensatz zu der freieren, breiten Auffassung Rembrandts, mit minutiöser Genauigkeit durch; der „Goldwieger" ist für sein Genre ungemein charakteristisch. Govaert (Gottfried) Flinck, dessen „Bildnis eines jungen Mädchens" wir bringen, war vorzugsweise Historien- und Porträtmaler; seine besten Gemälde besitzt übrigens das Museum zu Amsterdam: die „Bürgergarde der Stadt" und „Isaak segnet Jakob." — Fast gleichzeitig mit Dou und Flinck lebte Carlo Maratti. Aber keinerlei Verwandtschaft ist zwischen dem künstlerischen Schaffen der Niederländer und dem des Italieners — er war 1625 zu Camerino in der Mark Ancona geboren — zu erkennen. Maratti war der Hofmaler seiner Zeit, elegant und anmutig in erster Linie, gleich angesehen beim Vatikan, wie am Hofe Ludwigs XIV. — Fast ein Jahrhundert liegt zwischen dem Höhepunkt der Wirksamkeit der letztgenannten Künstler und dem Jean Baptiste Chardins. Trotzdem fällt selbst in der Reproduktion, der ja leider der Reiz und das Charakteristische der Farbe fehlt, eine gewisse Ähnlichkeit des „Goldwiegers" von Dou und des „Kartenhauses" von Chardin auf. Und in der That kam es vor, daß Gemälde von Chardin (geboren 1698 zu Paris, gestorben 1779 daselbst) für Werke niederländischer Meister gehalten wurden, so sehr verstand er deren Ton und Stimmung zu treffen. Auch in den Motiven zeigt sich eine gewisse Übereinstimmung: gleich Dou malte er gern Scenen aus dem Familienleben, kleine, feine Genrebilder. — Unser letztes Louvrebild „Der Frühling" ist eines der Hauptwerke Nicolans Lancrets, des liebenswürdigsten und gefälligsten Nacheiferers von Watteau, mit dem er fast gleichzeitig lebte (1690—1743). — Nach den ernsten Kunstwerken ein heiterer Atelierscherz: „Prosit Neujahr" von Helene Finzelberg. Wir dürfen vielleicht verraten, daß die liebenswürdige Liebhaberphotographin, eine Berliner Künstlerin, als Modell für ihren „Junggesellen beim Neujahrsbraten" eine — junge Dame benutzt hat, der jedenfalls das aufgesetzte Schnurrbärtchen prächtig steht. H. v. S.



Prosit Neujahr! Nach einer Photographie von Helene Finzelberg.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Studie aus „1001 Nacht". Nach dem Aquarell von Franz Simm.

Velhagen & Klasings
# Monatshefte.
Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.
XI. Jahrgang 1896/97. Heft 6, Februar 1897.

## Vom heißen Stein.
Roman
von
**Ernst Muellenbach (Lenbach).**

(Abdruck verboten.)

### Erstes Buch.

#### Erstes Kapitel.

Anno 1616, den 24. April, schied Cervantes aus dieser Zeitlichkeit, und zehn Tage später folgte ihm Shakespeare nach; zwei Gewaltige des Geistes, die zu gleicher Zeit Unsterbliches schufen und zuletzt der Sterblichkeit ihren Zoll zahlten, ohne jemals voneinander gewußt zu haben. Es ist anzunehmen, daß sie diese wertvolle Bekanntschaft, die ihnen auf Erden entgangen war, in einem höheren Dasein, erhaben über trennende Länder, Meere und Menschen, sogleich nachholten; und muß das eine Freude gewesen sein für alle Seligen, die dabei sein durften, als diese beiden sich zusammenfanden! Wenn sie dann im Vollgenusse ihrer jungen Freundschaft ab und zu auf die zurückgelassene Erde musternd herabschauten, so erschien ihnen natürlich manches ganz anders als den noch nicht verklärten Zeitgenossen. „Es ist merkwürdig," sagte der erlöste Dichter des Don Quixote, der ja an den höheren Standpunkt schon einige Tage gewöhnt und auch bereits auf Erden weiter gereist war, „ich sage Euch, Sennor, es ist merkwürdig, wie weit der Blick an solch heiterem Maimorgen trägt, wenn er nicht mehr durch Sorgen und Sünden gleichsam wie mit einer dunklen Brille getrübt ist. Seit ich mir die holländischen Provinzen von hier aus anschaue, kommt es mir ganz natürlich vor, daß sie von unserer hispanischen Majestät nichts mehr wissen wollen. Und nun seht mir einmal dort unten in Germanien, ohnfern der niederländischen Grenze, diese hochberühmte rheinische Reichsstadt an! Es ist ein altes verräuchertes Nest; wenn man dran rührt, wird's noch schlimmer, und man kann nur sagen, Gott bessre, was daran ist. Aber ein Mann ist darin, ein Maler, dort hantiert er just vor seinem Fenster herum, der gefällt mir. Auch die Bilder sind von einer guten Art, und wenn ich noch auf Erden und in selbiger Stadt weilte, so gäbe ich wohl den einen der zwei Röcke, die ich besaß, für ein vernünftiges Gespräch mit diesem Manne."

Und der andere nickte und erwiderte: „Ihr habt recht, Sir Michael, dieser Deutsche gefällt mir. Er hat sich auf die Künste verlegt, wie ich sehe, und davon versteht Ihr ja als ein geborener Hispanier mehr als ich; aber auch abgesehen von seinen Bildern scheint er mir ein Mann von höchster Redlichkeit, und ich hätte ihn wohl gebrauchen können." —

Der Mann, der den Himmelsgästen so wohl gefiel, hatte in seiner äußeren Er-

scheinung wenig Anziehendes für irdische Augen. Es war eine kleine, kräftige Gestalt mit langen, flinken Beinen und breiten Schultern, von denen die rechte leider um ein Erhebliches zu hoch geraten war. Der kleine Mann hätte diesen Schönheitsfehler unschwer unter dem Deckmantel der Mode bergen können; denn die spanische Tracht, die derzeit unter den vornehmen Leuten der Stadt immer noch im Schwunge war, schien ja mit ihren Schulterwülsten und spannenhohen Kragen eigens dazu erfunden, einen solchen Fehler wieder gut zu machen, indem sie ihn kunstvoll auf *beide* Seiten ausdehnte. Da der Kleine Maler war, so konnte ihm dieser Vorteil um so weniger entgehen; aber er blieb trotzdem seinem offenen Wams getreu, das von einem so kunstlos natürlichen Schnitt war, wie ihn in dieser Gegend nur Bauern oder Soldaten trugen, und er hatte auch einen Grund dafür vorzubringen. „Ich habe eine Stulpnase wie kein zweiter," sagte er, „und eine hohe Schulter. Das weiß ich, und die Leute wissen es auch. Was sie an mir auszusetzen haben, das verteilen sie hübsch auf die beiden, der eine legt mir seine Witze auf den Buckel und der andere hängt sie mir über die Nase. Wollte ich aber das Ding auf der Rückseite ausgleichen, so bliebe den fröhlichen Gesellen nur meine Nase, um daran ihren Witz zu üben, und das kann ich ihr auf ihre alten Tage nicht zumuten, maßen sie mir jetzt an die sechzig Jahre treu gedient und nicht gesündigt hat. Gelt, mein Näschen?" Und dabei schielte er liebevoll an dem treuen Vorposten seines Gesichtes entlang, soweit seinen großen, klaren Maleraugen etwas wie Schielen möglich war. Die Leute aber lachten zu solchen überaus ernsthaft vorgebrachten Schnurren und meinten, daß der Maler Balthasar Schnurrseckel seinen Namen doch nicht umsonst trage.

Meister Balthasar, oder, wie er nach ihrer Mundart hieß, Baltzer, lachte auch zu ihrer Meinung. Was er selber im stillen von den Leuten meinte, das begnügte er sich zumeist mit seinen Bildern zu besprechen, die ja als seine Kinder und Ernährer die nächsten dazu waren.

Auch an diesem sonnigen Maimorgen hatte er drei solcher stummen Zuhörer vor sich aufgestellt und unterredete sich mit ihnen sehr eingehend. Es waren drei Porträts. Das erste zeigte einen wohlbeleibten Herrn von einigen fünfzig Jahren, in prunkhafter städtischer Amtstracht, mit breitem spanischem Kragen und schwerer goldener Ehrenkette. Es war ein wenig geziert und steif gehalten, wie solche Bilder von ihren Originalen bestellt und von Meister Baltzer auch ohne Einrede geliefert wurden. Links von diesem zeigte sich in gleicher Größe das Brustbild eines schönen jungen Mädchens mit großen, lichtbraunen Augen und einem klugen Lächeln um die fein geformten Lippen. Es lag viel heiteres Selbstbewußtsein in diesen anmutigen Zügen, auch wohl für den Notfall ein gutes Teil Trotz, und diese beiden schätzbaren Eigenschaften schien die junge Schöne auch gegen die Mode geltend zu machen; denn in Tracht und Kopfputz hatte das vornehme Ceremoniell mit der Phantasie der Trägerin einen Ausgleich gefunden, der in den Augen minder anmutiger Damen vielleicht mehr von ihren Reizen als von standesgemäßer Schicklichkeit verriet. Um dies schöne Haupt über dem schlanken, von dem weit zurückgebogenen Spitzenkragen frei gelassenen Halse und den breiten, durch keine spanischen Puffen entstellten Schultern ganz neidlos zu betrachten, mußte man entweder keine Dame oder ebenso schön sein.

Meister Baltzer allerdings betrachtete das Bild mit einem Wohlgefallen, das mehr als bloße Künstlerbefriedigung war, und mit einem behaglichen Lächeln musterte er das Wappen, das er just heute in die linke obere Ecke beider Bilder gesetzt hatte. „Da steht's nun," brummte er, „und es ist gut, daß es dasteht; denn woran sollte es sonst ein künftiges Säkulum noch merken, daß die zwei wirklich zusammengehörten?" Aber sein Lächeln wurde fast bitter, als er sich dem dritten, kleineren Bilde zuwandte, das einen kräftigen graubärtigen Mann zeigte mit wunderlich strengen, vielgefurchten Zügen, angethan mit einem groben scharlachroten Mantel ohne Schmuck und modische Zuthaten. „*Den* freilich werden sie auch ohne Wappen erkennen," fuhr er fort und wandte sich seufzend dem offenen Fenster zu.

Auf dem Fenstersims stand neben drei zierlichen Spitzgläsern eine Karaffe, halb mit dunkelgelbem spanischem Wein gefüllt. Meister Baltzer schenkte sich ein Glas ein und

schlürfte es langsam mit Kennermiene in kleinen Schlücken aus; zwischendurch musterte er die Aussicht. Das Gemach lag hoch, wie es sich für eine Malerklause schickt, der Rat der Stadt hatte es ihm aus besonderer Gunst im obersten Stock eines Hauses eingeräumt, das vordem als Zeughaus und nun, in schwächeren Zeiten, als eine Art Rumpelkammer diente. Nur ein kleines Gärtchen mit blühenden Levkoien und blauen Schwertlilien gehörte zu dem Hause, dahinter aber erstreckte sich, vielfach durch Mauern zerteilt, ein weites Revier von Gemüsefeldern und Weingärten, untermischt mit baufälligen Häusern und Scheunen der hier wohnenden Ackerbürger, bis zu dem Zwinger hin, jenseits dessen über den übel erhaltenen altersgrauen Stadtmauern auf verlassenen Wällen ein Kranz von hohen, wild gewachsenen Bäumen aufragte, die Stadt wie mit einem Waldreif umziehend. Aus den Häusermassen, die das Pfahlbürgerrevier beidseitig umfaßten, ragten zwischen zahlreichen Kirchtürmen hier und da schlankere, stumpfdachige Türmchen auf, Wahrzeichen des patrizischen Standes ihrer Besitzer. Tauben umschwärmten sie, zogen ihre Kreise weiter und höher in der warmen Mailuft, bis sie ein lang gezogener Lockpfiff zur heimischen Turmluke zurückrief. Auf diesen Türmchen weilte Meister Baltzers Blick trotz ihres malerischen Aussehens minder zufrieden als auf den kümmerlichen Hütten und Häuschen der Ackerbürger. „Ja, wie sich die Zeiten ändern!“ brummte er mit spöttischem Lächeln. „Die Ahnen haben aus diesen Luken dem Feind und gelegentlich auch einander Bolzen und siedendes Pech um die Ohren geschickt, die feinen Enkelsöhnchen lassen ihre Täubchen daraus fliegen. Das Pech brauchen sie aber zwischendurch, um den Hexen einzuheizen, und so findet alles seine Bestimmung.“

Zwischen den mehr denn hundert großen und kleinen Kirchtürmen der frommen Stadt hob sich in diesem Stadtviertel einer durch seine massigen, von spitzem romanischem Turmhelm gekrönten Formen hervor; die dazu gehörige Kirche war vor fünfzig und mehr Jahren abgebrannt und durch einen kleineren Neubau an anderer Stelle ersetzt worden. Seitdem hieß der Turm der Sankt Martins-Feuerturm, oder einfach der Feuerturm; denn auf ihm hauste jetzt in einer nach allen vier Seiten mit Auslugfenstern versehenen Wohnung einer der drei städtischen Feuerwächter; von den beiden anderen wohnte der eine auf dem Rathausturm, der zweite auf dem breiten Turmstumpf der unvollendet und verwahrlost liegenden gotischen Domkirche. Diesen Wächtern lag es ob, beim ersten Anblick eines nächtlichen Brandes in ihrem Viertel mit Schlägen an die Feuerglocke ein für jeden von ihnen nach dem Rhythmus verschiedenes Signal zu geben und nach der Seite des Brandes eine brennende Fackel hinauszustecken, um die Richtung zu weisen. Auch mußte der Feuerwächter alle halbe Stunden in der Nacht ein Glöcklein läuten, dessen geller Klang den Bürgern die tröstliche Gewißheit gab, daß der Wächter wirklich wach sei; er konnte sich ja am Tage ausschlafen, wie die Eulen und Fledermäuse, zwischen denen er dort oben als einsame „Haustaube“ — dies war sein anmutiger Titel im Volksmunde — wohnte.

Meister Baltzer blinzelte eine Zeitlang nach dem Turme hinauf. Dann schüttelte er unzufrieden den Kopf. „Es ist jetzt vier Tage, daß ich den Raben nicht gesehen habe und seinen Herrn auch nicht. Sonst schlief der Hans nicht so fest. Mit seinem verwünschten Nachtglöckchen weckt er mich alle halbe Stunden pünktlich, aber wenn ich ihn selber einmal sehen will, so werde ich wohl die hundertsechzig Stufen hinaufklettern müssen. — Und wäre es auch nur um der Kuchen willen, die die alte Brigitt so lecker bäckt,“ fügte er schmunzelnd hinzu und schenkte sich ein neues Glas Xeres ein.

## Zweites Kapitel.

In diesem Augenblick wurde die Thür so ungestüm aufgestoßen, daß dem erschreckten Maler die Flasche fast entglitt. „Gott helf' dir, Junge,“ rief er ärgerlich dem Hereinpolternden zu, „tritt man so in ein ordentliches Zimmer?“

Der Gescholtene mußte ein paarmal Luft schnappen, ehe er antworten konnte. Es war ein hübscher, kaum zehnjähriger Bursch in Hemdärmeln, der Neffe der alten Frau, die in dem weitläufigen Hause eine Art städtischer Pfründe als Pförtnerin hatte und dem Meister Baltzer nebenbei als Stundenfrau diente. Endlich, da der

Meister dem Knaben wieder mit gewohnter Freundlichkeit zunickte, brachte er stotternd hervor: „Weil der — der gestrenge Herr Bürgermeister und seine Fräulein Nichte kommen! . . . Ach, Herr, ist die aber schön!"

„So?" fragte der Maler fröhlich. „Hat sie dich vorausgeschickt, um mir zu sagen, daß sie schön ist?" Und da der Knabe mit einem ernsthaften „nein" antwortete, schob er ihm lachend einige Pfeffernüsse in die Hand. Dergleichen hatte Meister Baltzer für kleine Freunde und Freundinnen immer im Vorrat. „So," sagte er, „deinen Botenlohn sollst du doch haben, Hendrice, aber nun stell' dich hübsch an die Thür da, und wenn du sie den Herrschaften öffnest, machst du einen Diener, siehst du, so!" Aber die Anleitung, die er dem Knaben dabei gab, indem er dessen Kopf und Rücken ein paarmal mit den Händen vor und zurück beugte, half doch nichts, denn als Hendricus die Thür geöffnet hatte und das vornehme Paar hereinschreiten sah, blieb ihm vor Verehrung der Bückling im Kreuz stecken.

Es war aber auch zu begreifen. Das schöne Fräulein hatte sich zwar diesmal nicht ganz so vornehm feierlich ausgeputzt, wie es auf dem Staatsbilde aussah, aber in seinem dunklen Gewand mit dem reichen Spitzenbesatz an Ärmeln und Hals, mit dem hohen, federbesetzten Hute und den schimmernden Spangen an Hals und Armen mußte es für Hendricus immer noch wie ein Gebild aus höheren Welten erscheinen, ganz abgesehen von der frischen Anmut seiner neunzehn Jahre und dem geheimnisvollen Schimmer, der die junge Erbin in den Augen reiferer und minder hemdärmliger Bewunderer umfloß. Was aber den dicken Bürgermeister betraf, der einstweilen sprachlos und heftig schnaufend in einem Armstuhl vor seinem eignen Bildnis saß, so mußte sich Meister Baltzer selbst gestehen, daß bei so vornehmen Herren der Maler unmöglich alle Würde wiedergeben kann, die sie vom Schneider empfangen haben.

Hendricus stand noch immer auf seinem Pagenposten an der Thür, mit den Augen verschlang er die himmlische Schönheit und mit den Zähnen schickte er sich eben an, die irdische Pfeffernuß zu verspeisen, ohne auf die Winke Meister Baltzers zu achten.

**Aus unserer Studienmappe:**



Birken. Nach einer Aufnahme von Dr. E. Blümel.

Aus unserer Studienmappe:



Studienkopf. Nach einer Aufnahme von Hauptmann Böhmer.

Als nun aber das schöne Fräulein sein Gespräch mit dem Meister unterbrach und sich jählings zu ihm wandte, blieb ihm vor Schreck die Pfeffernuß zwischen den blanken Schneidezähnen stecken, also daß er mit seinen roten Wangen und seinen runden, entzückten Augen aussah wie ein doppelsinniger Genius der Bewunderung und des Appetits. Das schöne Mädchen aber streichelte ihm mit der weißen Hand über die braunen Locken und geleitete ihn lächelnd mit einem freundlichen Gruße an die Mutter hinaus. Und nun mußte sich Meister Baltzer abermals seufzend gestehen, daß der Maler bei einem solchen Wesen unmöglich all die Anmut wiedergeben kann, die der liebe Gott hineingelegt hat — am wenigsten auf einem Staatsbilde für die Familiengalerie des Herrn Oheims.

Der Oheim hatte sich inzwischen mit Hilfe eines Glases Xeres wieder von den Mühen der Treppenbesteigung erholt und wußte nun viel Lobendes und Schmeichelhaftes für Meister Baltzer zu sagen. Er würzte seine Rede mit unterschiedlichen Stellen aus lateinischen und wälschen Schriftstellern; denn Herr Winand Aare von Mechter, derzeit erster regierender Bürgermeister, war ein sehr belesener Herr, und böse Zungen behaupteten, daß er in der Regierung verschiedener Städte vor Christi Geburt besser zu Hause sei, als in der Regierung seiner eignen Stadt. Als ihm gleichwohl einmal mitten in einem Ovidischen Verse das Gedächtnis ausging, fiel seine Nichte ein und brachte mit wohltönender Stimme das gelehrte Citat glücklich zu Ende. Das war eine von ihren Künsten; daß es nicht ihre einzige war, erwies sie alsbald, indem sie kurzer Hand nach Tafel und Kreidestift griff, um dem Meister Baltzer mit einigen sicher skizzierten Umrissen klar zu machen, warum ihr an ihrem Porträt eine Stelle in der Zeichnung mißfalle. Der Meister folgte freundlich, widersprach und widerlegte sie auch zuletzt. „Die Schülerin hat wieder einmal zu klug sein wollen," gestand sie mit einem Lächeln, das völlig frei von verletzter Eitelkeit war. „Sie macht aber dem Meister Freude," erwiderte der alte Maler vergnügt.

Herr Winand unterbrach ihr Gespräch. „Das hättet Ihr aber doch nicht thun sollen, Meister Baltzer," erklärte er stirnrunzelnd und deutete auf das dritte Bild. „Das schickt sich nicht."

„Was?" fragte Meister Baltzer ruhig. „Daß ich den Mann male?"

„Ach, davon haben wir ja schon ge-

redet," erwiderte Herr Winand ungeduldig. „Es ist Eure Sache, und wenn Ihr durchaus den unehrlichen Meister abmalen wollt, meinethalben. Ihr seid ein Künstler, und denen muß man ein paar Sparren im Kopfe mehr zugestehen als anderen Christenmenschen. Aber Ihr hättet das Bild nicht neben das meiner Nichte stellen sollen. Das Fräulein Mechthildis Aare von Mechter neben Meister Jobst Frauentrost, unserem Nachrichter — brr!"

Meister Baltzer lächelte ein wenig spöttisch. „Verzeiht, gestrenger Herr," antwortete er, „es ist nicht mit Fleiß geschehen. Ihr wißt, ein Maler stellt seine Bilder gern ins beste Licht und fragt wenig, wie sie zusammenkommen. So Ihr aber meint, daß die Unehrlichkeit sogar im Bilde und durch die Luft noch ansteckt, so können wir ja gleich hier dies zweizöllige Brett zwischen die zwei Staffeleien stellen."

„Wie und wo hat Euch denn Meister Frauentrost eigentlich gesessen?" fragte Mechthildis dazwischen.

„Ganz wie es sich schickt, natürlich," erwiderte der Maler mit vielem Ernst. „Es ist da eine Scheune gegenüber der Scharfrichterei, sie gehört einem Küster, also gewiß einem sehr ehrlichen Manne. In selbiger Scheune saß ich, Meister Frauentrost mußte sich in seinem roten Mantel gegenüber an die Grenze seines unehrlichen Gartens setzen, und quer zwischen uns durch ließ ich von dem Küster eine Reihe halber Citronen legen, wie man sie in der Pestzeit in der Hand trägt gegen die Ansteckung, wißt Ihr. Fertig gemacht habe ich das Bild allerdings hier nach meiner Gewohnheit. Glaubt Ihr, daß das noch zu unvorsichtig war?"

Mechthildis lachte, ohne etwas zu erwidern, der Oheim aber hob den Zeigefinger und sagte halb im Ernst: „Ihr seid ein schlimmer Gesell, Meister Baltzer, und ich will lieber nicht weiter untersuchen, wo Ihr den Kerl da wirklich gemalt habt und ob Ihr seine Behausung nur von der Küstersscheune aus kennt. Macht's mit Eurem Beichtvater ab, wenn Ihr wollt. Und das mit dem Fertigmalen der Bilder zu Hause, das ist auch so eine verwünschte Grille von Euch. Hättet Ihr die schönen zwei Bilder bei mir im Mechterhause gelassen, so brauchte ich heute Euere vierzig Stufen nicht heraufzuklettern. — Wozu will er denn überhaupt ein Bild von sich haben?"

„Vermutlich für seine Kinder," erwiderte Meister Baltzer gleichmütig. „Er wird wohl auch so eine Art Ahnengalerie haben. Die Frauentrost haben ja diesen angenehmen Posten schon seit achtundneunzig Jahren in Erbbesitz, wie er mir sagte."

„Hat der Mann Kinder?" fragte Mechthildis, die unterdes an einem Tisch Platz genommen hatte und in dem Skizzenbuch des Meisters blätterte.

„Zwei Töchter," berichtete Meister Baltzer. „Hübsche Mädchen — wenn man das vor Seiner Gestrengen Ohren von so unehrlichen Leuten sagen darf."

„Was wird aus ihnen?"

„Scharfrichtersfrauen — wenn sich ledige Scharfrichterssöhne um sie bewerben. Man hält bei diesen Leuten beinah so streng auf standesgemäße Partien wie bei den Ritterbürtigen. — Übrigens," fuhr Meister Baltzer fort, ohne das Erröten des Fräuleins bei seiner Auskunft zu beachten, „die Freier werden sich schon finden. Es ist ein fetter Erbposten, seit die Hexenprozesse in Schwung gekommen sind. Darum hat wohl auch Meister Jobst die vielen Runzeln im Gesicht; ich denke mir, er hat allemal eine mehr bekommen, wenn er wieder ein Weibsbild foltern mußte."

„Redet nicht so vermessen, Meister Baltzer," versetzte der Bürgermeister verlegen; „die Hexenprozesse sind von den gelehrtesten und vorsichtigsten Juristen und Theologen angelegt, und Papst Innocentius, der sie zuerst in ordentliche Form brachte, wird wohl besser gewußt haben als Ihr und ich, was für die Christenheit not ist. Übeigens sind sie in den ketzerischen Landen des Reiches beinahe überall auch. Es ist schrecklich, wie mächtig der Teufel ist."

„Jawohl," warf Meister Baltzer ein. „Es gibt welche, die haben alle Grade der Folter ausgehalten, ohne etwas zu gestehen. Und ganz junge Dinger darunter; beinah noch Kinder. Es hat ihnen aber doch nichts geholfen."

„Weil sie eben das Zeichen am Leibe hatten," erwiderte Herr Winand.

„Freilich," bestätigte Meister Baltzer und zog mit der trockenen Pinselspitze leise über das Porträt, als ob er dem Mann

im roten Mantel noch einige Runzeln mehr ins Gesicht setzen wollte. „Weil sie eben das Zeichen hatten."

„Ei, Meister, was habt Ihr denn da?" rief Mechthildis plötzlich und reichte ihm das geöffnete Buch hin.

Meister Baltzer blickte ein wenig verlegen auf das Blatt. „Mich dünkt, Ihr kennt dies junge Fräulein besser als ich selber."

„Ich sollt' es meinen," erwiderte sie. „Habt Ihr auch ein Recht, mich so hinterlistig zu konterfeien?"

Der Oheim war neugierig näher getreten. „Recht hübsch," meinte er, „aber nicht vornehm genug."

„Ich glaube, es ist sehr ähnlich," bemerkte Mechthildis nachdenklich. „Da sieht man doch einmal, wie man ohne all den Putz aussieht, im einfachen Hauskragen. Wie ist's, Meister, das Blatt trenne ich mir heraus?"

„Laßt mir's," bat Meister Baltzer, „später, wenn Ihr's einem Liebsten schenken wollt, soll er's haben."

Das Fräulein verzog die Lippen und blätterte weiter. „Und wer ist der junge Mann hier mit dem Milchbärtchen und den Krauslocken?"

„Das ist die Haustaube oben vom Martinsfeuerturm. Hans Maybrunner heißt er."

„Mir scheint, Ihr liebt es, Euere Bilder wunderlich zu ordnen," schmollte das Fräulein. „Wie habt Ihr denn den erwischt? Es steht doch keine Küstersscheune in der Luft vor dem Feuerturm?"

„So werde ich wohl hinaufgestiegen sein," erwiderte Meister Baltzer und schenkte dem Bürgermeister das dritte Glas Xeres ein. „Der junge Mann ist ja auch nicht ganz so unehrlich zu achten, wie der Meister Frauentrost, wenn er auch eines Leinewebers Sohn ist."

„Das wird ja immer schöner. Wie kommt der unehrliche Leinewebersohn auf den Turm?"

„Das kann ich dir sagen, Nichte," begann Herr Winand. „Als unsere alte Haustaube auf dem Feuerturm gestorben war — der Matheis Fischer, weißt du, es war ein ganz braver, stiller, wachsamer Mann. Du hast durch mich noch die zwei Bagdader Tauben von ihm bekommen — na, also da mußte die Witwe natürlich vom Turm herunter, vorausgesetzt, daß der Nachfolger sie nicht freien wollte. Es hätte sich aber wohl keiner gefunden, der die mit in den Kauf nahm, die alte Brigitt; denn sie ist wohl so alt wie unser Meister Baltzer hier —"

„Genau so alt," bestätigte der Maler. „'s ist eine Landsmännin von mir, aus dem Nassauischen. Ein braves Weib — bäckt die besten Apfelkuchen."

„Möglich," fuhr der Bürgermeister fort, „aber schön war sie nie. Na, eine gute Unterkunft war ihr ja kontraktlich sicher, im Altfrauenhaus; aber sie hielt an und jammerte, so tief unten halte sie es nicht mehr aus, sie wäre die Turmluft gewohnt. Da stellt sich auf einmal der Leinewebersohn ein, sagt, sein Vater wäre just gestorben — 's war ein Eingewanderter, draußen in einem von unseren Dörfern wohnte er — und er sei doch der Brigitte Schwesterkind, und wenn wir's mit ihm versuchen wollten, so bitte er um den Posten, so brauche die Tante nicht herunterzuziehen. Denn das sei er ihr doch schuldig. Und da —"

„Nun?" fragte Mechthildis, die während des Berichtes die Zeichnung immer aufmerksamer gemustert hatte.

„— da haben wir's eben gethan. Es ist jetzt zwei Jahre her, du warst damals noch bei deiner Muhme-Äbtissin in Marienforst. Hat ganz gut gegangen seitdem. Ein braver junger Bursch — auch ein recht hübscher Bursch. Nur ein bißchen verträumt, aber das kommt vom Weben, und bei dem Nachtwachen wird's nicht besser. Er hat einen zahmen Raben, mit dem soll er völlig reden wie mit einem Menschen. Der Meister Baltzer ist wohl öfter oben gewesen, der treibt sich ja überall herum."

„Was er als Maler auch muß," versetzte Meister Baltzer. „Sonderlich wenn eine so gute Apfelkuchen und dergleichen bäckt, wie die alte Brigitte."

„Ihr sollt mir nächstens einmal das Rezept dazu bringen," bemerkte Mechthildis freundlich lächelnd. Dann schloß sie das Buch nach einem letzten langen Blick auf die Zeichnung und erhob sich zum Aufbruch.

Draußen kreiste über dem Gartenrevier noch ein einzelner Taubenschwarm, anschei-

nend wenig bekümmert um die Pfiffe, die ihm von einem auffallend plump gebauten, verwitterten Rittertürmchen nachgellten.

„Das ist Euer Vetter, Junker Lambertus von Halveren," sagte Meister Baltzer mit spöttischem Behagen. „Merkwürdig, was die Tauben für eine Geduld mit ihm haben. Wie ist es, Fräulein, — Ihr habt ja auch zwei schöne Tauben, wißt Ihr, die silbergrauen, von dem alten Feuerwächter? Es sollen ja richtige holländische Botentauben sein. Wollt Ihr sie dem Herrn Vetter nicht schenken? Wo sind sie?"

„Auf dem Mechterhof draußen," erwiderte das schöne Fräulein wunderlich verwirrt. „Als ich zu Ostern dort war, lebten sie noch, möglich, daß sie sich unser Hofmeier inzwischen gebraten hat. Ich mache mir nichts aus den Tieren; aber für einen Narren wären sie mir doch zu gut." Sie deutete mit der Achsel verächtlich nach dem Fenster.

„Sprich nicht so gröblich von deinem Vetter," verwies sie der Oheim, „es sind schon Schlimmere mit der Zeit klug geworden. Lebt wohl, Meister Baltzer, — also morgen schickt Ihr die Bilder, es ist mir leid, daß sie so lange noch in der Gesellschaft von dem Rotmantel hier stehen. — Ach Gott, was ist das für ein schönes Wetter! Wenn es doch wenigstens heut abend regnen wollte, dann blieben die Leute zu Hause, und unsereins brauchte sich nicht mit der Angst zu quälen, daß die Junker und die Zünfte wieder aneinander geraten! — Wenn's doch hageln wollte!"

Als die beiden das Gemach verlassen hatten, blickte Meister Baltzer noch eine Weile nachdenklich auf die Bilder, dann ergriff er plötzlich mit einer raschen Bewegung die kleinere Tafel und stellte sie in eine Ecke, mit der Bildseite nach der Wand. „Es ist ein Unsinn," brummte er, „der alte Narr hat mich selber angesteckt mit seiner lächerlichen Ansteckungsangst. Und doch — wenn's mal auch hier so recht losgeht mit dem Verfolgungswahn, — ach Gott, es wäre zu schrecklich. Es sind so viele umgekommen, — weil sie das Zeichen hatten."

## Drittes Kapitel.

Herr Winand Aare von Mechter wußte, was er that, als er den Himmel anflehte, seinen lieben Mitbürgern die Maifreude gründlich zu verhageln. Es war eine unruhige Stimmung in der Stadt, und wenn das Wetter fortfuhr, mit seiner Freundlichkeit die angeborene Neigung zu unüberlegten Streichen in den Menschenherzen noch zu steigern, so konnten die Maitänze und Maitränke unfriedlicher verlaufen, als es sonst ihre Gewohnheit ist.

Nach dem Buchstaben der Verfassung hätte freilich von Streitigkeiten zwischen den „Junkern" und dem Volk schon seit zweihundert Jahren keine Rede mehr sein können. Denn reichlich so lange war es her, daß der Massendruck des kleinen Bürgertums die Herrschaft der edlen Geschlechter gesprengt und durch eine ganz demokratische Verfassung ersetzt hatte. Der geringste Handwerksmeister besaß, wofern nur sein Beichtzettel in Ordnung war, genau so viel Stimmrecht, Wahlrecht und Wählbarkeit, wie der vornehmste Patrizier. Allmählich aber hatte sich auf dem Boden dieser Verfassung doch wieder die schönste Aristokratie entwickelt, indem die führenden Männer und Familien des „Volks," sobald sie erst zur Teilnahme an der Macht gelangt waren, die Gesellschaft ihrer früheren adligen Gegner weit angenehmer fanden und sich gleich ihnen von der Menge hoffärtig abschlossen. Das neue Patriziat beherrschte ganz wie das alte die Stadt, vererbte seine Stellen im Rate und seine Anwartschaft auf den Bürgermeisterstab an Söhne und Vettern und versorgte die folgsamen Wähler mit der jeweils zweckmäßigen öffentlichen Meinung. Arbeitete sich einmal ein kleiner Mann durch Tüchtigkeit oder auch durch besonders eifrig bekundete Volksfreundlichkeit trotz allen Mißtrauens seiner Handwerksgenossen und Mitwähler hinauf bis in den Rat, so wurde er von dem vornehmen Element sehr bald aufgesogen, und die Spuren seiner demokratischen Vergangenheit waren bereits nach einigen Jahren kaum mehr mit der Lupe an ihm zu finden. Herr Winand erklärte sehr gelehrt, das sei im alten Rom mit dem patrizischen und plebejischen Amtsadel gerade so gewesen, der alte Sünder, Meister Baltzer, meinte sogar, es sei überhaupt der natürliche Verlauf der Dinge, und im ganzen ging es auch recht glatt. Zuweilen aber kam eine kleine Stockung in die Maschine, sei es,

Aus unserer Studienmappe:



Interessante Lektüre. Nach einer Federzeichnung von Georg Mayr.

weil wieder irgend ein begabter Mann, der noch nicht im Rate saß, seine Volksfreundlichkeit entdeckt hatte, oder weil sich eine einzelne Zunft durch irgend einen Ratsbeschluß in ihrem Gewerbsertrag geschädigt fand oder weil der Übermut eines der Regierenden die Herde bis zum Bewußtsein ihrer Macht gereizt hatte; manchmal auch war überhaupt keine bestimmte Ursache der Störung zu fassen, und die Menge wurde einfach unruhig, weil es ihr zu still war. Alsdann kam ein großes Rasseln und Quietschen in das ganze Uhrwerk, es wurde daran herumgedoktort und gefeilt, bis die unverständige Mehrzahl der anstrengenden Arbeit müde war und die sehr verständige, amtskundige Minderheit die alten, abgenutzten Zeiger wieder mit dem sanften Öl ihrer Weisheit, im Notfalle auch mit ein wenig Blut zu einem ordnungsmäßigen Gang gebracht hatte, bei dem sie allerdings nicht ganz eine Stunde in sechzig Minuten liefen und somit hinter der Zeit allmählich zurückblieben.

Die letzte größere Störung dieser Art war vor ungefähr fünfzehn Jahren gewesen, als Mechthilds Vater den Stuhl des ersten Bürgermeisters einnahm. Damals hatte die Schneiderzunft das Banner der Empörung erhoben; es war zu einem nächtlichen Tumult gekommen, und in diesem Tumult war der Bürgermeister versehentlich — von einem kurzsichtigen Stadtsoldaten — erschossen worden. Durch ein seltsames, sehr verwerfliches Mittel hatte alsdann der Amtsgenosse des Gefallenen die Ruhe wiederhergestellt, indem er der Aufregung des Volkes eine neue Richtung gab. Dieser Mann hieß Sebaldus von Halveren; er stammte aus einem der ältesten ritterbürtigen Geschlechter der Stadt, war mit den Herren von Mechter verwandt und wohl der vornehmste nach ihnen, jedenfalls der angesehenste unter den Patriziern, zudem galt er als sehr reich, da er es im Gegensatze zu den meisten Ritterbürgern nicht verschmähte, nach der Weise ihrer Vorfahren das ererbte Vermögen und Ansehen in ausgedehnten kaufmännischen Geschäften wuchern zu lassen. Beim Volke und der diesem entsprossten niederen Geistlichkeit stand er trotz seines kalten, wortkargen Wesens in hohen Ehren als ein Mann von musterhafter Frömmigkeit, da er keine kirchliche Schaustellung versäumte und vor der Welt einen fast mönchisch strengen Lebenswandel führte. Ihm war es geläufig, sich von der Menge scheinbar dahin drängen zu lassen, wohin er wollte; und so schien er nur der öffentlichen Meinung nachzugeben, als er sogleich nach dem Tode seines Kollegen die Untersuchung gegen einige alte Weiber von geringstem Stande einleitete, die durch H e x e n k ü n s t e das Gewehr des unglücklichen Schützen verzaubert und die Kugel auf den Bürgermeister gelenkt haben sollten. Damit öffnete er dem entsetzlichen Irrwahn, der damals den größten Teil der Christenheit beherrschte und auch in mehreren der Stadt benachbarten Staaten schon Hunderte von Opfern gefunden hatte, die Thore der Stadt; und vielleicht mochte er seine entsetzliche List vor sich selber mit der Erwägung entschuldigen, daß ja doch über kurz oder lang der Aberglaube auch ohne ihn eingedrungen wäre. Seinen Zweck erreichte er allerdings; aber der einmal angefachte Fanatismus ließ es nicht bei der ersten Anklage bewenden, und einige Jahre lang gab es für Folter und Scheiterhaufen in dem engen Gebiete der Reichsstadt viel zu thun. Uns fehlt in einer milder und alles in allem christlicher gesinnten Zeit die Kraft des Erzählens wie des Hörens angesichts der Greuel jenes Verfahrens, das weibliche Wesen jedes Alters unter der Form gerichtlicher, von der Kirche geheiligter Untersuchung der peinvollsten Ermordung nach unnennbaren Qualen und noch entsetzlicheren Ehrkränkungen aussetzte und, immerfort genährt durch Haß, Verleumdung, Habsucht und einen nicht selten bis zur Selbstbezichtung gesteigerten Wahnwitz, jeder noch Verschonten auf morgen das Ende androhte, das heute die Nachbarin ereilte. Alle oft geschilderten soldatischen Grausamkeiten in den Kriegen jener und der nächsten Zeit waren nur die Vorfrüchte des Hexenprozesses, wie ihn die gelehrtesten kirchlichen und weltlichen Richter angelegt hatten und durchführten. Kenner der Akten und Listen haben die Zahl seiner gerichtlichen Opfer bis auf neun Millionen Seelen berechnet. Gegenüber einer solchen Summe verschwindet allerdings der winzige Bruchteil, der davon, dank der Schlauheit des Bürgermeisters von Halveren, auf die Reichsstadt entfiel; auch griff die Verleum-

dung hier einstweilen noch nicht in die höheren Stände hinauf, sie begnügte sich mit der Vernichtung kleiner und wehrloser Seelen, und der Herr von Halveren mochte sich Glück wünschen, mit diesen unwichtigen Opfern das Aufregungsbedürfnis der Menge auf mehrere Jahre von der Politik abgelenkt zu haben.

Mechthilds Kindheit war von diesen Entsetzlichkeiten unberührt geblieben. Als ihr Vater fiel, befand sie sich bereits über ein Jahr bei ihrer Muhme, der Äbtissin des etliche Meilen von der Stadt belegenen Cistercienserinnenstifts Marienforst. Dorthin war sie nach dem frühen Tode ihrer Mutter, einer zarten, ängstlichen Frau, auf deren letzten Wunsch gebracht worden, und dort verbrachte sie ihre Kinderjahre unter sorgsamer, friedlich-frommer Pflege, bis sie in ihrem siebzehnten Jahre nach der Stadt, in das Haus des kinderlosen Oheims und Vormunds zurückkehrte. Sie waren die letzten ihres Geschlechtes. Das ganze große Vermögen, mit dem alten burgähnlichen Stammhaus in der Stadt und dem großen Gute, dem Mechterhof, draußen vor den Mauern sollte sich dereinst in der Hand des verwaisten, schönen Mädchens vereinen.

Es versteht sich, daß diese Aussicht das Benehmen ihrer jüngeren Standesgenossen ebenso stark beeinflußte, wie ihre Schönheit. Auf sie selbst aber wirkten die Aufmerksamkeiten, die man ihr in der neuen Umgebung widmete, ganz eigen. Im Stift war sie inmitten einer Welt friedlichen Wohllebens und Sichgenügenlassens aufgewachsen, in welcher sich eine gewisse zuversichtliche Frömmigkeit zwanglos mit jener ehrlichen Andacht zu den Künsten und den weltlichen Wissenschaften verband, die sich in diesen vornehmen Klosterverbänden als eine weibliche Errungenschaft der Renaissance erhalten hatte. Die Muhme-Äbtissin und ihre Chorfrauen bekümmerten sich so wenig um Hexenprozesse wie um Stadtrevolutionen. Sie sahen die Welt da draußen, von der sie ungemein wenig wußten, in einem überaus rosigen Lichte an, mit einer sinnigen Zufriedenheit, die einen Ton harmloser Schwärmerei nicht ausschloß. Es gab Feinschmeckerinnen unter ihnen, welche die Schönheit eines Virgilschen Idylls oder eines Correggioschen Gemäldes ebenso unbefangen zu genießen wußten, wie den Zauber einer frommen Kirchenmelodie. Aus dieser zufriedenen Welt war Mechthild nun in eine andere zurückgekehrt, eine Welt voll unruhiger Selbstsucht und überhöfischer, ängstlich berechneter Artigkeiten, zwischen denen doch immer eine gewisse begehrende Roheit durchzüngelte. Sie war klug genug, um zu wissen, warum sich diese Welt gerade ihr so geflissentlich von der anziehendsten Seite zu zeigen suchte; und während sie so mit frühreifem Verstande den Kreis der Standesgenossen, der sie umgab, und das Leben, das sie mitmachte, zu beurteilen und fast zu verachten begann, regte sich in ihrem jungen Herzen immer gewaltiger die dunkle Sehnsucht nach etwas Großem, Gesundem, Wahrem, etwas wirklich Verehrungswürdigem. Diesem inneren Zustande des Zweifels und der Unbefriedigung entsprach ihr Benehmen. Ihre zahlreichen Verehrer nannten das Kälte oder gar Gefallsucht, was doch im Grunde nur die Friedlosigkeit eines warmen, jungen Herzens war, das niemand hat, für den es schwärmen könnte. Ihr Oheim liebte sie mit aller väterlichen Fürsorge, deren seine bequeme, harmlos selbstsüchtige Seele fähig war, und sie erwiderte es mit kindlicher Dankbarkeit, aber zu einer wirklichen inneren Gemeinschaft fehlte diesem Verhältnis doch alles; es beruhte ausschließlich auf der Gemeinschaft des Blutes und des Standes, ohne jede Veredlung durch freie Freundschaft der Herzen. Den alten Meister Baltzer, der sie schon als Kind abgemalt und auf den Knieen gehalten, achtete sie sehr, sie freute sich jedesmal, wenn er auf seinen Wanderfahrten wieder in der Stadt oder draußen auf dem Mechterhofe auftauchte, um ihre künstlerischen Versuche in zwanglosen Lehrstunden zu prüfen und weiterzubilden. Solange ihre Unterhaltung sich dabei um äußere Dinge drehte, schreckte sie die spöttische Art des Alten um so weniger, da sie selber gerne einer verwandten Neigung nachgab; manchmal aber kam es ihr vor, als ob die Ironie des Meisters auf sie selbst und ihre heimlichsten Empfindungen ziele, und in solchen Augenblicken wäre sie vor dem bloßen Gedanken zornig errötet, ihm freiwillig ihr Herz zu öffnen. Freundinnen hatte sie nach Mädchenart viele, aber keine Vertraute. Schließlich waren ihr nach manchen Tagen jener vornehmen,

inhaltlosen Geselligkeit, die sie wie eine standesgemäße Pflicht betrachtete und mitmachte, die liebsten Stunden die, welche sie allein mit sich, ihren Studien und ihren Träumereien verbrachte.

Seit einiger Zeit — seit der Rückkehr von ihrem Osterausflug nach dem Mechterhof — schien sich diese einsiedlerische Neigung in ihr noch gesteigert zu haben, und der Morgenbesuch beim Meister Baltzer hatte ihre Stimmung nicht gebessert. Gleichgültig, fast verdrießlich beantwortete sie die Fragen der Zofe, in welchem Kleid und Schmuck sie auf dem Maifest am Abend zu erscheinen gedenke. Das ganze Fest schien ihr fast ebenso unbequem zu sein wie ihrem Oheim. Dieser stellte noch immer seine Hoffnung auf einen dauerhaften frostigen Regen, der sich unversehens einstellen und mit den Junkern auch die unzufriedenen Zünftler — diesmal waren es die Brauer und die Bäcker — vom abendlichen Ausgang abschrecken werde. Aber der Himmel verweigerte ihm diesen Polizeidienst. Überaus warm und sonnig blieb das Wetter, es lockte die Bäcker aus ihren dunstigen Backstuben und regte die Brauer an, schon früh am Nachmittag reichlich vom Werke ihres Fleißes zu kosten, während die jungen Patrizier schon in ihren Festgewändern stolzierten und den jüngeren Teil der Gegenpartei mit galanten Blicken nach Bürgerstöchtern und Mägden noch mehr reizten. Herr Winand sah ein, daß sich die Obrigkeit diesmal selbst helfen müsse. In aller Eile versammelte er den Ratsausschuß zu einer geheimen Sitzung, der auch die Hauptleute des Stadtmilitärs beiwohnten. Alsdann stieg er seufzend in seine Sänfte und ließ sich durch den lauen, von allerlei aufregenden Liedern und Rufen belebten Abend heimtragen, um Mechthildis abzuholen. Sein bester Trost war noch, daß Herr Sebaldus von Halveren auch in diesem Jahre wieder als zweiter Bürgermeister waltete. Der hatte ja vordem schon einmal den Tumult zu stillen gewußt, und Herr Winand war einer von den bequemen Leuten, denen die Anerkennung fremder Geschicklichkeit leichter fällt, als sich selber anzustrengen.

## Viertes Kapitel.

Das Brautlaufhaus, wo sich die patrizische Gesellschaft heute zum Maitanz versammelte, war ein prächtiger Bau mit hohen Treppengiebeln, den der Rat vordem in reicheren Zeiten auf allgemeine Unkosten errichtet hatte, um dort städtische Prunkmahle, Bälle und vornehme Hochzeiten zu feiern. Es war ein schöner, großer Festsaal darin mit schachbrettartig eingelegtem Parkett, und dieser Saal füllte sich jetzt mit einer solchen Menge farbiger Gestalten, daß es selbst dem von der Musikantenbühne aus zuschauenden Meister Baltzer fast zu bunt vor den Maleraugen wurde. Die schönen jungen Patrizierinnen mit funkelndem Geschmeide an den rosigen Ohren und weißen Hälsen suchten einander zu überbieten an Pracht und Farbenreiz ihrer festlichen Hülle, und das ist ja auch heutzutage noch so, nur daß unsere vornehme Mode bei solchen Festen auch Arme und Schultern nach dem Abhärtungssystem behandelt und den hierdurch gewonnenen Kleiderstoff an irgend einer überraschenden Stelle des Kostüms ablagert. Damals aber hoben sich die anmutigen Frauen und Jungfräulein nicht von einem ernsten Hintergrunde von Waffenröcken und trauerfarbigen Fräcken ab, vielmehr erschienen sie in all ihrer Pracht doch nur wie bescheidene Wiesenblumen zwischen der Farbensymphonie ihrer männlichen Begleiter. Wenn Meister Baltzer in diesem lebendigen Regenbogenspiel nach einem Ruhepunkte suchte, so mußte er sich schon mit dem breiten Rücken Herrn Winands begnügen, dessen dunkle Fläche wenigstens nur durch den vier Zoll breiten Scharlachbesatz und die dicke goldene Kette unterbrochen wurde. Er stand just zwischen seiner Nichte Mechthildis und ihrer Freundin Johanna Reynolds, einer munteren, etwas rundlichen, goldhaarigen Schönheit in himmelfarbenem Gewand, und Meister Baltzer verschwieg es dem neben ihm sitzenden Ratskapellmeister nicht, daß ihm der Herr Bürgermeister in diesem Augenblick vorkomme wie eine Hummel zwischen einem roten und einem blauen Schmetterling. Wie aber verblaßte der Farbenschimmer dieser Schmetterlinge gegen die beiden, die ihnen zu galantem Gespräch gegenüberstanden! Jobst Kannemann war der eine, — sein Geschlecht gehörte noch nicht lange zur Gesellschaft, erst sein Vater hatte gefunden, daß die Kannemanns nunmehr genug Gold aus der Braupfanne ge-

münzt hatten, um den Bierbrauerschurz mit dem schwarzen Ratsmantel zu vertauschen, und so konnte man es dem Junker Jobst nicht verargen, daß er sein junges Wappen recht deutlich zur Schau trug und die ungeschlachte Gestalt in ein Gewand zwängte, das ganz mit gestickten goldenen, zweischwänzigen Löwen auf dunkelblau und rot gestreiftem Grunde besät war. Neben ihm aber stand oder vielmehr ließ sich hängen ein unendlich hagerer, spitzknochiger Jüngling mit einer langen, spitzen Nase in dem bartlosen Gesicht und glatten, langsträhnigen, semmelblonden Haaren; das war der Junker Lambertus Halveren von der Kaulen, des Bürgermeisters einziger Sohn. Er war kaum drei Jahre älter als Mechthildis und teilte mit ihr das Schicksal, überall Aufsehen zu erregen, nur in verschiedenem Sinne; die Frauen lächelten über seine Erscheinung und entsetzten sich vor seiner Fistelstimme, und die Bürger pflegten seine geistigen Vorzüge mit dem Erfahrungssatze abzuthun, daß ja die höchsten Häuser immer unter dem Dach am dürftigsten ausgestattet seien. Nur sein Vater teilte den Irrtum vieler schlauen Männer, in einen dummen Sohn verliebt zu sein. Er war sogar ein wenig eitel auf ihn, und wenigstens das nahm Lambertus, der von Haus aus ein ganz gutmütiges Geschöpf war, als gehorsamer Sohn von ihm an. Somit legte er auch etwas an seine äußere Erscheinung, und noch nie hatte er sich so gefallen wie heute, in einem himmelblauen Wams von spanischem Schnitt mit feuerfarbenen Schlitzen an den gelben Ärmeln, dazu weiter abwärts einem unförmlich ausgestopften Kleidungsstück mit grünen und roten Puffen, aus denen sich dann plötzlich ganz unvermittelt die langen, von grauen, spanischen Tricots umschlossenen Beine erstreckten. Johanna Reynolds lobte seine

**Aus unserer Studienmappe:**



Wegmacher Hansel. Nach einer Aufnahme von Hans Wabeck.

Erscheinung sehr, sie erklärte ihm, er sehe aus wie ein Storch, der sich als Papagei verkleidet habe, und es sei ein erfreulicher Anblick. Dann ließ sie sich von dem löwenbesäten Jobst Kannemann zum Reigen leiten, und während Junker Lambertus noch in seiner Seele nach einer geistvollen Wendung suchte, um seine Base Mechthildis um die gleiche Ehre zu bitten, hatte diese bereits die Hand ihres Oheims ergriffen, der sich mit einem Seufzer der Ergebung in die für seine Wohlbeleibtheit nicht mehr ganz mühelose Auszeichnung schickte. Und feierlich, in einem Mittelstand zwischen langsamem Schreiten und mäßigem Hüpfen, zog der künstlich verschlungene Reigen zu der Weise eines von Geigern und Zinkenisten begleiteten Liedes durch den Saal hin, an dem einsamen, verkleideten Storch vorüber.

Mißmutig verließ er den Saal und schlotterte ins Erdgeschoß, wo der Ratswirt an solchen Abenden drei Trinkstuben bereit hielt, eine große rechts für die Diener, Fackel- und Sänftenträger der Herrschaften, eine kleine Hinterstube links für die Herren vom Rate und daneben eine größere Vorderstube für sonstige Standespersonen. In dieser nahm Junker Lambertus Platz, um bei einem einsamen Glase Malvasier über sein Mißgeschick zu trauern. Er hatte sich doch so fest vorgenommen, heute abend Mechthildis und Johanna Reynolds durch wohlabgewogene Verteilung seiner Huldigungen ein wenig aufeinander eifersüchtig zu machen, weil er gehört hatte, daß dies die Neigung der Mädchen schüre! Und nun ließen sie ihn von vornherein beide links liegen. Aber man sollte ihn noch kennen lernen. Vorab die Base Mechthildis mit ihrem Hochmut. Für die nächste Zeit war er fest entschlossen, sich überhaupt nicht mehr nach ihr umzusehen. Mochte sie dann selber fühlen, wie weh das thut; vielleicht daß er der Reuigen später edelmütig entgegenkam — aber nur ja nicht zu früh!

Zur selben Zeit saß in der hinteren Stube der Bürgermeister Sebaldus von Halveren vor einem Becher herben roten Weins, den er am liebsten trank, und gab seinen Gedanken Audienz, während er scheinbar dem politischen Gerede einiger Ratsherren aufmerksam folgte. Er überließ es seinem Kollegen, beim Tanze die Obrigkeit galant zu vertreten, während er selber auf dem Posten blieb, um für einen allfälligen Volkstumult die sorgfältig von ihm vorbereiteten Maßregeln zu leiten. Seine Gedanken trafen übrigens ganz seltsam mit denen seines Sohnes zusammen. Auch er dachte an Mechthildis, er dachte nebenbei daran, daß ihr Oheim ein fetter lebenslustiger älterer Herr sei, vollblütig und kurz von Atem, und das Ergebnis seiner Rechnung war ebenfalls, daß sein Lambertus und die Nichte Mechthildis wohl zusammenzubringen seien — aber noch nicht, nur ja nicht zu früh!

Unterdes hatte Lambertus in der Vorderstube Gesellschaft erhalten, andere junge Herren von Stande, die einen freundschaftlichen Umtrunk dem Tanze vorzogen, sei es, daß sie die eine unter den vielen just nicht finden konnten, oder daß sie überhaupt schon zu blasiert für so gewöhnliche Galanterien waren. Sie zechten, schwatzten und zogen besonders über das unverschämte Handwerksvolk her, das nie Ruhe gebe, bis man es einmal gehörig unter den Daumen nehme. Plötzlich aber scholl in ihr lärmendes Gerede noch lauterer Lärm von der Straße her, und als sie neugierig und thatendurstig hinausstürzten, fanden sie dort bereits eine ausgedehnte Rauferei vor, die zum Mittelpunkt auffallenderweise ein großes auf einem Handkarren liegendes Bierfaß hatte.

Etliche ehrsame Meister von der Brauerzunft wollten den Bäckern auf deren Zunfthaus einen Besuch abstatten zwecks gemeinsamer Weiterberatung, und als Gastgeschenk führten sie auf einem von kräftigen Bräuburschen bedienten und eskortierten Karren, gewissermaßen auf ihrem Bannerwagen, ein ziemliches Faß Märzenbier mit. Leider aber ging ihr Weg durch die Gasse, an welcher das Brautlaufhaus lag, und hier waren sie mit einigen Nachtwächtern und herrschaftlichen Dienern aneinander geraten. Durch das Erscheinen der jungen Kavaliere gewann das aristokratische Princip einstweilen die Übermacht, gleichzeitig aber zeigte sich von der anderen Seite der Gasse ein Trupp Bäcker, die ihren Freunden zu Hilfe eilten. Unter den Bräuknechten war einer, der sich durch so große Gemütsruhe wie Körperstärke auszeichnete, in der Hand hielt er einen ungeheueren steinernen Deckelkrug, der ihm zur Labung und Wehr diente, in-

dem er immer umsichtig den Krug zum Munde führte und dann wieder einem Gegner an den Kopf stieß, zuweilen aber auch einen Verwundeten ohne Unterschied der Partei daraus tränkte. Als dieser starke Mann die bunte Gestalt des Junkers Lambertus erblickte, stutzte er einen Augenblick, trank und reichte den Krug dem Junker mit den Worten hin: „Proficiat, Herr Stieglitz!"

Lambertus von Halveren war wirklich sehr gutmütig und ohne kriegerische Neigung, aber in diesem Augenblicke wallte doch so etwas wie ein letzter Rest vom Blute seiner ritterlichen Ahnen in ihm auf, er zog seinen kurzen Galadolch und stürzte auf den starken Mann los. Der aber parierte den Hieb mit seinem Kruge, so daß die Klinge absprang, dann stülpte er den Krug vorsichtig über seines Gegners Haupt um: es mochte immer noch eine Maß Bier darin gewesen sein.

Diese Unthat aber entflammte den Zorn der Junker, und nun wurde das Gefecht wirklich ernstlich, zumal auch von beiden Seiten der Gasse wie andererseits aus dem Brautlaufhause den beiden Parteien immer neuer Zuwachs kam. An den hohen Fenstern des Tanzsaales drängten sich die Frauen und Jungfrauen, Hals und Haupt sorgfältig mit Tüchern gegen die Nachtluft geschützt und mehr neugierig als entsetzt, denn ihre Nerven waren Schlimmeres gewohnt, und bei einem Bürgerkampfe auf deutschem Boden hatte die Frauenehre nichts zu befürchten. Zwischen Mechthildis und Johanna Reynolds stand Herr Winand und versuchte vergebens den Knäuel der Kämpfenden durch die Künste seiner Beredsamkeit zu entwirren; ein Zipfel von Mechthildis rotseidenem Tuch flatterte über seinem kahlen Haupte. Auf einmal leuchtete das Tuch wie eine Flamme auf im Widerschein eines grellen Lichtes, das sich von obenher über den Kampfplatz ergoß. Der Bürgermeister Sebaldus von Halveren hatte zwei auf dem Dache inmitten großer zinnener Wasserbütten — der Feuergefahr wegen — stehende Pechfackeln anzünden lassen. Das war das Zeichen, das er für alle Fälle mit dem auf dem Rathause bereit stehenden Stadtmilitär verabredet hatte.

Die Bürger kannten die Bedeutung dieses Zeichens nicht, erstaunt blickten sie auf, es ward einen Augenblick ruhig, so daß Herr Winand Hoffnung auf Gehör fand. Plötzlich aber brummten durch seine Worte drei tiefe Glockentöne, immer und immer in demselben Takte wiederholt. Vor der unheimlichen Bedeutung dieses Zeichens verstummte der Streit völlig, die Hände sanken und die Gesichter wandten sich einander ängstlich fragend zu. Da scholl von dem Fenster neben Herrn Winand scharf und schneidend die helle Stimme des Meister Baltzer herunter: „Schämt euch, Herren und ehrsame Bürger, in solcher Stunde zu hadern! Vertragt euch und rettet! Hört ihr's nicht? Das kommt vom Martinsturm. Es brennt!"

Und im nächsten Augenblicke wälzte sich die Menge, Junker und Bürger durcheinander, im Sturmschritt die Gasse hinunter, dem Martinsturme zu. Nur etliche Herren vom Rate und die herrschaftlichen Diener blieben bei den Frauen zurück, deren Entsetzen jetzt weit größer war als vorher.

Als die Menge auf dem nächsten freien Platze anlangte — sie hatte sich inzwischen um eine Abteilung heranmarschierender Stadtsoldaten vermehrt, ohne dadurch an Ordnung zu gewinnen — richteten sich aller Augen nach der plumpen Turmmasse auf, die von hier aus zu sehen war.

Die Fackel vor der Wächterstube wies nach der Richtung hin, aus der sie eben gekommen waren.

Und immerzu brummten die dumpfen Schläge des Glockenhammers von dem Turme herüber.

Ein Teil der Menge verlief sich jammernd. Es waren die Leute, nach deren Wohnsitzen die Fackel hinwies; hilfsbereite Freunde und Verwandte ihnen nach. Andere aber eilten weiter dem Turme zu. Man mußte doch wissen, wo es denn eigentlich brannte.

Der große Platz vor dem Turme, wo vordem die Kirche gestanden, war schwarz von Menschen. Man rüttelte an der Turmpforte, sie war verschlossen, das Schloß mußte aufgebrochen werden. Als es endlich gelang, stürmten ein Dutzend Männer mit Laternen die Treppen hinauf; allen voran, mit merkwürdiger Behendigkeit, Meister Baltzer.

Atemlos harrte die Menge ihrer Wiederkehr. Die Feuerglocke war verstummt.

Plötzlich erlosch auch die Fackel unter einem kräftigen Guß, ein Regen von Wassertropfen stäubte herunter, und einer der Kundschafter, den leeren Eimer im Arme haltend, rief einige Worte herab; aber sie zerflatterten im Winde unverstehbar. Zugleich aber stürzte ein anderer aus der Thür und rief mit lachendem Gesicht: „Nirgends brennt es! Der Feuerwächter hat den Lärm vor dem Brautlaufhaus für Brandlärm genommen!“

Während die Menge ihm noch mit unendlichem Lachen und Johlen dankte, polterten seine Genossen hinter ihm die Turmtreppe herunter und riefen: „Er ist fort! Der Feuerwächter ist ausgerückt! Schon seit vier Tagen! Die alte Brigitt ist diese vier Tage unser Feuerwächter gewesen! Der Meister Baltzer sitzt oben bei ihr und tröstet sie!“

Und endlich erschien auch der Maler, ein altes, überaus häßliches Weibchen an der Hand führend, schwenkte sein Barett und rief: „Leute, das ist sie, die heute nacht groß Unglück verhütet hat mit ihrem blinden Lärm!“

Da brach der fröhliche Beifall in doppelter Stärke wieder los, und ein paar Trommler von den Stadtsoldaten mußten dem Bürgermeister Winand erst Gehör schaffen. „Ehrsame Bürger!“ rief er von der Vortreppe des Turmes aus. „Dies ist fürwahr ein gelinder Ausgang. Nun geht nnd schlaft euch aus, oder wenn ihr das vorzieht, zecht, soviel ihr wollt, nur bitte ich mir aus, in Fried' und Eintracht. Der Rat zahlt die Zeche, und allen Beschwerden soll thunlichst Abhilfe werden. Wir werden den Morgen nicht herankommen lassen, bis wir alles untersucht haben!“

Herr Sebaldus von Halveren aber fügte, zu einem Offizier der Stadtsoldaten gewandt, mit seiner trockenen Stimme bei: „Alles soll untersucht werden. Auch dieser seltsame Feuerlärm, der uns ja so weit zupaß kam, und das Verschwinden des Wächters. Drei Mann auf den Turm und niemand hereinlassen. Die Alte bringt einstweilen aufs Rathaus in sicheres Verwahrsam. Wir werden sie selber genau verhören.“

## Fünftes Kapitel.

Am folgenden Morgen stieg die Sonne heiter und aufmunternd über der Reichsstadt empor; aber sie fand ein anders gestimmtes Geschlecht. Die politischen Zwistigkeiten waren wieder einmal beigelegt. Der Rat hatte sich noch in der Nacht mit den Zünften ausgeglichen und ihre Forderungen zumeist bewilligt; einige Haupthähne waren obendrein mit einem Brocken Regierungsherrlichkeit kirre gemacht, und bei den übrigen sorgte der Katzenjammer, vielfach auch eine gehörige Gardinenpredigt ihrer Frauen dafür, daß sie einstweilen genug hatten. Dazu aber kam eine große Neuigkeit, die den verlorenen politischen Aufregungsstoff reichlich ersetzte: die alte Brigitte Fischerin, des vorlängst und hoffentlich selig verstorbenen Feuerwächters eheleibliche Witwe, war als eine greuliche Hexe überführt worden.

Einstweilen allerdings nicht überführt, nur angeklagt. Aber für die Auffassung der Bürger floß das zusammen, und diese Auffassung entsprach durchaus dem sinnreichen Gange des Hexenprozesses, nach welchem ein hartnäckiges Leugnen der peinlich Verhörten einem Geständnis gleichzuachten war: denn, so begründeten die gelehrten Väter der Prozeßordnung diesen merkwürdigen Grundsatz, wenn die Angeklagte gesteht, so ist sie schuldig, und wenn sie leugnet, so kann dies nur durch Hilfe und auf Anraten des Teufels geschehen, der sie wider die peinliche Befragung unempfindlich macht: also ist sie dann erst recht schuldig.

Die alte Brigitte hatte in dieser Nacht den Wandel der Menschengunst erstaunlich tief erfahren müssen. Als sie, halbtot vor Müdigkeit und Schrecken, aus ihrem Turme trat, war sie mit einem Sturme heiteren Beifalls empfangen worden, dem ihre Nerven kaum mehr gewachsen waren; eine halbe Stunde später saß sie in einem anderen Turme hinter Schloß und Riegel, und als sie nach dreistündigem Warten aus diesem geführt wurde, um in einem feierlich erleuchteten Saale vor den Schranken einer in schwarze und scharlachne Mäntel gehüllten Ratsversammlung Bericht zu erstatten, hätte sich kein Mensch wundern dürfen, wenn sie der Sprache nicht mehr mächtig gewesen wäre. Statt dessen hatte sie einen Bericht gegeben, der sich in der Form ganz klar, inhaltlich aber freilich sehr wunderbar erwies. Ihr entschwundener



Studienkopf. Nach einem Pastell von Frieda Ehrhardt.

Neffe Hans Maybrunner sei allezeit ein Träumer gewesen. Anstatt den Tag über zu schlafen, habe er ganze Nachmittage über den Büchern gesessen, die noch von ihrem seligen Manne da waren, und dann habe er wieder stundenlang auf seinem Waldhörnchen musiziert oder mit seinem zahmen Raben über das, was in den Büchern stand, diskutiert wie mit einem Menschen, oder er sei in tiefen Gedanken auf und ab gelaufen i seinem Turmgelaß wie in einem Käfig. „Sonderlich hat er viel von einem Buche geschwärmt, worin geschrieben stehe, wie eine gefangene Prinzessin ihrem Ritter durch eine Taube Botschaft sendet und ihn herbeiruft. Es gibt ja solcher Schnurren mehr aus der alten Zeit. Er hat es mir vorgelesen, bis ich mir die Ohren zuhielt, und dann hat er mit dem Raben drüber geredet und hinausgeschaut über die Stadtmauern hinaus und gerufen: Ha, wenn mir die Botschaft käme! Wenn ich so gerufen würde! und solches Zeug mehr. Und eines Tags, vorigen Dienstag war's, ich hatte gerade wieder gebacken, da kommt er und sagt, er habe die Botschaft erhalten, die Taube habe sie ihm gebracht, und er müsse nun fort, durchs Severinsthor und weiter, der Taube nach. Gar nicht beruhigen hab' ich ihn können, so hab' ich ihm schließlich gesagt: In Gottes Namen, so geh', aber wart' bis zum nächsten Quatember, da ist dein Lohn bei den Herren fällig, und mir ist es auch recht; denn, ihr Herren, ich bin doch schon recht schwach in den Beinen, und ich muß sagen, daß mir das Altfrauenhaus jetzt lieber wäre als der hohe Turm. Aber am zweiten Tag drauf in der Früh, es fing kaum an hell zu werden, da steht er auf einmal vor meinem Bett, ganz fertig, mit dem Raben auf der Schulter, und sagt: ‚Muhme, jetzt muß ich fort! Sie ist gestern wieder da gewesen und hat gemahnt, und es ist etwas in mir, das drängt mich fort und läßt mir keine Ruhe mehr hier oben. Bringt dem Herrn Bürgermeister die Schlüssel und haltet Euch gut; so Gott will, bin ich bald wieder da!‘ Und da ich mich noch besinne, da war er schon fort. Ich auf und angezogen und will schon zu Seiner Gestrengen, aber wie ich mir vorstelle, was der dazu sagen wird, da läuft's mir siedig übern Rücken, und ich getrau' mir's nicht. Wart' einen Tag, sag' ich zu mir, der kommt schon wieder, und im Notfall kannst du auch die Wache halten, hast's ja manche Nacht für den Matheis selig gethan. Und so hab' ich mich einen Tag um den anderen weiter gefürchtet und eine Nacht um die andere weiter gewacht, aber gekommen ist er nicht. Bis diese Nacht, da seh' ich auf einmal überm Brautlaufhaus zwei Flammen aufsteigen, — Herr Gott im siebenten Himmel, denk' ich, da brennt's! Und stecke die Fackel aus, und dann an die Glocke und den Hammer gerührt und immerzu so, bis die Männer kamen. Und nun möcht' ich bloß wissen, wo der arme Narr sich herumtreibt."

Dieser Bericht, den die alte Brigitte in ihrer oberländischen Mundart höchst treuherzig vortrug, hatte für Ratsherrenohren immerhin einiges Überraschende mehr als für einen Dichter oder Gemütsarzt. Wenn aber zu jener Zeit etwas überraschend erschien, so fand sich immer wenigstens einer, der die Sache ganz einfach mit einem Wort erklärte. Der Bürgermeister Sebaldus war es diesmal nicht, — ein junger Ratsherr, der seine Dummheit sonst standhaft in Schweigen hüllte, rief das Wort aus: „Wenn das keine Hexerei ist!" Als die alte Brigitte das schreckliche Wort hörte und sah, wie sich verschiedene der Herren bekreuzten, fiel sie in Ohnmacht, und mit dieser verdächtigen Handlung hatte sie eigentlich schon ihr Schicksal besiegelt. Während etliche mitleidige Ratsknechte ihr draußen im Vorzimmer wieder auf die Beine halfen und sie mit einigen Bissen labten, schossen drinnen im Saale die Verdachtsgründe gegen sie auf wie Fliegenpilze in einer warmen Septembernacht, und nun war es allerdings der Bürgermeister Sebaldus, der die unverhoffte Entdeckung eifrig und umsichtig ausnutzte. Als der Morgen graute, war die Brigitte Fischerin bereits zu sicherem Gewahrsam im sogenannten Hexenkeller, über der Folterkammer, an den Stadtfron Meister Frauentrost ausgeliefert und hatte die bestimmteste Aussicht, binnen kurzem noch eine Treppe tiefer zu gelangen; denn so viel stand bereits so gut wie fest, daß sie ihren Neffen erstlich durch den Raben, der ein verkappter Buhlteufel gewesen, an sich gelockt und nunmehr durch denselben Raben „gesterbt" und den toten Leichnam

fortgeschafft hatte, und zwar in der Walpurgisnacht! Für eine solche Hexenthat lagen verschiedene ganz gleiche Präcedenzfälle vor, darunter einer aus dem benachbarten kurfürstlichen Gebiete; ein Ratsbote war bereits mit der Bitte um Überlassung der Akten unterwegs. Im Laufe des Tages aber sammelte sich eine große Anzahl weiterer Inzichten gegen das alte Weiblein an, und es war noch nicht das Schlimmste darunter, daß sie während der jüngsten Kinderseuche verschiedene kerngesunde Kinder auf dem Markte oder in Kramläden angesehen und gestreichelt hatte, die dann noch selbigen Tages von der Seuche angesteckt und bald darauf gestorben waren.

Die ganze Stadt sprach davon, und der Bürgermeister Winand Aare von Mechter sprach auch mit dem Meister Baltzer davon, als ihm dieser nach dem Mittagsmahl seine beiden Bilder brachte. „Da seht Ihr, wie wunderlich es sich oft ändert in der Welt, Meister Baltzer. Gestern noch oben auf dem Feuerturm, sozusagen die höchste in der ganzen Stadt, und heute unten im Hexenloch. Aber es gibt freilich der Beispiele viele für solchen Lucifersstur̈z. Schon die alten heidnischen Dichter wissen vieles davon zu erzählen."

„Ja wohl," versetzte Meister Baltzer, „die Menschen sind allezeit wunderlich miteinander umgegangen. Ihr nehmt das Ding wie ein Gelehrter, gestrenger Herr, und sozusagen als Philosoph. Aber ich muß sagen, mir ist etniges noch nicht klar. Ist es denn auch sicher, daß dieser Hans Maybrunner mit seinem verwünschten Raben die Stadt nicht einfach zu Fuß und durch das Severinsthor verlassen hat, wie es ihm seine verrückte Abenteuerlust eingab?"

Der Bürgermeister sah ihn überrascht an. „Wo denkt Ihr hin, Meister Baltzer? Alsdann müßten ihn doch unsere Thorwächter gesehen und aufgehalten haben. Die haben aber ausdrücklich bezeugt, daß sie sich keiner strafbaren Unachtsamkeit schuldig gemacht haben. Wie hätte auch ein Kerl mit einem Raben auf der Schulter soldatischer Wachsamkeit entgehen können?"

„Na," murrte Meister Baltzer, „was diese Wachsamkeit betrifft —! Ich bin auch schon ein paarmal zwischen Nacht und Morgen zum Mechterhof durch das selbige Thor hinausgezogen, ohne daß mich die Kerle anhielten."

„Weil sie es Euch ansahen, daß Ihr einen Freipaß habt. Nein, davon kann keine Rede sein. Denkt nur, was das wieder für ein Geschrei unter den Zünften gäbe, wenn die Wachsamkeit städtischer Thorwachen in Frage gestellt würde! Unsereins hat ohnedies Schererei genug, und ich bin nur froh, daß ich mit der weiteren Untersuchung nichts zu thun habe. Zum Glück hat mein Vetter Sebaldus von Halveren heuer den Vorsitz in Malefizprozessen."

„Der wird's schon ausrichten," versetzte Meister Baltzer. „Aber bei alledem, gestrenger Herr, wenn die alte Brigitte nun doch unschuldig wäre, solltet Ihr Euch ihrer nicht annehmen?"

„Ich weiß nicht, was Ihr wollt," erwiderte Herr Winand sehr verdrießlich. „Ihr seid gerade wie meine Nichte, die hat mir schon bei der Morgensuppe mit Seufzen und Bitten in den Ohren gelegen, und jetzt sitzt sie in ihren Gemächern und schmollt, Ihr seht ja, nicht einmal Euere Bilder können sie herunterlocken. Was geht Euch und sie und mich das alte Weib an? Es hat ein jeglicher genug für sich selber zu sorgen in der Welt."

„Das ist gewiß," gab Meister Baltzer zu. „Ich zum Beispiel muß wieder einmal wandern, und ich darf denn wohl gleich von Euch Urlaub nehmen, gestrenger Herr. Der erlauchte Graf zu Nassau braucht meine Kunst in Diez, und ich kann es ihm nicht weigern, maßen er doch mein erster Landesherr war."

„Es gefällt mir nicht, daß Ihr euch so viel mit dem ketzerischen Herrn abgebt," bemerkte Herr Winand. „Aber schließlich, es ist Eure eigne Sache, und die Kunst ist frei, das habe ich in Welschland gelernt, und Ihr seid ja auch dort gewesen. Wie lange wollt Ihr denn dort bleiben?"

„Für's erste nur ein paar Tage. Wenn ich aber mit dem erlauchten Herrn eins werde, gehe ich wohl zum Sommer wieder hin, auf etliche Monate wenigstens. Ich werde mir alsdann dort ein Häuslein mieten, und eine Haushälterin brauche ich auch dazu; denn es taugt einem Maler nicht, wenn er zu viel an der Herren Tafeln herumschmaust."

„Nun," sagte Herr Winand gutmütig,

„so geht mit Gott und hütet Euch vor Erkältung und Hexenwerk."

Mechthildis war während dieses Gesprächs nicht zum Vorschein gekommen; aber als Meister Baltzer die Gemächer ihres Oheims verlassen hatte, fand er draußen eine Zofe, die ihn zu ihrer Herrin hinausbat. Er kannte schon den Weg zu dem Wohngemach Mechthilds, das vor Zeiten ihrer Mutter angehört hatte; er kannte auch die einzelnen Stücke der prunkvollen, alten Ausstattung bis zu dem zierlich geschnitzten Betpulte in der einen Ecke. Das war alles unverändert geblieben; andere Dinge aber waren mit der neuen Herrin eingezogen, die man sonst nicht gewohnt war, in den „Schmollstuben" der jungen vornehmen Reichsbürgerinnen zu finden: eine kleine Staffelei, etliche Reihen dickleibiger Bücher in ungeheuer soliden Einbänden und sogar ein kleines Schreibepult mit silberbeschlagenen Fächern.

Mechthildis sah blaß und betrübt aus; ihre Augenlider waren gerötet, und es war sehr unrecht von dem alten Meister, daß er sich erst mit wortreichen Wendungen über ihre fast allzu gelehrten Studien ausließ und schließlich sogar ein Buch aus der Reihe zog, um zu sehen, was sie denn studiere. „Ach so, die alten Dichterfabeln aus den ritterlichen Zeiten," sagte er, indem er sie ganz eigen anlächelte, „wo die Helden so kühn und die Mägdlein so minniglich waren und fromme Tauben Botschaft trugen von einem zum anderen? Nehmt Euch in acht, hochgeneigtes Fräulein, ich fürchte, das paßt nicht mehr in die Zeit, und man kann Ungelegenheiten damit machen."

„Laßt das," sagte Mechthildis errötend, „was Ihr von der Sache denkt, will ich wissen."

„Von den Fabeln da? Ei, ich denke, es sind ergötzliche Phantasien —"

„Von der — der Hexengeschichte," unterbrach sie ihn fast schluchzend. „Ihr habt mir doch selber von der Alten erzählt und von dem —"

„Ich?" fragte Meister Baltzer sehr erstaunt. „Ich gebe mich nie mit Hexen ab. Bin ihnen noch nie begegnet. Den Teufel habe ich schon öfters getroffen, — Ihr wißt, was das Sprichwort sagt: Maler, Frauen, Pfaffen und Teufel, die mischen sich in alles, — und so treffen sie auch einander. Und es kann ja sein, daß der Teufel sich die alte Brigitte holt. Herr Sebaldus von Halveren wird schon das Seine dazu thun. Vielleicht nimmt ihm der Teufel auch die Mühe ab. Aber thut nur nicht so," setzte er hinzu und faßte sanft die Hand Mechthildis, „seht Ihr, der Teufel hat heutzutage Auswahl, warum sollt' er just die Ältesten holen? Und wenn Ihr hört, daß er sie doch unversehens geholt, so denkt in Gottes Namen, daß er sie nicht gleich zu seiner Großmutter gebracht hat. Vielleicht hat er sie nur irgendwohin versetzt, wo es auch ganz nett ist, um sich von ihr Apfelkuchen backen zu lassen; aber sagt's niemand, daß Ihr so freundlich vom Teufel denkt, und nun gebt mir günstigen Urlaub, denn ich muß abreisen zu meinem gnädigen Herrn zu Diez, der noch keine Hexe in seinem Ländchen hat verbrennen lassen und es auch ferner nicht thun wird."

Es mußte etwas eigen Beruhigendes in dem Blick liegen, mit dem der alte Maler diese wunderlichen Reden begleitete, denn das schöne Fräulein sah ihn fast schalkhaft lächelnd an, und als er sich verabschiedete, schaute sie ihm mit so dankbaren Blicken nach, wie sie seit ihrer Äbtissin-Muhme keiner mehr von ihr verdient hatte. Ihr Abendgebet an diesem Tage war länger, und ihr Schlaf kam später als sonst. Es waren aber viele geringe Frauen in der Stadt, die in dieser Nacht gar keinen Schlaf fanden, weil sie sich mit Schaudern erinnerten, daß die alte Brigitt auch mit ihnen oftmals gesprochen und ihren Namen oft genug grüßend genannt hatte, um ihn auch unter der peinlichen Befragung einmal unversehens zu sprechen — und sie damit als Mitschuldige zu bezeichnen.

## Sechstes Kapitel.

Früh morgens um sieben Uhr sollte die Befragung der Hexe beginnen. Die Kommission freute sich sehr über die Vorsicht, mit der Meister Frauentrost das Hexenloch verwahrt hatte. Drei Schlösser, alle drei zu mehrerer Sicherheit vorher im Dom mit Weihwasser besprengt, lagen vor der schweren eisernen Thür. Aber als die Thür endlich ächzend aufsprang, da befand sich's, daß der Teufel doch noch

mächtiger ist als alle menschliche Vorsicht. Er hatte doch Eingang gefunden, — ein empfindlicher Schwefeldampf zeugte noch von seinem Besuch. Von der Hexe aber war nichts zu sehen. Der Teufel hatte sie geholt, — vermutlich durchs Rauchloch; denn die starken Eisengitter vor dem einzigen kleinen Fenster waren unversehrt. Nun konnte sich Meister Frauentrost auch den schrecklichen Lärm erklären, den er in der Nacht gehört zu haben versicherte.

Der Fall war merkwürdig genug, — Prozeß gegen die alte Brigitt war nun aus der unterirdischen Verhörkammer, in der schon die Sessel für die Kommission und die Werkzeuge für Meister Frauentrost und seine Gesellen bereit gestanden hatten, ganz in das Gebiet der wissenschaftlichen Erörterung versetzt. Die Bürger verhandelten ihn in ihren Trinkstuben, die gelehrten Juristen und Theologen in dickleibigen Schriften und Gegenschriften. Die Ordensprediger und Pfarrer der Stadt wetteiferten in Dankpredigten, worin sie

**Aus unserer Studienmappe:**



Ehemaliger Turnierhof, jetzige „Alte Münze“ in München. Nach einer Aufnahme von L. Schreiber.

insofern er sich vor der Untersuchung ereignet hatte und auch der Körper der Hexe verschwunden war. Denn das war leider nichts Ungewohntes, daß eine peinlich Befragte plötzlich unter der Folter starb, und in solchen Fällen war es anerkannt, daß der Teufel die Seele geholt hatte, weil er ihren weiteren Geständnissen vorbeugen wollte. Hier aber hatte der Böse die Vorsicht noch weiter getrieben. Es blieb nichts übrig, als den Fall als ein „schätzbares Präcedens“ zu den Akten zu nehmen. Der der gottesfürchtigen Bürgerschaft Glück wünschten, weil der Böse, ohnmächtiger Versuche müde, sie zugleich von seiner und seiner Dienerin Anwesenheit befreit habe. Meister Frauentrost konnte seine schaurigen Werkzeuge einstweilen wieder wegpacken, ohne daß die Furchen in seinem Antlitz sich um eine vermehrt hatten.

Man war schließlich ganz zufrieden mit diesem Ausgang. Für einen anziehenden Gesprächs- und Vermutungsstoff war ja auch so gesorgt, und es hatte sogar seine

Vorzüge, von einer Hexe zu reden, die selber nichts mehr aussagen konnte. Übrigens erstreckte sich die allgemeine Befriedigung auch auf vornehmere Kreise. Mechthildis verriet ein stilles Vergnügen über die diabolische Unterbrechung des Prozesses, das ihren Oheim zu der inneren Bemerkung veranlaßte, seine Nichte habe doch noch zartere Nerven, als er gedacht; in der Regel pflegten die jungen Patrizierinnen nicht so viel Schauder vor der Thatsache zu empfinden, daß ein verdächtiges altes Weib ordnungsmäßig „torquiert" werden sollte. Aber ihm selbst, Herrn Winand, war die Sache auch ganz recht. Von dem natürlichen Widerwillen, der ihm bei seiner Nichte auffiel, war seine gutmütige Seele auch nicht frei; zudem gab es in dieser Seele eine Ecke, in welcher ein starker Zweifel gegen die völlige Zuverlässigkeit des peinlichen Prozesses lebte, wenn auch Herr Winand ebensowenig wie andere vorsichtige Politiker seiner Zeit daran dachte, sich durch Äußerung dieses Zweifels unangenehme Tage zu machen.

„Alles in allem bleibt es ein merkwürdiger Fall," meinte er, als er ungefähr vierzehn Tage nach dem Ereignis mit Meister Baltzer in seinem Saalgemach auf dem Mechterhof beim Frühtrunk saß. Der alte Maler war tags zuvor von seiner Reise zurückgekommen und auf dem Mechterhof bei Herrn Winand eingekehrt, — nur auf eine halbe Woche, dann wollte er für längere Zeit nach Diez übersiedeln. Mechthildis verweilte noch in der Stadt, heute aber wollte sie auch ihren Landaufenthalt beginnen.

Es war ein schöner sonniger Maimorgen. Draußen in dem Ziergarten des Fräuleins blühten die ersten Rosen, vereint mit ihrem Dufte zogen durch das offene Fenster die Lieder der verliebten Vögel, die in den Kirschbäumen und Fliedersträuchern ihr Hochzeitsglück besangen, und von fern her, aus dem alten Buchenwalde, klang sogar der Ruf eines Kuckuks herüber. Der saß aber schon auf kurfürstlichem Gebiete und versorgte das städtische nur im Nebenamt mit seinem Rufe.

Meister Baltzer hatte während der Auseinandersetzungen seines Wirtes nachdenklich ein Bild betrachtet, das an der gegenüberliegenden Wand des Gemaches hing. Das Bild stellte ein junges Mädchen von überaus anmutigen und fast allzu zarten Formen dar, in bräutlichem Schmucke. Es war das Porträt von Mechthildis' Mutter, Meister Baltzer hatte es vor beinah zwanzig Jahren vor seiner zweiten Reise nach Welschland gemalt, und ungeachtet alles dessen, was er angeblich auf dieser Reise gelernt, hielt er es für sein bestes Bild.

„Ja," bemerkte er jetzt, „natürlich ist's ein eigner Fall. Der Pater Ignatius Kleutermann aus dem Jesuitenkolleg drüben in Eurer Stadt will ja ein besonderes Buch darüber schreiben, und wie ich den Mann kenne, wird es ein tiefes Werk werden."

„Das wird es gewiß," erwiderte Herr Winand mit einem fast verschmitzten Lächeln, „aber alles weiß der kluge Pater Kleutermann doch auch noch nicht, wenn er auch eine Autorität in Hexensachen ist, seit er vor zwanzig Jahren bei dem ersten Massenbrand im Kurfürstlichen drüben die richtige Form und Stelle entdeckt hat, mit der der Teufel seine schlimmsten Gefährtinnen am Leibe zeichnet. Denn seht Ihr, Meister Baltzer, — ganz unter uns und weil ich weiß, daß Ihr schweigen könnt —: das weiß der Pater Kleutermann doch nicht, daß der Kerl, der Hans Maybrunner, wirklich und wahrhaftig an jenem Morgen mit seinem Raben aus unserer Stadt gegangen ist!"

Meister Baltzer nahm diese Mitteilung so gelassen auf, daß der Bürgermeister beinah böse wurde. „Woher wißt Ihr denn das, gestrenger Herr?" fragte er.

„Man sollte es Euch eigentlich gar nicht sagen," erwiderte Herr Winand. „Ihr thut ja doch, als ob Ihr alles von selbst wüßtet. Auch wärt Ihr der einzige, der es außer dem Rate erführe, — doch ja, meiner Nichte hab ich es auch erzählt, und so will ich's Euch denn auch in Gottes Namen verraten. Es ist jetzt zehn Tage her, da faßten uns die Gewaltdiener ein paar fahrende Spielleute ab, die sie am Wall beim Kaninchenfang erwischt hatten. Und die Spitzbuben ließen mir aus dem Gefängnis bestellen, sie wüßten eine wichtige Sache, die sie mir aber nur gegen Freilassung gestehen wollten. Na, schließlich nahm ich sie mir mit Beistimmung meiner Kollegen vor, und da berichteten sie, daß sie einem jungen Kerl, so und so angethan

mit einem Raben auf der Schulter und einem Waldhörnchen am Bande, drüben im Kurfürstlichen am ersten Mai begegnet seien; und das sei ja wohl am Ende der verschwundene Feuerwächter gewesen, von dem die ganze Stadt spreche. Sie hätten damals just von ihrer Bande Abschied genommen, die weiter ins Reich, dem Oberland zu, zog, und der habe sich der Kerl dann angeschlossen, weil er denselben Weg habe. Gesprochen hätten sie selber nicht viel mit ihm, nur sich erkundigt, wie man denn am besten ungeschoren in die Stadt komme; er habe ihnen gesagt, er sei einfach durchs Severinsthor gegangen, aufgehalten habe ihn niemand, und somit hätten sie auch diesen Weg genommen und seien auch ungefragt hereingekommen. Und das war auch ganz natürlich; denn seht Ihr, der Thorgraf ist schon seit vier Wochen auf einer Wallfahrt unterwegs, und die zwei Halunken von Stadtsoldaten, die damals den Posten in der Severinsthorburg hatten, die hatten just am Abend vorher den Namenstag ihrer Frauen gefeiert, die alle zwei auf den christlichen Namen Walpurgis getauft sind, und um ihren Rausch ungestört auszuschlafen, hatten sie einfach das Thor offen gelassen. Das haben wir aber erst später herausbekommen."

„So, so," machte Meister Baltzer und schlürfte bedächtig an seinem Weine. „Ihr habt doch eine köstliche Sorte in Eurem Keller, gestrenger Herr! — Und was hat denn der hochweise Rat mit diesen Entdeckungen angefangen? Habt Ihr dem Durchbrenner nachspüren lassen?"

„Wo denkt Ihr hin, Meister Baltzer?" versetzte der Bürgermeister. „Das wäre eine hübsche Geschichte geworden, wenn die Zünfte davon Wind gekriegt hätten, wie der aus der Stadt gekommen ist. Und dann — wozu sollten wir ihm nachspüren? Uns liegt doch nichts an dem Kerl. Nein, wir haben die zwei fahrenden Burschen einfach schwören lassen, daß sie die Sache verschweigen würden, und dann sind sie mit einem Gulden Zehrgeld über die Grenze gebracht worden. Die zwei Turmsoldaten werden schon reinen Mund halten, übrigens hat sie der Rat natürlich von dem Posten weggenommen und wieder unter die Truppe gesteckt, unter Erhöhung zu Gefreiten, weil sie doch Weib und Kinder haben und der Sold nicht so hoch ist wie die Trinkgelder am Thor. Aber weshalb ich Euch die Geschichte erzählt habe: seht, geholt hat der Teufel die Alte ja nun einmal, und er wird auch wissen, weshalb; aber wenn der Hans Maybrunner jetzt wirklich da draußen im Reich herumstrolcht, so war das doch am Ende wahr, was sie uns damals erzählt hat. Und das weiß der Pater Kleuiermann nicht. Im übrigen, wie ich Euch schon sagte: mir ist es recht, daß der Teufel kurzen Prozeß gemacht hat, denn es ist ein widerwärtiges Ding mit den Malefizsachen, wenn sie auch fast in aller Herren Ländern, rechtgläubigen und ketzerischen, im Schwange sind, und ich wollte, mein Vetter Sebaldus hätte sie nie bei uns aufgebracht."

„Amen," fügte Meister Sebaldus hinzu. „Ich wollte, es wäre ein Ratsbeschluß, was Ihr da sagt, gestrenger Herr. Auch um des Rates willen. Denn es ist leichter ein Ding aufbringen als aufhalten, und wer steht Euch Herren dafür, daß der Verdacht nicht auch einmal von den alten Bettelweibern und Turmwächterwitwen auf Eure eigne Hausfrauen und Töchter überspringt?"

Herr Winand ließ seinen Becher sinken und sah den Maler maßlos erstaunt an. „Ihr seid ein Narr, Meister Baltzer. Seht Euch einmal gefälligst das Wappen auf Eurem Sessel da an, meint Ihr, daß irgend ein albernes Geschwätz den Namen einer trüben werde, die ein solches Wappen führt? Ihr seht Gespenster!"

Meister Baltzer lächelte bitter. „Mit dem Gespenstersehen ist es eine eigne Sache, gestrenger Herr. Ihr seid ja belesen, die Geschichte von der heidnischen Prophetin Kassandra kennt Ihr doch? Die sah auch Gespenster, die Leute wollten es ihr nur nicht glauben. Und was diesen ehrwürdigen Aar hier auf Euren Stühlen angeht, er ist zwar sehr schön geschnitzt und man merkt ihm seine vierhundert Jahre schon am Stil an, aber meint Ihr, daß die Volksmeinung, wenn sie einmal im Fieber ist, sich viel an ein Wappen kehrt? Der Bischof zu Bamberg hat es auch gemeint, als er so fleißig wider die Hexen und Zauberer im Volke arbeiten und ihrer dreihundert und etliche verbrennen ließ, dreizehn Brände nacheinander; aber zum vierzehnten Brand

holten sie sich die Hexen schon aus seiner Hofburg, und zuletzt hat er es miterleben müssen, wie sein siebzehnjähriger Neffe und letzter Blutsverwandter als Zauberer aus sonderlicher Gnade mit dem Schwerte gerichtet ward, weil er zu viel in den Büchern las und das Teufelszeichen an seinem Leibe trug, das kleine braune Mal unter der linken Achsel, ganz nach Kleutermannscher Vorschrift, zunächst dem Herzen. Und nun, gestrenger Herr, merkt wohl auf: was würdet Ihr sagen, wenn es Euch genau so erginge wie dem Bischof?"

In jähem Schrecken fuhr Herr Winand von dem Sessel auf. „Was wollt Ihr damit sagen, Meister Baltzer?" rief er keuchend.

„Was Ihr daraus verstanden habt," erwiderte der andere leise. „Sie hat das Zeichen."

„Woher wißt Ihr das?"

Meister Baltzer schwieg und blickte nach dem Bilde hin.

„Ah," seufzte Herr Winand, und indem er das Bild betrachtete, fügte er beklommen hinzu: „Ihr waret immer ihr Vertrauter, Meister Baltzer."

„Ich verstehe Euch," antwortete der alte Maler. „Ihr meint, was ich von jener dort über ihr Kind weiß, brauchen nicht viele sonst zu wissen, und ich glaub's auch. Ja, ich war ihr Vertrauter. Und, gestrenger Herr, wenn Ihr auch eben noch so stolz auf das Wappen da wieset, so laßt Euch doch sagen, es ist nicht oft ein Vertrauen so teuer erworben worden wie dieses. Ihr wißt wenig, wie einem armen verwachsenen Kerl zu Mute ist, der unversehens merkt, daß er sich so recht von Herzensgrund just in die verliebt hat, die ihm die Unerreichbarste ist. Als ich das Fräulein von Hernoth, Eures Bruders Braut, für ihren braven Bräutigam malen mußte, da habe ich das Bild da mit meinem Herzblut gemalt, und drum ist es mein bestes geworden. Ein anderes Bild aber, noch ein viel besseres, hatte ich mir von ihr behalten, in meiner armen Seele; was ich diesem Bilde in tausend Schmerzen gelobt, das hab' ich rein und redlich gehalten, und darum war ich ihr Vertrauter vor anderen und durfte es sein. — Genug davon. Ihr wißt, wie sorgsam sie darauf hielt, daß sie des Kindes immer selbst wartete und es keiner dienenden Magd überließ, und Ihr wißt nun auch weshalb. Und selbst, wenn die eine oder andere darum wüßte, — 's ist ja nicht schlimm und denkt kein Mensch daran, solange der Hexenruf schweigt. Aber alsdann, — wenn's erst so weit ist, daß jedes alte Weib denkt: weißt du keine mehr, die mit dabei gewesen sein kann —"

„Meister Baltzer, quält mich nicht mit Eurer schrecklichen Phantasie," stöhnte Herr Winand. „Es ist zu greulich. Wie, um Gottes willen, kommt Ihr nur darauf, es mir jetzt zu sagen, wo Ihr so lange geschwiegen habt?"

Meister Baltzer überlegte einen Augenblick, dann stand er auf und versicherte sich, ob die Thüren fest im Schloß seien. „Ich will Euch auch etwas im Vertrauen erzählen, was der Pater Kleutermann nicht weiß," begann er leise, nachdem er wieder Platz genommen. „Ihr waret ja bei dem einzigen Verhör der Brigitt zugegen, und Ihr habt ganz recht, sie hat damals die Wahrheit gesagt. Aber nicht die ganze Wahrheit. Das Wichtigste hat sie mir vorher gesagt, — oben auf dem Turme, — und wenn Ihr wollt, könnt Ihr mich jetzt verhaften, denn ich hab' ihr geheißen, es vor euch Herren zu verschweigen: nämlich daß die Taube, die den Unglücksmenschen fortlockte, eine von Eurer Nichte Mechthildis war. — Ja, sagt noch nichts, es kommt noch mehr. Seht einmal hier."

Mit zitternden Fingern faßte Herr Winand das winzige Ding, das ihm Meister Baltzer hinreichte. Es war ein ganz schmales, seidenes Blättchen, in eine Federspule gedreht, darauf stand zierlich wie mit Nadel geschrieben ein Verschen:

„Ich steh allein, wer holt mich ein,
Wer holt mich von dem heißen Stein?"

Verständnislos blickte Herr Winand auf die kaum lesbar kleine Schrift. „'s ist ein Kinderreim; die kleinen Mädchen singen ihn seit etlichen Jahren beim Spielen," murmelte er.

„Stimmt, gestrenger Herr," antwortete Meister Baltzer. „Sie singen ihn, wenn sie Hexe und Freier spielen. Das heißt, eines, die Hexe, steht auf dem Scheiterhaufen und singt den Reim, und dann kommt ein andres und singt:

Ich will, ich will dein Ritter sein,
Ich hol dich von dem heißen Stein.

Das ist dann der Ritter, der holt sie aus

den Flammen, befreit und freit sie. Die jungen Edelfräulein in den Klosterschulen schreiben das Verschen auf einen Ball und werfen ihn, die ihn fängt, darf Ritter sein und bekommt ein Pfand von der Hexe oder einen Kuß. Alles Kinderspiel. Kinderspiel auch, wenn so ein junges verträumtes Fräulein einmal in seiner Einsamkeit hier auf dem Mechierhof das Verschen vor lauter Langeweile und Verdrehtheit in eine Federspule dreht und seinen Tauben an die Schwanzfeder klebt, wie es die Holländer mit ihren Brieftauben thun —"

„Meister Baltzer!"

„Und Zufall, wenn die Tauben nach ihrem früheren Schlag hinfliegen und dort eine just einem verträumten, halbverrückten jungen Gesellen in die Hände fällt, der in dem Verschen eine himmlische Offenbarung sieht —"

„Aber nun hört auf, Meister Baltzer!" rief der Bürgermeister und faßte ihn mit beiden Händen am Arm. „Was soll das alles?"

„Das soll weiter nichts, gestrenger Herr, als daß die alte Brigitt am Morgen, nachdem ihr würdiger Neffe fortgelaufen, auch eine Taube abgefangen und in ihr die eine von dem Pärchen erkannt hat, das ihr Mann weiland dem Fräulein geschenkt. Und daß sie, nachdem sie das Tier vermutlich abgedreht, um es zu braten, beim Rupfen das Ding da an der Schwanzfeder fand. Glücklicherweise kann sie nicht lesen. Und daß, wenn nicht der Teufel — ich wollte sagen, wenn ich ihr nicht erst Schweigen geboten und nachher der Teufel sie schleunigst der Neugierde Eurer Kommission entrückt hätte, der Meister Frauentrost ihr vermutlich notgedrungen und, wie ich zu seiner Ehre annehmen darf, wider Willen die Geschichte entlockt hätte. Was aber aus einer solchen Kinderei alles in einem Hexenprozeß werden kann, das brauche ich Euch nicht zu sagen, gestrenger Herr. Spätere Zeiten werden darüber ungläubig lachen, aber ich meine, unsereinem vergeht das Lachen bei dem Gedanken."

Herr Winand Aare von Mechter saß eine Weile schweigend, die rundlichen Hände fest zusammengeballt. Als der Maler das Blättchen wieder an sich nahm, griff er danach. „Es ist besser, wenn es bei mir bleibt," sagte Meister Baltzer kurz, wickelte das Blättchen wieder in die Spule und barg beides in seiner Brusttasche.

„Habt Ihr — ich meine, weiß sie —?" begann Herr Winand endlich.

Der Maler schüttelte den Kopf. „Durch mich nicht, — und auch Ihr dürft sie nichts davon merken lassen," sagte er. „Von allem nichts, versteht Ihr, gestrenger Herr? Sie hat genug Gewissensbisse ausgestanden, da sie aus dem Bericht der Alten erfuhr, was der Zufall aus ihrem kindlichen Spiel gemacht. Also Ihr schweigt, und das bitte ich Euch mir bei dem Bilde dort zu geloben."

„Ich gelobe es," sprach Herr Winand. „Meister Baltzer, was habt Ihr mir heute aufs Herz gelegt! — Aber, —" er blickte den Maler ängstlich an, — „die Brigitt?"

„Ei, Herr," sagte Meister Baltzer verwundert, „die hat ja der Teufel geholt!"

Herr Winand lächelte trübe. „Ich glaube, den Teufel kenne ich jetzt, und Meister Frauentrost kennt ihn auch," sagte er und ergriff die Hand des Malers. Es war, als ob er noch etwas hinzufügen wollte, aber der Alte bewegte abwehrend den Kopf, und so sahen sie sich nur lange schweigend in die Augen.

„Geht, geht, gestrenger Herr," sagte Meister Baltzer, „mich dünkt, ich höre Eurer Nichte Wagen auf den Hof fahren, vielleicht wäre es Euch lieber, wenn Ihr Euch zuerst etwas von unserem gelehrten Gespräch erholt, ehe Ihr sie begrüßt."

Herr Winand neigte seufzend das Haupt und verließ schweren Schrittes das Gemach. Der Maler blickte ein Weilchen zu dem Bilde auf, welches jetzt im breiten Sonnenstrahl aufleuchtete. Endlich stand er auf und zog bedächtig den Vorhang des Fensters halb zu. „Das Licht ist zu heiß," murmelte er, „es beißt einem ordentlich in den Augen."

Dann ging er, Mechthildis zu begrüßen, die ihm auf dem Flur entgegenkam, strahlend von Jugend, Anmut und wahrhaft herzlicher Freude, als ob sie den liebsten Verwandten in dem kleinen, grauhaarigen Manne begrüßte.

### Siebentes Kapitel.

Durch das wildschöne Thal der Eltz wanderte am letzten Sonntag dieses

Aus unserer Studienmappe:



Sizilianer. Nach einer Aufnahme von W. von Gloeden-Taormina.

denkwürdigen Maimonds ein junger schlanker Bursche der Mosel zu. Er trug ein sehr bescheidenes Felleisen, dazu an der linken Seite in lederner Hülle ein kleines Waldhorn, und ein großer Rabe flatterte ungeschickt, mit gestutzten Flügeln, neben ihm her, mit aller verdrießlichen Geschäftigkeit, deren ein Rabe fähig ist. Die blauen Augen des Jünglings aber lachten in sorgloser Wanderlust, und sein frisches Gesicht mit den roten Lippen unter blondem Milchbärtchen blühte wie eine Mairose.

Das war Hans Maybrunner, dessen Geschick zur selben Zeit den Pater Kleutermann und verschiedene andere Gelehrte so lebhaft beschäftigte. Während sie sich über seine vermeintliche Höllenfahrt fast um den Verstand stritten, hatte er auf seiner Wanderfahrt den Verstand so ziemlich wiedergefunden.

Einen halbverrückten Träumer hatte ihn der Meister Baltzer im Ärger genannt; und nichts Besseres war er auch, als er an jenem Morgen nach der Walpurgisnacht unter dem Bogen des Severinsthores herschritt. Eine gewisse Anlage zum Grübeln und Träumen hatte er vom Vater geerbt; denn der alte Leineweber war einer von den Stillen im Lande, die sich äußerlich der herrschenden Kirchenmeinung fügten, um ganz für sich ihre Privatreligion zu pflegen. In seiner nassauischen Heimat hatte er die reformierten Predigten gehört und seinen Sohn vom Prediger taufen lassen, später, als er nach dem Tode seines Weibes in das Gebiet der katholischen Reichsstadt eingewandert war, machte er auch dort die notwendigsten Formen des Bekenntnisses seiner Kunden mit; für sich aber hing er seinem ganz eignen theologischen Studium nach, welches vornehmlich aus zwei unter sich sehr verschiedenen Teilen bestand, nämlich der Auslegung der Offenbarung Johannis und der Betrachtung der Größe und Güte Gottes in seinen kleinen Werken, in Blumen, Bäumen und Tieren. Zur Teilnahme an der Ergründung des schwierigen Buches war Hans glücklicherweise noch zu dumm, in das andere Teil der väterlichen Theologie aber wurde er daheim und auf Gewerbsgängen zu den Bauern frühzeitig eingeführt und bewies eine schöne Begabung; übrigens lernte er von dem Vater auch Lesen, Schreiben, das notwendige Rechnen und sogar einige Geographie, sowie Musizieren, welches alles der theologische Leineweber besser verstand als Geldverdienen. Oft hatten sie zu ihren Studien nur ein sehr schmales Stück Brot zu essen, und den Wein dazu lieferte ihnen der Wasserkrug. Solche wirtschaftliche Enge wirkt auf eine schwärmerische Veranlagung noch besser als der Mairegen aufs Korn; während aber die Schwärmerei bei dem Alten sozusagen nach innen schlug und sich zu einer immer genaueren Kenntnis des himmlischen Jerusalem auswuchs, reifte sie in dem Gemüte des werdenden Jünglings zu einer unbestimmten starken Sehnsucht, etwas Großes, Ungewöhnliches zu thun — für andere Leute; denn für sich hatte er von kleinauf gelernt nur weniges zu wünschen. Als er dann bald nach dem Tode des Vaters auf Bitten seiner Muhme Brigitt den Feuerwärterposten auf dem Martinsturm übernommen, fand er dort in den Ritter- und Märchenbüchern seines Vorgängers eine gefährliche Geistesnahrung bereit. Vieles von diesen wunderbaren Abenteuergeschichten war ihm schon bekannt aus dem Kreise seiner früheren ländlichen Kunden, wo sie, verstümmelt, verworren und grotesk übertrieben, in den Spinnstuben fortlebten. Nun traten sie ihm entgegen, zierlich und beredt ausgeführt, mit all der Glaubwürdigkeit, die für den unerfahrenen Jüngling noch alles Gedruckte an sich besaß. Aus dem krausen theologisch-mystischen Gerede seines Vaters war ihm die Vorstellung der „Berufenen“ sehr geläufig, die der Herr „zu seiner Zeit“ auswählt und weiht zu unerhörten Wunderthaten; und was waren jene Helden seiner Bücher, die, von Zauberern und Feen auf wunderbare Weise unterwiesen und beschirmt, mit Drachen und ganzen Heeren kämpften, Prinzessinnen befreiten und Königreiche neu ordneten, anders als solche „Berufene,“ ins Weltliche übertragen? Höchstens diese weltlichen Zuthaten war er geneigt, für Erfindung der Erzähler zu halten; denn seinem schlichtfrommen Herzen verstand es sich von selbst, daß der vom Allmächtigen Beschützte keiner Ritterrüstung und demantenen Ringe bedürfe, um auszuführen, wozu er berufen. Den Kern der Erzählungen aber wagte er nicht anzuzweifeln; sie waren wahr, denn wie hätte

man sie sonst wider besseres Wissen aller ausschreiben und drucken dürfen? Und was einmal geschehen war, mußte auch heute noch möglich sein. So spintisierte er sich recht verstandesmäßig in den Traum hinein, vielleicht auch einmal einer solchen Sendung gewürdigt zu werden. Sein Aufenthalt selbst, wo der Himmel so nah, die Aussicht so weit und kein nüchterner Berater zugegen war, unterstützte die Entwicklung seiner Träumerei. Vor dem Meister Baltzer, der noch am häufigsten den Aufstieg wagte, — teils um der Aussicht willen, teils wirklich aus Verehrung für die heimische Backkunst der alten Brigitt, — verbarg Hans mit der gewöhnlichen Vorsicht solcher Schwärmer seine Gedanken um so sorgfältiger, je bestimmter sie sich in ihm zur fixen Idee auswuchsen. Inzwischen hatte sich auch in der Seele der alten Brigitt eine Wandlung vollzogen; sie empfand es täglich schwerer, treppab, treppauf um Dinge zu humpeln, die man im Altfrauenhaus zu ebener Erde haben konnte, und gab dem Neffen immer deutlicher zu verstehen, daß er doch besser nicht zu ihr gezogen wäre. In solchem Widerstreit schwärmerischer Abenteuerlust und einer durch das Knurren des alten Weibleins noch verbitterten dienstlichen Haft hatte es dann nur eines Zufalls bedurft, der just in dem Lieblingsbuch des Jünglings und somit auch in seinen Zukunftsträumen schon vorgedeutet war, um seiner Überlegung den letzten Stoß zu geben. Er fühlte sein Gewissen in keiner Weise beschwert, als er den Turm verließ; denn der Muhme geschah ja doch nach ihrem Willen, und aus dem Dienst der Stadt entband ihn ein höherer Dienst, zu dem er sich jetzt berufen glaubte.

Der Inbegriff dieser Berufung war einfach und klar: irgend ein verlassenes, jedenfalls sehr frommes und edles weibliches Wesen zu befreien, dessen Würdigkeit schon aus der geheimnisvollen Art erhellte, wie es ihm durch eine Taube die Botschaft zukommen ließ. Allerdings fand er, daß etwas weniger Geheimnis nichts geschadet hätte; denn die Richtung zu seiner Reise gab ihm weiter nichts als der Flug der Taube, die ungefähr aus der Gegend des Mechterhofs zu ihm genaht und auch wieder dorthin ins Blaue entschwunden war. Immerhin glaubte er aus der Botschaft auch zu wissen, wie der Ort hieß, wohin ihn die unbekannte Hilfsbedürftige als Retter berief, und es galt nur noch diesen Ort ausfindig zu machen und zu erreichen. Er ging dabei ganz sinnvoll und geschickt zu Wege. Mit Hilfe eines Nürnberger Landkartenstichs, der das wertvollste Stück in dem litterarischen Nachlaß seines Vorgängers bildete, hatte er sogleich nach dem Taubenwunder sorgsam festgestellt, nach welchen Gegenden der Flug der Botin hinwies. Daß der Ort nicht in der Nähe lag, wußte er, denn die Namen sämtlicher Burgen und Weiler im Bereiche der Stadt kannte er ja pflichtlich; und wann hätte auch jemals ein junger Fant, der auf Abenteuer zog, den Endpunkt seiner Thaten in der Nähe gesucht?

Wenn es sich um die Erreichung eines besonders verrückten Zieles handelt, pflegen selbst dumme Leute in der Wahl und Benutzung der Mittel klüger und flinker zu sein als zu irgend einem vernünftigen Zwecke; und Hans Maybrunner war von Natur noch lange keiner von den Dümmsten. Es paßte ihm vorzüglich, als die fahrenden Spielleute, die er nach einigen Stunden Weges jenseits des Mechterhofes drüben im Kurfürstlichen getroffen, ihm anboten, er solle an Stelle ihrer in die Stadt gezogenen Genossen bei ihnen einspringen. Die allgemeine Wegrichtung der Bande ging eben jenen Gegenden zu, denen auch Hans zustrebte, einstweilen bis zur Mosel; und das genügte ihm, um den unverhofft gebotenen Reiseposten annehmbar zu finden. Über seine eignen Beweggründe sprach er sich nur mit etlichen vorsichtigen und ausweichenden Worten aus, und die anderen drängten auch nicht mehr in ihn, da sie von sich selber wußten, daß ein kecker Gesell zuweilen seine besonderen Gründe haben kann, den heimischen Gerichtsbezirk eilend zu verlassen. Übrigens paßte er in seiner halb bäuerlichen halb stadtknechtmäßigen Kleidung mit derben Lederschuhen, ledernen Beinkleidern, Lederwams und flachem Filzhut vollkommen zu den fahrenden Spielleuten, und selbst sein kunstreicher Rabe fand einen Kollegen in Gestalt eines spanischen Äffleins, das dem Posaunisten der Bande gehörte und unterwegs meist in der Posaune stak. Der Posaunist war ein

kräftiger Bursch, nicht häßlich, aber seine Augen blickten mitunter überaus tückisch, und beim Gehen zog er das linke Bein ein wenig nach, weshalb ihn seine Kameraden den latschen Hieronymus nannten. Er war eigentlich der einzige, der dem neuen Bruder von vornherein nicht behagte. Sehr gut gefiel ihm dagegen der Führer, der die Schnabelflöte künstlich und fein zu blasen verstand und mit seinem bestimmten Wesen die Herrschaft sicher ausübte, obzwar er nur ein kleiner, graubärtiger Mann war. Seine Redeweise war von einem gutmütigen Spotte gewürzt, und wenn er sprach, kam es zuweilen Hans vor, als ob er den Meister Balter noch hörte.

Mit dieser Bande, die nach ihrem Führer den Namen der Zülpichsbrüder führte, zog Hans Maybrunner nun etliche Wochen herum, wobei allerdings die eigentliche Marschrichtung ziemlich stark durch allerlei Haken- und Seitenmärsche verlangsamt wurde. Städte und größere Flecken umgingen sie sorgfältig, denn dort drohten ihnen die meisten Belästigungen, weniger von Gassenvögten und Amtmännern, als von ihren schlimmsten Widersachern, den ansässigen, zunftmäßigen Stadtmusikanten oder Kunstpfeifern. Auf dem Lande aber waren sie, wenn auch nicht als ehrlich erachtet, doch immer gern gesehene Gäste, denen man gern eine Spende gönnte, zumal wenn der hübsche Hornist einsammelte. Mit diesem aber ging unter den tausend Eindrücken eines lustigen und freien Wanderlebens allmählich eine heilsame Wandlung vor. In den ersten Tagen hatte er unermüdlich mit großer Schlauheit umgehorcht, um den Weg nach dem Ziele seiner Sendung zu erfahren, ohne diese Sendung zu verraten. Denn er war ja in der Überzeugung ausgezogen, daß auf irgend einer Burg, benannt der heiße Stein, eine überaus schöne und tugendreiche Dame seiner warte, um sich von ihm befreien zu lassen und ihm mit hohen Gnaden zu lohnen. Wie diese Dame aussah, wußte er natürlich nicht, in seinen Träumen nahm sie ziemlich genau die Züge des Fräuleins Mechthildis Klare von Mechter an; denn diese Züge, obgleich er das Urbild kaum vom flüchtigen Ansehen in der Kirche kannte, waren ihm durch das Bildnis in Meister Balters Buch bekannt, und er hatte sie dort genug bewundert zu einer Zeit, wo er so Schönes nur selten zu sehen bekam. Aber dies Bild und die ganze schwärmerische Idee verblaßten wunderlich schnell, je weiter er in die Welt hineinzog. Nirgends schien ihm diese Welt einen Weg zu seinem vermeintlichen Ziele zu weisen; dafür bot sie unendlich viel Buntes und Schönes, das mächtig auf seine offenen Sinne wirkte und ihn mit einer ganz neuen Lebenslust erfüllte. Er wurde lässiger in seinem Nachforschen, gab es allmählich ganz auf, und

**Aus unserer Studienmappe:**



Großmutter und Enkel.
Nach einer Aufnahme von Joh. F. J. Huysser.

nach etlichen Wochen hatte er sich darein gefunden, das „Taubenwunder“ selbst nicht eben aufzugeben, doch umzudeuten: es erschien ihm jetzt als eine Art dankenswerter Kriegslist des lieben Gottes, die weiter nichts bezweckte, als ihn aus seiner dumpfen Wächterstube in die schöne freie Welt hinauszulocken, wo sich denn gewiß auch noch über kurz oder lang Gelegenheit bot, Bedrängten zu helfen — wenn auch keinem Burgfräulein.

Inzwischen war er nicht gewillt, diese schöne Welt immer mit den Zülpichsbrüdern zu durchkreuzen. Ein Zufall trennte ihn von der Bande, indem er ihm zugleich das ursprüngliche Ziel seiner Ausfahrt unversehens enthüllte. Es war abends in einem Wirtshaus an der Ahr. Die meisten hatten sich in dem ungewohnten schweren Rotwein einen ziemlichen Rausch getrunken, lärmten oder weinten je nach Veranlagung. Der latsche Hieronymus aber lehnte in einer Ecke neben seinem gleichfalls betrunkenen Äffchen und spottete mit lallender Zunge über die Kerle, die nichts vertragen könnten. Da sollten sie erst einmal nach Bacharach kommen und den Wein vom heißen Stein trinken!

Bei diesen Worten schlug Hans das Herz höher. „Ihr seid wohl sehr bekannt auf dem heißen Stein?“ fragte er möglichst unbefangen.

Der latsche Hieronymus fuhr zusammen, sah den jungen Hornisten giftig an und schrie: „Was wißt Ihr davon, he?“ Der Rausch war bei ihm plötzlich aus dem Renommieren ins Krakehlen umgeschlagen, er rückte Hans mit ungewissen Schritten auf den Leib und beteuerte laut, daß er dem Kerl das Genick brechen werde. Die anderen wollten dazwischen treten, aber der Rabe kam ihnen zuvor, indem er dem Angreifer ins Gesicht fuhr und die Nase mit einem geschickten Schnabelgriff erheblich zwickte. Alsdann zog er sich mit zufriedenem Krächzen auf die Stuhllehne seines Herrn zurück. Der latsche Hieronymus wurde darauf von den anderen mit seinem Affen in einen leeren Gänsestall gesperrt, um Rausch und Streit auszuschlafen, Hans aber begehrte nunmehr Urlaub, da es doch immer Unfriede zwischen ihm und dem Posauner setzen werde; auch habe er sich ja nur bis in diese Gegend verpflichtet. Man entließ ihn ungern, aber freundlich, und früh am anderen Morgen zog er ab, um nun ernstlich dem heißen Steine zuzustreben, wenngleich er an seine Sendung dorthin im früheren Sinne kaum mehr glaubte.

Aus mancherlei Gründen verschmähte Hans die bequemere Straße, die den Fluß abwärts zum Rheine führte und dort in die große Schlagader des Stromlandes einmündete. Vielmehr zog er quer durch das stillere Gebirgsland zwischen Ahr und Mosel, wo sich ihm in manchem Dorfe Gelegenheit bot, durch seine Musik und die Kunststücke, die er seinem Raben beigebracht, ein hübsches Zehrgeld zu verdienen; vor den Überfällen der „Waldbrüder“ aber, die in dieser Gegend noch zahlreicher waren, als die vielen kurtrierischen Galgen, an denen sie hätten hängen sollen, schützte ihn der allgemeine Freipaß derer, die selbst nichts haben.

Und so hatte Hans nun, dem Erlebien fröhlich nachsinnend, am schönsten Sonntagabend die Mosel erreicht, und eine halbe Stunde später trug ihn ein Kahn flußabwärts nach einem Dorfe auf der anderen Seite, von wo die Straße bergüber nach Boppard führt. Eine lustige Gesellschaft teilte mit ihm den Kahn, Burschen und Mädchen, die ein örtliches Kirchenfest mit Tanz, Trunk und Jahrmarktstrubel zu jenem Dorfe hinüberlockte. Trotz einer langen Tagereise versagte Hans es sich drüben nicht, in dem bunten Treiben herumzuschlendern, bis er schließlich vor einem Wirtshaus Anker warf, gegenüber einem alten Winzer, der dem bescheidenen Fremdling freundlich einen Sitz neben seiner Tochter einräumte.

Es saß aber ein unholder Gast unfern des Tisches, an dem Hans mit der hübschen Winzerin so traulich anstieß, als ob er seine unbekannte Edeldame und deren Taubenpost völlig vergessen hätte. Dem Aussehen nach war es ein entlassener Kriegsknecht, ein gewaltig großer, breitschulteriger und schwarzbärtiger Kerl mit einem schwarzen Pflaster auf dem einen Auge, in ungeheuren geschlitzten Pluderhosen, wie sie derzeit nur noch besonders altmodisch oder besonders renommistisch angelegte Kriegsleute trugen. Der Kerl hatte sich während des Abends schon verschiedenemal lästig gemacht, bis ihm der Wirt zuletzt weiteren Trunk ver-

weigerte. Diese Maßregel hatte ihn in eine überaus gereizte Stimmung gebracht, und als nun Hans Maybrunners Rabe, wahrscheinlich in der Absicht, an der allgemeinen Fröhlichkeit nach seinen beschränkten Mitteln teilzunehmen, ihm ein krächzendes „Rab, Rab, alterr Kamradd!" hinüberrief, zog er sein Messer und näherte sich der friedlichen Gruppe mit der Erklärung: „Dem Vieh schneid' ich den Hals ab, und das seine Knäblein da soll auch dran glauben, so wahr ich Matz Pusterwald heiße!" Nun war es aber, als ob etliche kräftige Winzerburschen nur auf diese Herausforderung gewartet hätten, so unverzüglich hatten sie den Mann mit den Pluderhosen auf den Boden gestreckt und begannen nun auf den Schreienden loszuhauen, als ob es der beste Weinbergsboden wäre.

Eine ziemliche Menge versammelte sich um sie und verfolgte die Strafvollziehung mit sachverständigen Blicken, bereit, im richtigen Augenblick ihr „Genug" zu sprechen, einstweilen aber noch aufmunternd. Plötzlich aber drängte sich durch die Menge ein langer, hagerer Mann in Pilgertracht, mit Stab und Muschelhut. „Haltet inne," jammerte er, „o was sehe ich, mein unglücklicher Bruder, muß ich dich so wiederfinden! Denkt euch, ihr guten Christen, acht Tage habe ich ihn in Coblenz vergeblich zu unserer Pilgerfahrt erwartet, und nun treffe ich ihn hier noch in seinem alten Sündenkleid und sozusagen betrunken!" Alsdann faßte er den Geprügelten, der sich unterdes mit vielem Ächzen erhoben hatte, und leitete ihn aus der Menge weg, um ihn, wie er versicherte, an einem stillen Orte gründlich zu vermahnen und sogleich die Pilgerfahrt mit ihm fortzusetzen.

Die Winzer brummten noch einiges über die herumstrolchenden Kriegsgurgeln; übrigens sei es mit den fahrenden Pilgern auch ein zweifelhaftes Ding, der Rock mache noch keinen Pilger, und unter jedem zweiten Muschelhut stecke ein Tagedieb. Hans Maybrunners Stern aber war durch den Vorfall noch gestiegen, man behandelte ihn wie einen alten Bekannten und Landsmann, und sein Rabe genoß die zärtlichste Fürsorge der hübschen Mädchen, die wohl wußten, wie dankbar ein Mann für freundliche Behandlung seines Haustiers ist.

## Achtes Kapitel.

Als Hans am folgenden Morgen in einer sauberen Wirtskammer erwachte, tauchten erst allmählich in ihm eine ganze Reihe anmutiger Erinnerungen vom gestrigen Abend auf. Er erinnerte sich sogar verschiedener weiblicher Versuche, ihn in die Kunst des Tanzens einzuweihen. Der Ausgang des Abends aber verlief sich in eine undurchsichtige Wolke angenehmen Weindunstes.

Es war ihm, als hätte er sich noch nie so fröhlich und zu allem Lustigen aufgelegt gefühlt. „Der Alte gestern abend hatte recht," dachte er, „im Weinland bekommt der Wein doch ganz anders!" Der freundlichen Wirtin, die ihm zum Abschied statt des Kerbholzes noch eine wohlgefüllte thönerne Flasche am Riemen überreichte, hätte er am liebsten einen Kuß gegeben, welcher Einfall ihm bei seiner leiblichen Muhme Brigitt nie gekommen war. Als er dann die Uferberge erklommen und unter schattigen Wipfeln hinschritt, war es ihm, als ob in diesem gesegneten Lande immerfort so morgens wie abends Kirmes wäre, nur daß statt der Dorfgeiger vom vergangenen Abend hier die kleinen Waldvögel musizierten und statt der lustigen Winzermädchen Eidechsen und bunte Schmetterlinge über den glatten Boden huschten und flogen. Er wurde so übermütig, stimmte bald mit einem frischen Liede in die Weisen der Vögel ein, bald sprang er über einen Waldquell ganz ohne Not hin und her, winkte mit seiner Flasche nach einer durch die Lichtungen von hohem Berggipfel herniederdrohenden Burg hinüber und trieb solcher Streiche mehr, daß es dem ernsten Raben ganz unheimlich zu Mute wurde. So wunderlich wirkten die Geister des Moselweins in Hans Maybrunners Seele nach, vielleicht that auch die Erinnerung an seine schmucken Tanzmeisterinnen noch ein übriges dazu. Allgemach aber, wie die lautesten Stimmen des Waldes verstummten und mit den heißeren Strahlen der Sonne die große Stille sich über das grüngoldige Dämmerreich zu breiten begann, wurde ihm ernster und frömmer zu Mute. Es fielen ihm allerlei Reden seines Vaters ein von der Waldfeier, die der liebe Gott selber hält, wenn er im Schweigen der wachsenden Mittagsstille durch seinen grünen

Tempel geht, seine Werke beschaut und findet, daß sie gut sind; seine Seele schwoll von Andacht, wie sie vorher in eitel Lustigkeit gesprüht hatte, und als er, schon näher am Ziele denn am Ausgang seiner Wanderung, an einem Kreuzweg eine kleine Kapelle fand, trat er hinein, um sich in heißem, wortlosem Gebete dem Herrn des Waldes und der Welt anzuempfehlen.

Es war eine ganz winzige, alte Waldkapelle, mit einem dürftigen, von verwelkten Kränzen halb umhüllten Bilde des heiligen Hubertus; statt einer Thüre schloß nur ein blütenübersäter Wildrosenstrauch das Gotteshäuschen von der Hauptstraße ab, und das Murmeln eines Bächleins klang von der Seite des anderen, in eine Schlucht hinabführenden Weges aus der Tiefe durch ein zerbrochenes Fensterchen herauf. Eben aber, als Hans wieder hinaustreten wollte, mischte sich in das Murmeln der Klang von Fußtritten und groben Mannesstimmen, und als er vorsichtig durch das Fensterchen lugte, erkannte er zu seinem großen Erstaunen den pluderhosigen Matz und dessen bußfertigen Freund, der aber sehr in Widerspruch zu seiner Pilgertracht heute ein rostiges kurzes Reitergewehr, einen sogenannten Dragon, trug.

Die beiden waren jetzt so nahe an die Kapelle getreten, daß Hans jedes ihrer Worte verstehen konnte.

„'s ist noch zu früh alleweil," sagte der Pilgersmann, nachdem er eine Weile die Hauptstraße hinabgeäugt. „Du aber auch mii deiner Ungeduld! Das kommi alles von deinem unsinnigen Gesöff. Gerade wie die Geschichte gestern abend. Wenn ich dich gestern nicht herausgeholt hätte, so hätten dich die Knollfinken von Bauern totgeschlagen."

„Halb haben sie's schon," brummte der dicke Matz und rieb sich unter dem Rücken. „Den Kerl, den mit seinem Galgenvogel, der die Geschichte angestiftet hat, — wenn ich den in die Finger kriege, der hat sein letztes Sprüchlein gesprochen."

Hans überlief es kalt bei diesen Worten, denn er verstand wohl, wen der greuliche Landstreicher mit seiner Drohung meinte; und dabei lehnte sich der Unhold so nahe an die Mauer, daß Hans die Spitze seiner langen Messerscheide zwischen den Rosen dicht vor sich sah. Fest preßte er den Kopf des Raben in die Falten seines Rockes, damit ihn der Vogel nicht durch einen Ausbruch seiner Redseligkeit verrate.

„Wart, bis du ihn kriegst," antwortete der Pilger gleichgültig. „Heut gibt's 'was Besseres. Der reiche Holländer hat mehr Geld bei sich, als sonst in einem halben Jahre von Boppard durch den Wald geht. Und dann haben wir noch das leckere Töchterchen zum Zuspitz."

„Sag' mal, langer Pilger, ist denn auch dem Mauskopf zu trauen, daß er uns die beiden sicher abliefert?" fragte der andere.

„Potz Daus, das will ich meinen," erwiderte der Lange. „Da verlaß dich nur drauf. Meinst du, der Mauskopf hätt' umsonst diese acht Tage drunten in Boppard den Frommen gespielt, bis sie ihm die Kutsche anvertrauten? Nein, alles, was recht ist. Ordentliche Kerls müssen ein Zutrauen zu einander haben. Ehrlich Wort und ehrlich geteilt, wenn er uns das Pärchen da unten in die Schlucht kutschiert hat. Und dann aber auseinander! Der Mauskopf muß mit den Pferden ins Pfälzische 'rüber."

„Ich mach', daß ich ins Kölnische nach Rhens komme."

„Und ich pilgere ruhig weiter nach Trier," schloß der ‚lange Pilger', während sie wieder vorsichtig den Schluchtweg hinab schritten. „Kerls wie ihr müssen Angst haben, hinter meinem Rock hier sucht kein Amtmann den Teufel. — Übrigens, einen Tag währt's immer, bis sie die zwei hier finden."

Die letzten Worte klangen bereits nur noch undeutlich herauf. Hans wartete noch eine Weile, dann schlich er sich vorsichtig wie ein Wiesel, aber mit zitternden Gliedern, auf die Landstraße und kroch so noch eine Strecke fort. Alsdann aber erhob er sich und schritt, so schnell er konnte, fürbaß auf Boppard zu, während der Rabe ihn aufgeregt umflatterte.

Nach einer halben Stunde Weges sah er in der Ferne eine schwerfällige Kutsche herankommen, von zwei kräftigen Gäulen gezogen. Er stellte sich seitab und wartete.

In der Kutsche saß ein älterer Mann in bequemer dunkler Tracht mit breitem Spitzenkragen; seine Züge waren sehr verwittert, Schnurr- und Knebelbart ganz er-

graut. Neben ihm lehnte ein junges Mädchen, trotz der Wärme in einen großen Mantel gehüllt, aus dem fast nur ein Teil ihres Gesichtes hervorlugte.

Weit aufmerksamer als diese beiden faßte Hans den Kutscher ins Auge. Er war ein mittelgroßer, spitznochiger Gesell mit langen roten Haaren und einer merkwürdig langen spitzen Nase. Hans bemerkte mit vieler Freude, daß er keine andere Waffe als seine Peitsche führte. Dann winkte er dem Kutscher geheimnisvoll, trat an den Wagenschlag und fragte höflich: „Um Vergebung, Herr, seid Ihr der reiche Holländer?"

Der Herr sah ihn überrascht an. „Wenn Ihr der reiche Holländer seid, der aus Boppard, so hab' ich Eurem Kutscher da 'was zu bestellen," fuhr Hans fort.

Der Kutscher hatte die Pferde zum Stehen gebracht und wandte sich um.

„Es ist mein Vetter, Mynheer," rief er und zwinkerte Hans verständnisvoll zu. „Er wird mir etwas zu bestellen haben von wegen der Herberge für Euch."

Damit war er abgestiegen und näherte sich Hans, der ein paar Schritte zurückgetreten war. Im nächsten Augenblicke aber hatte ihn Hans von hinten am Kragen gefaßt, niedergeworfen und kniete nun mit vieler Kraft auf ihm herum.

Der Herr im Wagen hatte ein Pistol hervorgeholt und zielte auf Hans. „Schießt nicht," schrie dieser, „es ist ein Räuber, er wollte Euch den Räubern zuführen," und während der Herr die entsetzt aufschreiende und sich an ihn festklammernde Dame mit etlichen Worten beruhigte und aus dem Wagen kletterte, mühte er sich mit aller Kraft, den Kutscher unter sich zu halten. Bei dem Ringen ging mit diesem plötzlich eine Veränderung vor, der unmäßig lange rote Scalp fiel ab und ein Schädel voll kurz geschorener, struppiger Borsten zeigte sich.

„O so!" sagte der Holländer sehr gelassen. Er schien kein Mann von vielen Worten zu sein, aber sehr thatkräftig. Nach einer Minute hatte er bereits mit Hans Maybrunners Hilfe den verdächtigen Mann geknebelt, mit seiner eignen Peitschenschnur kunstvoll gebunden und visitiert, wobei außer einem langen Messer auch ein ellenlanger, dicker Strick zum Vorschein kam. Mit diesem wurde der Kerl in das sogenannte Schiff unter dem Wagen gebunden. „So, damit wären wir fertig," sagte der Holländer. „Könnt Ihr kutschieren? Nicht? Na, ich auch nicht, wenigstens nicht vom Bocke aus. Dann müssen wir's so versuchen."

Mit einiger Mühe gelang es ihnen, die Pferde, die glücklicherweise vom kältesten Schlage waren, zum Umdrehen zu bringen, worauf sie als Fuhrleute neben dem langsam fahrenden Wagen herschritten. Der Rabe saß unterdes in der Kutsche bei dem schönen Fräulein. Er hatte ihr die Perücke des falschen Kutschers im Schnabel gebracht, und wenn sie es auch verschmähte, diese sonderbare Huldigungsgabe anzurühren, so versöhnte sie den Überbringer doch mit freundlichem Krauen, — und mit den Blicken heißen Dankes, die sie aus ihren großen schwarzen Augen seinem Herrn zusandte. Hans hatte noch nie so seltsame mandelförmige, schwarze Augen gesehen, auch die Farbe des schönen Gesichtes war anders, als er es bis dahin an irgend einer christlichen Frau oder Jungfrau bemerkt hatte.

„So," sagte der holländische Herr, „das Schiff wäre im richtigen Fahrwasser, alles richtig verstaut, nun legt 'mal los, wie sich das eigentlich verhält?"

(Fortsetzung folgt.)

# Gedankensplitter.

Von

**Alb. Roderich.**

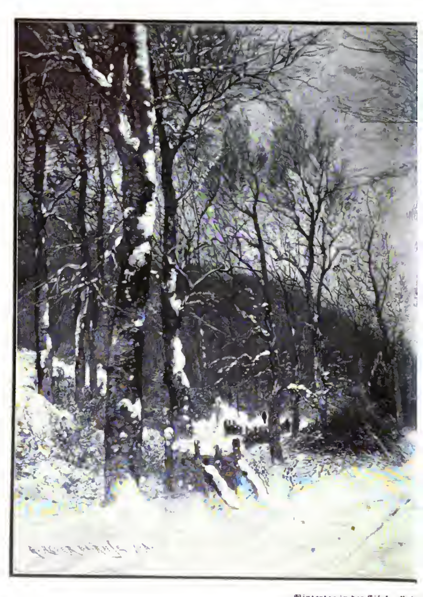


Der du nach Ruhm den Schritt gelenkt
Und gern bekannt bist und bewundert:
Besser, daß einer still dein gedenkt,
Als daß laut von dir sprechen hundert.

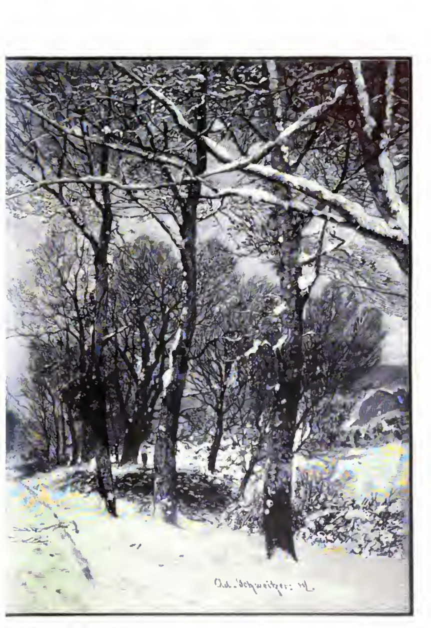
❦

Es trägt das Meer uns eine kurze Zeit,
Dann sinken wir in die Unendlichkeit;
Für wichtig halten das, was wir erleben,
Das heißt den Meerestropfen Namen geben.

❦



Wintertag in der Eifel. Nach



dem Gemälde von Ad. Schweitzer.




Studie zu dem Bilde „Die Maske des Cupido."

# Edward Burne-Jones.

Von

## Cornelius Gurlitt.

Mit dreiundzwanzig Illustrationen.

(Abdruck verboten.)

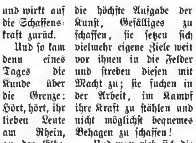
Die alte Lebensweisheit, daß die Selbsterkenntnis der Anfang zum Wege der Tugend sei, gilt auch für die Völker. Wir Deutsche waren lange Jahrzehnte so zufrieden mit unserer Kunst, daß es eine wahre Freude war, dem Behagen zuzusehen. Wir merkten dabei nicht, daß fremde Völker immer weniger zufrieden mit uns wurden. Einst war Düsseldorf voll von jungen fremden Künstlern. Der Ruhm der deutschen Malerei zog sie von England und Amerika, von Schweden und Rußland herbei. Zehn Jahre später waren all die jungen Fremden in Antwerpen. München hatte die Historienmaler aller Welt als Schüler in seinen Mauern gesehen und zwar in der Zeit, in der wir noch über Cornelius witzelten und uns fragten, ob nicht Kaulbach ein viel größerer Mann sei, und ob nicht gar Piloty beide weit hinter sich lasse. Aber je mehr wir die „Fortschritte" bejubelten, desto leerer wurden die Akademiesäle an der Isar! Paris lockte die fremde Jugend an sich. Und dann kam Makart, tauchte der Wiener Stern auf. Alle deutschen Zeitungen verkündeten seinen Sieg auf den Pariser Ausstellungen über die Werke der übrigen Völker. Aber keines der fremden Völker bestätigte diesen Sieg.

Was gehen uns Franzosen und Engländer an! hieß es damals. Die einen sind mit ihrem Realismus auf falschen Bahnen, die anderen mit ihrem Idealismus einfach verrückt. Die einen sind höherer ästhetischer Gesetzmäßigkeit, die anderen geläuterten Geschmackes bar. Die Deutschen standen vor den Werken eines Courbet oder Rossetti mit einem stummen Kopfschütteln: das ist ja Narrheit. Welches Glück, daß wir besser sind als jene!

Aber nach und nach wurde es den deutschen Künstlern doch bange in ihrer Verlassenheit. Die Käufer aus dem Auslande blieben fort, die mangelnde Anerkennung des Auslandes machte sich in sehr verdrießlicher Weise am Geldbeutel bemerkbar. Und wenn uns gleich das Urteil des einzelnen Amerikaners oder Spaniers gleichgültig sein kann, nicht gleichgültig ist es, wenn die ganze Welt nach und nach zu der Überzeugung gelangt, der deutsche Geschmack sei schlechter als der anderer Völker. Ein solches Urteil macht sich ja sehr gewichtig im ganzen Gewerbeleben bemerkbar



Studie.



Studie.

und wirkt auf die Schaffenskraft zurück.

Und so kam denn eines Tages die Kunde über die Grenze: Hört, hört, ihr lieben Leute am Rhein, an der Elbe, Weser und Donau: das, was euch am allerbesten gefällt, ist eigentlich rechter Schund. Ihr pflegt den Idealismus am falschen Zipfel, indem ihr immer demselben Ziele nachstrebt. Seht euch um: andere Völker malen und meißeln nicht stilvoll, nicht süße Ritterfräulein und schön gesetzmäßig umkomponierte Gegenden, sie betrachten es nicht als die höchste Aufgabe der Kunst, Gefälliges zu schaffen, sie setzen sich vielmehr eigene Ziele weit vor ihnen in die Felder und streben diesen mit Macht zu; sie suchen in der Arbeit, im Kampf ihre Kraft zu stählen und nicht möglichst bequemes Behagen zu schaffen!

Und man rieb sich die Augen! Wahrhaftig, wir waren nach reichlichem Mahle ein bißchen eingeschlafen. Und nun flimmerte es vor dem müden Blick. Die alten Ziele begannen zu schwinden. Die Nation reckte die Glieder! „Nun wieder vorwärts, an die Arbeit!" Man lernte erkennen, daß man sich an den bisher verhöhnten deutschen Künstlern, an der Spitze Menzel und Böcklin, mehr freuen müsse, als an zehn Gerechten, deren einer genau nach derselben akademischen Regel malte, als der andere. Ein neues Geschlecht wurde ins Treffen geschickt, ein Geschlecht, dem nicht genug gethan war, wenn es die „Alten" erreichte, sondern das den Idealismus in der Verwirklichung der eignen Ideale sah. Da kamen freilich allerlei verwunderliche Dinge zum Vorschein, viel Krauses von jugendlicher Mache. Aber wem es Ernst war mit dem Erwachen, den freute die selbständige, frische Thorheit mehr als die verschlafene Weisheit.



Studie zu dem Bilde „Der Spiegel der Venus."

Man lernte sich umsehen nach den Werken anderer Völker, und man beging den Fehler, die Franzosen und später die Schotten nachzuahmen. Sie waren ja thatsächlich ein gutes Stück vorausgekommen und boten das, was die Deutschen stets bestach, ein System der Kunst, die einen den Naturalismus, die anderen



Sir Edward Burne-Jones. Nach dem Gemälde von F. W. Watts.

im Naturalismus die Farbenfreudigkeit ihrer nordischen Heimat. Es war Gesetz geworden, vom Kunstwerk zu fordern, es solle ein Stück Natur sein, erschaut durch eine Persönlichkeit. Die Franzosen sprachen dies mit dem Wunsche aus, daß die Persönlichkeit sich selbst thunlichst beseitigen, zum krystallhellen Glas werden solle, so daß durch sie die unverfälschte Natur hindurchscheinen könne. Die Schotten lehrten, daß wenigstens die nationale Eigenschaft das durchfallende Licht tönen solle.

Man hätte vielleicht besser gethan, von den Engländern zu lernen, denn die hatten kein System, wenigstens keinen Tayne und Zola, der es klar aussprach, und der Naturalismus, den sie übten, forderte keinen durchsichtigen, sondern einen sehr thatsächlichen Menschen. Wenn ihnen der Gedanke der Franzosen geläufig gewesen wäre, so



Bildnisstudie eines nestorianischen Priesters.

hätten sie Männer zum mindesten von farbigem Glas gefordert, so daß man im Kunstwerk die Umbildner der Natur so bald erkenne. Freilich sind auch in England nicht alle dieser Art. Auch dort werden breite Bettelsuppen mit akademischer Schlempe gekocht. Aber es gibt doch ein paar besondere Naturen, an die man sich halten kann.

Vor einem Jahrzehnt etwa waren auf einer internationalen Ausstellung in Berlin die Bilder eines Engländers zu sehen, der ganz besonders eigenfarbig schillerte, des Edward Burne-Jones: Lange Gestalten — jeder sah, daß sie zu lang waren; „archaistisch" höhnten die Gelehrten — es war nicht schwer, Anklänge an die Kunst des XV. Jahrhunderts in ihnen zu finden; „stillos" war das dritte Urteil — denn es kostete ebensowenig Mühe zu erkennen, daß diese Bilder himmelweit von jenen des XV. Jahrhunderts entfernt sind; „verrückt! spleenig!" lautete die Schlußsentenz, und man schied von ihnen mit dem Händedruck des Einverständnisses. Und wer dann ein paar Jahre später das Buch von Max Nordau, „Entartung" in die Hand bekam, der hatte die Freude, durch die „Wissenschaft" seine Sentenz bestätigt zu sehen, wenigstens durch jene Ansammlung von Plattheiten, welche Nordau „Wissenschaft" und „gesunden Menschenverstand" nennt.

England und Amerika sind von Burne-Jones suggeriert. Tollheit steckt bekanntlich an, und so ist's den beiden Ländern ergangen: dort gibt es sehr verständige Leute, welche dessen Bilder für schön, für Meisterwerke halten und sie mit riesigen Preisen bezahlen. Im Jahr 1886 kamen acht Bilder des Meisters aus Privatbesitz zur öffentlichen Versteigerung, kleine und große. Sie brachten rund 230 000 Mark, „Chant d'Amour" darunter 66 000 Mark, „Laus Veneris" 54 000 Mark. Und zwar waren es zum Teil recht nüchterne Kunsthändler, die die Bilder kauften, Leute, die an ihnen Erkleckliches verdienen wollten.

Und, man denke, das Unheil, obgleich Nordau vor der hysterischen Schwäche warnte, welche in der Verehrung dieses Künstlers und seiner Genossen liege: Es beginnen in Deutschland auch schon Leute der Ansteckung zu verfallen! Man sehe z. B. Muthers Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert! Aber wir wollen unseren Lesern die Sache zur Prüfung vorlegen. Wer sich vor Ansteckung fürchtet, lege das Blatt beiseite.

Burne-Jones ist jetzt sechzig Jahre alt. Ein arbeitsreiches Leben liegt hinter ihm. Er stammt aus Birmingham, der rauchigen, damals kunstlosen Fabrikstadt, aber seine Schule bildete Oxford, die wunderbare Universität, in der, ungetrübt in ihrer Herrlichkeit, die künstlerischen Thaten von vier Jahrhunderten friedlicher Entwickelung



Studie zu: „Der Garten des Pan."



Studie zur Maria im Bilde: „Die Verkündigung."

nebeneinander stehen. Dort wohnt man noch in den alten Klosterhallen der Colleges, und zwar nicht aus romantischer Schwärmerei, sondern in behaglichem Genießen der nie durch innere Kriege beeinträchtigten Pracht des Mittelalters; dort trennt nicht alt und neu die grimme Kluft, welche bei uns der starre Klassicismus der Aufklärungszeit schuf, dort begegnete ihm und seinem gleichgesinnten Freunde William Morris die eigentümliche Kunst des Gabriel Dante Rossetti und entflammte in den beiden Jünglingen die Sehnsucht nach eigner Kunstbethätigung.

Rossetti, der zum Engländer gewordene Sohn eines neapolitanischen Emigranten, hatte zuerst versucht, der bestehenden englischen Kunst einen neuen Inhalt und neue Form zu geben. Auch drüben war man in einem bequemen Idealismus stehen geblieben.

Auch drüben schwor man auf die alten Meister und glaubte das rechte Ziel zu erreichen, wenn man sich selbst thunlich vergaß, um in der von jenen geschaffenen Schönheit zu schwelgen. Man glaubte, es sei nicht nötig, das Ererbte zu erwerben, um es zu besitzen, man solle nur herzhaft ins Alte hinein greifen. Da trat einer auf, der mit kindlichem Herzen die Wahrheit zu erfassen strebte, um eine eigne Wahrheit neu zu schaffen. Es war um 1850, als der Kampf begonnen hatte, als England sich vor Lachen über die linkischen und übermütigen Versuche von ein paar unreifen Jünglingen wand, die erklärten, sie wollten von Raffael und Tizian nichts wissen, die Kunst im Sinne der Zeit vor diesen großen Meistern üben, das heißt da mit ihrem Studium einsetzen, wo es diese Meister in ihrer Jugend thaten. Sie nannten sich die Präraffaeliten, diese jungen Leute.



Damals forderte man vom Künstler Studium, Wissen. Was ein Menschenleben früher die deutschen Präraffaeliten, namentlich Overbeck, gewollt hatten, und was ein deutscher Philosoph, Trahndorff, sagte, konnte in jener Zeit des Rückblickens auf frühere Meisterschaft nicht verstanden werden: „Das Gefühl und innere Leben des wahren großen Künstlers ist kein anderes als das des glücklichen Kindes. Er ist ein Kind sein ganzes Leben hindurch . . . Daher kann nur in dieser Kindlichkeit die Kunst gedeihen, und wo sie verloren ist, können nicht Kunstschulen, nicht Akademien, nicht Reisen nach Rom den Verlust ersetzen. Laßt nur den Genius, den geflügelten Knaben, sich heraufspielen in seinen goldenen Träumen, und er wird neue Welten erschaffen; aber stört ihn nicht, sondern schirmt ihn mit elterlicher Liebe! Ach, so ihr nicht werdet wie die Kindlein, könnt ihr auch nicht ins Himmelreich der Kunst kommen!“

Das galt damals für Unsinn. Trahndorff kann man nicht einen von seiner Nation vergessenen Philosophen nennen, denn diese hat nie etwas von ihm gewußt. Und Rossetti wäre es wohl in England ebenso ergangen, wenigstens seiner Kunst, wären ihm nicht Genossen in der Dichtung erwachsen, Allingham, Swinburne und andere und ein Kritiker in Ruskin, der ihn sofort verstand, weil er ihm kongenial war.

Ärgerlicher noch als die Keckheit der jungen Maler war dem englischen Philister der Jubel der Schriftsteller über die neuen Künste. Alles das, was jetzt ein Anton von Werner oder Franz von Lenbach für den „Idealismus“ und gegen die „Jungen“ sagt, wurde fast genau mit denselben Worten vor vierzig Jahren in London und vor zwanzig Jahren in Paris ausgesprochen, ohne daß es irgend etwas genutzt hätte. Die Welt schreitet über das Lamento derer, die die alte Zeit festhalten wollen, hinweg und bleibt bei denen, welche sich im Kampf frisch erhalten. Wenn nur das Herz sich selbst und dem Volkstum treu bleibt. Und die junge präraffaelitische Kunst war eine solche der Treue gegen sich selbst. Sie war ganz persönlich. Und da die schaffenden Persönlichkeiten Engländer sind, wurde sie ganz englisch. Sie bekam alle jene Züge, welche dem heutigen England eigen sind. Sie wurde fromm, wie man es



Aus der „Pygmalion-Serie": Die Göttin belebt.

jenseits des Kanals geworden war, seit dort zuerst sich in den der Kirche entfremdeten Arbeiterkreisen die Gefahren der Glaubenslosigkeit in voller Härte zeigten, sie wurde dabei ein wenig süßlich, wie es der fromme Engländer nur allzu leicht wird, ein wenig zu sehr aller sinnlichen Kraft abgeneigt, etwas zu förmlich und zu tugendstolz. Sie wurde absichtlich schlicht, vertiefte sich absichtlich und mit starker Anstrengung ins Kindliche.

Und so mühten sich denn die besten Geister in England zu sein gleich den Kindlein. Viel Ziererei, viel Läppisches kam



Perseus und Andromeda.

zu Tage. Aber es wurde doch Raum geschaffen für die echten Kinderherzen. Solche Selbstrückversetzung ist nur unter strengster Selbstzucht möglich. Und diese Zucht wurde redlich geübt unter den Engländern. Man denke an Carlyle, an Kingsley. Auch unter den Künstlern haben sie drüben einen gefunden in ihren Reihen, der unserem Böcklin gleich ist, dem Manne mit dem zarten und doch gewaltigen Knabenherzen: Und das ist Fr. G. Watts; und sie fanden dazu noch eine weiblicher gestimmte Seele: Und das ist Burne Jones. Es ist etwas Zimperliches, Altjüngferliches in ihm, ein Zug der Scheu vor allem allzu Wirklichen, Derben, eine Neigung zum Traumhaften, Weltvergessenen. Aber es ist ein wahrer Herzenstrost, eines Künstlers Bahn zu folgen, der ganz er selbst ist, und der mit jedem Strich sich in seiner Ganzheit gibt, als ein Eigenwesen darstellt.

Lange hat auch er gekämpft und in stiller Klause nach Rossettis Vorbild und Ruskins Lehre sich geplagt. Die offizielle Kunst Englands hat ihn nur mißmutig anerkannt. Die Akademie in London nahm ihn spät als Genossen auf und zog ihm lange bei der Wahl zum höheren Range eines Mitgliedes andere vor — brave Künstler, solche, welche schwerlich je einen

„Fehler“ machten, die aber schon bei Lebzeiten neben ihm verschwinden, weil sie nur ein Stück Schule, nicht scharf umrissene Persönlichkeiten sind. Endlich hatte Burne-Jones die Sache satt und schied aus der Reihe der Bewerber um die von den Künstlern zu verteilenden Ehren aus. Der Staat gab ihm dafür die höchste Auszeichnung, die er in England zu verleihen hat, den erblichen Adel.

Sir Burne-Jones ist ein Dichter mehr der Zeichnung als der Farbe. Man sieht es ihm an, daß er in einem Gymnasium unterrichtet wurde, welches Sir Charles Barry, der Erbauer des Parlamentshauses in London, in gotischem Stil errichtete, daß er in Oxford in gotischen Hallen heimisch war. Uns erscheint er altertümelnd, während er doch nur in den Formen verharrte, die ihn als nationale umgaben. Selbst wo er antike Gegenstände behandelt, wo unverkennbar der große Besitz der Engländer, die Elgin marbles, die Meisterwerke des Phidias vom Parthenon in Athen, ihn beeinflußten, bleibt er ein Mann des „Tudorstiles,“ der Spätgotik Englands. Es ist keine gewaltsame Rückversetzung, die er betreibt, etwa wie jene eines Overbeck bei uns. Denn die Gotik hat nie ganz aufgehört, in England lebendig zu sein, und ist seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts wieder lebensstark geworden. Burne-Jones ist moderner als die meisten sich ganz neu Dünkenden. Er ist ein Mann des heutigen England, ein Mann aus dem Land des protzigen Geldbeutels und der qualmenden Fabriken, der gerade deren Macht gegenüber gründlicher noch als ein Deutscher gegen die lärmende Tagesstimmung sich wehrt. Er will Stille mit jener Sehnsucht nach Ruhe, die nur ein Mensch unseres Jahrhunderts haben kann. Zur Zeit des alten Rom mag ein ähnlicher Heißhunger nach Abschließung geherrscht haben. Er will mit sich und seinen Gedanken allein sein. Mir will scheinen, jener Künstler sei groß, der eine Stimmung der Zeit und seines Volkes ganz zum Ausdruck bringt.



Die Tiefe der See.

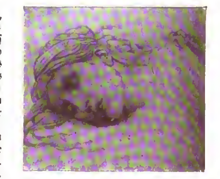
Groß waren die alten Griechen nicht deshalb, weil sie den heutigen Akademien die Gipse zu Zeichenvorlagen lieferten, sondern weil sie einmal ganz Griechen waren und


Studie.

das freie Menschentum ihrer Zeit für alle Zeiten festhielten. Um ihrer nationalen und zeitlichen Wahrheit willen sind sie allen Völkern und Zeiten zum Vorbild geworden. Und Dürer ist groß gerade wegen seiner Eigenschaften als Deutscher der großen Reformationszeit; um dieser willen liebt ihn auch der Franzose und Italiener. In seinen knochigen, eckigen Figuren liegt der volle Drang und Kampf der Zeit. Und wenn jetzt ein Künstler schafft, soll er nicht Griechentum und nicht Nürnberger Bürgerart nachahmen, sondern aus s e i n e r Stimmung heraus schaffen.

Es ist nicht die Zeit in ihrer Größe, die Burne Jones erfaßt. Es ist die Müdigkeit der Zeit. Er steht nicht im Kampf des täglichen Lebens, er steht dort, wo leider so viele der Besten stehen, abseits vom rüpelnden Lärmen. Er räumt das Feld den Leuten der Majorität, den Brüllern nach Gleichheit, welche doch anerkennen sollten, daß es eine Ungleichheit in der Kraft der Stimmbänder und der Trommelfelle gibt, und die nicht so übermäßigen Gebrauch von ihrer Eigenschaft als protzige Aristokraten des Geschreies machen sollten. Er träumt die alten Sagen seines Volkes. Ruskins hat viel für die Verbreitung von Grimms Märchen in England gethan, Burne-Jones ist ihrer Stimmung voll, jener nur dem germanischen Wesen eignen Weichheit des Träumens. Und wie's beim Träumen geht! Die Dinge stellen sich ihm nicht in ihrem wirklichen Bild dar, sondern verwandelt, umschleiert und doch klar erkennbar, sie sind da und sind doch nicht sie selbst. Wer vom Markt des hastenden Lebens zwischen sie tritt, der hält sie wohl für Spuk, für Lüge, für Heuchelei, für Betrug. Wer aber mit sich selbst Sonntag zu feiern versteht, der sieht sich gern in sie hinein und spürt den Hauch eines feinen, vornehmen Geistes, eines großen Kindes, freilich eines Kindes unserer Zeit, das mit ängstlichen, nervösen Augen in die Ferne schaut, aus welcher täppischer Lärm seine feinen Gedankenspiele zu zerstören droht. Er ist ein Märchendichter aus der Zeit der Maschinen. Und darum sind seine Märchen noch viel zarter, als die der Alten; jene träumten sie, vor der Hausthür sitzend, im dämmernden Abend. Aber heute fährt der Schnellzug an der Hausthür vorbei und brennt ihr gegenüber eine elektrische Lampe. Man muß sich verkriechen und sich sein Helldunkel selbst machen, will man träumen. Die Träume sind ängstlich geworden, weil sie so leicht durch das Dazwischenplatzen der Telephonklingel gestört werden.

Burne Jones' Kunst ist für die Wiedergabe in Schwarz und Weiß ganz besonders geeignet. Die diesen Zeilen beigegebenen Abbildungen einiger seiner Werke erklären seine Art vortrefflich. Wer über ihre „Fehler" lachen will, der thue es; wer


Studie.

sich über sie ärgern muß, der ertrage zur Strafe seinen Ärger. Es ist mit solchen Bildern wie mit dem Austernessen. Es kommt auf den ersten Versuch an. Wem die Auster ein Greuel bleibt, der fühlt sich wohl als ein Weiser. Mir scheint er ein Thor, der um einen Lebensgenuß ärmer ist. „Kritiker" wird zumeist ein Mensch, der arm an solchen Genüssen ist; daher ein solcher, der brummend durch die Welt stolpert und sich über alles ärgert, was er mit seinen armen, verkümmerten Geschmacksorganen nicht zu erfassen vermag. Es kommt ja nicht darauf an, die Bilder zu kritisieren, wie man die Natur nicht kritisiert oder doch den Reisegefährten meidet, der einem beim Anblick des Brocken erklärt, der Himalaya habe viel höhere Berge.

Burne-Jones hat die internationale Märchenwelt malerisch durchwandert. Da ist die „Pygmalion-Serie." Sie behandelt jene griechische Sage, welche Suppé zur Operette „Die schöne Galathee" begeisterte. Pygmalion, so erzählt Ovid, König von Kypros, machte sich aus Elfenbein ein Bild der Aphrodite, und da er sich in sein Werk verliebte, belebte es die Göttin auf sein flehentliches Bitten. Die anmutige Sage bearbeitete der Wiener Musiker in seiner Weise. Es ist die Art, von welcher Friedrich Hebbel sagte, sie mache eine Rose stinkend, an der sie gerochen. Burne Jones gibt ihr einen Duft, der feiner ist, als der, den sie ursprünglich hatte, einen Hauch von Überfeinerung. Er schildert den Vorgang in vier Bildern: The heart desires (Das Herz begehrt): der Jüngling steht gedankenvoll in seiner Werkstätte vor einer Gruppe der drei Grazien. Zwei Mädchen sieht man, neugierig zu ihm herüberschauend, an der offnen Thüre vorbeiziehen. The hand refrains (Die Hand zaudert, weicht zurück); der Jüngling steht vor dem fertigen Werk, den Meißel in der Hand, in einer Art von erschrecktem Staunen. The goddess fires (Die Göttin belebt): Aphrodite kommt, von blumenspendenden Tauben begleitet und getragen, den Lorbeerzweig in der Hand, die Statue zu beleben. The



Flamma Vestalis.

heart attains (Das Herz begreift); der Bildhauer küßt, auf den Knieen liegend, der Lebendigen die Hände.

Das ist sehr zart gedacht, vielleicht zu zart. Und ausgeführt ist es dem entsprechend.



Das Glücksrad

tographieen kramt, will man einen „idealen" Kopf schaffen, und glücklich ist, wenn ein vollendetes Weib nicht deutsch aussieht, sondern einen Kopf aus aller Herren Ländern hat, glaubt eben der spleenige Engländer, die Töchter seiner Heimat seien von vollendeter Schönheit, und wenn er echte Engländerinnen mache, werde er auch dem griechischen Geist am nächsten kommen. Denn auch die Hellenen suchten nicht das vollendete internationale Weib, sondern die vollendete Hellenin, wenn sie eine Göttin schaffen wollten. Wenn ein Franzose oder Deutscher Burne-Jones nachahmen wollte, wäre er lächerlich. Die Kunst, die er treibt, ist eben englisch, nicht für uns, sondern für seine Landsleute bestimmt. Und diese sehen weniger das Englische, denn wenn zwei die Welt durch dieselbe bunte Scheibe ansehen, scheint sie ihnen sehr ähnlich. Aber sie sehen die feine Hand, den dichterischen Hauch, der über dem Werk liegt, und die Meisterschaft in dem, was die Engländer als outline feiern, die Umrißlinie.

Es ist von Wert, den Künstler bei der Arbeit zu verfolgen. Berühmt sind seine Skizzen. In der „New Gallery," einer Londoner Ausstellungshalle, sah man ganze Wände voll mit größter Sorgfalt gezeichneter Studien. Das feine Gefältel eines mehrfach geschürzten, leichten Wollenstoffes verstehen zu lernen, ermüdet den Maler nicht, wohl ein dutzendmal denselben Gegenstand mit emsiger Genauigkeit zu zeichnen. Denn er selbst fühlt sich als Realist, als ein Mann reiner, künstlerischer Wahrhaftigkeit. Unzählig sind seine Studien nach dem „Akt," wie der Künstler sagt, nach dem

Ein deutscher Kunstgelehrter wird alsbald höhnend sagen: Die Statue wie die Aphrodite sind ja beide keine Griechinnen, sondern die allerechtesten Engländerinnen. Und er wird recht haben. Während man auf unseren Akademien in alten Gipsen und Pho-

nackten menschlichen Körper. Und darauf hin prüfe man einmal sein Bild „The goddess fires" und vergleiche es mit akademischen Werken: wieviel mehr eigne Kunsterfahrungen trotz der stilistischen „Abklärung" in diesem Werk liegt. Man sehe z. B. den feinen Zug, mit dem der erst halb belebte Körper in sich zusammenfällt, lastend auf dem Arm der Göttin liegt und wie er im Begriff steht, sich aufzuraffen.

Und dann eine andere „Serie," die aus der Perseussage. Wir geben das Bild der Befreiung der Andromeda durch den herbeifliegenden Helden. Burne-Jones, der Engländer, stellt sich das Meerungeheuer anders vor, als es sonst geschieht. Ihm, dem Briten, ist es die Seeschlange mit dem Kopfe des Basilisken und der Ort der Haft der Göttin eine jener sagenbekannten Basaltgrotten der schottischen Küste. In vielfachen Windungen umschlingt die Gewaltige den Gepanzerten. Sie erfüllt das ganze Bild, aber es ist die Phantasie eines Feinen und Zaghaften, der das Tier schildert. Es ist mehr ekelhaft als schrecklich, mehr absonderlich als mythologisch. Man darf nicht Böcklins Wucht und Kraft mit ihm vergleichen, will man dem Briten gerecht werden, wie man ja überhaupt stets Unrecht mit solchen Vergleichen thut.

„Die Tiefe der See" heißt ein anderes Bild. Wir würden es vielleicht, hätte es ein Deutscher gemalt, „der Fischer" genannt haben.

„Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau!"

In den „tiefen" Himmel zieht den Jüngling das feuchte Weib hinab. Die Wasser spielen um die Basaltsäulen, die Steinchen am Grunde blinken, aus dem Haar quellen leichte Luftblasen nach oben. Er schaut hinab in die Tiefe.

„Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll
Wie bei der Liebsten Gruß..."
„Halb zog sie ihn, halb sank er hin
Und ward nicht mehr gesehn."

Indem ich meinen Goethe herbeihole, sage ich mir, wie gegenüber dem Perseusbilde hinsichtlich Böcklins: Der Deutsche ist in beiden Fällen größer als der Engländer, der Gedanke sowohl wie dessen Darstellung ist bei ihm wuchtiger, tiefer, feierlicher. Ist's, weil auch ich ein Deutscher bin und mir der Anklang in gleichem Tone leichter die Saite in mir zittern macht? Ich habe drüben in England gefunden, daß der Brite solchen Werken gegenüber anders empfand als ich. Und ich habe es dabei bewenden lassen. Gut ist's, fremde Volksart würdigen zu lernen, besser, bei eigner zu verharren.

„Das Rad des Glückes," wundersame



Gedenktafel in farbigem Glas.



Sir Edward Burne-Jones. Nach einer Photographie.

Phantasie! Das Glück, eine übermenschlich große, aber schüchterne, ängstlich verhüllte Gestalt. Sie dreht das Rad, an das die Menschen gefesselt sind. Einer tritt auf das Haupt des anderen. Burne-Jones schildert nicht die aufsteigenden. Sie sinken hinab, wie durch eigne Last das Rad schwingend, und sie werden drüben mit den Füßen nach oben emporsteigen. Das Sinken auf dem Glücksrade scheint dem Maler der normale Zustand zu sein. Das ist Gedankenmalerei, das ist etwas zu sehr ausspintisiert, um jedermanns Geschmack zu sein, wie es andererseits wieder viele freut, ihre Klugheit an solchen Rätseln zu prüfen. Jeder nach seiner Art! Ich habe die Examen nie lieb gehabt und möchte auch vor Bildern keines bestehen. Das Bild ist mir das liebste, welches ich mit den Augen, nicht mit den Ohren verstehe, wo ich sehen kann, ohne wissen zu müssen.



Studie.

Und da ist mir so ein Bild wie Flamma Vestalis gerade recht. Die vestalische Flamme freilich sehe ich nicht. Ich denke auch weiter nicht darüber nach, warum das nicht eben sehr kluge und nicht allzu schöne Mädchen den lateinischen Namen hat. Ich sehe da nur jene Stille der Empfindung und der Malweise, welche wohl thut. Oder den „Uriel,“ der die Weltkugel in Händen trägt. Burne Jones malte solcher Engel eine große Zahl. Sie schauen mit ihren



Die Würfelspieler.



Die Verkündigung.

großen, offenen, ängstlichen Augen in die Welt, lange, gerade, fast bewegungslose Gestalten, gebeugt nur von innerer Gemütserregung, die staunend die Größe der Gotteswelt sehen. Ich glaube es Burne-Jones schon, daß man über die Welt erstaunter wird, wenn man ein Engel wird. Denn je mehr man sie erkennt, desto mehr wächst sie an Größe und Unbegreiflichkeit. Und dem Übermenschen gelingt es wohl endlich, die Unendlichkeit zu begreifen und die eigne Kleinheit ihr gegenüber, während der „aufgeklärte Mann der Jetztzeit“ das Staunen längst aufgab, weil er alles schon in Quinta begriffen hat. Das Weltall kennt er aus dem naturwissenschaftlichen Unterricht. Da gibt's für ihn keinen unerforschten Winkel mehr, alles ist ganz klar, mathematisch hell! Der Lehrer selbst hat's gesagt! Und er glaubt nur an jene Offenbarung, welche die Wissenschaft bietet. Alles andere ist Schwindel! Der Lehrer aber hat ja studiert!

Unser Maler malt nicht für diese Art gescheiter Leute. Sie verstehen ihn wohl auch nicht, es ist vergeblich, sich mit ihnen über ihn auseinanderſetzen zu wollen. Wenn es möglich wäre, so vielleicht vor der Studie zum Kopf der heiligen Jungfrau in der „Verkündigung.“

Wir wollen uns von diesem Kopf nicht verwirren lassen, obgleich es niemanden schaden wird, ein paar Minuten in die traumbefangenen, umschatteten Augen zu schauen. Eine Jungfrau, halb ein Kind, dem plötzlich das Unbegreifliche ver-

kündet wird. Angst und doch innige Freude, Ergebenheit in einen höheren Willen und doch die stille Sorge um sich selbst; da endet das Denken vor dem Wunderbaren und beginnt das Empfinden, das die größte Kraft des Menschenherzens und Menschenhirnes ist. Und das alles mit wenig Strichen eines Bleistiftes, Faber Nr. B oder H, auf einem Stückchen Papier.

Es ist so schwer nicht, den Augen den Ausdruck nachdenklichen Erstaunens zu geben. Ein scharfer Blick wird durch das Hinsehen beider Pupillen auf einen Punkt erzeugt. Je näher dieser Punkt dem Gesichte ist, desto mehr werden die Pupillen nach der Nase zu rücken. Geht der Blick ins Weite, Leere, so sind die Pupillen parallel gerichtet. Sind sie ein klein wenig nach außen gewendet, so kommt ein Zug des Geistes unklaren Ausstarrens in die Ferne in den Blick. Und wenn dazu die Augen noch vom Nasenrücken fortgerückt werden und weit geöffnet sind, so ist das mystische Kunststück fertig. Auch in den mystisch verklärten Köpfen von Gabriel Max ist dieselbe „Technik“ angewendet. Die trotzig vorgezogene Oberlippe und das niedergesenkte Kinn sind gut beobachtet. So viel ist Jeder Schauspieler, daß, wenn er ein erstauntes Gesicht macht, er dem Munde eine bestimmte, hier von Burne-Jones festgehaltene Gestalt gibt.

Also ist der Ausdruck in den Kopf nicht durch ein Wunder gekommen. Er ist leicht aufzuklären. Ein Wun-



Die goldene Treppe.

der ist's nur, wie ein Mensch diese einfache mimische Wissenschaft so viel feiner zu behandeln weiß als der andere, und wie aus einer Summe sehr einfacher Beobachtungen dann ein so ganz besonderes Werk entstehen kann, wie diese Verkündigung ist. Es gehört nicht viel Weisheit dazu, „Fehler" in dem Bild zu finden. Ein Baugewerkschüler weiß, daß man eine Thüre ungefähr doppelt so hoch als breit macht, einem Kunstakademiker wird im ersten Halbjahr erzählt, daß der Mensch ungefähr sieben- bis achtmal so hoch ist wie sein Kopf. Auf unserem Bild ist die Thüre fast viermal so hoch als breit und der Engel wohl neunmal so lang als sein Kopf. Nun habe ich noch keinen Engel gesehen, — wenigstens keinen überirdischen, keinen mit Flügeln — ich weiß also nicht, ob der Maler vielleicht mit seiner Darstellung ganz recht hat, aber ich sehe ganz deutlich, daß er zur Wirkung seiner Bilder, für die Durchgeistigung seiner Gestalten eine solche Streckung der Verhältnisse brauchte. Es ist das vielleicht ein Kunstgriff, vielleicht ein innerer Schönheitstrieb, wahrscheinlich beides zusammen. Auch haben die Engländerinnen kleinere Köpfe oder längere Glieder als andere. Wir haben sie oft genug darum verhöhnt. Die Mädchenschar, welche musizierend die „Goldene Treppe" herabsteigt, zeigt, daß man sehr schön sein kann, trotz dieser Schlankheit. Ein besonderer Idealismus liegt in dieser Formgebung, ein Idealismus, der die Wahrheit überwindet, indem er ein Selbstempfundenes weiterformt. Leicht ist das Werk verspottet, leicht der Spott begründet. Aber wenige vermögen es zu schaffen. Man muß den Mut haben, sich selbst ein wenig umzudenken, um dem Fremdartigen gerecht zu werden. Man thut das ja zwar bei aller Kunst, man ist stolz auf die kunstgeschichtliche Bildung, die uns ein Werk der Gotik, des Lucas Cranach, jeder Art von charakteristischer Kunst verständlich macht. Und sollte es nicht möglich sein, auch den Burne-Jones zu verstehen, ohne sich selbst in ihm zu verlieren, seine nervenfeine, geistvolle Weltflucht zu würdigen, und zugleich dem Wirklichkeitssinn eines Menzel und der männlich reifen Phantastik eines Böcklin gerecht zu werden, ja sich auch noch an dem Zuckerbrot zu freuen, das die Kleinen in der Kunst uns auf den Tisch streuen!

Uriel.



Jagdschloß Dreilinden.

# Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

## Erinnerungen an den Prinzen Friedrich Karl.

## Dreilinden. II. (Schluß.)

Von

**J. Freiherr von Dincklage.**

(Abdruck verboten.)

### Dreilinden.

Und wechselt fröhlich jagdbar Wild
In seiner Forsten Gründen,
Dann Weidmannsheil und Weidmannsdurst,
Dem Jagdherrn von Dreilinden.

(Aus einem Geburtstagsgedichte von B. Möllhausen.)

Wer die Mark durchwandert und vom herrlichen Wannsee aus hinaufsteigt zu Heinrich von Kleists stillem Waldesgrabe, der versäume nicht, dort die Eisenbahn zu überschreiten, auf breitem Wege am Gatter entlang wenige hundert Schritte weiterzugehen, in den Wald hinein, und das bescheidene Jägerheim zu betreten, in dem Prinz Friedrich Karl alljährlich mehrere Monate in stiller Waldeinsamkeit zu leben pflegte.

Eine Fahrstraße führt vom Waldwege ab in das Gatterthor. Zu beiden Seiten Gruppen seltener Ahorn und Koniferen, Eichenschonungen und ältere Kiefernbestände, dann ein nicht allzu großer freier Platz mitten im Walde. Ein einfaches Landhaus nimmt fast die Hälfte des Platzes ein — ein freundlich einladender Fachwerkbau, nicht viel größer, wie ein Bauernhaus. An der schmalen Frontseite befindet sich die nicht zu breite Hausthür, und dicht darüber ragt ein hölzerner Balkon hervor, an dessen Balken die bedeutungsvollen Worte: „Klein, doch mein!“ eingeschnitten stehen.

Die Fenster im Untergeschosse sind mit eisernen, vortretenden Gittern versehen. Über einem Seiteneingange, der Einfahrt in den von Ställen umgebenen Hof, findet sich unter anderen Sinnsprüchen auch die vielsagende Bitte: „Gott, schütz mich vor Menschen, die langweilig sind.“

Das sind Worte, die gerade im Sinne des Prinzen eine besondere Bedeutung gewinnen. Langweilig fand der Prinz niemanden, der auch

nur nach irgend einer Richtung etwas leistete oder wußte.

Betritt man die schmale Vorhalle, an die sich links die Adjutantenwohnungen anschließen, und durchschreitet eine Glasthür, so kommt man in das Treppenhaus — ein wahres Museum von Jagdtrophäen, darunter ein ungeheures Hirschgeweih, das aus dem Schlosse von Amboise stammen soll, in der That aber wohl eine Imitation ist — vielleicht das einzige Geweih, das nicht von des Prinzen Strecke stammt. Ein kleines Vorzimmer enthält die Bibliothek und ist vom Empfangsalon durch eine Glaswand getrennt, die Scenen aus dem Düppelsturme in guter Malerei enthält. Selbsteroberte Dannebrogs breiten sich zeltartig über dem Eingange aus. Der Salon ist mit Jagdstücken und Landschaften geziert, und an dessen eine Seite schließt sich des Prinzen Schlaf- und Badezimmer — mit wahrhaft feldmäßiger Einfachheit ausgestattet — an. Das Hohenzollernbett, die eiserne Militärbettstelle des ersten Kaisers, ist auch hier vertreten. Nach der entgegengesetzten Seite des Salons öffnen sich breite Flügelthüren zum Eßsaal. Die Ausstattung dieses Raumes hat der Prinz selbst angeordnet, und die Originalität, die dabei zur Geltung kam, spricht für des Hausherrn vollendeten Geschmack. Die Wände des bis unter das vertäfelte Dach emporragenden Raumes sind in dunklem Rot gehalten, und aus diesem Grundtone treten die braunen, mächtigen Geweihe, die jeden Platz völlig bedecken, mit besonderer Fülle hervor, ohne dem Ganzen den ruhigen Charakter zu nehmen. In der Mitte des fast quadratischen Raumes, über dem breiten Eßtische, hängt ein riesiger Kronleuchter, ebenfalls aus Hirschgeweihen konstruiert. Um den Tisch zwölf breitlehnige Armsessel in gotischer Schnitzerei, wie auch das Gebälk gotische Verzierungen trägt. Außer einigen Tischchen mit Kriegstrophäen, zu mächtigen Armleuchtern zusammengefügt, enthält der Saal nur noch ein Pianino. Hinter dem Eßsaal befindet sich das Billardzimmer. Die Kopflehnen der den Raum umgebenden Hochsitze tragen des Prinzen vom Nil mitgebrachte Sammlung ägyptischer Altertümer, durch Brugsch-Pascha geordnet und signiert. Und an das Billardzimmer schließt sich ein stets mit blühenden Gewächsen ausgestattetes Green-house.

Tritt man vom Empfangssalon aus auf den breiten Balkon, so blickt man auf einen mit Boskettgruppen unterbrochenen Rasenplatz, auf dessen Mitte ein Runenstein Aufstellung fand. „Dreilinden" nannte der Prinz sein freundliches Jagdhaus nach den drei hohen Linden, die weit emporragend über die Dächer, den kleineren, vom Förster bewohnten Nebenbau beschatteten. Dicht umschlossen vom Eichen- und Buchenwalde liegt das bescheidene Tuskulum, das zu so vielen Fabeln, aber auch zu so vieler Begeisterung und Freude Veranlassung gegeben hat. Wer dort war und mit dabei war — bei der Tafelrunde von Dreilinden, der versteht die Worte, die der Dichter Möllhausen dem Prinzen in den Mund legt am Schlusse des Liedes, „der Feldmarschallstrich":

„Den Forst durchstreift der Feldmarschall
Im grauen Weidmannskleide,
Tautropfen funkeln überall,
Es duftet frisch die Heide.

„Wie atmet sich's im Walde leicht."
Er denkt: „Heut ist Palmarum!
Die letzte Schnepfe nordwärts streicht,
Doch ich bleib' hier — Tralarum!"

Hier in Dreilinden lebte der Prinz seiner Jagd, seinem Walde und seinen Studien. Schon am frühen Morgen sah man ihn mit seinem Förster durch die Waldwege, durch die Schonungen wandern oder auch ganz allein, mit Baumschere und Säge beschäftigt, seine jungen Eichen zu beschneiden. Die Abende aber, die gehörten nicht selten einem Kreise von Gästen, die der Prinz zur „Tafelrunde" einlud. Zur „Tafelrunde!" Ja, der Ausdruck ist nun einmal von Dreilinden untrennbar, und die „Tafelrunde" ist so bezeichnend und charakteristisch für des Feldmarschalls Lebensauffassung, daß es nicht uninteressant sein dürfte, einmal durch einen freien klaren Einblick in dem geselligen Verkehr des Prinzen alle die Vorurteile zu verscheuchen, die Neid und Unkenntnis hierüber verbreiteten. Ich habe bereits früher erwähnt, daß es keinem zu raten gewesen wäre, etwa in Unmäßigkeit die Grenzen der Etikette zu überschreiten. Das galt auch für die Tafelrunde, jenen Kreis von Männern, deren der Prinz allwöchentlich mehrmals — und zwar je zwölf — zum Diner um sich zu vereinigen pflegte. Die Zusammensetzung dieser Gäste bestimmte der Prinz stets persönlich seinem diensttuenden Adjutanten — nur einer der Herren seiner Umgebung war mit ihm in Dreilinden — und die Einladungen erfolgten nicht in offizieller Form, sondern meist durch mündliche Bestellung eines Lakaien oder Beauftragten. Auch war ein für alle Mal als Anzug der Überrock vorgeschrieben, wenn nicht, bei Jagddiners besonders, etwa Jagdanzug befohlen wurde.

Die Gäste aus Potsdam wurden, wohl um ihnen Unkosten zu ersparen, in einer Hofequipage abgeholt und auch zurückgebracht, während die Berliner mit der Bahn bis zur nahen Station Wannsee fuhren.

Die Tafelrunde bestand im allgemeinen aus Herren, die dem Prinzen näher standen und zum Teil schon seit seiner Jugendzeit nahe gestanden hatten. Anhänglichkeit und Treue gehörten ja zu den Hauptzügen in des großen Feldherrn Charakter, und wer dessen Freundschaft einmal gewonnen hatte, war ihrer sicher für alle Zeit, solange er eben ihrer auch würdig blieb. Groß war die Zahl derjenigen nicht, die der Prinz zu seinem dauernden Verkehr wählte. Als sich nach des Feldmarschalls Tode die „Vereinigung Prinz Friedrich Karl" zu dem Zwecke bildete, des hohen Heimgegangenen Gedächtnis in alljährlicher Versammlung zu feiern, „bis auch der letzte ihm nachgefolgt," da waren es vielleicht nur fechzig Männer, die aus allen Ecken der Monarchie, ja aus dem Auslande sogar, herbeikamen. Sie kamen aber wieder in jedem Oktober — alle. Später dann, seit unser Kaiser selbst regelmäßig zur Vereinigung erschien, wuchs auch die Zahl der Teilnehmer bedeutend, blieb aber immer auf die Männer beschränkt, die dem Prinzen

persönlich bekannt gewesen waren und als Gäste an der Dreilindener Tafel gesessen hatten.

Selbstverständlich hatten sich unter des Prinzen regelmäßigen Gästen auch nähere Beziehungen herausgebildet, und wer öfter in Dreilinden war, der konnte sicher darauf rechnen, einer Reihe von Freunden zu begegnen. Kam einmal ein alter „Dreilindener" von irgendwo aus der Provinz nach Berlin, dann versäumte er natürlich die Meldung beim Prinzen nicht und konnte einer Einladung sicher sein. Die Tafelrunde beschränkte sich, wie schon angedeutet, keineswegs auf Herren aus den Offizier- und Hofkreisen — alle Wissenschaften, alle Interessen, ja alle Künste waren gelegentlich in Dreilinden vertreten, und wenn einmal ein Mann von hervorragender Bedeutung nach Berlin kam — ein Nachtigal, ein Brugsch, ein Bodenstedt oder auch ein ausländischer Feldherr — dann zog ihn nicht selten der Prinz in seinen Kreis, in dem freilich dennoch die Uniform in der Mehrzahl vertreten war. Unter den Offizieren fand man alle Altersstufen und alle deutschen Stämme vertreten. Immer aber war die Zusammensetzung der Gesellschaft derartig, daß eine wechselreiche und anregende Konversation sich ganz von selbst entwickelte. Der Prinz kannte jeden der Seinen ganz genau in seinen Interessen, Fähigkeiten, seinen wissenschaftlichen oder geselligen Leistungen.

Schon auf der Fahrt nach Dreilinden — wir Potsdamer fuhren stets zu vieren oder dreien — fragten wir uns mit einer gewissen Spannung: „Wer mag heute da sein?" Wir, d. h. die Potsdamer, pflegten die ersten zu sein, die im Jagdhause eintrafen — meist um sechs Uhr, doch wechselte die Zeit je nach Ankunft der Berliner Züge. Im Empfangssalon erwarteten wir die Ankunft der Berliner. Schon wußten wir durch den Adjutanten, wer kommen würde. Jetzt öffneten sich die Glasthüren, die Gäste erscheinen — ein paar alte Generale, ein Herr, dem man auf den ersten Blick den Diplomaten ansieht, einige jüngere Offiziere der Garde, alle werden vom Adjutanten begrüßt und erforderlichenfalls mit den Potsdamern bekannt gemacht. Auch hier haben die Offiziere die Waffen unten abgelegt und tragen die Mützen in der Hand — so schreibt's das Dreilindener Ceremoniell vor.

Plötzlich verstummt das lebhafte Gespräch, alles wendet sich mit tiefer Verbeugung dem Prinzen zu, der eben im Generalsüberrock eintritt. Für jeden der Gäste hat er ein freundliches Wort. Da tritt er zuerst auf eine hohe Gestalt zu, einen General, den Feldmarschall fast um Kopfeslänge überragend. Mit einem „Weidmannsheil!" schüttelt er ihm die Hand.

„Wie steht's mit den ‚Kapitalen' in Koschentin?" fragt er scherzend den Prinzen Friedrich Wilhelm Hohenlohe. Dann begrüßt er einen alten Herrn in schwarzem Rocke mit: „Willkommen im Jagdhause! Wenn ich Sie auch zum erstenmal persönlich sehe, ein alter lieber Bekannter sind Sie mir doch! Fern in ‚bergumragte Kyrosstadt' folgte ich Ihnen an den Ararat. Durch des Ostens warme Sternennacht haben auch mich Ihre Lieder geführt!" Der Prinz reicht ihm die Hand, und der Angeredete, der sich tief verneigt hatte, richtet den ausdrucksvollen Kopf empor. Gegen das weiße Haar, den weißen Spitzbart, hebt sich das freudige Erröten in den edlen Zügen jetzt auffallend ab. Fest und stolz fast blickt er aus den lichtgrauen Augen zum Prinzen hinauf. „Königliche Hoheit, was könnte den Dichter glücklicher machen, wie von denen gelesen und verstanden —" beginnt er mit leicht vibrierender Stimme und offenbar befangen. Doch der Prinz läßt ihn nicht ausreden, er fürchtet wohl, es möge etwas wie eine Anerkennung für ihn selbst als Erwiderung kommen, und selbst kargend mit Lobesbezeugungen, liebte er nichts weniger, wie Schmeicheleien oder Komplimente, selbst wenn sie von Dichtern kamen. Er richtet sich jetzt an einen Mann im langen grauen Barte, der unsern stehend des fürstlichen Grußes wartet: „Kennen Sie schon den großen Dichter, der uns des Mirza Schaffy Weisheit in heimische Töne hüllte, Herrn von Bodenstedt? — Hier mein Freund Balduin Möllhausen, der ‚Dichter von Dreilinden'," fügt er, vorstellend, mit einem freundlichen Nicken hinzu. Des alten Trappers und Romanciers schönes männliches Gesicht strahlt förmlich. Während die beiden weißköpfigen Dichter sich bald in ein Gespräch vertieft haben, setzt der Prinz seinen Rundgang fort. Inzwischen hat dessen Adjutant die Gäste zur ‚Sakuska' aufgefordert, einem Vorgerichte nach russischem Brauche, — kleinen appetitreizenden Bouchés. Eine reiche Auswahl von Likören bietet Gelegenheit, auch nach dieser Richtung russischer Gepflogenheit gerecht zu werden.

Die Sakuska erinnert mich an eine kleine Episode, die der Prinz manchmal seinen Gästen als Kuriosum erzählte. Er hatte durch einen russischen Bekannten eine Flasche mit Wutki von ganz außerordentlicher Schärfe erhalten. Wir alle hatten versucht, davon zu nehmen, aber dem Abzuge über Cayennepfeffer war keine Zunge gewachsen. „Ob's jemanden gibt, der das Zeug trinken kann?" fragte der Prinz.

„Ich habe einen Regimentskameraden," erwiderte ich, „einen Baron F., geborenen Kurländer — der bringt's fertig!"

Für den nächsten Mittag wurde der Baron befohlen. „Sie finden da einen Landsmann," sagte der Prinz, als der Adjutant ihm ein Gläschen des Höllengetränkes eingoß. Der Baron setzte das Glas an den Mund — wir alle warteten auf den Augenblick des Erschreckens — aber ruhig und langsam trank er das flüssige Feuer und machte dann noch jene nachschmeckende Mundbewegung, wie man sie wohl nach der Weinprobe beobachtet. Erstaunt sah auch der Prinz den Gast an. „Nun, wie gefällt Ihnen das, mein Baron?" fragte er dann. Und mit seinem tiefliegenden Organe, stark kurländisch accentuiert, erwiderte der Gefragte: „Sehr gut, Eure königliche Hoheit — und so milde!" Die gutgespielte Rolle des Herren erregte natürlich allgemeine Heiterkeit.

Nach beendeter Sakuska öffnen sich die Flügelthüren zum Speisesaal, und der Prinz führt den ältesten der Gäste selbst auf den Platz neben sich — an der einen Längsseite des Tisches — während vom Adjutanten den neuen Gästen die Plätze angewiesen werden, durch kleine Porzellan-

teller bezeichnet, auf die von des Prinzen eigner Hand die betreffenden Namen geschrieben sind. Scherzend erzählt dieser wohl, daß mitunter diese Tellerchen als ‚Autogramm' von den Gästen zum Andenken mitgenommen seien.

Häufig nach Dreilinden befohlene Gäste kennen ihre Plätze schon. Da sind ein paar Generalstabsobersten, denen regelmäßig die voneinander entfernt liegendsten Sitze an den kurzen Tafelseiten angewiesen werden, und das geschieht in weiser Voraussicht auf die Polemik, die sich zwischen den gleich hervorragenden Männern, die aber stets einen verschiedenen Standpunkt vertreten, regelmäßig zu entspinnen pflegt. Der Prinz selbst wirft irgend ein strategisches oder taktisches Problem auf oder stellt eine kriegsgeschichtliche Frage zur Erwägung und fragt dann — ganz beiläufig — beide um ihre Meinung. Bald treten sich die beiden Fachleute im Ausdrucke ihrer Ansichten mit einer Lebhaftigkeit, mit einer Schärfe der Begründung, einer Gewandtheit in der Ausdrucksweise, ja mitunter der Dialektik entgegen, die das allgemeine Interesse in vollem Maße in Anspruch nehmen. Natürlich immer in der vollendeten Form der Tischkonversation, wird der Meinungsaustausch mitunter so pointiert, daß Neulinge von einem gewissen Herzklopfen befallen werden bei der Frage: „Was wird daraus werden?" Und doch sind die beiden die besten Freunde. Heute nehmen beide hohe Stellungen in der Armee ein.

Aus der Tischunterhaltung ist aber für die Zuhörer ein nicht nur lebhaft anregender, sondern auch immer hochbelehrender Vortrag geworden. Auch hier wieder des Prinzen Talent, das Können anderer zur Geltung zu bringen und im Allgemeininteresse zu verwerten.

Neben solchen Tischgesprächen, die der ganzen Tafelrunde zu gute kamen, war eine Unterhaltung unter den Tischnachbarn durchaus zulässig. Der Prinz pflegte sogar mit Vorliebe die guten Freunde, die Herren mit gleichen Interessen nebeneinander zu placieren — er kannte ja alle so genau, viel genauer, wie sie es mitunter ahnten. Nur zufällig und unabsichtlich zeigte sich das mitunter. Aber wo auch der Psychologe aus ihm und in ihm sprach, immer vereinigte sich sein Urteil, seine Anschauung mit einem hohen Grade von Wohlwollen — niemals verurteilte der Prinz auf den äußeren Schein hin, stets war er geneigt, auch für Fehler eine milde Auffassung zu finden. Freilich, wer ihn nur draußen kannte, nur als den Soldaten, den Feldherrn sah, der vermutete hinter dem strengen, dem fast schroffen Wesen wohl kaum ein so fühlendes Herz. Der Prinz that ja auch, wie schon erwähnt, alles mögliche, um sein schönstes Empfinden nach außen hin unerkannt zu lassen. Und doch — seine alten Soldaten im dritten Korps, die wußten, daß sie nicht vergebens anklopften bei ihrem einstmaligen kommandierenden General, wenn's ihnen schlecht ging, und wie viele Witwen und Waisen ehemaliger Krieger denken noch heute an den treuen Helfer, dessen Namen sie nicht einmal erfuhren.

Ja, das alles flüstern sich wohl auch gelegentlich die Nachbarn dort an der Tafel zu, über deren Mitte die frischen Birkenreiser von dem riesigen Hirschgeweihkronleuchter niederhängen, ein grünes Laubdach bildend über all dem eigenartigen Silberschmuck, der den breiten Tisch ziert. Da stehen mächtige Münzhumpen, hohe Fruchtschalen und Tafelaufsätze in Silber und Gold — blumengefüllt. Dann wieder ein Elfenbeinpokal, „der Bahn des Hauptpachodermen" heißt er in einem der Dreilindenlieder Möllhausens — bei Jagdmahlen „geht er als Willekum um" mit schäumendem Rheinwein gefüllt. Sein gläserner Boden läßt erkennen, ob auch der Trinker nicht nur „am Rande nippt." Da zieren ferner vier mächtige Armleuchter, aus französischen Granaten kunstvoll hergerichtet, die Ecken des Mittelarrangements. Das alles sind Geschenke und Andenken, Erinnerungen an ruhmreiche Tage, an Gedenkfeiern aus des Prinzen Vergangenheit.

Vor des Jagdherrn Platze aber liegt die abgeworfene Stange eines Sechzehners, zwischen deren vier Kronenenden ein silberner Becher eingelassen ist. Angstvoll haftet wohl das Auge des Neulings an diesem Trinkgefäße. Er weiß es schon, wer zum erstenmal in Dreilinden ist, muß das „Hirschhorn" mit Sekt gefüllt leeren, das ist ein alter Jägerbrauch, der sich an das Jagdhaus knüpft. Nur ein einziges Spitzglas etwa enthält der Becher, aber schwer ist's, den Hort zu heben. Nur mit der äußersten Rückenbeuge gelingt es, den Inhalt zwischen den emporstrebenden Sprossen hindurch zu leeren, und nicht selten fließt der edle Stoff dem wackeren Zecher in die Augen, statt in den Mund. Aber nur von der Jugend werden solche Leistungen verlangt, für ältere Herren bietet die „Stabsoffizierseite" eine bequemere Annäherung. Auch den „weltgereistesten Dichtern" kann der Dreilindentrunk nicht erspart bleiben — „denn Trinken macht selig und Dursten macht dumm." So wendet sich der Prinz in dessen eignen Worten an „Mirza Schaffy," und fast angstvoll legt der greise Poet die „Zacken" vor den Mund, nachdem er soeben einen jungen Husarenrittmeister im furchtbaren Kampfe hat arbeiten sehen. Aber der Adjutant hat ihm die leichte Seite gereicht, und stolz hebt er das geleerte Horn in die Höhe und dreht es um. Kein Tropfen mehr fließt heraus. An den Prinzen gewendet aber citierte der alte Herr:

„Gern dort weilst du, o Mirza Schaffy, wo die Weisheit
Hinter den Ohren nicht feucht, und nicht trocken im Munde ist!"

„Und jetzt," wendet sich der Prinz an einen anderen Gast im bürgerlichen Kleide, „jetzt werden wir Sie bitten, uns von ihrer letzten Bergbesteigung in Chile zu erzählen! Dr. Güßfeldt ist erst vor vierzehn Tagen zurückgekehrt," fügte er für die übrigen erläuternd hinzu, „und was er uns gütigst mitteilen wird, ist noch ungedruckt."

Der berühmte Forscher versucht eine Entschuldigung: „Eurer Königlichen Hoheit hatte ich schon einmal die Ehre, meine Erlebnisse —" Doch der Prinz unterbricht ihn: „Gute Freunde kommen mir nicht oft genug, und je näher ich sie kenne, um so lieber sind sie mir."

In knapper, anschaulicher Form berichtet der Gelehrte. Aufmerksam sind alle Augen auf das

sonnenverbrannte, jugendlich frische Gesicht, auf die männlich energischen Züge des Sprechers gerichtet. Der Doktor schwebt eben zwischen Himmel und Erde und sucht mit kurzen Worten seine Befreiung aus gefahrvoller Lage zu erklären, als der Prinz ihn unterbricht:

„Mein Teuerster, so war das nicht! Jetzt müssen Sie zuvor die Stufen einhauen und dann erzählen, wie Sie so und so viel Meter abstürzten und — Sie wissen ja!" Der Doktor hatte sich verrechnet, wenn er glaubte, abkürzen zu können. Dem Prinzen lag daran, seinen Gästen möglichst Gutes zu bieten, und niemals langweilte ihn eine Wiederholung, wenn er bemerkte, daß sie Anderen Interesse bot.

Natürlich nahm auch die Jagd einen Teil der Unterhaltung in Anspruch, der Prinz war ja einer der hirschgerechtesten Jäger des Jahrhunderts. Er hörte gern die Erlebnisse anderer Jäger, und wenn einmal etwas Übertreibung unterlief, so war er stets zu einer kleinen Neckerei bereit. Es unterhielt ihn auch, den Jagdneid anderer rege zu machen. Zu denjenigen Gästen, die häufig von ihren Jagdtouren mit kapitalen Hirschgeweihen zurückkehrten, auch ihre Trophäen gern zeigten, aber ein Dunkel über das Revier und den Jagdort ließen, die noch solche Hirsche bergen, um andere Jäger ihrer Domaine fern zu halten, — gehörte auch der Kammerherr Graf A. Brühl. Allen hörbar pflegte ihn der Prinz etwa zu fragen:

„Nun, mein teuerster Graf, Sie sollen ja wieder einen Sechzehner von besonderer Güte auf der Strecke gehabt haben?"

„Zu Befehlen, Königliche Hoheit. Kapitaler Hirsch, Kronengeweih — wunderbare Perlung, Stangen kaum zu umspannen! Das Geweih wog frisch 18½ Pfund!" antwortet der Graf nicht ohne Jägerstolz.

„Und wo half Ihnen Sankt Hubertus zu so glücklichem Erfolge?" fährt der Prinz fort. Alle Anwesenden haben den Blick auf den Gefragten gerichtet. Er zögert, läßt den Blick an General von Arnim vorüberstreifen — dann an ein paar anderen, ebenfalls gefürchteten Rivalen, dem Herrn von Hindenburg und dem Hauptmann von Scholten.

„Königliche Hoheit, ich schoß den Hirsch — drüben im Osten!" sagt Graf Brühl dann mit scheinbarer, aber keineswegs thatsächlicher Verlegenheit.

„Und wo war das — im Osten?"

„Das war — drüben — jenseit des Wassers — am großen Weiher — links an der Eichenschonung!"

In einer Reihe von unverständlichen Antworten sucht sich der Graf den ferneren Fragen zu entziehen. „Wie der Fuchs im Kessel!" sagt dann der Prinz scherzend. „Diesmal sollen Sie aber noch hinausgelassen werden!"

Während der Graf einen triumphierenden Blick auf die Gegner wirft, die vielleicht schon den Schleier des Jagdgeheimnisses gelüftet sahen, wendet sich der Prinz an den Mann, der einst den Büffel und die Antilope auf der Steppe jagte, als er noch an den Zügen der Omahaindianer teilnahm und im Stromthale des Colorado hinauf wanderte, ehe der Fuß eines anderen Weißen die mächtigen Cannons durchschritten, die abgeplatteten Bergkegel erklommen hatte, auf denen einst die Urbewohner der Rocky Mountains ihre Wohnsitze suchten. „Wie steht's? Ist nichts verborgen — da auf der Dichterbrust?" sagt der Prinz freundlich.

„Wenn Eure königliche Hoheit befehlen," antwortet der alte Forscher und Trapper Balduin Möllhausen und nimmt aus der Brusttasche seines Rockes ein Manuskriptheft im blauen Umschlage.

„Was ist's?" fragt der Prinz. „Sie wissen, was ich nicht liebe!"

Möllhausen wußte, was der Prinz nicht liebte — keine Verherrlichung seiner Person, keine Schmeicheleien, und bescheiden antwortet er:

„Dem Walde gelten die Verse, dem Walde von Dreilinden!" Und mit sonorer Stimme trägt der Dichter im weißen Barte eines jener kernigen und doch so tief und innig gefühlten Lieder vor, deren sich der Prinz ebenso oft erfreuen durfte, wie der Dichter sein Gast war.

„Wenn durch die Tannenwipfel streicht
Der Wind auf zarten Schwingen
Und Äolsharfenklang erzeugt:
Wie lausche ich, das Auge feucht,
Dem geisterhaften Singen!

Mir ist, als böten mir die Hand
Die alten deutschen Recken,
Die struppgen Hauptes, sonnverbrannt,
Einst rasteten im freien Land
Auf ihren Bärendecken."

Aus den Zweigen traumhaft schallt dann der Ruf: „Wir sind zwar tot, aber wir leben noch im Walde mit dir!" und fordern guten Weidmannsspruch und

„Zeigt, daß ihr, frei von Lug
Im Kampfe wie beim vollen Krug,
Nicht aus der Art geschlagen!"

Und als beim Schlußverse der alte Jäger den silbernen Becher erhebt und zu den Germanenhelden spricht:

„Doch weil aus tausendjähr'ger Ruh'
Ich kann euch nicht erwecken:
Das Mögliche mit Lust ich thu',
Aus vollem Herzen trink ich zu
Ein Schmollis euch, ihr Recken!"

da leert auch der Prinz seinen Becher und wiederholt mit freundlichem Zunicken eine Strophe aus den eben gehörten Versen:

„So deren Geister still durchziehn
Die Wipfel märk'scher Tannen!"

Der Prinz pflegte einzelnen seiner Gäste, besonders den etwa zum erstenmal anwesenden, einen Becher Weines zuzutrinken, und es hatte sich ein Ceremoniell ganz von selbst herausgebildet, das stets beim Erwidern dieses Trunkes innegehalten wurde. Der Betreffende stand auf und streckte den rechten Arm mit dem Becher, nachdem er dessen Inhalt geleert, seitwärts aus, um ihn erst dann wieder niederzusetzen.

Nach beendetem Diner wurde nicht sogleich aufgestanden. Kaffee und Cigarren wurden im Eßsaale gereicht. Fast ausnahmslos erfolgte dann an einen oder den anderen unter den Gästen, der

musikalisch war, die Aufforderung zu einem Vortrage. Die künstlerischen Leistungen trugen nun den verschiedenartigsten Charakter. Der Prinz liebte den Gesang sehr und war keineswegs einseitig in seinem Geschmacke. Aber er hatte ein volles Verständnis für die Art des Vortrages, wie dies ja schon früher angedeutet wurde. Nicht selten sah man bei einem der ergreifenden Schumannschen Lieder seine Augen feucht werden, aber ebenso fühlte er sich ergriffen von den einfachsten Kompositionen, wenn sie etwa einen patriotischen Stoff behandelten. Das bekannte Lied von den „Königsgrenadieren" berührte ihn vielleicht ebenso tief, wie der Vortrag des „Belsazar" von des Rittmeisters von Willich-Pöllnitz mächtiger Stimme oder das „Fridericus rex unser König und Herr" des Leutnants von der Marwitz. Auch an humoristischen Vorträgen konnte er sich lebhaft erfreuen, und wenn etwa der Kapitän Mensing zur Zitherbegleitung mit unvergleichlicher Komik seine Niggersongs zum Besten gab, so sah man dem Prinzen an, wie das den sonst so ernsten Mann amüsierte. Des Prinzen langjähriger Adjutant, Herr von Kalckstein, fand sich stets bereit, seine Fertigkeit im Pianospielen auch als Begleiter zu verwerten. Ein Urteil gab der Prinz selten ab, und wenn er es that, so geschah's in kurzen, anerkennenden Worten. Immer aber, wenn ihm bisher unbekannte Lieder vorgetragen waren, äußerte er den Wunsch: „Bitte, nun etwas Bekanntes!"

Für seine Person sprach der Prinz niemals laut, war aber nachsichtig gegen die Organe anderer, besonders wenn etwa eine belehrende Polemik die Geister auseinander platzen ließ.

Nach aufgehobener Tafel wurde fast immer eine Billardpartie gespielt, wenn nicht eine andere Beschäftigung vorlag. Mitunter schlossen sich auch wissenschaftliche Vorträge dem Diner an. Nach des Prinzen großer ägyptischer Reise wurde zum Beispiel im Beisein des berühmten Ägyptologen Brugsch Pascha durch den Oberstabsarzt Friedel eine mitgebrachte Mumie der Wissenschaft entsprechend und unter den erläuternden Bemerkungen der beiden Fachleute ausgepackt. Die Erwartung, auch Schmuck oder Waffen zu finden, realisierte sich freilich nicht.

Nicht selten wurde auch nach dem Diner der „Keller" aufgesucht oder auch ein kleinerer Kreis zum Abend direkt in den Keller eingeladen. Der Keller von Dreilinden macht den Eindruck von ein paar, im gotischen Stil eingerichteten Zimmern, statt aber etwa mit Büchern, sind die Wandregale mit Flaschen gefüllt. Holzbänke, ungepolsterte Stühle, eichene Tische bilden das Ameublement, an eisernem Arme hängt die gotische Eisenlaterne. Die Fenster, aus Butzenscheiben zusammengesetzt, zeigen die auf Glas gemalten Bilder aller der Männer, die hier in Dreilinden an des Prinzen Tafelrunde teilnahmen. Über jedem Porträt steht der Name, und wenn der Betreffende unverheiratet ist, dann tritt als Unterschrift die Bezeichnung „Junger Geselle" hinzu. In diesem Kellerraume bot der fürstliche Wirt seinen Gästen die Proben des Besten, was seine Vorräte enthielten. Hier wurde nicht viel, aber mit Verständnis getrunken. Die edelsten Jahrgänge vom Rheine wurden geprobt, und wer nicht glaubt, daß edler Wein Geist und Zunge löst, der konnte sich hier von der Wahrheit des alten Sinnspruches überzeugen. Hier perlte der Witz von den Lippen der Zecher in gebundener und ungebundener Rede, und hier erzählte der Feldmarschall von seinen reichen Erlebnissen in Kriegs- und Friedenszeiten und gewährte den Zuhörern mitunter Einblicke in politische und strategische Konstellationen, die der Öffentlichkeit völlig unsichtbar blieben. Auch hier wechselten heitere Erzählungen mit ernsten Kriegserinnerungen und politischen Erörterungen. Hier wurde das Zwerchfell den härtesten Proben ausgesetzt unter den unvergleichlich humorvollen Bemerkungen des Grafen Alex Wartensleben; hier, beim Rheinweine, erzählte der langjährige Adjutant des Feldmarschalls Moltke, der Oberst von Claer, so manche Anekdote aus der rheinischen Heimat im unverfälschten Kölner Dialekt oder teilte aus seinen Feldzugserinnerungen an der Seite des großen Schweigers mit. Hier traf man auch den Dichter des „Uto," den Oberst von Spitz, den heutigen General der Infanterie und Vorsitzenden des deutschen Kriegerbundes. Hier wurden aber auch gelegentlich à capella Lieder gesungen, und an keinem Orte habe ich das „Im tiefen Keller" in so künstlerischer Vollkommenheit vortragen hören, wie im Keller von Dreilinden. Aber auch hier, im tiefen Keller, vergaßen die Zecher nicht einen Augenblick, daß sie des Hohenzollernprinzen, des Feldmarschalls Gäste, und wer sich unter den Kellersitzungen etwa ausgelassene Gelage vorstellte, der hatte eben weder Verständnis für den Wirt noch für dessen Gäste. Und dennoch — selbst die harmlose Weinprobe im stillen Dreilinden gab zu allerlei thörichten Auslegungen unter den Unverständigen Veranlassung — darin mag auch der Grund dafür zu suchen sein, daß die Kellerabende in den späteren Jahren ganz aufhörten. — —

In des Prinzen Waldungen wurde jahraus jahrein eine sorgsame Wildpflege geübt. Schon lange vor dem ersten Mai sprach der Prinz jeden seiner Böcke genau an und kannte deren Stand und Wechsel. Während er aber den Abschuß des Rehwildes sich selbst vorbehielt, kamen alle Arten Kleinwildes ausschließlich seinen Gästen zu gute.

Eine besondere Freude gewährten dem Prinzen die Tage, an denen er seine Dreilindener Jagdfreunde um sich vereinte. Es pflegten zu den Waldtrieben, die natürlich in streng weidmännischer und waidgerechter Form abgehalten wurden, nur sechs bis acht Schützen eingeladen zu werden. Etwa um neun Uhr war das Rendez-vous in Dreilinden. Nach frugalem Jagdfrühstücke, bei dem, wie überhaupt in Dreilinden, stählerne Bestecks aufgelegt waren, fuhr die Gesellschaft auf Jagdwagen hinaus zum Jagdterrain. Der Prinz bediente sich auch hier seines Pürschwagens, eines Fahrzeugs ältester Konstruktion und einfachster Art mit niederen Rädern und nicht allzu bequemen Sitzen. (Vergleiche das Bild von Dreilinden.) Die Treiben boten an Niederwild Hasen und Kaninchen, doch kamen Ottern und — selten — Füchse vor. Auch Fasanen waren vertreten. Zu den Kaninchentrieben wurden Prellnetze an den Hauptschneusen aufgestellt, wodurch immer ein




Melonenverkäufer in Venedig. Nach dem Gemälde von L. Passini.

sehr lebhaftes Feuer und eine zahlreiche Strecke erzielt wurde.

Man sagte dem Prinzen nach — er schösse am liebsten selbst. Welcher rechte Jäger könnte sich von gleichen Gefühlen wohl freisprechen? Bei den Kleinwildjagden gönnte der Jagdherr aber bestimmt seinen Gästen den größten Anteil am Erfolge. Er verargte seinem Nachbarn es niemals, wenn er auch einmal ein Stück Wild aus seiner Nähe holte. Nur das „Verpassen" pflegte er zu bemerken, d. h. den Nachbarn etwa einfach zu sagen: „Sie haben einen Fasanen und ein Kaninchen verpaßt, mein Teuerster!" Schlimmer war's schon beim Fuchs oder der Schnepfe — da lag schon eine vorwurfsvolle Falte auf der Stirn, und die vom Prinzen so viel gebrauchte freundschaftliche Schlußbezeichnung blieb dann vielleicht fort.

Zum Jagddiner wurde ein weidmännischer Anzug getragen, und auch die etwa eingeladenen „Schüsseljäger" kamen in bürgerlichem Gewande. Erschien ein Jäger in gar zu elegantem Aufzuge, dann lächelte wohl der Prinz, der selbst die braune Lodenjoppe trug, und machte irgend eine neckende, aber niemals verletzende Äußerung.

Während des Diners wurde der Streckenbericht verlesen und der Jagdkönig proklamiert, auch mit dreifachem „Horridoh" geehrt. Fast immer traf diese Ehrung entweder den damaligen Oberst von Krosigk, den jetzigen Kavalleriegeführer, oder den General von Arnim. Der Jagdkönig durfte dann des Jagdherrn Wohl ausbringen und zum Lobe der Jagdpflege sprechen.

Wenn die „Strecke" gemeldet wurde, stand die Gesellschaft auf, und der Prinz führte seine Gäste auf den Balkon am Empfangssalon. Von Fackeln beleuchtet war da unten auf dem Rasenplatze, gar oft auch auf weißer Schneedecke, die Strecke ausgebreitet. Die Jägerei war angetreten, und gar eigenartig hallten die Klänge des „Henneberger Hiff" durch den nächtlichen Wald, froh und klagend zugleich.

Keiner der Gäste verließ dann am späten Abend das gastliche Heim, ohne ein Erinnerungszeichen an den frohen Tag mitzunehmen, denn mit den Cigarren zugleich wurden große geschnitzte Weichselspitzen gereicht, und selbst die Nichtraucher verschmähten eine „Holländer" nicht, um eine Berechtigung auf die Spitze zu bekommen. Als ich im Jahre 1884 das hundertste Diner in Dreilinden erlebte, ließ mir der Prinz eine Jubiläumspfeife von besonderer Größe und mit Bändern geziert reichen, während in sinnigen Versen des Prinzen Adjutant, Herr von der Schulenburg, der Veranlassung gedachte. Noch heute findet man bei den Mitgliedern der Tafelrunde die eigenartigen Pfeifen als Andenken wohlverwahrt.

Wer aber das Glück hatte, die nötigen Bedingungen erfüllen zu können, d. h. wer mindestens einen kapitalen Hirsch erlegt hatte, dem konnte die Ehre zu teil werden, in den Orden der Ritter „des heiligen Hubertus vom weißen Hirschen" aufgenommen zu werden, dessen Stifter und Großmeister der Prinz war. Die Aufnahme geschah erst nach Abhaltung eines Kapitels und erst, wenn dort der Exspektant als würdig und weidgerecht erachtet war, erfolgte der Ritterschlag unter altritterlichem Ceremoniell durch den Prinzen selbst. Ein mächtiges breites Couteau in vergoldeter Scheide diente bei dieser Feierlichkeit als Schwert. Der „Ritter" wurde darauf mit der Dekoration geschmückt — einem Gehänge, bestehend aus einem silbernen Hirsche, durch Hirschhaken mit silbernen Eichenblättern verbunden, auf denen Rubinschweißtropfen leuchten. Das Gehänge wird an einem grünen Bande um den Hals getragen, auf welchem in Gold die Worte: „Vive le roi et ses chasseurs!" eingewirkt sind. Großmeister dieses Jagdordens ist zur Zeit Se. Majestät der Kaiser selbst. Selbstverständlich wird der Hubertusorden nur bei Jagdfesten getragen, er bildet eine dauernde Erinnerung an den hohen Stifter.

Nur ungern trennte sich der Prinz von seinem stillen Waldesheim, wenn ein neuer Jahresabschnitt ihn im Juni hinausforderte an die See, an Rügens Küste, oder wenn der Winter ihn zwang, nach Berlin in seine Schloßräume zurückzukehren. Nirgends war es dem Feldherrn, dem königlichen Prinzen vergönnt, sich von seinem reichen Gemüte, von seiner Liebe zur Natur so führen zu lassen, wie in Dreilinden; nirgends fand er eine gleiche Ruhe und Muße für seine Studien, wie hier in der Weltabgeschiedenheit.

### Winterabend im Schloß und im Palais am Wilhelmsplatze.

Aber auch in Berlin — im großen Schlosse, so lange der hochselige Prinz Karl lebte, und im Palais am Wilhelmsplatze, seit dieses in seinen Besitz überging — empfing der Prinz fast allabendlich einen kleinen Kreis seiner Freunde. Auch hier fanden, neben hervorragenden Militärs, nicht selten Männer von Bedeutung in Bezug auf Wissenschaft und Kunst Zutritt.

Auch hier kennzeichnete sich nicht selten des hohen Herrn Vorliebe für die Musik, besonders den Einzelgesang. Neben den Sängern aus dem Offizierkorps traf man unter des Prinzen musikalischen Gästen mitunter den Hofopernsänger Niemann, der noch in den achtziger Jahren im Vortrag lyrischer Lieder und Balladen Herrliches leistete, — den italienischen Sänger Manzio und in dessen Begleitung auch dessen Schüler, den Oberstleutnant Freiherrn von Seldeneck vom ersten Leibhusarenregiment, einen vollendeten Künstler im lyrischen Gesange wie als Komponist — trotz der Uniform. Sein früher Tod brachte dem Prinzen aufrichtige Trauer — wohl ahnte dieser nicht, daß er so bald folgen würde.

Wer den Prinzen Friedrich Karl nur in seinem ehez luf kennen gelernt hatte, der konnte sich gelegentlich erstaunt fragen: „Was hast du verbrochen oder versehen?" wenn er dem hohen Herrn bei militärischen Veranlassungen oder auf Hoffesten begegnete. Er fand den bei sich so herzlichen, wohlwollenden Gönner in einer ernsten Strenge, die ihm sonst fremd war, und die auch den Grund dazu gegeben haben mag, daß der Prinz so oft verkannt wurde. Nur ein kalter, förmlicher Gruß traf selbst solche Männer, die dem Prinzen von Herzen nahe standen. Wer ihn kannte, ließ sich aber dadurch nicht täuschen.

Wo es galt zu helfen, ernstlich zu helfen und womöglich unerkannt, im Verborgenen zu helfen,

da kam des Prinzen großes, erhaben fühlendes Herz zur vollen Geltung. Und wo einmal sein Temperament sich lebhafter regte, wo er zu gerechtem Zorne gereizt wurde — lange hat's gewiß nicht gedauert, bis das Wohlwollen die Oberhand gewann, sobald sich eine Beurteilung zum Guten finden ließ.

Der Nachwelt wird die Geschichte für alle Zeit den Namen des großen Hohenzollernprinzen im Gedächtnis erhalten — dankbar wird das Vaterland dem Besieger seiner Feinde bleiben. Nachwelt und Vaterland sollten aber auch wissen, daß am 15. Juni 1885 nicht nur ein tapferes, sondern auch ein fühlendes, edles, treues Herz aufhörte zu schlagen.

Unveränderlich bis zum Tode bleibt die Liebe aller derer, die dem zu früh Verschiedenen einst näher traten, und deren Gefühl kann wahrlich keinen schöneren Ausdruck finden, wie in den Worten unseres erhabenen Kaisers vom 27. Oktober 1895: „Und so richtet sich auch heute wieder der Blick auf Dreilinden und wir empfinden, wie aus jener stillen Stätte, wo Freundschaft und Kameradschaft gepflegt wurden, der nimmer ruhende, alles umfassende Geist dieses Heroen in reger Verbindung mit dem von ihm so viel geliebten Herrn stand, und wie selbst aus jenen stillen Räumen, über welchen er mit Stolz geschrieben ‚Klein aber mein', anregende Gedanken hervorgingen, die weiterentwickelt, geweckt und gepflegt wurden und Frucht bringen sollten und in Thaten umgesetzt worden sind, und wie das, was unsere Reiterei jetzt zu leisten imstande ist, auch seinem stillen Einfluß zu danken ist. Und mithin fordere ich Sie nunmehr auf, auch an dem heutigen Tage in stillem Danke das Andenken des hohen Herrn zu feiern, indem wir uns daran erinnern, wie huld- und gnadenreich er war und wie viel wir ihm sowohl auf dem persönlichen, wie auch auf anderen Gebieten, zumal den militärischen, an Anregungen zu danken haben."




Der Orden des heiligen Hubertus vom weißen Hirschen.

---

# Im alten Schlosse.

(Abdruck verboten.)

In einem alten, alten Zimmer
Ist heut mein Lager aufgestellt,
Wie ich's betrat, kam mir ein Wehen
Entgegen, wie aus andrer Welt.

Ein Duft liegt drin, ein leiser Atem
So fremd und doch erinnerungsschwer,
Weiß nicht mehr, wann er mich umspielte,
Doch ist es lange, lange her.

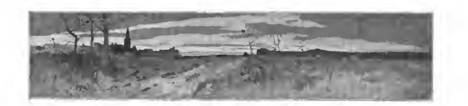
Auf der Gedanken Bühne treten
Gestalten auf, vergessen fast,
Kaum kenn' ich noch die Scene wieder,
So jahrefern, so traumverblaßt.

Ein Knistern lief durch die Tapeten,
Ein Heimchen zirpte im Kamin,
Ein unerklärlich Wehen bauschte
Des Himmelbettes Baldachin.

Ein Schritt schlich draußen auf dem Gange,
Bis fern er sich im Schloß verlor,
Und aus den dunklen Ecken krochen
All meiner Kindheit Märchen vor.

Vom Dache droben kreischte schmerzlich
Die Wetterfahne in die Nacht,
Und nebelzarte Elfen haben
Mich wundersam zu Bett gebracht.

Börries von Münchhausen.



# Ein Wiedersehen.

Von

## Georg Freiherr von Ompteda.

(Abdruck verboten.)

„Nichtraucher — Berlin!"

„Bitte hier — mein Herr!"

Und ich stieg ein in den Nachtkurierzug. Der Portier des kleinen Bahnhofs reichte mir meine Reisetasche nach. Die Thür schlug zu, trillernd pfiff der Schaffner, heiser die Lokomotive. Wir fuhren davon.

Nun erst blickte ich mich im Coupé um, nachdem ich meinen Fensterplatz eingenommen. Ich befand mich mit einem Herrn allein, der in seiner Ecke lehnte, die Reisemütze tief in die Stirn gedrückt, und schlief, wie es den Anschein hatte. Auch ich wollte mich zum Schlummer in die Polster legen, denn bei der mangelhaften Beleuchtung war von Lesen keine Rede. Aber die Schwüle des Sommerabends bedrückte mich, und ich erhob mich erst, ein Fenster zu öffnen. Einen Augenblick zögerte ich, ob ich den Fremden fragen sollte, doch ich hätte ihn wecken müssen.

Da bewegte er sich, schob seine Mütze von den Augen, gähnte und blickte sich um, und nun wo er einmal erwacht, begann er mich unausgesetzt zu mustern, bis sein Anstarren mir unangenehm ward und ich jetzt meinerseits den Hut ins Gesicht setzte, um seinen Blicken entzogen zu sein.

Plötzlich fing er an zu sprechen:

„Pardon, habe ich nicht die Ehre mit . . ."

Und er nannte meinen Namen. Erstaunt bestätigte ich es. Er fuhr fort:

„Wir sind, wenn ich nicht irre, auf Kriegsschule zusammen gewesen . . . von Eyssen . . ."

Bei dem Namen erkannte ich ihn wieder, und mit einem Schlage stand der langaufgeschossene blonde Kürassierfähnrich von damals wieder vor meinen Augen, wie er in der Fechtstunde vermöge seiner Größe, Kraft und Geschicklichkeit alles „zu Mus" schlug — nach unserem Fähnrichsausdruck — was sich ihm in den Weg stellte.

Wir reichten uns die Hand, seinerseits eine weiche, müde Hand ohne Druck, die gar nicht zu ihm zu passen schien. Dann begannen wir, zu fragen und unsere Erinnerungen auszutauschen. Er trug jetzt einen langen blonden Vollbart, das hatte ihn mir unkenntlich gemacht, aber allmählich fand ich in seinem Gesicht die alten Züge wieder, die wasserblauen, treuen niedersächsischen Augen, die derbgeformten, knochigen Backen.

Seit jener Kriegsschulzeit hatten wir uns nicht gesehen — wohl fünfzehn Jahre — und ich hatte auch kaum wieder einmal an ihn gedacht, das Leben hatte uns ganz auseinander geführt.

Zuerst betraf unsere Unterhaltung nur das Gemeinsame unserer Vergangenheit. Kleine Scherze und Erinnerungen wurden aufgefrischt, nach den Kameraden geforscht, was sie geworden, wo sie wären, ob sie noch lebten. Schnell fand es sich, daß wir beide den Abschied genommen, und beide sagten wir in einem Atem, fast mit den gleichen Worten, daß es doch schön gewesen damals . . . Wir sannen nach . . . der Gedanke an unsere Dienstzeit . . . unsere Jugend . . . that sich vor uns auf, daß wir schwiegen und uns geraume Zeit unseren Träumen überließen.

Nichts stimmt so nachdenklich als eine nächtliche Eisenbahnfahrt. Das gleichmäßige Rasseln der Räder, der trübe Lichtschein im

Coupé und draußen dunkle Felder, die vorüberschießen, endlose Flächen, der weite stumme sternenglitzernde Himmel, ein stilles Dorf im Frieden der Nacht ... da ist es, als ruhte die Seele, als sammelte sie sich, als müßte sie schweifen von einem Gedanken zum anderen, als stiege langsam, langsam ferne Jugend und Kindheit wieder herauf.

Und in dieser weichen Stimmung, die mich überkommen, begann ich dem einstigen Kameraden etwas aus meinem Leben zu erzählen, warum ich den Abschied genommen, wie ich mir einen neuen Daseinskreis geschaffen und eine liebe Frau gefunden. Er hörte ruhig zu, aufmerksam, er nickte bisweilen, sah mich miterlebend an, und als ich schwieg, lehnte er sich nachdenklich zurück und sagte:

„Sie müssen sehr unglücklich gewesen sein und sind sehr glücklich geworden!“

Dann sprachen wir nicht mehr, und eine Weile vernahm man nur den gleichmäßigen Räderstoß auf den Schienen. Ich scheute mich, ihn genauer zu fragen, wie es ihm ergangen. Ich wollte mich nicht eindrängen in seine Erlebnisse, wenn er sie mir nach meinen Worten nicht als Gegenleistung bot. Aber da fing er doch von selbst wieder an:

„Mir ist es umgekehrt ergangen wie Ihnen, ich bin sehr glücklich gewesen und bin es nicht mehr.“

Es war unmöglich, darauf zu erwidern, wenn er nicht selbst fortfuhr. Er that es:

„Und ich kann auch nie wieder glücklich werden.“

„Die Zeit ...“ warf ich ein. Was sollte ich sagen! Er schüttelte den Kopf, beugte sich etwas vor zu mir, stützte die Arme auf die Kniee und fing an in ganz ruhigem Tone zu erzählen:

„Sie mögen selbst urteilen. So lieb haben Sie mir von sich erzählt, nun hören Sie einmal, nun hören Sie, was ... wie ... sich mein Leben gestaltet hat. Wir haben uns seit der Kriegsschule nicht wiedergesehen. Ich ging den gewöhnlichen Weg, wurde Leutnant in meinem Regiment und that ein paar Jahre meinen Dienst wie jeder andere. Dann starb mein Vater, und ich mußte das Gut übernehmen. So ging ich vom Regimente fort. Ich habe dann Jahre hindurch auf meiner Scholle gearbeitet, ehrlich, tapfer, vom Morgen bis zum Abend. Der erste war ich auf und der letzte zu Bett. Aber es mußte sein. Die Leutnantszeit ist heute nicht die richtige Vorbereitung für den Landwirt. Ich diente in einem vornehmen Regiment, lernte Ansprüche machen und wurde verwöhnt. Nun war plötzlich alles ganz anders. Die Zeit für uns im Osten ist schwer. Es heißt arbeiten, um überhaupt nur über Wasser zu bleiben.

Ich hatte so viel zu thun, und ich nahm es so ernst mit meiner Thätigkeit — zwei Brüder, die auch bei der Kavallerie standen, hieß es noch herauszahlen —, daß ich keine Muße fand, mich nach einer Frau umzusehen. Nur die nächsten Nachbarn besuchte ich, und zufällig gab es dort keine Töchter, und wo es solche gab, waren sie noch Kinder oder längst unter der Haube.

Sonntags hätte ich etwas weiter über Land fahren können, aber früh hieß es in der Kirche sein — schon des Beispiels wegen, — und nachmittags nahm ich meine Bücher vor. Der Sonntag war mein Rechentag geworden.

Offen gestanden habe ich die ersten Jahre gar nicht ans Heiraten gedacht — ich hatte keine Zeit zu Liebesgedanken.

Allmählich kam es erst. Manchmal überlegte ich mir's, wie's denn wäre mit einer Frau, daß man sich 'mal aussprechen könnte, 'mal vernünftig reden mit jemand, der die gleichen Interessen hätte. Die Nachbarn — ja — da hieß es doch auch erst hinkommen, und unser Pastor war ein lieber Mann — jawohl — aber nicht auf dem Lande aufgewachsen. Er nahm teil, gewiß, nur ... Gott, er war eben ein Städter.

Einmal, ein einziges Mal in der Kreisstadt — ich kam nur aller Jubeljahre hin — da fand ich eine und dachte 'mal fünf Minuten, die könnte es sein — aber ich brauchte eine Lebensgefährtin, eine Freundin, eine, die mitarbeitet. Und da wär's wie mit dem Pastor gegangen: sie war nicht von 'm Gute. Ich gab's gleich auf.

Dann ging's mit der Landwirtschaft immer schlechter. Die Brüder wollten ihre Zulagen weiterbekommen. Da konnte ich nicht mehr ans Heiraten denken. Und doch gerade in der bösen Zeit hab ich's gethan. Ganz plötzlich ...“

Mein Kamerad machte eine Pause und wischte sich über die Augen, mit leisem

Lächeln, das mich erst erkennen ließ, wie ernst, wie grausam ernst vorher seine Züge gewesen. Und ich sah dabei seine breite mächtige Arbeitsfaust, die doch nicht gebräunt war, wie bei einem, der auf seinem Acker selbst mit zugreift. Schnell fuhr er fort, in lebhafterem Tempo, als belebe freudige Erinnerung seine Zunge:

„Ich will Sie nicht langweilen, wie es kam und wurde, obgleich das schön gewesen ist ... Ach Gott ... ach Gott ... es ist nur einmal Frühling im Jahr ... bei uns ... draußen auf den Feldern ... Ich habe nie Gedichte gelesen und verstehe nichts davon, aber meine selige Mutter, die so 'ne leichte poetische Ader hatte, die sagte immer zu uns, auch noch wie wir erwachsen waren, jedesmal, wenn es draußen anfing zu keimen auf unserem alten Boden:

Der liebe Gott geht übers Land
In unsichtbaren Spuren ...
Doch wo gestreckt er seine Hand,
Da grünen alle Fluren ...

Das ist ganz schön gesagt. Und das verstehe ich sehr gut. Genug, zu dieser Zeit, da ist man immer noch leichtsinniger und eher bei der Hand, und da habe ich's gewagt. Es war die Tochter von meinem Nachbar Trebbien. Auf das Mädel hatte ich nie geachtet weiter. Sie war auch erst achtzehn Jahre knapp, und ich hatte sie nur früher so als unnütze Range gesehen. Und da, als ich mit recht schlechtem Gewissen mich 'mal doch rausreiße und Sonntag nachmittag hinübergehe, steht sie plötzlich vor mir, so frisch und gesund, so ... so ... das Leben selber ... braungebrannt von der Sonne, mit roten Backen, und bietet mir den Pflaumenkuchen an, den sie selbst gemacht hat. Ach Gott, da fiel mir's wie Schuppen von den Augen.

Und als wir nun durch den Garten gingen und mich der alte Trebbien mit dem Mädel zum Gartenthor bringt, wo's auf meine Flur geht, weil ich nach Haus wollte, da reden wir über den Graswuchs, den ersten Schnitt, und sie sagt und klatscht in die Hände:

— ‚Ich kann's nicht mehr erwarten, bis die Heuhaufen liegen!‘

— ‚Warum?‘ frage ich, und sie antwortet mit blitzenden Augen, als könnte das gar nicht anders sein:

— ‚Zum Purzelbaumschießen!‘

Sehen Sie, das mag Ihnen eigen klingen, aber ich sage Ihnen, da wußte ich's gleich: so eine kannst du brauchen!

Und ich habe mich nicht geirrt. Als sie meine Frau geworden war, da habe ich doch — weiß Gott — nicht mehr verstanden, wie ich nur hatte existieren können vorher. Ich glaubte, jetzt sei ich erst Mensch. Ich lebte auf. Ich arbeitete mit doppelter Freude wie vorher. Nun wußte ich doch wozu. Und wie sie mir half! Die war auf dem Lande groß geworden! Alles, alles that sie mit. Nicht bloß die Molkerei! Alles, alles!

Immer saßen wir abends in meinem Zimmer, und da wurde gearbeitet. Wir beide. Ganz genau besprachen wir alles miteinander, wie dies zu machen wäre und das! Wofür wir was ausgeben sollten, wo sparen. Dann ließ sie Kataloge kommen, und wir sahen uns Maschinen an und neue Erfindungen, und wenn sich's zu lohnen schien, haben wir auch 'mal was ausgegeben. Nichts haben wir angeschafft, was nicht eingeschlagen wäre.

Und wenn's wirklich 'mal nicht ganz geglückt war — irgendwas, dann redete sie mir Mut ein und richtete mich auf, daß ich den Kopf nicht hängen lassen sollte. Denn es war eine böse Zeit und ist's geworden! Immer schlimmer! Aber gerade damals, wo's ein Leichtsinn gewesen wäre, auch noch einen Hausstand zu gründen, gerade da war's mein Glück, daß ich sie gefunden hatte.

Bald führte sie die Bücher ganz allein, und doch war sie immer unterwegs in Haus und Hof. Wir gingen zusammen auf die Felder, fuhren miteinander in die Kreisstadt zum Markt. Mit den Mägden kam sie aus wie ich nie, und wenn 'mal einer ein Glas über den Durst getrunken hatte bei der Arbeit — gegen sie hätte er sich nie 'was erlaubt, wenn sie'n nach Hause schickte, daß er ausschlafen sollte.

Aber Sonntags! Sonntags! Was ich nie früher gehabt: ich hatte Zeit. Dann saßen wir bei mir, und sie spielte Klavier. Nur bißchen. Die Finger waren nicht gelenkig, denn sie konnte nur Sonntags spielen und in der Woche nicht die Hände pflegen. Aber für mich spielte sie schön genug. Nur einfache Sachen: ‚Es ist bestimmt in Gottes Rat ...‘ und ‚Wer

hat dich, du schöner Wald . . .' Lieder waren es meist . . . Und dann . . . dann sang sie bißchen, und ich . . . lachen Sie mich nur aus . . . ich habe keine Stimme . . . aber ich brummte so mit: ‚Stell auf den Tisch die duftigen Reseden . . .' Das ist ein schönes Lied . . . Und dann das alte: ‚Ach wie ist's möglich denn, daß ich dich lassen kann . . .' Ich glaube, niemand hat so schöne Lieder wie wir . . .

Wir waren sehr glücklich!"

Er war ernst geworden, und doch schwebte ein leiser Zug um seine Lippen, wie ein angefangenes Lächeln. Ein paar Minuten hörte das Rasseln und Rollen auf, denn wir hielten auf einer Station, deren Lichterglanz durch die Fenster fiel. Während des kurzen Aufenthaltes schwiegen wir beide. Ich befürchtete, ein dritter möchte zu uns einsteigen, und dann dachte ich, hätte mein ehemaliger Kamerad mir gegenüber, den er durch Zufall wiedergefunden, nicht weitergesprochen. Daß wir zu zweien waren, hatte ihm die Sprache gelöst, wie es Dinge gibt, die man nicht offenbaren möchte, wenn ein fremdes Auge auf einem ruht, ob es auch keinen Ton verstehen könnte. Da klang draußen das „Fertig," der Zug setzte sich wieder in Bewegung, und mein Gegenüber begann von neuem:

„Wir waren sehr glücklich. Und als meine Frau mir nun noch zwei Jahre hintereinander einen Jungen schenkte, da ward unser Glück erst voll. Nun wußten wir doch beide, daß es galt, etwas hinter uns zu bringen, nicht nur damit wir die Brüder herauszahlen könnten, sondern etwas schaffen für unsere Kinder. Die wuchsen und gediehen, daß es eine Lust war. Gesunde, stramme, pausbäckige Bengel, die lachten und schrieen den ganzen Tag. Gott, war das eine Freude, wie sie immer größer und verständiger wurden, kriechen, gehen und gar sprechen lernten, einer nach dem anderen. Und alle drei, meine Lieben, die Mutter und die Jungen, gesund, das blühende Leben selbst. Hier . . . hier . . . sehen Sie . . ."

Und dabei faßte er in die Brusttasche, holte eine abgegriffene, kleine Ledermappe hervor und klappte sie auf, daß man eine Photographie erblickte. Er stand auf und nötigte mich, unter die Lampe an der Decke zu kommen. Dort gab er mir das Bild in die Hand. Es zeigte drei Köpfe nebeneinander. In der Mitte die Mutter: ein offenes Gesicht mit lachenden Augen und schlicht gescheiteltem dichtem Haar. Rechts und links je ein Knabe: nicht hübsch, aber kräftig, derb, ein Lächeln auf den Lippen, als sei ihnen das Photographieren nichts Schreckliches gewesen.

Gerührt betrachtete ich das einfache Bild, dem man es ansah, daß es oft in die Hand genommen worden, dieses Bild, welches das Lebensglück umschloß des Riesen neben mir, der fast bis an die Decke des Wagens reichte. Ich wollte ein freundliches Wort sagen, ein teilnehmendes, das ihm ausdrücken sollte, wie er stolz sein könne auf seine Drei, als er nach der Mappe griff, mit starren Augen die Photographie besah und sprach:

„Es ist kurz vor ihrem Tode gemacht. Sie leben nicht mehr. Alle drei. Alle — alle . . . drei . . . . . Der Älteste brachte von der Stadt, wo meine Frau mit ihm gewesen, die Diphtheritis mit. Wir erkannten es nicht gleich, was wußten wir davon? Und meine Frau legte

**Aus unserer Studienmappe:**

Der Ataman der Kosaken.
Studie von Ilya Répin zu dem Bild zwischen Seite 656 u. 657.

sich in der Nacht. Dann folgte der Kleine. Bis der Arzt endlich kam, war es zu spät. Ich habe sie an einem Tage begraben. Die Mutter mit beiden Kindern.

Und ich blieb allein. Wissen Sie, was das . . . . Sie können es nicht ahnen, was das bedeutet. Ganz allein . . . Und vorher noch, kurz vorher haschten sie sich alle drei im Garten. Ich konnte es von meinem Fenster sehen, und ich freute mich noch darüber. Und jetzt . . . . . . . .

Nun werden Sie mir glauben, daß ich nicht wieder glücklich werden kann."

Dabei warf er sich wieder in seine Ecke, zog die Reisemütze über die Augen und blieb so unbeweglich sitzen. Er schien nicht sprechen zu wollen, und ein allgemeiner Trost wäre mir zu banal vorgekommen, so daß auch ich nicht das Schweigen brach. Der Zug brauste unaufhörlich weiter in gleichmäßigem Stampfen und Rollen. Draußen zog gespenstisch die Landschaft vorüber, die flachen Sandfelder der Nähe von Berlin. Ich blickte hinaus in die Nacht, die nur blitzartig von Zeit zu Zeit durch das Licht eines Bahnwärterhauses erhellt ward, und mir ward unsäglich weh ums Herz. Der Schein aus den erleuchteten Fenstern des Zuges fiel hinaus auf den Bahndamm und noch ein Stück weiter auf die Felder. Gespenstisch huschte er dahin wie das vergängliche Glück, das unser aller Lebenspfad erhellt, das uns streift im Vorübergleiten, um uns dann wieder zurückzulassen in der dunkelsten Nacht.

Und nun gedachte ich meines eigenen Segens daheim fast mit Angst. Es war

Aus unserer Studienmappe:



Studie von Ilya Répin zu dem Bilde zwischen Seite 656 u. 657.

mir, als wären die kleinen Nöte und Schatten, die vielleicht hier und dort mir einmal mein Glück verdunkelt, so klein und nichts, daß ich sie noch mit dankbarem Herzen entgegennehmen müßte. Da ward mir zu Sinn, als müsse ich doch dem Manne mir gegenüber ein Wort der Beruhigung sagen, als sei es meine Pflicht, ihn aufzurichten durch einen Trost.

Ich beugte mich zu ihm und suchte nach seiner Hand. Er ließ sie mir, und ich preßte sie warm:

„Sie müssen Mut fassen! Es wird sich alles wieder einrichten. Sehen Sie, in der Welt gibt es viel Leid und Kummer, aber denken Sie immer dran, daß noch andere sind, denen das Schicksal viel tiefere Wunden schlägt. Sie haben zu leben. Wie viele Tausende müssen sich mühen um den Bissen Brotes, den sie zum Unterhalt brauchen. Und Sie sind gesund und kräftig und noch in solchen Jahren, wo Leib und Seele Spannkraft genug besitzt, sich aufzurichten! Es wird alles vorübergehen! Sie werden überwinden! Ja, ja, sicher. Wenn auch heute nicht oder morgen nicht! Aber einmal doch."

Er schüttelte traurig den Kopf:

„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, so zu mir zu sprechen, aber ich weiß es besser. Ich kann nie wieder glücklich werden. Ich kann sie nicht vergessen. Seitdem sie gestorben sind, bin ich überhaupt ein ganz anderer Mensch geworden. Ich kann nicht mehr arbeiten auf meinem Gute. Ich schaffe nichts. Es wird nichts. Es geht alles zurück. Immer mehr. Ich habe kein Interesse mehr dran. Ohne Frau . . . und ohne die Kleinen . . . . nein . . . nein . . . Und eine andere nehmen? . . . . . Das brächte ich nicht übers Herz. Wenn ich das Bild ansähe von meinen Lieben . . — ich müßte ja rot werden nur in dem Gedanken."

Er stand auf und nahm eine Reisetasche aus dem Netz herunter, um die Mütze mit einem Hut zu vertauschen, und auch ich legte meine Sachen zurecht, denn an dem zunehmenden Geleisegewirr, der wachsenden Anzahl Laternen nnd Lichter sah man, daß wir uns Berlin näherten.

Ich kämpfte mit mir, ihm noch Trost zuzureden, aber mir fiel nichts ein, was ich ihm hätte sagen sollen, außer den hergebrachten Redensarten. Und nun verlangsamte sich die Fahrt, der Lichtschein wuchs, man hörte die Lokomotive Dampf lassen, ganz allmählich liefen wir in die Bahnhofshalle ein. Die blauen Röcke der Kofferträger tauchten auf, in langer Reihe auf dem Bahnsteig verteilt. Der Schaffner öffnete die Thür, der Zug hielt.

Ehe ich noch ein Abschiedswort gefunden, fühlte ich die weiche, müde Hand meines ehemaligen Kameraden in der meinen, und wehmütig klang seine Stimme:

„Empfehlen Sie mich unbekannterweise den Ihren."

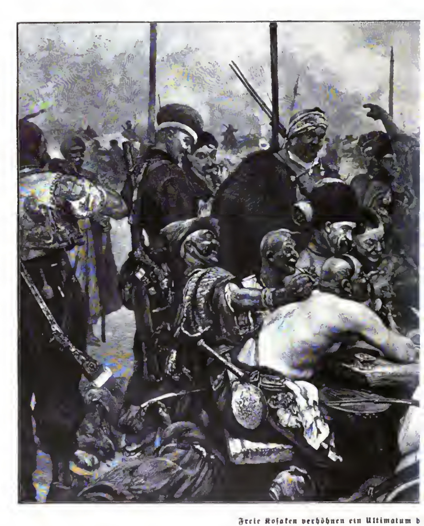
„Können wir uns nicht morgen sehen?" fragte ich hastig. Vielleicht gelang es mir doch, ein Trosteswort zu finden. Aber er verneinte bitter:

„Ich fahre mittags zurück. Ich will nur eine Hypothek aufnehmen —. Die Brüder wollen ihren Zuschuß haben!"

Damit war er davon. Ich sah noch seine hohe Gestalt, die Reisetasche in der Hand, ein wenig gebeugt davonschreiten, und als sie verschwunden, war es mir, als müsse ich ihm nacheilen, um zu helfen. Lange dachte ich noch an dies ernste Menschenschicksal, das sich mir wie ein Blitzbild in einer kurzen Fahrt entrollt, immer mit dem Vorsatz, dem versinkenden Kameraden die Bruderhand zu bieten. Dann kam Sorge dazwischen um eigenes Wohl und Wehe. Die Erinnerung verblaßte, und ich vergaß.

Wir sind alle schwache Menschen!





Freie Kosaken verhöhnen ein Ultimatum d



s Sultans. Nach dem Gemälde von Ilya Repin.

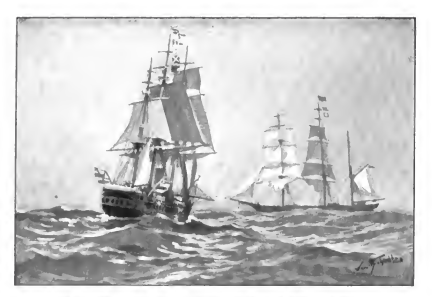


Abb. 1. FBW = „Haben einen Arzt nötig!“ DVB = „Ist Krankheit ansteckend?“

# Signalwesen auf See.

Von

## H. v. Benno.

Mit einer Zeichnung von **Hans Bohrdt** und siebzehn Signalen.



„Signalgast!“

„Herr Leutnant!“

„Mein Doppelglas!“

„Zu Befehl!“

Der Mann brachte mir das Verlangte, und ich stellte mich wieder auf die Nock der Kommandobrücke und sah scharf nach einer bestimmten Stelle des Horizonts, zunächst noch ohne von dem Glas Gebrauch zu machen. Der Signalgast, der schon seit Beginn der Reise, d. h. seit fast anderthalb Jahren, alle Leiden und Freuden des Wachegehens geteilt hatte, betrachtete mich etwas mißtrauisch. Er kannte meine Gewohnheiten und wußte, daß ich mit meinen allerdings sehr scharfen Augen wieder irgend etwas entdeckt hatte, was ihm sowohl wie dem Ausguck auf der Vormarsraa noch entgangen war. Nun strengte er seine Sehkraft aufs äußerste an und meinte schließlich etwas zaghaft: „Herr Leutnant, ich glaube, da is ein Schiff!“ Gleichzeitig zeigte er mit der Hand so ungefähr um den Viertelhorizont.

„So?!“ antwortete ich lakonisch. „Glaubst du? Na, mein Sohn“ (der Bursche war vielleicht fünf Jahre jünger als ich) „die alte Geschichte mit dem Pfannkuchen! Ich hab's schon vor 'ner halben Stunde gesehen!“ — „Vormarsraa!“ rief ich dann mit lauter Stimme nach dem Vortop hinauf. Nichts rührte sich.

„He, Posten auf der Vormarsraa! Schlafen Sie da oben!? Wart man!“

Abb. 2. Internationaler Signalbuch- und Antwortwimpel.

Ein nicht übermäßig intelligenter Kopf erschien seitlich der Vormarsstänge, aber Antwort kam nicht herab.

Ich fragte den wachhabenden Unteroffizier nach dem Namen des Mannes.

„Lukeitis!"

„Natürlich! Lassen Sie ihn mal 'runterkommen!"

„Sehr wohl!"

Lukeitis kletterte aus seiner lustigen Höhe herunter und stand bald darauf vor mir.

„Lukeitis, du, hast denn Schiff nich gesehen?"

Mit diesen Leuten muß man möglichst in ihrem eignen Ton reden, sonst verstehen sie die erste halbe Stunde lang nicht.

„E — i, ne — i!" antwortete Lukeitis treuherzig. „Is doch kein!"

„Sieh mal dort, ist das 'n Schiff oder nicht?"

„Ei ja doch!"

„Na also! Nach dem Frühstück eine halbe Stunde extra Ausguck halten! Verstanden?"

„' Befehl!"

„Ab! Enter auf!" Eine plumpe Wendung, und Lukeitis klimmte wieder nach oben. Nun sah er aber auch sicher nichts anderes mehr als das Schiff, welches ich ihm gezeigt; ich kannte das schon. Dann nahm ich mein Doppelglas aus dem Futteral und suchte nach dem Schiff, d. h. nach dem bißchen, was man von den Spitzen von Groß- und Vortop sehen konnte. Da — jetzt hatte ich die Stelle wiedergefunden. Am Vortop standen alle Segel, am Großtop waren Bram- und Oberbramsegel fest gemacht, sogar die Oberbramraa fehlte. Das hatte einen besonderen Grund. Ich sah genauer hin, indem ich mein Doppelglas sorgfältig einstellte.

Abb. 8. Verschiedene Buchstaben nach Fernsignalen.

„Wilhelm," so hieß der Signalgast, „holen Sie mir vom Steuermann den großen Schiffskieker, und dann gehen Sie mit meinem Doppelglas in den Großtop und sehen nach, ob Sie das Signal ausmachen können!"

„Zu Befehl, Herr Leutnant!"

Und nun mühten wir beide uns ab, zu ergründen, was für ein Signal das fremde Schiff machte.

Anfangs konnte ich nichts deutlich erkennen; denn wenn wir auch verhältnismäßig ruhig lagen, so war die Bewegung des Schiffes infolge der Dünung doch genügend, um ein Auflegen des langen Fernrohrs zu verbieten, da man nicht imstande war, den gesuchten Punkt festzuhalten. Und für das freihändige Balancieren war das Rohr reichlich schwer. Schließlich konnte ich aber doch zu oberst am Großtop einen runden Ball erkennen.

„Aha, ein Fernsignal! Steuermann, lassen Sie die Signalgäste der Wache pfeifen und klar machen zum Signalisieren mit Fernsignalen!"

In kurzer Zeit waren die Leute zur Stelle.

„Soll ich den Ball anstecken lassen?" fragte der Steuermann.

„Ja, und dann — warten Sie — Ball, Wimpel, Ball! — internationales Signalbuch. Ball, Wimpel, Ball, unter Fernsignal.

Ich hatte es jetzt deutlich erkannt.

Das Buch wurde aufgeschlagen. „Na, haben Sie? Im dritten Teil muß es sein."

„Jawohl, hier! X, Ball, Wimpel, Ball, Buchstabe X!"

„Schön, heiß den Ball, ganz vor! — So!"

— „Aufpassen, Wilhelm, wenn das Signal niedergeht!" rief ich zum Großtop hinauf.

„Zu Befehl!" klang's von oben.

Inzwischen waren noch einige Offiziere an Deck gekommen, und alles betrachtete angestrengt das fremde Schiff.

Wir waren damals — Anfang der achtziger Jahre — auf der Heimreise begriffen, nachdem wir während des chilenisch-

peruanischen Krieges fast ein volles Jahr an der Westküste von Amerika stationiert gewesen. Vor zwei Tagen hatten wir die Magellanstraße verlassen, und unsere Reiseordre hatte uns direkten Weg nach Hause vorgeschrieben. Frei von der Küste, waren Segel gesetzt worden, denn für die lange Strecke hätte unser Kohlenvorrat nicht ausgereicht. Nun hatte uns in der vergangenen Nacht auf der Mittelwache unter strömendem Regen ein schweres Wetter mit umspringenden Böen überfallen, so daß wir nur mit Mühe, mit „Alle Mann" die Segel hatten bergen können. Erst auf der Morgenwache waren sie allmählich wieder gesetzt worden.

„Signal geht nieder!" rief Wilhelm.

„Hol nieder den Ball! Gut aufpassen weiter!"

„Signal! Ball! — Wimpel! — Wimpel!"

Signalbuch- und Antwortwimpel.

Abb. 4. Flaggentafel des internationalen Signalbuches.

Ich sah hin. „Nein. Ball — Flagge — Wimpel!"

„Ball, Flagge, Wimpel ist's!" wiederholte ich, und rief dem Signalgast zu, genau nachzusehen.

„Das zweite ist Flagge!"

„Siehst du wohl?!"

„Ja, Ball, Flagge, Wimpel; das stimmt!" erklärten auch die übrigen Beobachter.

„Ball vor! Was bedeutet es?"

„C, Buchstabe C!"

„Also, N—C bis jetzt; und —"

„Ein Ball! Nur ein Ball allein!"

„Schlußzeichen! Also Notsignal! Vorn im Buch, erster Teil, Abschnitt I. Nun, das Ganze?"

„NC, in Not, haben Hilfe nötig."

„Vorheißen unseren Ball und mit dem Signal niederholen!" befahl ich. Und dann zum Steuermann gewendet: „Melden Sie dem Kommandanten, ein Segelschiff habe per Fernsignal um Hilfe gebeten, die Nationalität sei noch nicht auszumachen! Ob ich Kurs auf das fremde Schiff zu ändern könne!"

Gleich darauf kam der Befehl: „Jawohl, Herr Leutnant möchten drauf zu halten." Die Raaen wurden etwas gebraßt, und nach wenigen Minuten steuerten wir mit um drei Strich geändertem Kurs dem Fremden zu.

Zur Belehrung für die nicht mit dem Signalwesen vertrauten Leser, lasse ich eine kurze Erklärung des sogenannten

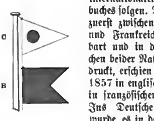


Abb. 5. CB = Nord.

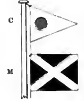


Abb. 6. CM = Nord-Ost.

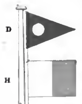


Abb. 7 DH = Ost-Süd-Ost.

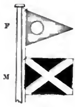


Abb. 8. FM = Süd-West.

internationalen Signalbuches folgen. Das Buch, zuerst zwischen England und Frankreich vereinbart und in den Sprachen beider Nationen gedruckt, erschien im Jahre 1857 in englischer, 1864 in französischer Sprache. Ins Deutsche übersetzt wurde es in den Jahren 1867 und 1868 und im Jahre 1869 herausgegeben. Diesen drei Nationen schlossen sich dann folgende Staaten an: Amerika (Vereinigte Staaten), Belgien, Brasilien, Dänemark, Griechenland, Italien, Niederlande, Norwegen, Österreich-Ungarn, Portugal, Rußland, Schweden und Spanien.

Da für alle Staaten dieselben Zeichenverbindungen die gleiche Bedeutung haben, ist somit den Schiffen der betreffenden Nationen ein Mittel an die Hand gegeben, sich mit jedem Schiff einer der genannten Nationen zu verständigen.

Soll auf große Entfernung signalisiert werden, bei welcher man die Farbe der einzelnen Flaggen resp. Wimpel nicht mehr erkennen kann, so geschieht dies unter Zuhilfenahme zweier ballartiger Körper vermittelst dreier Zeichen, d. h. je einer Verbindung von dreien dieser Gegenstände, durch welche die Buchstaben des Alphabets mit Ausnahme der Vokale bezeichnet werden. Abgelesen werden die Buchstaben in der Reihenfolge, in der sie gezeigt werden, und dann in den einzelnen Abteilungen des Signalbuches für „Signale mit 2, 3 oder 4 Zeichen" aufgesucht. Auf Seite 658 gebe ich einige Buchstaben nach „Fernsignalen," aus welchen dem Leser auch gleich der Unterschied zwischen „Flagge" und „Wimpel" ersichtlich wird (Abb. 3). Da zu jedem Buchstaben eines Fernsignals mindestens ein Ballzeichen gehört, sind sie als solche leicht zu erkennen, und es erhellt, daß die Farbe der benutzten Flaggen und Wimpel von keiner Bedeutung, sondern lediglich die Reihenfolge der Zeichen maßgebend ist.

Als Antwort- resp. Beendigungszeichen dient ein einzelner Ball.

Nähern sich später die Schiffe einander so weit, daß man imstande ist, die einzelnen Flaggen und Wimpel der Farbe nach zu unterscheiden, so bedient man sich farbiger Zeichen. Vermittelst der achtzehn Konsonanten des Alphabets in Zusammenstellungen von je 2, 3 oder 4 Buchstaben ist man in den Stand gesetzt, 78642 verschiedene Signale zu geben, von welchen etwa 20000 zu Signalen für Fragen, Antworten, Aufforderungen, Mitteilungen, Wörter, Namen, Zahlen u. s. w. verwendet werden, während etwa 50000 zu Unterscheidungszeichen für Kriegs- und Kauffahrteischiffe dienen. Signale mit einer Flagge sind vermieden, um Verwechselungen mit Nationalflaggen vorzubeugen, während Signale mit fünf oder gar mehr Zeichen nicht verwendet werden, da sie zu schwer erkennbar sind.

Als Zeichen, daß man nach dem internationalen Signalbuch signalisieren will, dient ein unter der Nationalflagge geheißter rot, weiß, rot, weiß, rot gestreifter Wimpel (Abb. 2), welcher entsprechend dem Einzelball bei Fernsignalen, auch als Antwort- und Schlußzeichen dient.

Das Signalbuch selbst zerfällt in drei Teile, von denen jeder wieder in Abschnitte zerlegt ist. Ich führe hier kurz den Inhalt an, um dem Leser einen Begriff des Buches zu geben.

Der erste Teil enthält die Signale nach der Reihenfolge der Signalbuchstaben (Abb. 4), d. h. der Signalempfänger findet in diesem Teil das ihm gemachte und abgelesene Signal nach der Reihenfolge der Buchstaben mit der Wortbedeutung aufgezeichnet.

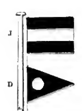



Abb. 9. JD = „Ihr Kurs führt Sie in Gefahr.“

Die drei Abschnitte des ersten Teils enthalten die Signale. Abschnitt I mit 2 Buchstaben, Abschnitt II mit 3 und Abschnitt III mit 4 Buchstaben.

Es würde zu weit führen, wenn ich alle Unterabteilungen herzählen wollte. Erwähnt sei nur noch, daß mittels zwei Zeichen alle dringenden Signale, wie Kompaß-, Not-, Gefahr-, Achtungssignale ꝛc. gemacht werden. Einige Beispiele werden dies am besten erläutern. So bedeutet z. B. CB = Nord (Abb. 5). CM = Nord-Ost (Abb. 6). DH = Ost-Süd-Ost (Abb. 7). FM = Süd-West (Abb. 8). Die Flaggen ID (Abb. 9) bedeuten „Ihr Kurs führt Sie in Gefahr.“ Ist ein Mann über Bord gefallen, so zeigen die Flaggen HM (Abb. 10) den anderen Schiffen dies an ꝛc.

Der zweite Abschnitt enthält alle allgemeinen Signale, wie Mitteilungen über Schiffe, Schlepper, Dampfer, Ankern, Leuchtfeuer, Lotsen und über die Mannschaft, Proviant, Reise, Zeit, Ort u. s. w., und der dritte Abschnitt bringt schließlich mit den Signalen von 4 Buchstaben eine geographische Liste der für die Schiffahrt wichtigsten Orte der Erde, wie Häfen, Inseln, Bays, Flüsse u. s. w. nach folgenden Hauptabteilungen: Europa mit Kleinasien, Afrika, Asien mit Australien, Amerika und Inseln. Außerdem sind im dritten Abschnitt enthalten eine Buchstabiertafel und sonstige Signale; schließlich gehören dazu die Unterscheidungssignale für Kriegs- und Kauffahrteischiffe, welche jedoch in besonderen Listen geführt werden.

Der zweite Teil des Signalbuchs enthält die Signale in alphabetischer Reihenfolge, d. h. der Signal**geber** findet hier für die beabsichtigte Mitteilung die entsprechenden Signalzeichen, und zwar im ersten Abschnitt das allgemeine Wörterbuch, im zweiten Abschnitt das geographische Wörterbuch. Ich führe hierfür später noch einige Beispiele an.

H
M

Abb. 10. HM = „Mann über Bord gefallen.“

Der dritte Teil des Signalbuchs schließlich enthält die Fernsignale (s. Seite 658), die Bootssignale und die Semaphorsignale, letztere getrennt nach den Staaten, an deren Küsten sich die betreffenden Stationen befinden.

Um dem nicht orientierten Leser auch diese Art des Signalisierens klar zu machen, führe ich an, daß die Zeichen des Sema-

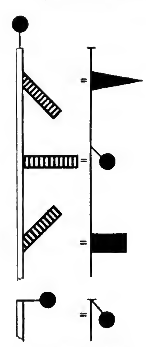


Abb. 11. Zeichen des Semaphors.

phors den Fernsignalzeichen entsprechen, wie es die Abbildung 11 veranschaulicht, und daß dieselben in gleicher Weise wie jene gehandhabt werden. Als Antwort- resp. Schlußzeichen gilt der Arm mit Scheibe in horizontaler Stellung.

Nach diesen Erläuterungen fahre ich in meiner Erzählung fort.

Bei der flauen Brise kamen wir nur langsam vorwärts und hatten genügend Zeit zu allerhand Vermutungen, sowohl über die Nationalität des fremden Schiffes

wie auch über die Art der Hilfe, welche es von uns erbitten würde.

Nach etwa anderthalb Stunden waren wir so weit herangekommen, daß man die Flagge an der Gaffel sehen konnte, und es stellte sich heraus, daß es eine englische Bark war, die uns angerufen hatte.

„Fragen Sie an, was für Hilfe er wünscht," befahl mir der Kommandant.

Ich sah im Signalbuch nach.

„He — helfen —, nein, da stehts nicht, also unter ‚Hilfe'! Hier! ‚Was für Hilfe verlangen Sie?' Signalgast, den internationalen Wimpel 1 unter der Flagge, am Großtop H, V, R anstecken! (Abb. 12.) Steuermann, passen Sie mit auf!"

„Zu Befehl! H, V, R! Hier H; da ist R, und V, wo ist V?"

her das fremde Schiff beobachtete, meinen Ruf gehört und kam heran.

„Was ist los?"

„O, ein Versehen; es ist rasch geändert; es sind die Flaggen nach unserem Signalbuch genommen statt nach dem internationalen. O, A, F — unsere Flaggen O, A, F!" rief ich dann hinunter.

„Zu Befehl, O, A, F! Kommt Jungens, 'n bißchen fix! Na, mach doch! F, ja F, und nicht E, was Sie da wieder rausgeholt haben! So, und nu los!" ereiferte sich unten der Steuermann.

Aber nun mußten erst die anderen Flaggen von der Flaggleine abgesteckt und die neuen untereinander zusammen und dann an der Leine angesteckt werden. Zu diesem Zweck hat jede Flagge oben einen

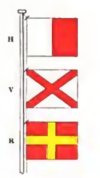



Abb. 12. HVR = „Was für Hilfe verlangen Sie?"

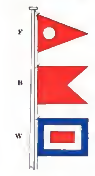



Abb. 13. FBW = „Haben einen Arzt nötig."

„Hier!" antwortete Wilhelm, der wieder an Deck gekommen war.

„Signal ist klar!" meldete der Steuermann.

„Heiß Signal! Aber klar halten die Flaggen, fest, fest heißen! Klarier mal erst die untere Flagge, sonst ist sie ja nicht zu erkennen!"

Nun war sie klar, und das Signal ging hoch. Ich sah den bunten Dingern nach, wie sie da vermittelst der Flaggleine nach oben schwebten.

Aber plötzlich — „Halt, halt! Hol nieder, vorwärts, schnell, runter damit, das ist ja Unsinn! Steuermann, aber Steuermann!" Was ich an vorwurfsvollem und mitleidigem Bedauern nur in den Ton legen konnte, das klang daraus hervor. Natürlich hatte der Kommandant, der bis-

Knebel, am unteren Ende einen kurzen Steert mit einer Schnur, Auge genannt, daran. Der Steert verhindert, daß die einzelnen Zeichen zu nahe aneinander sitzen und dadurch undeutlich werden. Die Flaggleinen sind dünne, aus Baumwolle gedrehte Leinen, die äußerst zäh sind. Sie laufen über Rollen im Flaggenknopf auf dem Top des Mastes, so daß man die Signale so hoch wie möglich heißen kann.

Zu dem An- und Abstecken der Flaggen gehört eine gewisse Übung, die unseren Leuten in letzter Zeit abhanden gekommen war; so dauerte es einige Zeit, bis das neue Signal klar war.

Der Kommandant machte schon ein ungeduldiges Gesicht. Da war's klar!

„Heiß Signal!" Ich sah nach, wie es hoch ging.

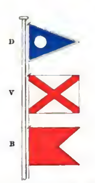



Abb. 14. DVB = „Ist Krankheit ansteckend?"

Jetzt war's richtig; aber die Flaggen wehten bei der flauen Brise nicht aus, sondern hingen schlaff herunter, bis sie durch Schütteln an der Leine etwas in Bewegung kamen. So dauerte es denn einige Zeit, bis der Engländer das Signal erkannt hatte und den Antwortwimpel zeigte.

Unser Signal wurde niedergeholt, und gleich darauf kam von drüben die Antwort.

„Was ist's? — Wart! — nach unserem Signalbuch H, Z, I, macht international — F, B, W! Erster Teil, zweiter Abschnitt."

„F, B, W da ist's (Abb. 13)! ‚Haben einen Arzt nötig!'"

Ich meldete dem Kommandanten.

„Lassen Sie anfragen, ob die Krankheit ansteckend ist!" (Abb. 1.)

Das Schiff konnte ja aus einem brasilanischen Hafen kommen und gelbes Fieber an Bord haben.

„Sehr wohl! Signal — international D, V, B (Abb. 14), gibt mit unseren Flaggen W, A, Z! Anstecken und heißen W, A, Z!"

„Ist klar!"

„Heiß auf!" Hand über Hand ging das Signal hinauf.

Drüben wurde gut aufgepaßt, denn gleichzeitig mit dem Antwortwimpel ging das Signal hoch. Nach unserem Kriegssignalbuch, dessen Flaggen die gleichen, nur mit anderer Bedeutung als Buchstaben sind, waren es H, Z, W — im internationalen Signalbuch dagegen waren es die Buchstaben F, B, D; es hieß „Operation notwendig" (Abb. 15).

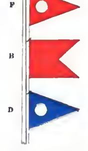



Abb. 15. FBD = „Operation notwendig!"

Unser Antwortwimpel ging hoch und wurde zugleich mit dem fremden Signal niedergeholt.

„Herr Doktor, wollen Sie sich klar machen, mit Ihrem Lazaretgehilfen hinüberzufahren!"

„Sie, Benno, fahren mit!" bestimmte der Kommandant.

In kurzer Zeit war alles bereit, und da sich die Schiffe inzwischen bis auf etwa eine halbe Seemeile genähert hatten, wurde beigedreht und ein Kutter klar gemacht.

Schon nach wenigen Minuten flog das

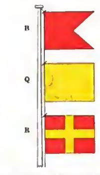



Abb. 16. BQR = „Angenehme Reise."

Boot über die fast spiegelglatte, nur in der Dünung sich hebende und senkende See, und bald lagen wir längsseit des Engländers und stiegen an Bord, empfangen vom Kapitän und neugierig gemustert von den herumstehendem Matrosen. Es war die englische Bark „Lady Jane," von Cardiff mit Kohlen nach der Westküste von Amerika bestimmt. In der vergangenen Nacht war ein Schiffsjunge während desselben Unwetters, das auch uns so viel zu schaffen gemacht hatte, an Deck geschleudert worden und hatte einen ziemlich schweren Unterschenkelbruch erlitten. Der Kapitän

hatte ihm einen Notverband angelegt, und nun lag der arme Kerl mit schmerzverzerrtem Gesicht in seiner Koje.

Der Arzt und sein Gehilfe gingen rasch ans Werk, und schon nach Verlauf einer kurzen Stunde war der Mann regelrecht verbunden und geschient. Ich hatte mich inzwischen mit dem Kapitän unterhalten. Dann verabschiedeten wir uns, um an Bord zurückzukehren, nachdem der Kapitän vom Doktor noch einige Anweisungen über Diät u. s. w., sowie einige Morphiumpulver erhalten hatte, für den Fall, daß der Verunglückte etwa große Schmerzen auszuhalten hatte.

An Bord zurückgekehrt, statteten wir dem Kommandanten Meldung ab. Der Kutter wurde geheißt, und wir braßten voll, um unseren Weg fortzusetzen.

Da ging drüben noch ein Signal auf.

„International B, Q, R! Angenehme Reise!" (Abb. 16.)

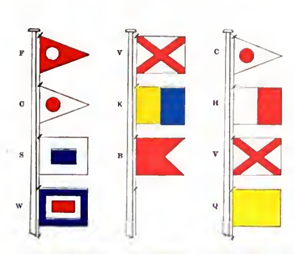
„Signal vom Engländer: ‚Angenehme Reise,'" meldete ich dem Kommandanten.

„Danke sehr; wir wollen dasselbe Signal machen!"

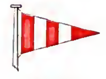
Auch wir heißten als Abschiedsgruß das Signal.

Dann trieb der aufgekommene Wind die beiden Schiffe rasch auseinander. Nach einer Stunde sahen wir kaum noch die Mastspitzen voneinander.

Hoffentlich sind jene ebenso glücklich an's Ziel gelangt wie wir. Gehört habe ich nie wieder etwas von der „Lady Jane," aber noch ist mir deutlich das dankbare Gesicht jenes armen Burschen in Erinnerung, mit welchem er dem Arzt zum Abschied die Hand reichte.




FCSW = „Wünsche Ihnen eine angenehme Reise!" VKB = „Danke!" CHVQ = „Gleichfalls!"



Schlußwimpel.



# Büchersammler und Büchernarren.

Von

## Fedor von Zobeltitz.



Die Sammelwut gehört nach den Psychiatern in die Klasse der „Verirrungen." Das mag möglich sein. Mit Gelehrten läßt sich schwer streiten. Lombroso hält jeden genialen Menschen für halb verrückt, und Herr Dr. Max Nordau geht in seinem vielumstrittenen Werke über geistige Entartung noch ein bißchen weiter; nach ihm würden etwa zwei Drittel der gebildeten Welt nicht mehr ganz zurechnungsfähig sein. Speziell unter den Sammlern gibt es ja nun allerdings eine stattliche Anzahl recht sonderlicher Querköpfe. Ein reicher Engländer hinterließ seinen ob dieser Schnurrpfeiferei nicht sehr ergötzten Erben eine mit vielen Kosten zusammengebrachte Kollektion alter Thürschlösser. Andere sammeln Hüte, noch andere Hufeisen, wieder andere Spazierstöcke, wie der Duke of Wales. Im Grunde genommen ist das nicht verdrehter als das Sammeln von Pferdebahnbillets und Liebigbildern, mit dem sich unsere Jugend eifrig zu beschäftigen sucht. Die Philatelisten sind in unseren Tagen zu Fanatikern geworden, und die Bibliomanen sind es immer gewesen. Gerade die Bibliomanie hat für die Annalen der geistigen Verirrungen manches interessante Beispiel geliefert. Der Pastor Tinius in Posema wurde im ersten Viertel unseres Jahrhunderts aus Bücherpassion zum Raubmörder, Dr. Pichler bestahl 1861 die Petersburger Kaiserliche Bibliothek in unerhörter Weise — auch in den letzten Jahren haben die forensischen Akten häufig Diebstähle aus Bibliomanie verzeichnen können.

Das sind selbstverständlich „Aberrationen," und der Psychiater hat die Pflicht, sie in das Gebiet seiner Forschungen zu ziehen. Man will deshalb auch zwischen Bibliophilen und Bibliomanen unterscheiden, zwischen verständigen Sammlern und solchen, denen ihre Passion die Köpfe verdreht. Die Grenzlinie dieser Unterscheidung ist aber nicht immer leicht zu bestimmen. Es gibt sehr vernünftige und gelehrte Bibliophilen, die sich auf bestimmte, mitunter höchst närrische Spezialitäten beschränken. Ich will einige Beispiele anführen. Vor zwei Jahren starb ein reicher Bücherfreund, dessen sehr umfangreiche Bibliothek lediglich aus Schriften von Schwärmern und Mystikern und aus Werken über Magie, Theurgie und Mantik, Astrologie und Verwandtem bestand. Nun gibt es in der That nichts Verrückteres als die unzähligen dickleibigen Folianten, in denen die mittelalterliche Geheimwissenschaft, von Agrippa von Nettesheim und Paracelsus ab, ihre Ansichten und Ideen über den Fortbestand der Seele nach dem Tode und über ähnliche Themen niedergelegt hat. Der ganze Okkultismus des XVII. und XVIII. Jahrhunderts ist ein ungeheueres Chaos von Unklarheit und wüstem Aberglauben. Ähnlich verhält es sich mit den dämonomagischen Schriften, den vielen Hunderten von Werken, die sich mit Hexenwesen und Zauberei beschäftigen, mit den chiromantischen Büchern, den Auslegungen der Apokalypse und all' jenem litterarischen Unfug, zu dem unsere Voreltern Zeit fanden, und für den sie einen regen Eifer entwickelten. Von irgendwelchem wissenschaftlichen Werte sind in der Legion dieser Werke nur wenige; wer wirklich einmal einen Band, „wider die Grewel der Hexerei" oder „vom siebenmal siebzig versiegelten Geheimnis, so dem Ausgang der Welt folget" in die Hand genommen hat, um seine Wißbegierde zu stillen, wird ihn bald wieder fortlegen. Es ist kaum möglich, sich durch diesen mystischen Wust hindurchzufinden. Trotzdem — in seiner Gesamtheit war die Sammlung, die leider unter dem Hammer des Auktionators zerschlagen wurde, von höchstem kulturgeschichtlichem Interesse. Ein anderer bekannter Bibliophile hat sich lange Jahre hindurch lediglich mit dem Sammeln von Eindruckblättern

beschäftigt, den sogenannten „Newen Zeytungen," die in den journallosen Jahrhunderten etwa unsere „Extrablätter" vertraten. Diese merkwürdige Litteratur ist ungeheuer reichhaltig. Was Wissenswertes, Sensationelles, Außerordentliches und Schaudervolles passierte: Erfindungen, elementare Ereignisse, Kriegsnöte, Hinrichtungen, Mißgeburten rc., das wurde der staunenden Welt durch ein fliegendes Blatt mitgeteilt. Gewöhnlich enthielt solch ein Blatt zunächst eine eingehende Beschreibung der Begebenheit in Prosa, der sodann eine ähnliche Schilderung in schlechten Versen folgte; den Schluß bildete ein kurzes Gebet oder eine moralisierende Phrase, auch waren häufig Holzschnitte beigegeben. Die Titel wiesen auf den Inhalt hin, waren meist sehr lang und von unbewußt grotesker Komik, z. B. „Kurtzer, gründlich und unverfälschter Bericht alles dessen, was sich mit einer, von vier höllischen Geistern besessenen ledigen lutherischen Weibesperson bei der durch Gottes allmögende Gnad' und die gewöhnlichen Kirchenbeschwörungen oder Exarcismos erfolgten Befreiung in dem Kloster und Gotteshaus Schönthal, Cisterzienser-Ordens, den 20. Decembris und vorhergehenden Tägen dieses Jahres zugetragen hat" ... Die Sitte der Fliegenden Blätter hat sich bis auf unsere Tage erhalten; auf kleinstädtischen Jahrmärkten werden noch häufig Mordsgeschichten, Beschreibungen von Unglücksfällen u. dergl. m. ausgerufen und verteilt. Und selbst diese ephemeren Schriften werden in kommenden Jahrhunderten zur Beurteilung unseres Zeitalters von einem gewissen Wert für den Kulturhistoriker sein. Man lächele also nicht allzu verächtlich über die Sammelwut unserer „Büchernarren." Bedeutende Bibliographen haben sich mit der Zusammenstellung der in die erwähnten Gebiete fallenden Publikationen befaßt; Graesse, der den berühmten Brunetschen „Manuel" in seinem „Trésor de livres rares" in schätzenswerter Weise ergänzte, hat auch eine Bibliographie der magischen Werke herausgegeben — Drugulin eine solche der Einblattdrucke, der verdienstvolle Hahn ein Verzeichnis von Einzeldrucken deutscher Hochzeitsgedichte und Polterabendscherze. Wenige Jahre vor seinem Tode hatte der Baron von Meusebach, der berühmte Germanist und Bibliophile, dessen kostbare Büchersammlung vom preußischen Staate angekauft wurde, noch eine Sammlung alter Kalender zusammengebracht. Dem Laien wird das unbegreiflich erscheinen; wer nimmt Interesse an derartigen Scharteken und Schmarren! Und doch war diese Kalenderkollektion, unter der sich Exemplare vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts befanden, von höchstem Werte. Die Prognostiken, Nativitäten, Bauernregeln, Wundermittel, die Belehrungen über die „menschlichen Komplexionen," Aderlässe, heilbringenden Wurzeln und Kräuter rc., all' dieses unvermeidliche Füllselwerk der alten Kalender dient als Beitrag zur Kulturgeschichte unseres Volkes.

Freilich — es gibt auch ausgesprochene Büchernarren, die nur des Sammelns wegen Bücher zusammenscharren, wahllos und ohne jedwede bibliophile Kenntniß. Für sie ist der Besitz die Hauptsache. Sie ergötzen sich am Sehen — das genügt ihnen. Ich kannte einen alten Herren, der bei geringen Mitteln alles zusammenkaufte, was ihm unter die Finger kam, eine alte Ausgabe des Code Napoléon, eine Broschüre über die Reblaus, einen Roman von Crébillon und ein Werk über die Anwendung von Brom bei Epileptischen; die Masse machte es bei ihm. Er war schon glücklich, wenn er zwischen seinen Büchern sitzen konnte. Auch der interessierte Bibliophile kann zuweilen zu weit gehen. Mühlbrecht erzählt in seinem kürzlich erschienenen lesenswerten Werke „Die Bücherliebhaberei am Ende des XIX. Jahrhunderts" von einem Kochbuch, das im vorigen Jahrhundert in der Elzevierschen Offizin in Leyden gedruckt wurde. Es verschwand im Handel; die geringe Auflage war seinerzeit von den Fachleuten, Bäckern und Konditoren, aufgekauft worden. Nun fahnden alle Elzeviersammler auf diese Seltenheit; das Büchlein, das zur Zeit seines Erscheinens etwa drei Francs gekostet hat, repräsentiert heute — sage und schreibe einen Wert von zehntausend Francs. Für diesen Preis ist nämlich vor kurzem ein in Italien aufgefundenes Exemplar des Buches von einem französischen Antiquar verkauft worden. Ein anderes, inhaltlich wenig bedeutendes Werk erschien 1752 in Paris; es war in einer Klosterdruckerei hergestellt worden. Unglücklicherweise war beim Druck infolge irgend eines Versehens eine Seite leer, also weiß geblieben. Eine Anzahl Bücher war bereits in den Handel gekommen, der Rest der Auflage wurde eingestampft und dafür eine neue vollständige verausgabt. Nun forschen die Bibliomanen aber nicht etwa nach einem kompletten Exemplar des Werkchens, sondern ausgesucht nur nach einem solchen mit der weiß gebliebenen Seite. Da derartige Exemplare aber schwer aufzutreiben sind, so stehen sie sehr hoch im Preise, obschon der effektive Wert des Büchelchens gleich Null ist. Es ist dieselbe Sache wie bei den Briefmarken. Eine abgestempelte Marke ist an sich ohne jeden Wert, und doch werden für einzelne Exemplare oft Tausende bezahlt. Einer der merkwürdigsten Büchersammler war der vor zwei Jahren verstorbene Professor Albrecht, der eine kostbare und reichhaltige Bibliothek zusammentrug, um an ihrer Hand den Nachweis zu führen, daß Lessing der größte Plagiator aller Zeiten gewesen sei.

Der Wert seltener Bücher läßt sich nicht definieren; er hängt von hundert äußeren Umständen ab, er wächst und fällt. Im Jahre 1805 wurde auf einer Bücherauktion in Paris ein Werk für fünf Francs verkauft; dasselbe Buch erzielte 1868 einen Preis von 1150 Francs. Ein anderes älteres Werk brachte 1788 bei der Auktion der Bibliothek des Prinzen von Soubise zehn Francs und genau achtzig Jahre später bei der Auktion Brunet 2120 Francs. Die sogenannten Amerikana, Bücher, die an den ersten Stätten westlicher Kultur gedruckt wurden, standen noch vor zwanzig, dreißig Jahren recht hoch im Preise; jetzt sind sie billig zu haben. Das Interesse dafür ist erloschen; in der Bibliophilie gibt es Modeströmungen wie überall. Zuweilen hängt auch der Wert von Seltenheiten von den Launen und der gebefreudigen Hand der Käufer ab. Ein

Exemplar der ersten, 1471 bei Chr. Valdorfer in Venedig gedruckten Ausgabe des Decamerone von Bocaccio wurde Mitte des vorigen Jahrhunderts in London vom Herzog von Roxburghe für 2100 Mark angekauft, 1812 erstand der Marquis of Blandford eben dieses Exemplar für — 55 200 Mark; der reiche Mann war so versessen auf das Werk, daß er vor der Auktion erklärt hatte, bis zu 5000 Pfund, also 100 000 Mark, gehen zu wollen. Aber siehe da — als nach dem Tode Blandfords dessen wundervolle Bücherei zur Versteigerung kam, brachte der Valdorfer Bocaccio nur noch 18 360 Mark. Im übrigen ist es sehr leicht möglich, daß diese Decameroneausgabe noch nicht einmal die älteste ist, daß vielmehr der ohne Angabe des Jahres und des Verlagsorts erschienene sogenannte Deo gratias-Druck das Vorrecht besitzt. Daß auch für Nichtigkeiten mitunter horrende Preise bezahlt werden, erwähnte ich bereits. Als vor drei Jahren die Bibliothek des Grafen Mosbourg versteigert wurde, erzielte eine bei Elzevier 1651 gedruckte versifizierte Rezeptsammlung „Lécole de Salerne“ den Preis von 10 060 Francs. Ein ungeheures Geld — dafür war aber auch diese Elzevierausgabe unbeschnitten!

Das nämlich ist für eine große Anzahl von Bibliophilen die Hauptsache — das Äußere der Seltenheiten spielt eine gewichtige Rolle bei den Sammlern. Die Erhaltung des Randes, auf die man ja auch bei Kupferstichen einen besonderen Wert zu legen pflegt, ist in erster Linie ein natürliches Schönheitsbedürfnis. Zu stark beschnittene Bücher sehen immer häßlich aus. Der eingefleischte Sammler bevorzugt indessen gänzlich unbeschnittene Bücher oder zum mindesten solche, die noch „témoins“ besitzen, wie der Fachausdruck lautet, d. h. bei denen sich noch vereinzelte Seiten mit rauhem Rande finden, als Beweis dafür, daß das betreffende Werk nur sehr gering beschnitten worden ist. Speziell bei den Werken mit Kupfern spricht die Art der Blattbeschneidung sehr mit, ebenso bei den Elzevieren, weil bei diesen unbeschnittene Exemplare nur noch selten, ungebundene und unaufgeschnittene, sozusagen jungfräuliche, aber nur in Ausnahmefällen aufzutreiben sind. Das Sammeln von Elzevierbänden scheint gegenwärtig wieder in Mode zu kommen — ich möchte deshalb einige Worte über die berühmte holländische Druckerfamilie einfügen. Das erste Werk mit der Elzevierschen Firma war eine Ausgabe des Eutropius vom Jahre 1592. Ludwig Elzevier (der Ältere), der Gründer der Firma, der von 1540—1617 lebte, war Pedell der Leydener Universität; sein Amt als Universitätsbuchhändler ging auf seine Söhne über. Er führte als Druckerzeichen anfänglich einen Engel mit Buch und Fackel, dann einen Adler, der ein Bündel mit sieben Pfeilen in der Klaue hält und auf einer Säule sitzt. Berühmter noch ist das Druckerzeichen seines Enkels Isaak: eine Ulme von einem Weinstock umrankt, dessen Trauben ein Einsiedler pflückt; auf dem Devisenband die Inschrift: „non solus.“ Isaak Elzevier war von 1617—1628 als Drucker in Leyden thätig. Unter ihm und seinen Nachfolgern kamen die vielgesuchten Duodezbändchen der „res publicae“-Kollektion, der Altlateiner und zahlreicher moderner Klassiker in den Handel. Außer diesen hübschen kleinen und handlichen, sehr sauber und auf gutem Papier gedruckten Ausgaben existieren aber auch noch Elzeviereditionen in Oktav, in Quart und in Folio; es ist ein sehr verbreiteter Irrtum, daß die Elzevieroffizinen nur in Duodez gedruckt hätten. Die Firma ließ auch häufig aus äußeren Rücksichten einzelne Werke ihres Verlags unter fremder Flagge erscheinen und kündete andererseits dann und wann Druckerzeugnisse befreundeter Verleger als eigene an. Erst A. Willems hat in seiner in Brüssel erschienenen Bibliographie der Elzeviere einigermaßen Klarheit in diese Wirrnisse geschafft. Der erste „Catalogus librorum officinae Elzevirianae“ erschien übrigens schon 1628, kurz vor dem Tode Isaaks; auch er gehört zu den Raritäten. Die allgemeine Ansicht, die Elzevierausgaben seien höchst selten, ist indessen nur bedingt richtig. Es gibt allerdings auch unter den Elzevieren große Kostbarkeiten; im allgemeinen aber stehen sie verhältnismäßig niedrig im Preise, wenn sie nicht eben, wie ich schon erwähnte, ungebunden und unaufgeschnitten sind.

Aber nicht immer wird der Einband verpönt. Im Gegenteil — er bildet einen besonderen, von Vielen mit liebevollem Eifer gepflegten Zweig der Bibliophilie. Bei älteren und selteneren Werken sind sogenannte „gleichzeilige Einbände“ sehr gesucht. Darunter versteht man natürlich nicht die gewöhnlichen schweinsledernen und pergamentenen Buchdeckel unserer Voreltern, sondern Einbände mit reichem ornamentischem und figürlichem Schmuck und mit der Jahreszahl, eine Sitte, die ehemals sehr im Schwange war. Bei uns in Deutschland sind verhältnismäßig wenig kostbare Einbände zu finden; erst im laufenden Jahrhundert hat auch hier die Buchbinderei einen kräftigen Aufschwung genommen. Anders in Frankreich und Italien. In den großen privaten und öffentlichen Bibliotheken dieser beiden Länder findet sich eine Unzahl herrlichster Einbände, prachtvoll und dauerhaft, allem Wechsel der Zeit trotzend. Mayoli, Tory, die Gebrüder Eve, du Seuil, der berühmte Boyet, Pasdeloup und die Deromes sind die klangvollsten Namen unter den französischen „relieurs.“ Die fürstliche Freigebigkeit ihrer vornehmen Kunden ermöglichte ihnen, wahre Wunderwerke zu schaffen. Auch in dieser Beziehung unterstützte die Liebhaberei die Kunst. Unter Franz I. zeichnete sich besonders die Bibliothek des königlichen Schatullenverwalters Jean Grolier Vicomts d'Aiguisy (1479—1565) durch eine Fülle herrlicher Einbände aus. Baron Hohendorff, der Anfang des vorigen Jahrhunderts kaiserlicher Gesandter im Haag und ein großer Bibliophile war, gebührt das Verdienst, auf diese Grolierbände zuerst aufmerksam gemacht zu haben. Auch die Bibliotheken des Parlamentspräsidenten de Thou, des Ministers Colbert, des Herzogs und der Herzogin von Orleans u. a. waren reich an schönen Einbänden; die hervorragendsten Produkte französischer Buchbinderkunst aber enthält wohl die Pariser Nationalbibliothek. Firme Kenner sind selten im Zweifel über die Herkunft und Ab-

stammung eines seltenen Einbands. Die Wappen und Devisen, die die reichen Bibliophilen früherer Zeit auf ihren Büchern einpressen ließen, erleichtern die Recherchen. Der vorerwähnte Grolier führte die Devise: „Portia mea, Domine, sit in terra viventium," die sich auf allen Einbänden seiner Bücher findet; de Thou's Bücher zeigen die drei Bienen seines Wappens, die Einbände mit einem Totenkopf stammen aus der Bibliothek König Heinrichs III. Ebenso berühmt sind die Wappenbände des Marquis Granvelle, der unter Friedrich I. Gesandter am preußischen Hofe war, des polnischen Grafen Hoym und des Girardot de Préfond. Werke, die derartige Einbände haben, werden stets außerordentlich hoch bezahlt. Eine Catullausgabe in einem Grolierbande ging vor zwei Jahren für 10 000 Francs fort; Bände von der Meisterhand Boyets, der unter Ludwig XIV. lebte, bringen oft 8000 und 9000 Francs und mehr, und ähnliche Preise werden heute für Einbände Pasdeloups bezahlt, des Hofbuchbinders Ludwigs XV. Eine wunderschöne Sammlung seltener Einbände soll Prinz Peter Bonaparte in seiner reichen Bibliothek besitzen; er braucht freilich auch keine Kosten zu scheuen, da seine verstorbene Gattin eine Tochter des Spielpächters Blanc aus Monte-Carlo war, und ihm die Roulette in Monaco noch immer eine recht anständige Jahresrente abwirft. In England hat sich der jüngst verstorbene Dichter William Morris ein großes Verdienst um die Hebung des Buchgewerbes erworben; aus seinen Privatdruckereien sind wahre Wunderwerke hervorgegangen, die natürlich auch Unsummen kosteten.

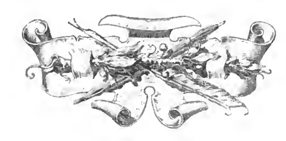
Ein besonderes Gewicht pflegen die Bücherliebhaber auf das Sammeln von Inkunabeln zu legen. Die Ansichten selbst des gebildeten Laien über diese ältesten Denkmale deutschen Schrifttums sind gewöhnlich so irrig, daß sich ein paar eingehendere Worte darüber verlohnen. Ich folge in den Daten den Angaben Falkensteins („Geschichte der Buchdruckerkunst") und Mühlbrechts („Die Bücherliebhaberei"). Im Altertum und im frühen Mittelalter beschränkte sich das Bücherwesen bekanntlich auf Handschriften, die in Rollen zusammengebunden den Bibliotheken einverleibt wurden. Erst Anfang des XV. Jahrhunderts kamen Bücher im modernen Sinne auf: die Holztafeldrucke oder Xylographa. Gewöhnliche Holzplatten wurden mit dem Stichel derart bearbeitet, daß man Text und Zeichnungen tief eingrub oder die Drucklinien stehen ließ und die Umgebung fortstach. Auf diesen, mit Schwärze angetönten Platten wurden die Pergament- oder Papierrollen abgezogen. Die uns überkommenen Xylographa, deren älteste, eine Darstellung des Heiligen Christoph, die Jahreszahl 1423 trägt, beweisen, wie hoch entwickelt diese Technik gewesen sein muß. Gewöhnlich waren die Blätter der Xylographa nur einseitig bedruckt und wurden dann in Buchform aneinander geklebt, doch existieren aus der Mitte des XV. Jahrhunderts auch doppelseitige Tafeldrucke. Erst als Gutenberg mit seinem Gehilfen Peter Schöffer seine Mainzer Buchdruckerei errichtete, begann das Zeitalter einer neuen Technik: des Druckens mit beweglichen Typen. Wahrscheinlich im Jahre 1455 erschien das erste uns bekannte, nicht datierte Erzeugnis aus Gutenbergs Pressen, die schon oben erwähnte 42zeilige Bibel, auch Mazarinbibel genannt, da das in der Bibliothek des Kardinals aufgefundene Exemplar den ersten Anstoß zu eingehenderen Forschungen über den Gegenstand gab. Die Preßprodukte von 1455 ab bis zum Schluß des Jahrhunderts — verschiedene Bibliographen dehnen die zeitliche Grenze noch weiter aus — nennt man Inkunabeln (Wiegendrucke, von cunabula, die Wiege), oder Paläotypen (Erstlingsdrucke). Man kennt ungefähr 25—30 000 Inkunabeln, die von hervorragenden Fachleuten, wie Hain, Panzer, Copinger und Bodemann eingehend registriert und beschrieben worden sind. Die ersten Inkunabeln enthielten weder ein Titelblatt noch eine Paginierung; Zeit und Ort des Erscheinens und der Name des Druckers waren nicht angeführt oder an das Ende des Werkes gesetzt. Dies sind die seltensten und die von den Sammlern am eifrigsten gesuchten. Für ein Velinexemplar der 42zeiligen Bibel wurden 1873 auf einer Londoner Auktion 68 000 Mark, für ein Exemplar auf gewöhnlichem Papier 43 800 Mark bezahlt. Seitdem aber sind die Preise rapid gestiegen. 1884 brachte eine Mazarinbibel auf ordinärem Papier bereits 78 000 Mark, während noch vor hundert Jahren der Preis kaum höher als 1500 bis 3000 Francs war. Noch wertvoller ist das des Psalterium vom Jahre 1459. Der Buchhändler und Antiquar Quaritsch in London bezahlte dafür 1884 99 000 Mark und hat das Werk vor Kurzem für 105 200 Mark weiter verkauft. Dabei ist das Psalterium von 1459 nicht einmal die erste Ausgabe; diese erschien zwei Jahre früher und existiert gegenwärtig nur noch in sechs Exemplaren, die den Bibliotheken in Paris, Darmstadt, Dresden, Windsor, Wien und der Sammlung des Lord Spencer angehören. Zwei weitere Exemplare, die in Aschaffenburg und Mainz lagen, sind während der französischen Revolutionskriege spurlos verschwunden. Den gegenwärtigen Wert dieser Psalteriumausgabe, des ersten datierten Druckwerks aus der ehemaligen Gutenbergschen Offizin, auch nur annähernd festzustellen, ist kaum möglich: er ist jedenfalls ein enormer. Unter der verhältnismäßig großen Zahl der Inkunabeln befinden sich natürlich auch viele, die billig zu haben sind; als unbedingt selten sind aber die Drucke bis 1470 anzusehen.

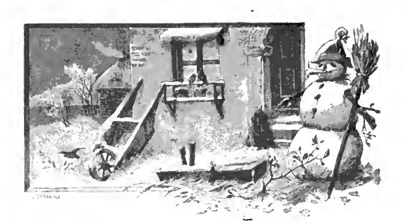
Auf die Erstausgaben, die „editiones principes," fahnden die Sammler mit besonderem Eifer. Sie haben bei den älteren Denkmalen der Typographie natürlich einen sehr hohen Wert, sind aber auch bei unseren Klassikern gesucht, wie beispielsweise die erste Ausgabe von Schillers „Räubern," die allmählich vom Antiquariatsmarkt zu verschwinden scheint. Von dem ersten Druck der „Räuber" mit der früheren, von Schiller noch vor Ausgabe des Werks unterdrückten Vorrede, ist überhaupt nur ein einziges Exemplar bekannt. Eine andere Abart von Sammlern beschäftigt sich nur mit Büchern, die unter fingierten Druckorten erschienen sind; Em. Weller hat über diese Schriften ein interessantes Repertorium zusammengestellt. Wie ich schon bei Besprechung der Elzeviers er-

wähnte, sahen die Verleger sich häufig in die Lage versetzt, ihren Publikationen eine gefälschte Verlegermarke zu geben, und zwar geschah dies hauptsächlich bei Büchern anti-klerikalen Inhalts, bei Satiren auf berühmte Persönlichkeiten und bei den Werken der galanten Litteratur, die im vorigen Jahrhundert den Markt überschwemmten. Viele dieser Deckfirmen sind dem Bibliophilen gut bekannt; er weiß ohne weiteres, wer dahinter steckt. Namentlich groß in der Erfindung von Pseudonymen war Ende des XVIII. Säkulums der Berliner Buchhändler Himburg, bei dem auch Goethe einige Bände erscheinen ließ. Bald hieß es „Rom, bei Giovanni Tassoni," bald „Padua, bei Pietro Taroni" auf den von ihm edierten Werken; auch Vollmer in Hamburg und Rötzl in Wien, deren Verlag vorwiegend aus frivolen Dichtungen bestand, haben viel unter phantastischen Deckfirmen publiziert. Zahllos häufig kehrt bei den Erotikas und den anti-jesuitischen Schriften des vorigen Jahrhunderts die Verlagsfirma Cologne, Pierre Marteau, und Köln, bei Peter Hammer, wieder. In der That existierte einmal in Köln ein Buchhändler dieses Namens, der einige scharfe Streitschriften erscheinen ließ, die von geistlichen und weltlichen Behörden unterdrückt wurden. Später aber wurde die Firma gewissermaßen das Aushängeschild für eine ganze Gattung gefährlicher Litteratur; zahlreiche Verleger benutzten den Kölner Hammer als Schild gegen die Verfolgungen der Polizei. Andere Deckfirmen, wie „Paphos," „Cythere," „Insel der Seligen" &c., lassen von vornherein darauf schließen, daß man es mit Büchern verfänglichen Inhalts zu thun hat; ähnlich verhält es sich bei den Bezeichnungen: „Gedruckt auf Kosten guter Freunde," „aux dépense de la compagnie," „à Minutie" &c. Die Franzosen wählten als Deckfirmen gern solche in London, Genf und Amsterdam; Crébillons erste Romane erschienen angeblich in Peking, in Wahrheit aber in Paris. Die Verlagsangaben wurden häufig auch ganz fortgelassen oder durch Anagramme ersetzt, oder es wurden Namen von Ortschaften gewählt, die gar keine Druckerei besaßen, wie Charenton auf Isle de France oder Queoilly in der Normandie.

Für Liebhaber von Absonderlichkeiten sind die Dissertationen, die gelehrte Männer ehemals über die kuriosesten Themen mit heiligem Ernste verfaßten, von Wert. Ich habe einen Bekannten, der mehrere Hunderte von Dissertationen verrücktesten Inhalts zusammengebracht hat. Sponheims und Wagenseils Untersuchungen über die Päpstin Johanna sind noch die zahmsten. Einer erörtert in seitenlanger Abhandlung, „ob's Sünde sey, unflädige Begebenheiten zum Spos und Kurtzweyl zu erzählen" — ein anderer, „ob der Lauff der Gestirne vom Einfluß auf des Menschen Gehirn sey" — ein Dritter, „ob die Seelen im Fegfeuer Kleider trügen", und was des Unsinns mehr ist. Die meisten dieser Dissertationen sind theologischen Inhalts, aber auch viele Juristika finden sich darunter und medizinische Relationen voll ungeheuren Blödsinns und derbster Unanständigkeit. Man war früher nicht scheu in der Wahl des Ausdruckes und feilte auch an dem gedruckten Wort nicht herum, das beweisen die zahlreichen Schriften der mittelalterlichen Cyniker, der Schalksnarren, Grobiane und Aufschneider.

Die in den größeren Städten lebenden Bibliophilen pflegen ungern eine bedeutsame Bücherauktion zu versäumen. Ich muß dabei immer an den alten Baron von Maltzahn denken, den die Verhältnisse gezwungen hatten, seine prachtvolle Bibliothek zu veräußern, der seitdem auch nicht mehr zu den Käufern gehörte, aber trotzdem auf keiner Auktion fehlte und sorgfältig die erzielten Preise in sein Notizbuch eintrug. Wenn Weber, der Verfasser des „Demokritos," erzählt, der Eingang eines neuen Meßkatalogs sei immer ein Freudentag für ihn gewesen, so ist das vom Standpunkte der Bibliophilen aus völlig verständlich Es gibt für den Sammler, ob er nun zur Kaste der „Büchernarren" oder zu den „Verständigeren" zählt, kein größeres Vergnügen, als zwischen seinen gedruckten Lieblingen umherzukramen, sie sorgfältig zu prüfen und zu untersuchen, zu kollationieren und zu katalogisieren, die gezahlten Preise mit den Angaben der neueren antiquarischen Verzeichnisse zu vergleichen — kurzum, sich mit seiner Sammlung zu beschäftigen. Wer sich für die Bibliophilie, ihre Bestrebungen, Reize und Variationen interessiert, der sei schon jetzt auf ein neues publizistisches Unternehmen aufmerksam gemacht, das vom März ab unter dem Titel „Zeitschrift für Bücherfreunde, Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen" im Verlage von Velhagen & Klasing erscheinen wird. Es soll damit der erste Versuch gemacht werden, der gebildeten bücherliebenden Welt im Heimatlande Gutenbergs ein Organ zu schaffen, das in frischer und anregender Weise das Interesse am Buch fördern hilft.





# Unsere weiße Frau.

Eine Gespenstergeschichte

von

## Charlotte Niese.

(Abdruck verboten.)

Im Sommer, wenn unser großelterliches Haus von roten, blühenden Rosen fast verdeckt war und die helle, lustige Sonne in seine blanken Fenster lugte, dann erschien es vollständig unglaublich, daß in diesem Hause nicht alles in Ordnung sein sollte. Wir glaubten es auch nicht. Wir wurden beleidigt, wenn irgend jemand die Achseln zuckte und sagte: „Ja, das Haus sieht sehr nett aus, — es ist auch gewiß viel Platz darin; aber —“ Aus Höflichkeit hielt er inne, während wir uns zornig von ihm abwandten. Denn wir wollten es nicht glauben und überhaupt nichts auf Großvaters Haus kommen lassen.

Im Winter aber sah die Sache anders aus. Da heulten die Stürme über die Insel; feuchte Nebelschleier hüllten Häuser und Bäume ein und der Regen schlug gegen die Fensterscheiben. Oder die ganze Landschaft ist in ein starres, kaltes Gewand gehüllt. Grau der Himmel, grau die Erde. Nur die Bäume sind schwarz, und auf ihnen sitzen die Raben und krächzen. Am Spätnachmittage, wenn am westlichen Himmel ein gelblicher Schein auftaucht, dann sind sie am lautesten. Gerade so, als wenn sie die Sonne, die uns am Tage keinen Lichtstrahl gegönnt hat, ausschelten wollen. Vielleicht auch jammern sie über den kalten Tag, der nun vergangen ist, oder über die lange Nacht, die auf schnellen Fittichen herbeieilt und sich von uns nicht trennen kann.

Dies war die Zeit, wo wir vor dem hell brennenden Feuer im Wohnzimmer hockten und auf das Krächzen der Raben, auf das Rauschen in den Bäumen horchten; wo wir uns mit halblauter Stimme unheimliche Geschichten erzählten.

Wir hatten von ihnen stets einen beträchtlichen Vorrat. Auf unserer Insel haben die Geister von jeher ihr Wesen getrieben; in jeder winterlichen Kindergesellschaft hörten wir von ihnen und tauschten unsere Kenntnisse aus. Es war auch durchaus nicht ungemütlich, vorm prasselnden Feuer zu sitzen und von Gespenstern zu sprechen.

Von uns Geschwistern hatte allerdings keiner jemals ein übernatürliches Wesen gesehen; jeder hatte aber einen Freund oder eine Freundin, deren Großvater oder Großmutter, Onkel oder Tante auf einem besonders intimen Fuß mit Gespenstern stand.

Unser alter Freund Mahlmann kannte bekanntlich alles: auch Geistererscheinungen waren ihm nicht fremd. Er hatte ein probates Rezept, Gespenster zu bannen. Sie

wurden dann vollständig zahm, benahmen sich gesittet und machten einen nicht mehr graulich. So versicherte er aufs nachdrücklichste; aber trotz seines wiederholten Versprechens, uns dieses Mittel zu geben, versäumte er es doch. Wir aber hätten gelegentlich recht gern ein Mittel gehabt, um unsere weiße Frau zu bannen.

Besonders an den kalten, grauen Tagen, wo die Raben so krächzten und die Bäume so rauschten, wo es ungemütlich war, die matt erhellte Treppe in Großvaters Haus hinabzuschlüpfen, wo die alten Schränke auf der Diele so sonderbar unheimlich aussahen, und das ganze Haus so still war, so still, daß man glaubte, vor lauter Schweigen Geräusche zu hören.

Uns gehörte die weiße Frau nicht. Sie gehörte zu Großvaters Haus und waltete dort als Gespenst. Da ich nun aber seit meinem vierten Jahre im großelterlichen Hause wohnte und jeden Winter etwas von ihr hörte, so nahm ich doch ein gewisses Interesse an ihr, was mir niemand verdenken kann. Den Brüdern ging es ähnlich. In Jungengesellschaften, wo ihnen oft von der weißen Frau in Großvaters Haus erzählt ward, setzten sie sich aufs hohe Pferd und ließen sich lieber durchprügeln, als daß sie die Existenz des Gespenstes zugegeben hätten; in stillen Stunden dachten sie aber doch sehr ernsthaft über die weiße Frau nach.

Keiner von uns hatte sie gesehen, aber deshalb konnten wir sie doch nicht verleugnen. Sie war einmal in Großvaters Hause und gehörte zum Inventar. Wollten wir Näheres über sie wissen, dann brauchten wir nur abends in die Leutestube zu gehen, die durch einen langen dunklen Gang mit der Küche verbunden war.

Hier saß der Kutscher Hinrich und wartete auf seine gebratenen Klöße. Er sagte niemals sehr viel; erst recht nichts, wenn wir ihn nach der weißen Frau fragten. Daß er aber an sie glaubte, konnten wir sehr gut merken.

Stina, die Köchin, war nicht so verschwiegen wie er. Sie hatte nicht viel Zeit zum Sitzen; saß sie aber mit einem dicken wollenen Strickstrumpf in der Hand, dann hatte die Zunge reichliche Gelegenheit zum Sprechen.

„Kinners, snackt man nich so viel von die alt Person!“ sagte sie meistens, wenn wir sie mit Fragen bestürmten. „Ins Haus is sie ja nu einmal, und raus kommt sie nich wieder so leicht, das is immer so mit die Geisters; kommen thun sie snell, abers gehen thun sie nich wieder!“

„Hast du sie schon oft gesehen?“ fragten wir dann. Sie aber machte sich mit ihrem Strumpfe zu schaffen.

„Laß man das alte Fragen! Sonstens hört sie es noch, und dann ist das Unglück da! Denn wenn man ihr ganzen deutlich und ganzen nahbei sieht, dann muß man sterben!“

Allmählich ließ sie sich aber doch zu näheren Mitteilungen herbei. Die weiße Frau hatte zu ihren Lebzeiten als Herrin in diesem Hause gewohnt und war hie auch gestorben. Ihre Gemütsart schien nicht besonders anziehend gewesen zu sein; sie hatte sich durch schrecklichen Geiz und durch schlechte Behandlung ihrer Dienstboten ausgezeichnet.

Den letzteren Punkt betonte Stina am meisten.

„Ja, sowas kommt davon! Wer seine Dienstens schlecht behandelt, der muß nach seinen irdischen Tod dafür büßen. Beinah totgeschlagen hat die Madamm ihr Mädchens; kein ein hat satt zu essen gekriegt; nu kriegt sie selbstens keine Ruh in'n Grab!“

„Ja, so is es!“ murmelte Hinrich. „Was ein slechte Herrschaft is, die kriegt ihr Strafe nach'n Tod!“

War er gut aufgelegt, erzählte er wohl die lange Geschichte von einem Manne, der seinen Knecht totgeschlagen hatte und der wegen dieses Verbrechens nach seinem eignen Tode so unruhig geworden war, daß er sich nicht begraben lassen wollte. Vom Totenbette war er mit flatternden Leintüchern durch die Straßen gelaufen, niemand konnte ihn einholen und noch heutigen Tages irrte er unbegraben durchs Land. Die Geschichte war sehr schauerlich, besonders wenn man sie zum erstenmal hörte. Wir kannten sie schon lange, mochten sie uns aber gelegentlich gern wieder berichten lassen. Sie war dadurch beruhigend, daß sie nicht auf unserer Insel, sondern in Holstein passiert war. Manchmal sagte Hinrich, die Stadt, in der das Gespenst umherjage, sei Neumünster; manchmal aber

behauptete er steif und fest, es sei Rendsburg. Da machten wir denn aus, daß der arme Geist wahrscheinlich noch immer zwischen Rendsburg und Neumünster hin- und herlaufe, und obgleich wir ihm die Strafe gönnten, so that er uns doch leid.

Unsere weiße Frau ärgerte uns im ganzen mehr. Wenn uns auch die Leute gelegentlich versicherten, es sei ganz nett, ein Gespenst im Hause zu haben, von dem man gelegentlich sprechen und mit dem man etwas erleben könnte, so hätten wir doch lieber gesehen, wenn es den Schauplatz seiner nächtlichen Wanderungen anderswohin verlegt hätte. Das that die weiße Frau aber nicht. Sie blieb wo sie war, nämlich in Großvaters Haus, und ich glaube nicht, daß es eine Kindergesellschaft gab, in der wir nicht auf sie und ihren Spuk angeredet wurden.

Irgend jemand hatte sie auch immer einmal gesehen. Entweder war es ein Betrunkener, der bald darauf starb, oder der Nachtwächter, der, durch irgend ein Geräusch aus dem Schlummer erweckt, schlaftrunken durch die Straßen ging und bei unserem Hause etwas Weißes sah. Ganz genau hatte er natürlich nicht hinsehen mögen, schon aus dem Grunde, weil er dann bald sterben mußte. Eilig war er davongelaufen, obgleich seine Füße ihn kaum tragen konnten; hinter ihm her aber hatte es höhnisch gekichert.

Wir erfuhren alle diese Geschichten und noch viele mehr. Vergebens war unser Widerspruch, daß wir nicht an die weiße Frau glaubten; wir wurden einfach ausgelacht. Da ergaben wir uns endlich darein, daß unser Großvater in einem Hause wohnte, in dem es „spökelte," und freuten uns nur darüber, daß die weiße Frau sich uns gegenüber sehr anständig benahm. Sie zeigte sich uns nämlich niemals, nicht einmal aus der entferntesten Ferne, was ja nicht schädlich sein sollte. Stina behauptete allerdings, ich ginge zu früh zu Bette. Wenn ich bis Mitternacht aufbliebe, dann würde mich ihr Anblick sicherlich einmal erfreuen. Jedermann im Hause hätte sie von weitem erblickt; das sei ganz gewiß. Wer es leugnete, der spräche nicht die Wahrheit. Auf diese Mitteilung gestützt, fragte ich Großvater einmal nach der weißen Frau. Es war in der Dämmerung eines grauen Novembertages. Die Raben hatten den ganzen Tag laut gekrächzt, und der Wind heulte im Schornstein. Unwillkürlich mußte man an Spukgeschichten denken. Auch wußte ich, daß Hinrich und Stina sich in der Leutestube von nichts anderem unterhielten.

Aber Großvater fragte mich nur kurz, ob ich plötzlich verrückt geworden sei und ob ich nicht lieber klingeln wollte, damit die Lampe käme. Das Licht erschien, die Schatten verschwanden aus dem großen Zimmer; auch das Heulen im Schornstein verstummte. Da wurde ich doch wieder zweifelhaft und mochte nicht weiter fragen.

Als ich Stina gelegentlich meine Zweifel mitteilte, schüttelte sie den Kopf. „Herr Justizrat sieht so 'was nich!" sagte sie. „Der is so korzsichtig und muß erst die Brille aufsetzen, ehe er 'was sehen kann. Na, so lange mögen die Geisters nich warten. Ich weiß das ganzen genau. Denn ich bin auch mal nach'n Kirchhof gelaufen, wo ein Geist herumspökelte. Jedwerein hatt ihm gesehen; als ich abers kam, da war er heidi! Die mögen nich warten, bis daß einer kommt und ihnen ankuckt. Nee, das mögen sie nich!"

Hinrich, der dabei stand, nickte schweigend, während Stina nach einer Weile von neuem das Wort ergriff.

„Sei man nich ungläubig, Kind!" begann sie halblaut. „So um diese Zeit, wo alle Geisters unterwegens sind, da muß man ihnen nich reizen. Man immer in dunkeln die Augen zumachen, und nich in den Garten gehen. Hast mir verstanden?"

Ich nickte. Dann ging ich leise die Treppen wieder hinauf und begab mich ins Winterwohnzimmer. Das lag eine Treppe hoch. Von seinen Fenstern konnte man gerade in den Garten sehen, der durch den Hofplatz vom Hause getrennt war. Große Pappeln standen darin, auch ein Birnbaum, dessen Früchte wir niemals reif werden ließen. Sonst war er öde und verwildert. Niemand dachte an seine Pflege; daher ging die weiße Frau manchmal darin spazieren. So sagten die Leute wenigstens. Sie beschrieben auch ihren Anzug, der aus Nachtjacke, Unterrock und einer riesigen Nachtmütze bestand. Sie trug auch noch ein brennendes Licht in der Hand, mit dem sie in alle Ecken leuchtete, um Geld



An der Küste der Bretagne. Nach dem Gemälde von Fanny Fleury.

zu suchen. Vielleicht hatte sie im Garten oder Hofe einmal Geld verloren oder einen Schatz vergraben, den sie nicht wiederfinden konnte.

So meinten wir Kinder wenigstens, wenn wir uns über die weiße Frau unterhielten, und niemand widersprach uns. Es konnte ja sein, und es konnte nicht sein.

Heute aber, wie ich am Fenster stand und in den düsteren und häßlichen Garten sah, mußte ich doch seufzen.

„Na, was seufzest du denn?“ fragte eine Stimme hinter mir. Sie gehörte Rike, dem Hausmädchen, die erst seit wenigen Tagen den Dienst angetreten hatte, weil ihre Vorgängerin plötzlich erkrankt war.

„Na, was hast du denn?“ wiederholte sie, während sie sich auf die Erde hockte, um eine schadhafte Stelle im Teppich auszubessern. Als ich ihr dann mitgeteilt hatte, was ich von der weißen Frau wußte und nicht wußte, meine Zweifel und meine vielen Gedanken über sie, da lachte sie kurz auf.

„Nu, kuck das Kind an! Glaubt all an Gespensters! Da glaub' ich nich das Geringste von!“

Ich blickte sie ganz erstaunt an, sie aber nähte ruhig weiter.

„Zwei Dienstens hab ich all gehabt; in ein Haus spökelte ein Mann und in den andern spökelte 'ne Frau! Alle Leute glaubten an ihnen, ich nich. Ich hab ihnen auch nich zu sehen gekriegt!“

„Stina sagt, abends darf man nicht in den Garten hinab, da geht die weiße Frau um!“ bemerkte ich, während Rike sich erhob, um sich neben mich zu stellen.

„So? In diesen Garten kommt sie? Na, mir soll verlangen, ob ich ihr mal zu sehen krieg! Ich bin nämlich an den neunundzwanzigsten Februwar geboren. Die Menschens, die an diesen Tag geboren sind, die sehen keine Gespensters!“ Und Rike begab sich zurück an ihre Arbeit, während ich sie schweigend, aber doch mit einer gewissen Erleichterung betrachtete. Es war ganz angenehm, einmal jemandem zu begegnen, der nicht gleich felsenfest an unsere weiße Frau glaubte.

Rike mochte ich überhaupt wohl leiden. Sie war jung und vergnügt, mit kecken, blitzenden Augen und krausen, rotblonden Haaren. Eigentlich war sie zu jung und hübsch, um neben Stina zu dienen. Unsere Köchin war nicht für junge und hübsche Mädchen, weil, wie sie sagte, sie nichts als Unsinn im Kopfe hätten und sich gleich verheiraten wollten. Rike aber hatte versichert, sie hätte keinen Bräutigam und wolle niemals heiraten. Die Männer wären alle falsch, und man sei viel glücklicher im ledigen Stande. Diese mit ehrlichem Gesicht vorgetragene Behauptung verfehlte nicht, Stinas Herz zu rühren. Sie legte bei der Hausdame meines Großvaters ein gutes Wort ein; Rike bekam den Dienst und nähte jetzt mit vergnügtem Gesicht ihren Teppich.

Jetzt war sie fertig. Von neuem trat sie neben mich und blickte noch einmal in den Garten.

„Da kann ich mir gut mit mein Bräudgam treffen!“ bemerkte sie zufrieden.

Da Stina mir alles von Rike erzählt hatte, so machte ich große Augen.

„Du hast ja keinen Bräutigam und willst nicht heiraten!“ bemerkte ich vorwurfsvoll.

Rike lachte laut auf. „Was weißt du davon? Meinst, daß ich so'n alten Jumfer wie Stina, die Wahrheit sag'? Die gönnt ja keinen einen was Gutes! Nee, mein Beste; was mein Jakob is, der is einen kleinen netten Matrosen, der um die Weihnachtszeit mit'n Schiff retuhr kommt! O, was freu' ich mir!“

„Dann hast du Stina ja furchtbar viel vorgelogen!“ rief ich empört. Eilig wollte ich das Zimmer verlassen; wahrscheinlich, um Stina sofort über die Schlechtigkeit des Hausmädchens aufzuklären; dieses aber hielt mich zurück.

„Nu man nich gleich allens nachsagen!“ bemerkte sie. „Sonsten kommt heut nacht die weiße Frau und setzt sich auf dein Bett, und geht nich eher fort, bis du tot bist!“

„Du glaubst ja gar nicht an die weiße Frau!“ rief ich ängstlich; sie zuckte aber die Achseln.

„Ich kann ihr nich sehen; abers weil ich an den neunundzwanzigsten Februwar geboren bin, kann ich ihr rufen. Wenn ich will, dann kommt sie gleichemang! Soll ich mal?“

Aber ich lehnte dieses Anerbieten mit großer Energie ab und versprach über den kleinen Jakob zu schweigen. Mein Ver-

sprechen hielt ich, ohne daß es mir sehr schwer wurde. Erstens kam die Weihnachtszeit mit ihren vielen Freuden und Beschäftigungen, über denen ich nur zu gern die weiße Frau vergaß. Dann ging ich auch Rike seit dieser Unterhaltung aus dem Wege, obgleich sie immer sehr freundlich gegen mich war. Aber ich mochte nicht, daß sie log, und der Umstand, daß sie die weiße Frau auf mich hetzen wollte, zog mich ebenfalls nicht an.

So verkehrten wir also fast gar nicht miteinander; ich dachte wenig an sie, und als Bruder Jürgen mir einmal erzählte, am Weihnachtsabend habe er in der Dämmerung einen Matrosen in Großvaters Garten gesehen, da konnte ich in Wahrheit erwidern, ich hätte ihn nicht gesehen und wisse nicht, was er gewollt hätte.

Der Weihnachtsabend, der langersehnte Tag, war nämlich gekommen und viel zu schnell vorübergegangen. Wir waren aber alle zufrieden; sogar Stina, die vor dem Feste manchmal in düstere Melancholie versank, weil sie fürchtete, nicht genug geschenkt zu bekommen.

Es war aber alles gut gegangen, und nun kam der Neujahrsabend, ein Fest, dem wir Kinder mit gemischten Gefühlen entgegensahen. Es war nämlich unser glühender Wunsch, das neu anbrechende Jahr wachend und punschtrinkend im Kreise der erwachsenen Familienmitglieder zu erleben; aber unser Vater hatte niemals Lust, dieses Verlangen zu erfüllen, solange wir noch so klein waren. Er behauptete, daß der Schlaf uns zuträglicher sei, als das Punschtrinken; auch sagte er, daß der Neujahrsmorgen angenehmer sei, als die Neujahrsnacht, in der wir nur verschlafen umherhocken würden.

Wir teilten seine Ansicht nicht ganz. Gar zu gern wären wir bis Mitternacht aufgeblieben. Nicht allein, um die Kapelle der Stadtmusikanten „Des Jahres letzte Stunde" spielen zu hören, sondern auch, weil doch bekanntlich in der Neujahrsnacht alle möglichen Geister und Erscheinungen zu sehen sind. Jürgen und ich hatten schon im vorigen Jahr den Plan gefaßt, um Mitternacht, gerade wenn das neue Jahr kam, aus den Betten und aus der Hausthür zu schlüpfen. Ein ungebleichtes Stück Leinen mußte man auf dem Kopfe tragen. Dann konnte man sehen, was in schattenhaften Umrissen auf den Dächern stand: entweder ein Sarg oder eine Wiege: manchmal allerdings auch gar nichts.

So hatte Stina uns erzählt, wie sie es gemacht, und wir wollten dasselbe thun. Aber am vorigen Neujahrsabend hatten wir die Zeit verschlafen, und die Aussichten für den heutigen Sylvester waren auch nicht gut. Bei Großvater sollte eine größere Gesellschaft sein, und es stand zu erwarten, daß ich ganz besonders früh mein Lager aufsuchen mußte. Dann schlief ich gleich ein und konnte das neue Jahr nicht erleben. Dieser Gedanke war um so ärgerlicher, weil die Brüder im Elternhause die Ankunft des neuen Jahres heimlich feiern und auf die Straße gehen wollten, um einige Geister zu sehen.

Die Rückkehr der Eltern, die bei unserem Großvater feierten, war nicht vor ein Uhr zu erwarten: sie hatten also Zeit, sich ein ganzes Heer von Geistern, von Wiegen und Särgen anzusehen.

Eigentlich sollte ich von diesem Plane nichts wissen; am Morgen des Sylvestertages vertraute Jürgen mir ihn aber doch an, worauf ich sehr weinte. Denn wenn ich mir aus unserer weißen Frau auch gar nichts machte und durchaus kein Verlangen nach ihrer näheren Bekanntschaft empfand, so dachte ich es mir doch sehr ergötzlich, mit den Brüdern auf Gespensterjagd zu gehen.

Aber meine Thränen halfen mir nichts und auch nicht mein Bitten, an diesem nächtlichen Vergnügen teilzunehmen. Die älteren Brüder lachten mich nur aus, und Jürgen erklärte mir sehr ausführlich, daß kleine Mädchen nicht alles thun könnten, wozu sie Lust hätten. Seine Worte trösteten mich sehr wenig. Als ich am Nachmittage aus dem Elternhause fortging, um mich in mein Standquartier zu begeben, war ich sehr mißmutig gestimmt. So mißmutig, daß ich am liebsten noch etwas mehr geweint hätte.

In Großvaters Hausthür stand Rike und las in einem schmutzigen Zettel. Als sie mich erblickte, ließ sie ihn in ihre Tasche gleiten und nickte mir zu.

„Nu, was is da los? Hast geweint?"

Meistens sprach ich nicht mit Rike: heute aber erleichterte es mich doch, ihr meinen

Kummer unter ersticktem Schluchzen mitteilen zu können.

Sie hörte mir nachdenklich und halb zerstreut zu.

„Nu ja," sagte sie endlich. „Man kann nich immer seinen Willen kriegen. Das is nu mal so. Ich krieg' ihm auch nich. Heut abend wollt ich mit mein klein'n Jakob ein büschen ausgehen; abers ich krieg kein Erlaubnis dazu. Stina is hellschen falsch gegen mir. Ich glaub, sie weiß, daß ich ein'n Bräudgam hab' und sie gönnt ihn mich natürlicheweise nich. So sind die alten Jumserns alle, und ich mocht Stina woll recht ein Streich spielen. Denn sie konnt mich freigeben, wenn sie bloß wollte, abers sie will nich. Nu krieg' ich mein'n Jakob bis zun nächsten Herbst nich zu sehn, weil daß er morgen Klokken sieben auf sein Schiff sein muß und nach Brasiljen segelt. Er sagt, das liegt weit weg, viel weiter, als Lübeck. Und ich krieg' ihm nich wieder zu sehen! Eben schreibt er mich noch; abers ich kann nich ausgehen, weil daß Stina es nich will!"

Rike wischte an ihren lustigen Augen herum und seufzte tief. Ich empfand aber kein Mitleid, sondern dachte an das Vergnügen, das mir vorenthalten wurde.

„Alle Gespenster laufen in dieser Nacht herum, und ich soll sie nicht sehen!" murrte ich. „Ich will auch wach werden, und aus dem Fenster sehen; ganz gewiß, ich will es!"

„Alle Gespensters," wiederholte Rike lachend. „Na, das kann spaßig werden!" Dann stutzte sie einen Augenblick.

„Die weiße Frau natürlich auch?" fragte sie, während ich mich scheu umsah.

„Das weiß ich nicht; die will ich auch nicht sehen! Stina sagt, sie glaubt, sie ist jetzt manchmal im Garten!"

Mit diesen Worten war ich nach oben, in mein Zimmerchen gelaufen. Es wurde nämlich schon recht dämmerig. Zu dieser Zeit dachte ich ungern an unsere weiße Frau und vertiefte mich lieber in ein prachtvolles neues Weihnachtsbuch, das mich allen Neujahrskummer vergessen ließ.

Nicht lange, so klopfte es bei mir und Rike trat ein.

„Ach Kind, thu mich einen Gefallen! Ich hab' ein Brief an mein klein Jakob geschrieben: willst den nich bei Krämer Howaldt, was sein Swager is, hintragen? Ich kann nich ab von die Arbeit, weil daß Stina so gräsig mit mich is!"

Stina war allerdings schlechter Laune: ihre scheltende Stimme hatte ich bis zu mir hören können. Wenn sie böse war, dann konnte sie unausstehlich sein; ich wußte es aus eigner Erfahrung. Daher machte ich Rikes kleine Besorgung mit willigem Herzen und begab mich nachher in die Küche, um mich an den Vorbereitungen für das Abendessen zu erfreuen.

Aber Stina war wirklich unleidlich. Sie schob mich ohne weiteres wieder auf den Flur, obgleich ich noch gar nicht einmal etwas zu kosten versucht hatte. Rike lief mir nach und drückte mir einen kleinen Kuchen in die Hand.

„Nu is sie auch gräsig mit dich!" flüsterte sie. „Ja, so is sie! Abers sie kriegt ihr Strafe! Paß man auf! O, was freu' ich mir!" Ich verstand ihre Worte nicht und dachte auch kaum darüber nach. Eben erhielt ich die Erlaubnis, bis neun Uhr durch meine Gegenwart das Fest verherrlichen zu dürfen, und wurde so zufrieden, daß ich allen Kummer vergaß.

Zwar nahm ich mir fest vor, von neun bis zwölf im Bett wach zu liegen, um dann aus dem Fenster zu blicken; als ich aber zur bestimmten Zeit mein Lager aufsuchte, da war ich so satt und so müde, daß ich erst wieder aufwachte, als der Tag in mein Fenster schien.

„Neujahr!" murmelte ich noch halb schlaftrunken; dann fuhr ich hastig in meine Kleider und lief in die Küche. Am Weihnachtsabend hatte ich mit Stina und mit Hinrich um einen braunen Kuchen gewettet, daß ich ihnen zuerst Prosit Neujahr zurufen wollte. Nun zeigte ich ihnen, daß ich die Wette nicht vergessen hatte. Stina saß in der Küche und mahlte Kaffee. Sie sah blaß und übernächtig aus und erhob gar nicht die Augen, als ich hineinstürzte.

„Prosit Neujahr!" frohlockte ich. „Stina, du mußt mir einen braunen Kuchen geben!"

„Man zu, Kind, man zu!" lautete ihre düstere Antwort. „Ich geb' allens, allens, was ich hab! Denn ich muß doch sterben!"

Sie sah so finster aus, daß ich sie erstaunt betrachtete.

„Weshalb willst du sterben, Stina?"

„Weil daß ich die weiße Frau gesehen hab'!" erwiderte sie mit zitternder Stimme.

„Ja, ich hab' ihr gesehen! Mitten im Garten und auf'n Hof. Mit'n Licht in die Hand. So deutlich, wie ich dir vor mich sehe. Nu muß ich sterben. Denn wenn man ihr in die Neujahrsnacht sieht, denn muß man ganzen gewiß sterben! Nich Hinrich? Hinrich hat ihr auch gesehen. Nu muß er auch sterben!"

Ich blickte entsetzt auf den Kutscher, der eben eingetreten war und sich schweigend an den Herd stellte.

„Ob ich ihr ganzen gewiß gesehen hab, weiß ich nich," begann er zögernd nach einer Weile. „Mich deuch, ich konnt mich ja auch ein büschen versehen haben, weil daß ich ein Stücker acht Gläser Punsch getrunken hatt und ein büschen swiemelig —"

„Natürlicheweise hast ihr gesehen!" fiel Stina ihm ins Wort. „Und swiemelig bist gar nich gewesen! Nee, nee, man keine Geschichtens. Sterben mußt du, gerad so gut, wie ich!"

Sie setzte die Kaffeemühle hin und rang die Hände. Hinrich räusperte sich mehreremal, während ich beide teilnehmend betrachtete.

„Habt ihr die weiße Frau denn nicht schon oft gesehen?" erkundigte ich mich. Hinrich schüttelte den Kopf; Stina aber rang noch immer ihre roten Hände.

„Nee, ganzen gewiß nich! Ich dacht immer, ich hätt ihr woll mal gesehen; aberſten so genau wie diesmal noch nie, noch nie! Gerad, als die Gesellschaft aus war und ich noch ein Glas Punsch trink und ich Hinrich auch noch einmal einschenk, da hör ich son Rumoren auf den Hof, und wie ich hinkuck, da is es die weiße Frau, mitn brennendes Licht in die Hand! In den Garten is sie reingegangen: gesehen hab ich es ganzen deutlich. Und mich war es, als wenn da noch ein swarze Gestalt mit was Glühendes in den Mund stand! Oha, wie roch es nach Pech und Swefel! Ich hab es noch in die Nase! Oha, oha!"

„Mich deuch, er hatt auch was Glühendes aufn Kopp!" murmelte Hinrich.

Stina nickte. „Mich is das auch so vorgekommen, wenn ich auch nix sagen wollte, weil daß ich nich so ganzen gewiß war. Und das allens in die Neujahrsnacht in ein christlichen Garten! Was da wohl nach kommen wird!"

„Krieg, Pestilenz und Ungewitter!" flüsterte Hinrich.

„Und der Tod ins ganze Haus!" setzte Stina schluchzend hinzu.

Schon lange kämpfte ich mit den Thränen; nun konnte ich mein lautes Weinen nicht mehr zurückhalten. Es war auch zu schrecklich. „Prosit Neujahr!" rief Bruder Jürgens Stimme in die Küche hinein. Er stand auf der Schwelle und hielt etwas Weißes in der Hand.

„Wo ist Rike?" rief er. „Wo ist die hübsche weiße Frau, hinter der wir in dieser Nacht hergelaufen sind? Sie und Jakob Petersen waren in Großvaters Garten. Wir haben sie gleich erkannt, obgleich sie sich so schön weiß angezogen hatte. Einfangen konnten wir sie nicht, aber ihre Nachtmütze hat die weiße Frau verloren! Es war sehr schön!" setzte er zufrieden hinzu.

Stina saß einen Augenblick starr. Nun griff sie mit einem Schrei nach der Nachtmütze. „Wenn das nich meine is! Und Jakob Petersen in'n Garten! Ein Bräudgam! Wo Rike mich swört, daß sie kein Bräudgam hat! Und gemerkt hab ich es natürlicherweise all lang; bloß daß ich an soviel Slechtigkeit nich glauben konnt! Und mein Nachmütz setzt sie auf und vielleicht is die Nachjack — —"

Sie stürzte mit Windeseile davon, während Hinrich tief aufatmete und sich hinsetzte.

„Mich deuch, ich mocht woll ein Sluck Kaffee trinken!" sagte er. Dabei holte er die Kaffeemühle und mahlte mit strahlendem Gesicht.

Ich glaube, er freute sich außerordentlich, die weiße Frau nicht gesehen zu haben. Jürgen mußte ihm alles genau erzählen. Wie er mit den Brüdern um Mitternacht Gespenster gesucht und keine gefunden hätte, weder auf den Dächern, noch auf den Straßen. Nur nach Großvaters Garten wäre eine weiße Gestalt gehuscht und ein dunkler Mann ihr hinter dem Gitter entgegengetreten. Die Frau hätte aber ein Licht in der Hand gehabt und sei ebenso, wie der Mann, gleich zu erkennen gewesen. Die Jungen waren hinter ihnen hergelaufen; das Paar hatte sich jedoch der Verfolgung

**Aus unserer Bildermappe:**



Grabrelief. Von B. Felderhoff.

durch die Flucht entzogen. Nur die Nachtmütze war Rike vom Kopf gefallen. Es war wirklich eine hübsche Geschichte, der Hinrich mit großer Spannung zuhörte. Zuletzt seufzte er: „O, was gibt es doch für Menschen! Das sollt man nich glauben!“

„Nee, man sollt es nich glauben!“ versicherte Stina. Sie kam von ihrer Kommode her, aus der das einzige weiße Nachtgewand, das sich in ihrem Besitze befand, fehlte.

Die Worte fehlten ihr gleichfalls; — nur später sagte sie unter strömenden Thränen, daß sie die weiße Nachtjacke für eine besondere Gelegenheit aufgespart habe.

Und wenn diese nicht käme, dann sollte es ihr Sterbehemd werden. Sie war außerordentlich traurig und behauptete, noch niemals einen so trüben Neujahrstag erlebt zu haben. Als aber in diesem Augenblick Rike in die Küche trat, etwas rot allerdings, aber sonst ganz unbefangen, da verwandelte sich ihre Traurigkeit in einen Ausbruch von Wildheit, vor dem wir entsetzt entflohen.

Auch Hinrich verschwand, weil, wie er sagte, er nichts mit wilden Weibern im Sinne hätte.

Deshalb erfuhren wir niemals, wie Stina und Rike sich schließlich auseinandersetzten. Die Köchin bekam ihre Garderobenstücke wieder; aber Rike war doch am folgenden Tage aus dem Dienst verschwunden. Nach einiger Zeit begegnete sie mir auf der Straße und nickte vergnügt.

„Na, wo geht es Stina? Die alt Person hat sich ordentlich verfiehrt, als ich mit ihr eigen Nachjack an, an ihr vorübergewitscht bin. Das war ein Spaß! Und die Jungens konnten uns nich kriegen!"

Ich sah sie vorwurfsvoll an.

„Alle Kinder sagen, daß die weiße Frau bei uns in der Neujahrsnacht gewesen ist, und wenn ich sage, du bist es gewesen, dann glauben sie es nicht!"

„Na, denn man zu!" erwiderte Rike gänzlich ungerührt. „Viele Leute glauben ja an Gespensters und ich thu es nich, weil ich an den neunundzwanzigsten Februwar geboren bin!"

Das war nun weiter kein Trost für mich und die Brüder, die wir die Ehre des großelterlichen Hauses zu verteidigen hatten und uns vor Geschichten, deren Heldin stets die weiße Frau war, gar nicht bergen konnten.

Bis in die entferntesten Dörfer der Insel drang die Kunde, daß in Großvaters Haus und Garten die weiße Frau gesehen sei, und jeder wußte etwas anderes über sie zu berichten.

Wir mußten es aufgeben, immer von neuem die Geschichte von Rike und Jakob Petersen zu erzählen, weil kein Mensch sie uns glaubte, nicht einmal die Erwachsenen. Erst als das Frühjahr kam, verblaßte die Gespenstergeschichte ein wenig und wir konnten aufatmen. Im nächsten Spätherbst erwachte sie aber wieder zu neuem Leben. Allerdings in etwas veränderter Gestalt; das aber thut bekanntlich nichts.

Als ich in diesen grauen trüben Monaten mich bei Stina darüber beklagte, daß ich so viel über die weiße Frau hören müsse, blickte sie sich ängstlich um.

„Kind, Kind, man nich so laut — sonsten konnt sie es am Ende hören! Auf die alt weiß Person is kein Verlaß, seitdem sie so frank und frei in den Garten war!"

„Aber Stina," rief ich erstaunt. „Die weiße Person war doch Rike! Das weißt du doch selbst!"

Aber die Köchin schüttelte den Kopf.

„Rike is ja woll auch in den Garten gewesen!" sagte sie zögernd; „abersten, abersten —" wieder blickte sie sich um, „richtig is es nich in diesen Haus, und wer slecht gegen seine Dienstens bei Lebzeiten is, der kann nach'n Tode keine Ruh' verlangen!"

„Da passiert vielens auf die Welt!" sagte nun auch Hinrich, der eben in die Küche gekommen war und sich gleichfalls verstohlen umblickte. Denn es war ein grauer Tag ohne Sonnenschein gewesen und die Raben hatten sehr gekrächzt. Und weil der Kutscher seinen redseligen Tag hatte, so erzählte er mir von neuem die Geschichte von dem toten Mann, der sich nicht begraben lassen wollte. Dieses Mal war Neumünster der Schauplatz seiner unheimlichen Thaten, und Hinrich sagte, an Rendsburg habe er nie gedacht.

An dem Neujahrsabend, der nun kam, verließen weder Stina noch Hinrich die Küche. Wir durften an diesem Abend bis zehn Uhr aufbleiben und gingen nach dem Essen zu ihnen, um beiden Kuchen zu bringen. Da saß Stina am Tisch vor ihrer aufgeschlagenen Bibel, neben die sie zwei brennende Lichter gestellt hatte, und Hinrich saß ihr gegenüber. Der letztere hatte sich aus der Stadt seine Frau als Beistand geholt, die mit geängstetem Ausdruck um sich starrte und ein verlesenes Geisterbeschwörungsbuch in der Hand hatte. Alle aber tranken Punsch und aßen Karpfen mit gutem Appetit, während der ganze Fußboden mit Kreuzen aus weißer Kreide bemalt war.

Trotz des Punsches war die Stimmung

so feierlich, daß wir uns eilig wieder entfernten. Jürgen hatte allerdings den gottlosen Gedanken, heute eine Privatvorstellung als weiße Frau zu geben; aber er sah selbst ein, daß die Folgen dieses übermütigen Streiches nur unangenehm sein konnten. Daher that er seinen Gefühlen Zwang an.

Die weiße Frau kam also nicht in dieser Nacht und auch sonst blieb sie eine Zeitlang verschwunden, was, wie Stina sagte, von ihrer Wachsamkeit kam.

Eines Tages, es war schon im März, redete sie mich triumphierend an.

„Weißt, was mit Rike passiert is? Ihr Bräudgam is wieder hier; abersten er will ihr nich. Er nimmt ein ander Braut, weil daß Rike so lügen thut, und denn mag er auch nix von Rike wissen, weil daß sie auf den neunundzwanzigsten Februwar geboren is! Da prahlt sie ja mit; abers er sagt, forn Seemann is das nix mit den neunundzwanzigsten Februwar. Da kann was bei mallöhren. Nu geht Rike nach Amerika, wo sie ein Bruder und ein Kasäng hat und der Kasäng is ein Wittmann. Na, mir soll wundern, wie das geht!"

Ja, Rike ging nach Amerika. Ich sah sie noch in großem Putz auf der Straße, und sie sagte mir Lebewohl. Sie war sehr vergnügt und erklärte, Jakob Petersen hätte sie auch nicht mehr leiden mögen. In Amerika gäbe es viel nettere Männer, besonders für die, die am neunundzwanzigsten Februar geboren seien. Aber nach einigen Wochen kam die Nachricht, daß das Schiff, auf dem Rike die Überfahrt angetreten hatte, mit Mann_und Maus untergegangen sei.

Hinrich erzählte es mir dieses Mal. Er war sehr blaß und auch Stina, die neben ihm stand, konnte nicht gleich Worte finden. Endlich seufzte sie tief auf.

„O Rike, Rike! Sowas kommt davon! Erstens treibt sie Spott mit die Geisters; gerade so, als wenn die gar nix sind, und denn muß sie auch noch untergehen! Du mein Gott, Jakob Petersen hat recht: wer auf den neunundzwanzigsten Februwar geboren is, mit den mallöhrt es!"

„Auf den Tag war sie gar nich geboren!" bemerkte Hinrich. „Das hat sie man bloß immer so gesagt, bloß zum Pläsier. Was ihr Onkel is, der hier wohnt, der sagt, sie is in April geboren und ganzen gewöhnlich; nich mal an ein Sonntag!"

Stina hatte mit offenem Munde zugehört; nun schlug sie die Hände zusammen.

„Du meine Zeit! Von Anfang bis zu Ende Lügenkram! Und so ein wollt' die weiße Frau narren! Denn genarrt hat sie ihr, und mit den neunundzwanzigsten Februwar hat sie ihren Spoit getrieben, was ein gräsiges Mallöhr bedeutet. Von die weiße Frau kommt allens her, allens und allens! Darum Kinners, man ümmer vorsichtig und in Dunkeln die Augen zumachen!"

„Das sag' ich auch!" murmelte Hinrich. — Es war im Sommer und gar keine Jahreszeit für Gespenster; aber er sah sich doch scheu um. „Da war mal ein Mann in Rendsburg, und der slug ein Gänsejungen tot, und da —"

„Das ist ja alles in Neumünster passiert!" rief ich.

Er aber blickte mich ernsthaft an. „Wenn ich Rendsburg sag', denn mein ich Rendsburg, und von Neumünster weiß ich nix. Du mußt nich zwischensnacken, sonsten kommt die weiße Frau und denn gibt es ein Mallöhr, wie du es nu an Rike gesehen hast!"

„Ganzen dasselbe meine ich!" bemerkte Stina, und ich enthielt mich jeder weiteren Bemerkung. Denn ich hatte selbst eingesehen, daß mit unserer weißen Frau nicht zu scherzen war. — —

Wie ich aus sicherer Quelle erfahren habe, spukt die weiße Frau noch heutigen Tages in dem Hause, daß einst meinem Großvater gehörte und nun schon lange einen andern Besitzer hat. Besonders im Herbst, wenn die Tage dunkel sind und die Raben schreien, erzählt man sich viele Geschichten von ihr. Wer sie in der Neujahrsnacht sieht, der muß ganz gewiß sterben, und wer ihr niemals begegnet, dem kann gleichfalls etwas Schlimmes passieren. Denn der ist vielleicht am neunundzwanzigsten Februar geboren und er muß auf der See untergehen. Oder er

Aus unserer Bildermappe:



Musikalischer Unterricht. Nach dem Gemälde von Eduard Grützner.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

stirbt auf dem Lande, was auch nicht angenehm ist.

Deshalb ist es am ratsamsten, niemals von der weißen Frau zu sprechen, und wenn man es doch thut, alle Geschichten gleich wieder zu vergessen.

So sagt wenigstens die alte Stina, die noch heute lebt; und sie muß es wissen.

## Spruch.

(Abdruck verboten.)

Was Altersweisheit und Alterstugend?
Wir waren klug und fromm in der Jugend!

Hans Hoffmann.

# Der Dachshund.

Von

**Hans Heinrich H . . . . .**

Mit sieben Abbildungen von **Ludwig Beckmann.**

(Abdruck verboten.)

Es ist nun fast ein halbes Jahrhundert her, seit mein Auge den ersten Dachshund erblickte. Der Kutscher des alten Oberförsters hatte ihn uns als Geschenk seines Herrn gebracht, und die ganze Familie stand auf dem Hof um das kleine Wundertier herum und staunte es an. „Luchs", so hieß der Hund, sah wirklich sehr eigenartig aus: über den silbergrauen Oberkörper und Oberkopf waren schwarze Flecken verstreut, Kehle, der untere Teil des Rumpfes und die seltsam verbogenen Beinchen waren hellbraun. Aus dem langen schmalen Hechtkopf blinzten ein Paar ganz helle Augen prüfend von einem zum anderen. Luchs war das, was man heute kynologisch einen „Tigerdachs mit Glasaugen" nennen würde, aber die „Kynologie" war damals noch nicht entstanden, und Luchs erschien uns einfach als ein bunter Teckel. Er imponierte uns aber trotzdem sehr, denn daß ein Hund so seltsam verkrüppelte Beine haben könne wie dieser, war uns Kindern neu. Wir fürchteten, daß er sich gar nicht recht würde bewegen können, und stellten ihn deshalb gleich auf die Probe, indem wir, seinen Namen rufend, fortliefen. Luchs ging auf den Scherz sofort ein, lief viel schneller als wir und biß mich schließlich kräftig ins Bein. Er erwies sich überhaupt als sehr wehrhaft, denn er warf sich zwar, als auf den Lärm der Hühnerhund meines Vaters, Bosko, ein schon sehr bejahrter Herr, herbeieilte, zunächst auf den Rücken und hob die Vorderpfoten bittend auf, biß aber dann dem künftigen Hausgenossen, der über ihn hintrat, so energisch in den Leib, daß dieser entsetzt zurückprallte. Die Bisse, die Bosko und ich bei dieser Gelegenheit erhielten, waren übrigens die ersten und letzten. Wir wurden alle drei bald die besten Freunde, und Luchs suchte sich künftig andere Opfer für seine Streitlust. Er war von unglaublichem Mut. Daß er mit dem Puterhahn, vor dem wir immerhin eine gewisse Scheu hatten, ohne weiteres fertig wurde, will ich nicht weiter betonen, aber daß er auch dem äußerst kriegerischen Widder sehr bald großen Respekt einflößte, verdient in Hinsicht auf die beiderseitigen Größenverhältnisse immerhin hervorgehoben zu werden. Aber Luchs wagte sich auch, ohne einen Augenblick zu zögern, an ungleich gefähr-



Schlüpfer. Schwarzrotgelber kurzhaariger Dachshund mittlerer Größe.

lichere Feinde. Wehe dem fremden Hunde, der sich auf unseren Hof wagte! Luchs fiel ihn mit wilder Wut an und zerzauste ihn so lange, bis er das Hasenpanier ergriff. Der stärkste Kater wurde, wenn Luchs ihn im Felde oder in den Wiesen antraf, erbarmungslos erwürgt, ob auch dem kleinen Kriegsmann das Blut in Bächlein aus den Wunden am Kopf rann. Selbst der Bulle wurde vom Luchs gelegentlich wenigstens in hohem Grade molestiert. Riß diesem über dem Gekläff die Geduld und lief er mit gesenktem Kopf auf ihn zu, so nahm der Knirps zwar Reißaus, war aber gleich wieder zur Stelle und kläffte fort, bis der Bulle als der Klügste nachgab und sich unmutig unter die Herde mischte.

In seiner ganzen Größe zeigte sich Luchs indessen erst im Herbst. An unsere Felder grenzte ein breiter, hin und wieder mit Wacholderbüschen bestandener Streifen Heideland, der nach der Ernte das Standquartier der Hasen bildete. Sie hatten hier ganz bestimmte Wechsel. Mein Vater, der diese genau kannte, ging manchmal am Nachmittage mit der Flinte, uns und Luchs auf diesen Heidestrich. Er nahm dann hinter einem Wacholderbusch seinen Platz ein, und wir machten mit dem vor Jagdbegier am ganzen Leibe zitternden und kläglich winselnden Luchs einen weiten Umweg. Hatten wir dann gewisse Stellen erreicht, meist die Kuppe eines Hügels, so setzten wir Luchs in Freiheit. Die Nase tief am Boden fuhr er nun hin und her, bis er einen Hasen heraussitieß und dann, laut Hals gebend, hinter ihm her war. Da wir den Kriegsschauplatz gut übersehen konnten, hatten wir oft einen sehr komischen Anblick. Meister Lampe übereilte sich, sobald er sich überzeugt hatte, daß sein Verfolger kein gefährlicher Feind war, keineswegs, schlug zwar seine Haken, setzte sich dann aber auch wieder für einen Augenblick und äugte aufgerichtet scharf nach Luchs hinüber. Da mein Vater, wie gesagt, mit den Gewohnheiten der Hasen auf diesem Terrain genau vertraut war, war das Ende vom Liede gewöhnlich, daß er zu Schuß kam und den gejagten Hasen erlegte. Dann zauste Luchs so lange an ihm, bis er mit Gewalt entfernt wurde. Passierte aber der Hase den Schützen, auch wenn er zurückgebracht wurde, außer Schußweite, so gab es schlechterdings keine Möglichkeit, Luchs von der weiteren Verfolgung abzuhalten. Hase und Hund verschwanden spurlos, und Luchs kehrte erst nach Stunden, manchmal nach vielen Stunden, nach Hause zurück.

Er war überhaupt von unbeschreiblicher Hartnäckigkeit. Reizte ihn ein Maulwurfshügel, so grub er stundenlang in der Erde und ruhte nicht eher, als bis er eine tiefe Grube ausgegraben hatte, worüber er dann selber wie ein Erdteufelchen aussah. Er konnte ferner eine ganze lange Sommernacht damit verbringen, einen zur Stachelkugel zusammengerollten Igel zu verbellen. In allen solchen Fällen wich er nur der Gewalt.

Wie notwendig diese Eigenschaften: hartnäckige Ausdauer und rücksichtsloser Mut einem Dachshunde bei Ausübung seines Lebensberufs sind, gewahrten wir, als Luchs Gelegenheit gegeben wurde, bei einem Dachsgraben sein Können an den Tag zu legen. Der Dachsbau befand sich in einem wenig umfangreichen Eichenwäldchen, hart am Waldrande. Soviel ich weiß, hatte Luchs nie vorher Gelegenheit gehabt, einen Dachs oder dessen Wohnung kennen zu lernen, aber er fuhr trotzdem in die Röhre, als ob ihm dergleichen Abenteuer das Geläufigste von der Welt wären, und nach einiger Zeit hörte man ihn, wenn man sich zur Erde niederbeugte, deutlich bellen. Welch ein unglaublicher Mut gehört für ein so kleines Tier dazu, sich ohne jede vorherige Anleitung ganz allein, auf jeden Rückenhalt an seinem Herren verzichtend, in diese finsteren Röhren zu begeben und dort stunden-




Schädel eines einjährigen, kurzhaarigen Dachshundes. ¼ wirklicher Größe.

lang einen ungleich größeren, mit einem gewaltigen Gebiß und furchtbaren Pranken versehenen Feind anzugreifen. Lange Zeit hört er nichts von den über ihm grabenden Menschen, sieht immer nur den Feind vor sich, der sich in jedem Augenblick auf ihn stürzen kann, aber er weicht und wankt nicht. Flüchtet der Dachs, so verfolgt er ihn bis in den Kessel und kläfft ihn an; stürzt sich der Dachs auf ihn und verwundet ihn, so bleibt er auch mit zerrissenen Lefzen und klaffenden Wunden hart am Feind, bis die Grabenden ihn erreichen und ihn entweder gewaltsam entfernen, um den Dachs zu schießen oder ihn vor seinen Augen erschlagen. Wütend wie ein

Im bürgerlichen Leben war Luchs ein durchaus friedlicher Hausgenosse, nur durfte man ihm nicht in die Nähe kommen, während er fraß. Auch mit den übrigen Hunden meines Vaters vertrug er sich, nachdem sie diese seine Eigenheit kennen gelernt hatten und respektierten, sehr gut. Seine Wachsamkeit war unübertrefflich.

Luchs erreichte ein hohes Alter und wurde schließlich mit allen Ehren, die ein um eine Familie hochverdienter Hund nur irgend erwarten kann, unter einem Hollunderstrauch im Garten begraben. Da der alte Kämpe schließlich fast blind und taub war, mußten wir seinen Tod als ein für ihn wohlthätiges Ereignis betrachten. Trotzdem



Kurzhaarige preisgekrönte Dachshunde: Hexe von Erdmannsdorf und Longine.

Berserker stürzt er sich dann noch auf den Toten und beißt und zerrt an ihm.

Für diesmal kam Luchs noch ungeschlagen davon, aber später zeugte manche Narbe an seinem Leibe von seinen Kämpfen und den in ihnen erhaltenen Wunden. Diese rührten nicht nur von Dachsen her. Es gab in unserer Gegend sehr viele Iltisse, die wir in Fallen lebend fingen, dann in diesen auf eine große Wiese brachten und vom Luchs totbeißen ließen. Es war erstaunlich, wie gewandt und schnell Luchs mit diesen argen Gesellen fertig wurde. Er packte sie blitzschnell am Rücken, stieß sie mehrmals hart auf den Boden, schüttelte sie ein paarmal hin und her und ließ sie tot fallen.

hätten wir uns nicht entschließen können, ihn totschießen zu lassen.

Die Erinnerung an Luchs erwachte in mir mit aller Lebendigkeit beim Anblick der „Hexe von Erdmannsdorf," deren Konterfei zugleich mit anderen vortrefflichen Abbildungen von Dachshunden die Redaktion mir zuzuschicken die Güte hatte. Ob freilich die Annahme der Herren zutrifft, ich sei der rechte Mann, um das Buch, aus dem sie stammen, in Velhagen und Klasings Monatsheften zu besprechen, darüber habe ich einige Bedenken. Ich bin zwar ein alter Jäger und großer Hundefreund, aber, was man heutzutage einen Kynologen nennt, das bin ich nicht,

und was vielleicht noch schlimmer ist, das will ich auch gar nicht werden. Wenn ich trotzdem Ihre Teckel mit einem Geleitwort versehe, so geschieht das in der Voraussetzung, daß Sie unter Ihren Lesern mehr Hundefreunde als Kynologen haben und daß diese sich lieber durch die Erinnerungen eines Genossen unterhalten lassen als durch eine Abhandlung über die Points und die Rassezeichen eines Fachgelehrten.

Doch haben solche Abhandlungen an anderer Stelle immerhin ihre Berechtigung, wie denn die ganze Kynologie neben allerlei Lächerlichem und Abgeschmacktem unzweifelhaft auch ihr Gutes hat. Es ist gar nicht zu leugnen, daß diese Bewegung große Verdienste um die Feststellung und Ausbildung der einzelnen Hunderassen hat und daß es infolge der Ausstellungen und des mit diesen zusammenhängenden Prämierungssystems heutzutage viel mehr edle Hunde in Deutschland gibt als vor 30 Jahren. Zumal die Zucht der deutschen Hühnerhunde hat einen ganz gewaltigen Aufschwung genommen und zeitigt jetzt wahrhaft herrliche Tiere. Ähnliches gilt aber auch von den deutschen Doggen, den Bernhardinern, den Schweißhunden und nicht am wenigsten von den Teckeln, denen Emil Ilgner neuerdings ein besonderes Buch: „Der Dachshund“ gewidmet hat. Da kann man denn das pseudowissenschaftliche, wichtigthuende Gebaren vieler Herren „Kynologen“ und ihre mitunter äußerst willkürlichen Bestimmungen gern mit in den Kauf nehmen.

Die Kynologie unserer Tage stammt natürlich aus dem klassischen Lande der Tierzucht und — des Sportes, aus England. Es ist ein charakteristischer Zug im Charakter unserer angelsächsischen Vettern, daß sie auch das Vergnügen mit einem Ernst, einer Hingabe und einer Ausdauer betreiben, welche andere Völker kaum auf die wichtigsten Dinge verwenden. Wenn ein Engländer ein Hundefreund ist, so begnügt er sich nicht etwa damit, sich in den Besitz von ein paar Hunden zu setzen, die seinen Neigungen entsprechen, sondern versinkt zunächst in tiefes Nachdenken darüber, welche Art von Hunden einem Manne in seiner augenblicklichen Lage wohl am meisten Nutzen oder Vergnügen versprechen. Ist er Villenbesitzer, so wird er andere wählen, wenn seine Villa in der Stadt, und wieder andere, wenn sie am Meer oder auf dem Lande liegt. Bei seiner Wahl wird er ferner seinen eignen Beruf, sein Alter, seine



Kurzhaarige Dachshündin.



Langhaarige Dachshunde.

Lebensgewohnheiten sorgfältig berücksichtigen. Er wird sich nach allen diesen Gesichtspunkten für einen Mastiff, eine Bulldogge oder einen Bullterrier entscheiden. Ist die Wahl getroffen, so wird er alle ihm zur Verfügung stehenden Mittel aufbieten, um zu Exemplaren zu gelangen, in denen das Wesen ihrer Rasse auf das schärfste ausgeprägt ist. Diesen Typus unterwirft er dann weiter der sorgfältigsten Prüfung. Welche Größe, fragt er sich, ist für einen Hund, der meine Villa unter den gegebenen Verhältnissen bewachen und mich begleiten soll, erforderlich? Wie schwer braucht der Hund zu sein? Welches Verhältnis der Läufe zum Rumpf ist das wünschenswerteste? Welche Farbe die zweckentsprechendste? Findet er, daß die vorhandene Rasse seinen Idealen nicht entspricht, so sucht er sie so zu züchten, daß sie seinen Wünschen entgegenkommt. Zu diesem Zwecke thut er sich mit Gesinnungsgenossen zusammen und gründet einen Klub, der seinerseits die Ideale für die Zucht der betreffenden Rasse aufstellt.

Es werden eine Maximal- und eine Minimalhöhe, ein Höchst- und ein Mindestgewicht festgestellt, man einigt sich über die Kennzeichen der Rasse und bestimmt die für dieselbe allein zulässigen Farben. Da sich Ideale ihrem Wesen nach immer nur annähernd erreichen lassen, so wird festgestellt, bis wohin Nachsicht geübt werden kann. Gewisse Eigenschaften sind in einer Rasse konstant, man kann also in Bezug auf sie strenge Anforderungen erheben; andere lassen sich nur mit großer Mühe durch Generationen festhalten, und ihnen gegenüber muß man Nachsicht üben. Man setzt also für die Ausstellungen 100 Points gleich dem Ideal und verteilt diese über die einzelnen Rassezeichen. Man nennt das „Scale of points." Bei der einen Rasse setzt man z. B. den Gesichtsausdruck mit 20, die Rute mit 5 Points an, während bei einer anderen der erstere nur mit 10, die letztere mit 15 Points bewertet wird.

Man hat nun dieses System mehr oder weniger auch in Deutschland übernommen. Die Liebhaber und Züchter einer Rasse traten zu einem Klub zusammen und stellten für dieselben bestimmte Forderungen. So ist z. B. für die deutschen Teckel das Weiß nur als schmaler Brustlatz zugelassen, obgleich ich, offen gestanden, mit meinem Laienverstande nicht einzusehen vermag, warum Waldmann und Waldine, die einst

das Herz des hochseligen Fürsten Franz Friedrich Ferdinand entzückten, oder unser Luchs, falls dieser etwa weiß oder gefleckt gewesen wäre, ihren Aufgaben nicht ebenso hätten genügen können wie in schwarzem oder grauem Gewande. Denn im Bau ist es dunkel, und die Hasen sahen Luchs nicht minder, wie sie Waldmann gesehen haben würden. Aber nun, die Herren haben es anders beschlossen und es freut mich noch nachträglich, daß Luchs ein Tigerdachs und als solcher ausstellungsfähig war.

und solche, die Kynologen werden wollen, wie ich vermute, ganz unentbehrlich.

Herr Beckmann gibt zunächst einen allgemeinen Überblick über die Beschaffenheit des Hundes und handelt dann von den einzelnen Rassen. Der erste Band ist den Rassen der Jagdhunde, der zweite den Haus-, Hof-, Hirten- und Luxushunden gewidmet. Am Schluß werden noch die Krankheiten der Hunde besprochen und Anleitungen zur Dressur des Vorstehhundes gegeben. Bei Benutzung dieser letzten Ab-



Stichelhaarige Dachshunde.

Die Kynologie hat natürlich auch eine eigne Litteratur wachgerufen, und einem Standardwerk dieser Litteratur sind unsere Abbildungen entnommen. Es heißt „Die Rassen des Hundes," ist von dem Jagd- und Tiermaler Ludwig Beckmann in Düsseldorf verfaßt und mit zahlreichen Abbildungen nach dem Leben versehen und in zwei stattlichen Bänden bei Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig erschienen.

Das Buch ist mit viel Liebe, Fleiß und Fachkenntnis geschrieben und für Kynologen

teilung wird man freilich gut thun, Oberländers: „Dressur und Führung des Gebrauchshundes" (J. Neumann, Neudamm 1895) mit zu Rate zu ziehen und C. E. Diezels: „Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd" (in neuer Ausgabe ebenda) nicht zu vergessen. Die beiden gewiegten Praktiker können hier hübsch ergänzend eintreten, womit übrigens nicht gesagt sein soll, daß Herr Beckmann nicht auch ein solcher ist. Der altfränkische Feuilletonstil des alten Diezel aus den Tagen, da der Großvater die Großmutter nahm, liest sich überdies sehr pläsierlich.

Das Buch bietet in Bezug auf die Geschichte, Entwickelung und die zur Zeit als maßgebend anerkannten Kennzeichen der einzelnen Rassen alles, was ein Kynologe nur irgend verlangen kann. Einem Liebhaber aber sei es gestattet, sein Bedauern darüber auszusprechen, daß Herr Beckmann auf ihn und seine Genossen allzu wenig Rücksicht nimmt. Wenigstens, wo von den Luxushunden die Rede ist, müßte doch auch auf den Charakter der einzelnen Rassen näher eingegangen werden als es hier geschieht. Das Buch ist doch wohl nicht nur für Züchter und Preisrichter bestimmt, sondern auch für den Hundefreund, der sich in ihm Rat holen will, wenn es sich um die Anschaffung vierbeiniger Freunde handelt. Vielleicht läßt sich mein Wunsch bei Veranstaltung einer zweiten Auflage berücksichtigen. Die Herren Kynologen drücken am Ende bei dieser Konzession an die unwissende Plebs die gelehrten Augen zu.

Um wieder auf unsere Dachshunde zu kommen, so haben die armen Gesellen heutzutage, ehe sie zu einer Ausstellung zugelassen werden, sich auf 13 Fragen hin zu verantworten. Sie können im übrigen kurz-, stichel- oder langhaarig sein, wozu ich mir hinzuzufügen erlaube, daß ich mir nie einen anderen als einen kurzhaarigen anschaffen würde. So empfinden auch die meisten Hundefreunde und man sieht außerhalb der Ausstellungen fast nur solche Die aber oft von ganz entzückendem Aussehen. Wer jemals die Dachshunde des Grafen Hahn sah, muß einen Stein statt des Herzens im Busen tragen, wenn er ihrer nicht mit Rührung gedenkt. Aber auch sonst begreift man beim Anblick dieser schmucken manierlichen Gesellen, daß gerade der Großstädter sich mit Vorliebe dieser Rasse zuwendet, obgleich sie eigentlich ganz und gar nicht für das Zimmer und die Großstadtstraße geschaffen ist. Denn der Teckel scharrt und nagt gern, Gehorsam ist seine schwächste Seite, und sein Freiheitssinn ist groß. Nun mögen ja freilich die seit Generationen auf die Ausstellungen geschickten Dachshunde den letzteren mehr oder weniger eingebüßt haben und auch sonst der Kultur unserer Tage entsprechendere Instinkte angenommen haben als ihre auf dem Lande lebenden Vorfahren; kommt aber ein richtiger Landteckel in die Stadt, so kann es leicht ein Unglück geben. Und von einem solchen will ich hier berichten, indem ich diese Ausführungen mit einer persönlichen Erinnerung schließe, wie ich sie mit einer solchen begonnen habe.

Je mehr der Mensch zu Jahren kommt, um so lebhafter werden bekanntlich bei ihm die Erinnerungen an die Jugend. So erwachte denn auch in mir das Verlangen, da wieder anzuknüpfen, wo der Tod von Luchs einst das Band, das mich mit der Familie Teckel verband, zerriß. Ich dachte oft an Luchs und sah ihn mit fliegenden Ohren (Pardon: mit fliegendem Behang) hinter einem Hasen herjagen oder hörte ihn rastlos einen Igel anbellen. Mitunter träumte ich auch, daß ich wieder ein Knabe war, auf unserer Freitreppe saß und mit Luchs mein Butterbrot teilte. Er sah mich dann wieder so zärtlich und verliebt an, daß mir ganz warm ums Herz wurde. Das Ende vom Liede war, daß ich beschloß, mir wieder einen Teckel anzuschaffen, der natürlich ganz so aussehen mußte, wie Luchs seinerzeit. Ich schrieb also an meinen Bruder und bat ihn, sich in meinem Interesse nach einem Tigerteckel mit Glasaugen und der Größe von Luchs — Luchs war für seine Rasse ungewöhnlich klein — umzusehen. Mein Bruder antwortete mir zunächst, daß diese Art Dachshunde in der Gegend überhaupt nicht vorkämen. Der alte Oberförster, der sie einst züchtete, sei längst tot und alle ihm bekannten Teckel seien schwarz mit braun oder braun oder rotgelb. Er würde aber in meinem Interesse an hundeliebende Freunde in verschiedenen Teilen Deutschlands schreiben und überhaupt in der Sache alles thun, was ihm die brüderliche Liebe eingeben würde. Nach einiger Zeit kam denn die Nachricht, daß ein Freund von ihm bei einem Förster im Braunschweigischen Tigerdachse entdeckt habe. Er, mein Bruder, sei selbst hingereist und habe die Thatsache bestätigt gefunden. Die betreffenden Teckel seien allerdings bedeutend größer als weiland Luchs und hätten auch keine Glasaugen, wären aber sonst gute, echte Jägerteckel. Ob er einen Welpen für mich bestellen solle?

Was war zu thun? Tigerdachse waren offenbar äußerst selten geworden — in

Berlin sieht man fast nie einen — wer weiß, ob es überhaupt noch so kleine mit Glasaugen gab. Ich griff also zu und stand sechs Monate später vor einem mit der Post angekommenen jungen Teckel wie einst auf unserem väterlichen Hofe vor Luchs, nur daß ich mich nicht mehr in Gesellschaft meiner Eltern und Geschwister befand, sondern in der meiner Wirtin. Wir bewunderten aber trotz unseres vorgerückten Alters den kleinen etwa 4 Monate alten Burschen sehr. Meine Wirtin rückhaltlos, ich — mit Rücksicht auf die fehlenden Glasaugen — mit Vorbehalt. Er war auch wirklich stattlich von Gestalt, sah uns ein Verzweifelter gebärdete. Er wirtschaftete mit den Vorderpfoten an ihm herum und war für alles Zureden taub und blind. Ich versuchte es mit Güte, mit Klapsen, mit Hunger, nichts half. Nach einigen Tagen schlug Luchs eine andere Kampfweise ein; sobald er das verhaßte Ding umbekam, legte er sich hin und lag da wie tot. Ging ich mit ihm ohne Maulkorb auf die Straße, was natürlich nur nach eingetretener Dunkelheit geschehen konnte, so benahm er sich tadellos und lief vergnügt neben mir her, wie er denn überhaupt ein höchst liebenswürdiger Hund war; legte ich ihm aber dann den



Stichelhaariger Dachshund.

sehr verständig an und schien auch Temperament zu haben, wenigstens schnappte er, als die alte Frau ihn streichelte, knurrend nach ihrer Hand. Ich gab ihm mit Rücksicht auf den Schauplatz von Luchs' bedeutendsten Thaten den Namen Heidmann.

Heidmann gewann sich sehr bald unsere Herzen, und ich war sehr zufrieden mit meinem Einkauf.

Es galt nun vor allem, ihn an den Maulkorb zu gewöhnen. Das ist oft eine langweilige Geschichte, und ich wunderte mich nicht weiter, als Heidmann sich, sobald ihm der Maulkorb angelegt war, wie Maulkorb um, so fiel er sofort um und lag da wie ein Klotz. Er rührte sich auch nicht, wenn ich mich entfernte, und selbst Schläge bewirkten nichts anderes, als daß er sich auf die andere Seite warf. Ich gewöhnte ihn zunächst bei unseren abendlichen maulkorblosen Spaziergängen an die Leine, was keine Schwierigkeiten machte, und suchte ihn dann an stillen, menschenleeren Orten dadurch zum Aufstehen zu bringen, daß ich ihn hinter mir herzog. Vergeblich, er richtete sich, wenn er den Maulkorb um hatte, nicht auf. Einigemal wurde ich über diesen Dressurversuchen von Zuschauern überrascht, die



Sanft entschlummert. Nach einer Studienzeichnung von Karl Bennewitz von Loefen jun.

mich finster anblickten und den vermeintlichen Tierquäler mit wenig schmeichelhaften Anreden bedachten. Schließlich kam mir auch meine Wirtin zu Hilfe. Wir fuhren am Tage zu unseren Erziehungsversuchen in einer Droschke aufs Land und übten am Abend in einer ganz stillen menschenleeren Straße — Heidmann blieb hartnäckig bei seinem Willen, — obgleich wir alten Leute ihm zuliebe zu Kindern wurden und wie solche um ihn hersprangen. So sehr er solche Scherze, wenn er ohne den Maulkorb war, zu würdigen wußte, und so flott er hinter uns her war, so wenig wirkten sie auf ihn, sobald er ihn um hatte. Auch in der Wohnung lag er in letzterem Fall Tag und Nacht bewegungslos da, ohne zu wimmern, aber mit einem Zuge äußerster Entschlossenheit im Gesicht. Wir hatten schließlich beide unseren Kopf daraufgesetzt: ich, ihn an den Maulkorb zu gewöhnen, und er, sich nicht an ihn gewöhnen zu lassen. Und er setzte seinen Willen durch. Als die Wirtin eines Vormittags in meiner Abwesenheit auch die Wohnung für kurze Zeit verlassen hatte, fand sie, als sie zurückkehrte, Heidmann mit dem Maulkorb um den Kopf tot vor. Der Maulkorb aber war ihm erst vor ein paar Stunden wieder angelegt worden und äußerst bequem. Woran er eigentlich einging, habe ich nicht erfahren, aber ich vermute, daß die ewige Aufregung ihn umbrachte.

Der arme, liebe Kerl, er war nicht für die Stadt geschaffen und zu trotzig, um sich den Anforderungen, die sie stellt, zu fügen.

---

**Aus unserer Studienmappe:**



Studienkopf. Nach einer Zeichnung von Konrad Weigand.



# Gute Nacht, Tonerl!

Von

**Ferd. Avenarius.**



Nach heißem Tage solche Nacht!
Da ist's ein wohlig Sein;
Im Wirtshausgärtchen sitzen wir
Noch Stund um Stund beim Wein.
Rings auf den Bergen im Tirol,
Da geistert blau der Mond —
Nun steckt wohl längst in Bett und Streu,
Was sonst im Dörfchen wohnt!

Der Wächter nur mit seinem Spitz
Schlürft hie von Haus zu Haus.
Im Kirchturm schlägt's. Er bläst und ruft
Die zwölfte Stunde aus:
„Vor Feuer, Mord und Diebsgefahr,
Ihr Leute, habet acht!"
Zum Schluß — es klingt absonderlich —:
„Jetzt, Tonerl, gute Nacht!"

Und wie er's singt, an unserm Tisch
Zieht seine Kappe sacht
Der Wirt und faltet Hand in Hand:
„Jetzt, Tonerl, gute Nacht!" —
„Was soll das heißen?" — „Ja, das ist,
Ihr Herren, hier so Brauch!"
„Ei, weckt Ihr unsre Neugier, Wirt,
Bitt' schön, so stillt sie auch!"

Der Wirt blinzt zu den Bergen hin:
„Schaut nur im Mond den Wald,
Das stürmt ja doch den Hang hinauf
Wie Schützenschwärme bald . . .
Die Nacht war so wie heut, ihr Herrn,
Doch der Franzos im Land —
Dort drüben liegt der Paß: weh uns,
Kam der in seine Hand!

Schien aber drum kein Ängsten not,
Sie scheuten halt 'nen Strauß —
Bei ihrem Holzstoß droben späht'
Ja auch die Wacht hinaus.
„Läßt sich vom Feind ein Tüpfel sehn,
Die brennt das Zeichen an“ —
Sie wurden sichrer Tag um Tag
Und schier gewöhnt daran.

Da war ein Krüppel nur im Dorf,
Ein Bursch mit lahmem Bein,
Ein einsam Menschenkind — wer wollt'
Auch dem sein Schätzel sein!
Den weckt's nun in der Nacht mal auf,
Und war's und Stern bei Stern:
Wen, denkt er, litt es heute wohl
Von seinem Dirndel fern?

Und wie er's denkt, da fällt's ihm bei:
Die schönste, die hat der,
Dem heut die Wacht ist überm Paß —
Wenn der nicht droben wär'?
Das schlägt ihm sonderbar aufs Herz,
Das läßt ihm keine Ruh —
Er humpelt aus dem Thürlein weg
Und hinkt der Paßhöh' zu!

Und wie er kommt — Herr Gott, 's ist wahr:
Der Wächter ist beim Schatz!
Doch drunt' im Thal, da kriecht was sacht,
Ein Schlänglein scheint's, vom Platz,
So leis, so dunkel — holdriho,
Mein Bürschel an den Stoß!
Und ihm gelingt's: die Flamme schlägt
Schnell wild heran und groß!

Die andern hielten besser Wacht;
Von Berg zu Berge springt
Das Feuer auf den Gipfeln hin,
Und Horn und Jodler klingt —
Viel hundert standen überm Paß
Noch vor dem Morgenrot:
Da fochten sie fürs liebe Land,
Den Welschen war's zum Tod.

Der Krüppel starb die Nacht darauf,
Hatt' in der Brust ein Blei.
Sie standen um ihn: „Hab' schön Dank!
Und dein Tirol bleibt frei!“
„Gut' Nacht!“ Er griff nach Hand um Hand.
Sie dankten ihm: „Gut' Nacht!“
So danken wir ihm heute noch:
„Jetzt, Tonerl, gute Nacht!“





# Der Aufstand auf den Philippinen.

Von

**F. Blumentritt.**



Den heldenmütigen Kampf, den die Spanier jetzt in zwei Erdteilen führen, um den Rest ihres alten Kolonialreichs zu erhalten, verfolgt das gesamte Europa mit sichtlichem Interesse und gewiß auch mit Bewunderung für die Opferwilligkeit der spanischen Nation. Ein gewisser Instinkt sagt ja den Europäern, daß die Spanier sowohl auf Cuba, als auch auf den Philippinen nicht allein für ihr ruhmreiches Banner, sondern auch gegen die gefährlichsten Rivalen unseres Erdteils kämpfen: auf Cuba gegen den Panamerikanismus, auf den Philippinen gegen jene Form des Asiatismus, welche in Japan ihren einzigen, aber um so bedeutenderen Vertreter findet.

Der Aufstand auf den Philippinen und die Unabhängigkeitskämpfe von Spanisch-Amerika verfolgen dasselbe Ziel — die Losreißung vom Mutterlande — und sind auch auf dieselbe Ursache zurückzuführen, auf die Unfähigkeit der Spanier, auch nur eine Kaste der Eingebornen ihrer Kolonien mit ihren Interessen an sich zu knüpfen —, die Rebellion in Spanisch-Asien aber hat einen ganz besonderen Charakter.

In Spanisch-Amerika ging die Revolution von den Kreolen aus und wurde von ihnen geleitet, wenn auch Mestizen, Indianer, Mulatten und Neger genug Oberoffiziere und Generale den separatistischen Armeen gaben: Der Aufstand des Pfarrers Hidalgo schlug fehl, weil die Kreolen gegen ihn waren, erst als diese sich für den Separatismus gewinnen ließen, war Neuspanien für Spanien verloren. Die Ureingeborenen Amerikas, die Indianer, hielten in den meisten Vicekönigreichen — Mexiko ausgenommen — in ihrer überwiegenden Mehrheit zu den Spaniern, besonders in Peru, wo die Spanier mit ihren zumeist aus Indianern bestehenden Truppen das Land trotz der Uneinigkeit der spanischen Generale behauptet hätten, wenn nicht von den Nachbarrepubliken her Peru befreit worden wäre. Die Geschichte der Unabhängigkeitskämpfe Spanisch-Amerikas ist von den Kreolen gemacht worden: Iturbide, Miranda, San Martin, Bolivar waren Kreolen.

Auf den Philippinen steht die Sache ganz anders: nicht die Kreolen, sondern die Eingeborenen malayischer und chinesischer Abkunft sind die Leiter und Vorkämpfer der Erhebung. Man könnte vielleicht erwidern, daß dies ganz natürlich wäre, denn die Zahl der Kreolen ist so verschwindend gering, daß ihre numerische Schwäche schon dem philippinischen Aufstande den Charakter eines „Aufstandes der Farbigen“ verleihe. Aber in Centralamerika und in Paraguay war der Procentsatz der Weißen noch geringer als auf den Philippinen, und dennoch waren es auch in jenen Ländern die Kreolen, von deren Entscheidung die Fortdauer der spanischen Herrschaft oder die Unabhängigkeit des Landes abhing. Auf den Philippinen ist es ganz gleichgültig, auf welche Seite sich die Kreolen schlagen, denn sie üben keinen Einfluß auf die farbigen Eingeborenen.

Diese Verschiedenheit zwischen Spanisch-Amerika und Spanisch-Asien erklärt sich

daraus, daß die Malayen und die chinesischen Mestizen (Mischlinge von Chinesen und Malayen) ein viel intelligenteres und aktiveres Element der eingeborenen Bevölkerung der Philippinen bilden, als in Amerika die Indianer und Neger.

Die philippinischen Malayen sind durch ihre Religion in drei Kulturgruppen zu scheiden. Die erste umfaßt die Heiden, welche in wildem Zustande in den Bergwildnissen der Inseln wohnen; die zweite die Muhammedaner (die „Moros" der Spanier), die dritte die Christen (die „civilisierten Indier" der Spanier). Nur diese letzte Gruppe kommt für den Aufstand in Betracht.

Diese „Indier" leben auf derselben Kulturstufe, wie die civilisierten Indianer von Spanisch-Amerika. Ihren Lebensunterhalt gewinnen sie durch den Ackerbau (Reis und Mais sind die Hauptfrüchte), durch den Anbau von Zuckerrohr, Tabak und Manilahanf und durch die Fischerei. Man kann sie in zwei Klassen scheiden, die Aristokratie und die Plebejer. Während die letzteren in den ärmlichsten Verhältnissen ihr Dasein dahinfristen, ist die Aristokratie verhältnismäßig reich, teils durch den Ertrag ihrer ausgedehnten Ländereien, die von den Plebejern als Kolonen bebaut werden, teils auch durch Geldgeschäfte, die hauptsächlich darauf ausgehen, die Kolonen durch Verschuldung in Lohnsklaven zu verwandeln.

Während die Indianer der spanisch-amerikanischen Republiken keinen nennenswerten Gebrauch von den Lehranstalten ihrer Heimat machen und es nur wenige unter ihnen gibt, die aus dem Stande des Landmanns oder „kleinen Mannes" höher hinaufstreben, ist der philippinische Indier ehrgeiziger Natur. Dies liegt ja im malayischen Blute. Die Volksschulen erfreuen sich auf den Philippinen eines besseren Besuches, als in manchem interessanten Lande Südeuropas, und die von verschiedenen Orden unterhaltenen oder geleiteten höheren Unterrichtsanstalten, an deren Spitze die von den Dominikanern unterhaltene Universität und das von den Jesuiten verwaltete Ateneo municipal stehen, haben stets einen großen Andrang von malayischen Studenten aufzuweisen. Es gelingt natürlich nicht allen ihre Studien zu absolvieren, viele verbummeln (tout comme chez nous), und gerade diese verbummelten „Alten Häuser" sind es, welche daheim als Nörgler an allem Bestehenden verrufen sind. In neuerer Zeit suchten nicht wenige der malayischen Studenten ihre Ausbildung in Spanien und im Auslande zu vervollkommnen. Die meisten von ihnen wandten sich der Medizin und der Advokatie zu, besonders die reicheren, während die minder bemittelten der Theologie, dem Notariat und den nautischen Schulen zuströmten. Auch in die Militärschulen und in die Malerakademie zu Manila traten Indier ein. Immerhin kann man sagen, daß die philippinischen Malayen gewiß mehr Leute, welche die Mittelschulbildung besitzen, aufzuweisen haben, als, prozentmäßig, solche in Bulgarien oder Serbien zu finden sind.

Von großer Bedeutung für das Land ist die Kaste der chinesischen Mestizen, d. h. der Söhne chinesischer Väter und malayischer Mütter. Die Chinesen sind nämlich im Archipel überall zu finden. Nach den Landesgesetzen und dem Herkommen können sie nur dann eine Ehe mit einer Philippinerin eingehen, wenn sie zum Katholizismus übertreten. Ihre Kinder werden dann nicht nach chinesischer Weise, sondern nach spanischer Art erzogen. Die chinesischen Mestizen optieren nicht für die Nation ihres (chinesischen) Vaters, sondern für jene ihrer Mutter. Sie bilden eine durch ihren Reichtum, ihren Handelsgeist, ihre klare Intelligenz sehr einflußreiche Klasse der Landesbevölkerung. Durch Kreuzungen mit spanischen Mestizinnen, mit Weißen und wiederum mit Malayinnen, ist ihr äußerer Typus wohl variabel, nicht so aber ihre Sinnesart, die bei allen gleich ist. Ihr persönlicher Ehrgeiz ist sehr entwickelt und steht ihrem Erwerbstrieb in keiner Weise nach. Sie bekennen sich ohne Ausnahme zur katholischen Religion. Diese Mischlingskaste lieferte die großen Kapitalisten, die Plantagenbesitzer und Großkaufleute, aber nicht wenige auch schlugen die Laufbahn von Advokaten, Ärzten und Technikern ein, von denen wieder manche in Spanien oder im Auslande studierten.

Eine reiche große Kreolenkaste wie in Neuspanien hat es in dem Archipel nie gegeben, da in den vergangenen Jahrhunderten die Zahl der Spanier im Lande selten über tausend Köpfe betrug (wenn man von den Mönchen absieht), auch in

neuerer Zeit kamen nur wenige Spanier in das Land mit der Absicht, sich dort niederzulassen. Diejenigen die es thaten, blieben an einer Schürze hängen: sie heirateten eine hübsche Mestizin oder Indierin, ihre Nachkommen gingen dann im Laufe der Generationen in anderen Kasten auf. Es gibt natürlich auch reiche Kreolenfamilien im Lande, aber diese sind an den Fingern herzuzählen.

Zwischen den Spaniern und allen eingeborenen Bevölkerungsklassen herrschte bis in die Mitte unseres Jahrhunderts hinein ein patriarchalisches Verhältnis, welches verschiedene Revolten nicht zu stören vermochten. Damals war eben die Zahl der gebildeten Eingeborenen verschwindend gering, die Inseln lagen damals ganz vom Weltverkehr abgeschieden, nur Manila war dem Handel mit dem Auslande geöffnet. Die Eingeborenen selbst verließen ihre Heimat nicht, und die spanischen Beamten, welche lange Jahre im Archipel blieben, lernten die Landesverhältnisse kennen und schonten die Gefühle der freilich politisch anspruchslosen Eingeborenen.

Die Eröffnung zuerst der Eisenbahn Alexandrien-Sues, dann des Kanals von Sues, dann die spanische Septemberrevolution, der durch die Erschließung Japans und Ausbau der Pacificbahnen großartig sich entwickelnde Handelsverkehr Ostasiens, all dies wirkte auf die Philippinen in politischer wie wirtschaftlicher Beziehung mächtig ein. Der Handelsverkehr wuchs rapid, und die Philippiner kamen nun häufiger in Berührung mit dem Mutterlande, sowie mit dem Auslande überhaupt, teils durch Entsendung philippinischer Studenten dorthin (dies gilt für die gebildeten Stände), teils dadurch, daß nun auch philippinische Handelsfahrzeuge die Häfen von Singapore und Hong-kong anliefen.

Dadurch erweiterte sich der geistige Horizont der Philippiner, insbesondere der Manilesen, bedeutend, und sie begannen nun auch eine Erweiterung ihrer politischen Rechte zu verlangen. Während auf diese Art die Eingeborenen mehr Rücksichten forderten, machte es gerade die Erleichterung der Verkehrsmittel möglich, daß der spanische Krebsschaden auch nach den Philippinen importiert wurde: bei jedem Ministerwechsel, — zum mindesten! — die Beamten zu wechseln, so daß diese nie in die Landesverhältnisse sich einleben konnten. Dazu kam der Gegensatz zwischen der aus europäischen Spaniern bestehenden Ordensgeistlichkeit und dem eingebornen Weltklerus. So gärte es im Lande, wenn auch die Regierung sich bestrebte, durch einzelne Reformen zur Besserung der Lage beizutragen.

Mehr aber als die Unhaltbarkeit der Landesverfassung trugen zur Entfremdung der Spanier und Philippiner gewisse Traditionen der altspanischen Kolonialpolitik bei, Imponderabilien, die ausschlaggebend waren. Die Engländer sind durch den Abfall der Union und durch den Seapoyaufstand klug geworden: in den Kolonien, wo das weiße Element überwiegt, führten sie Autonomie ein, in jenen, wo Farbige die Hauptmasse bilden, schonen sie die Eigentümlichkeiten der fremden Rassen, machen nicht den geringsten Versuch zu anglisieren und von Regierungswegen zu christianisieren. In dieser zweiten Klasse der britischen Kolonien besteht kein Unterschied zwischen im Lande geborenen und europäischen Briten, beide fühlen sich als ganz gleichberechtigte Herren des Landes.

Ganz das Gegenteil findet in den spanischen Ländern statt: man zwingt förmlich den Eingeborenen die Religion, Sprache und Civilisation des Mutterlandes auf, man hispanisiert sie, empfindet es dann aber als Frechheit und Hochverrat, wenn solch ein farbiger Doctor medicinae es wagt, ein abfälliges Wort über die spanische Verwaltung seines Landes zu äußern. Aber auch die in der Kolonie geborenen und aufgezogenen Kinder eines aus Europa eingewanderten spanischen Ehepaares gelten als Spanier zweiter Klasse, denn nach spanischer Anschauung ist der geringste europäische Spanier der Vertreter des Mutterlandes, während der reichste und gebildetste Kreole eben „hijo del pais", d. h. sinngemäß übersetzt der „Eingeborene einer spanischen Besitzung" ist. Das aber wollen die Eingeborenen nicht heißen, sie wollen eben, daß ihr Land aufhöre eine „Besitzung" zu sein, sie wollen ein Vaterland haben, sei es, daß ihre Heimat mit zu Spanien gerechnet wird, sei es daß sie sich loslöst vom Mutterlande. Daß ein nach europäischer Art gebildeter Eingeborener doch

auch ein Vaterland haben muß, das scheinen die Spanier nie begriffen zu haben. Die Spanier kennen eben nur ein Vaterland, das europäische Spanien, lachen aber den gebildeten Indier aus, wenn er Spanien als sein Vaterland bezeichnet, und anderseits verfolgen sie ihn, wenn er die Philippinen „Patria“ nennt.

Dabei galt es immer als ein Zeichen eines echt spanischen Patriotismus, alle Klassen der Eingeborenen zu verhöhnen (solche Bücher und Artikel passieren anstandslos die Censur), während jeder, der die Eingeborenen in Schutz nahm, als Separatist und Feind Spaniens nicht nur angegriffen, sondern auch insultiert wurde.

Da man jedes Zeichen der Unzufriedenheit nur mit Polizeimaßregeln unterdrückte, so mußte auch bei den Eingeborenen die Meinung entstehen, daß die Spanier nur durch die Gewalt ihr bisheriges Regime aufrecht erhalten könnten und wollten.

Dann kommt noch hinzu, daß die Philippinen mit Spanien eben nur politisch aber nicht volkswirtschaftlich verbunden sind. England, Nordamerika, das Ausland überhaupt ist es, welches die philippinischen Produkte aufkauft und fremde Industrieerzeugnisse einführt. London, Hong-kong, San Francisco, Hamburg haben für das materielle Wohl des Landes größere Bedeutung, als Madrid und Barcelona. In den Kontors der eingeborenen Kaufleute hat man wenig mit Spanien zu thun, denn der nichtphilippinische Kundenkreis besteht eben aus Ausländern.

So bestand denn seit lange eine tiefe Kluft zwischen den Spaniern und den Eingeborenen. Trotzdem dachten die maßgebenden Klassen der philippinischen Bevölkerung nicht an eine Trennung vom Mutterlande, ja es existierte nicht einmal eine Partei, welche ähnlich wie in Cuba Selbstverwaltung verlangt hätte. Die radikalsten der Philippiner schlossen sich dem Programm der Assimilisten an, welche für die Philippinen die Vertretung des Landes in den Cortes von Madrid und die Einführung freiheitlicher Reformen forderten.

Die Aussichtslosigkeit der Assimilistenpartei führte deren Auflösung um so mehr herbei, als der glänzende Verlauf des japanischen Krieges seinen Einfluß auch auf die Philippinen zu äußern begann. Die Japaner hatten sich den Europäern als ebenbürtig erwiesen, warum sollten dies nicht die Indier auch vermögen? Hielten sie sich doch für stammverwandt.

Der Gedanke, daß man der Leitung Europas ganz entbehren könne, fand insbesondere in den Provinzen, welche die Bai von Manila umgeben, weite Verbreitung. Diese Landschaften werden von dem fortgeschrittensten malayischen Volksstamme, den Tagalen, bewohnt. Es bildete sich ein Geheimbund — Katipunan genannt —, der in seiner Organisation halb an die Freimaurer, halb an die Camorra und Maffia von Süditalien erinnert. Diese Analogie in der Organisation erklärt, weshalb in den ersten Tagen der Aufruhr den Freimaurern in die Schuhe geschoben wurde. Diesem Geheimbund gehörten aber nicht nur Tagalen, sondern auch andere Farbige an. Auch umfaßte er alle Stände, vom Tagelöhner angefangen, bis zum Geistlichen, Advokaten und Großgrundbesitzer. Die dem Bunde Beitretenden unterzogen sich dem altphilippinischen Pacto de Sangre, d. h. sie ritzten sich an einer Körperstelle die Haut auf, und das Blut, das aus der Wunde träufelte, wurde (nach den einen) zur Unterschrift statt der Tinte benutzt, nach anderen aber wurden die Blutstropfen in Wein gelassen und dann von den Verschwörern getrunken. Letztere Wendung erscheint mir als die richtigere, weil sie einer alten philippinischen Sitte entspricht: wenn zwei Leute eine unverbrüchliche Freundschaft abschließen wollten, so ritzten sie sich die Haut auf, ließen einige Tropfen Blut in Palmwein fallen und tranken diesen aus, dadurch wurden sie Brüder zu einander. Dieser Brauch hatte sich im Laufe der Jahrhunderte ganz verloren; daß er aber wieder aufkam, deutet auf das nationale Moment dieses Aufstandes hin.

Der Geheimbund hatte den blutigen Sturz der Regierung zum Zwecke, es scheinen aber auch andere Absichten verfolgt worden zu sein, wie dies aus dem Vorgehen der Insurgenten in der Provinz Cavite hervorgeht, die seit zwei Monaten sich vollständiger Unabhängigkeit erfreut. Dort wurden die Güter der Spanier und Mönche konfisciert und unter die armen Leute verteilt. Auch über die Form, welche die Insurgenten ihrem Staate geben woll-

ten, ist bis jetzt nichts Genaues bekannt. Es scheint nicht die Republik, sondern die Monarchie von den Aufständischen proklamiert worden zu sein. Mehrere Namen hervorragender Eingeborenen wurden als jene des künftigen Kaisers oder Königs der Philippinen bezeichnet, doch ist allen diesen Nachrichten kein Vertrauen zu schenken.

Es ist aber irrig, anzunehmen, daß alle Eingeborenen mit den Aufständischen sympathisieren. Auch heute noch hält die Mehrzahl derselben zur spanischen Fahne, ja, man kann sagen, daß nur durch die Treue der Philippiner Spanien nicht gleich beim ersten Anprall seine Kolonie mit einem Schlage verlor. Als die Revolution plötzlich ausbrach, befand sich in Manila nur eine Handvoll Truppen. Der Generalgouverneur Marschall Blanco zog sofort alle Gendarmerieposten der umgebenden Provinzen nach der bedrohten Hauptstadt und brachte damit die Besatzung auf etwa 3000 Mann, welche aber beinahe nur aus Eingeborenen bestanden, denn das Verhältnis der Spanier zu den Philippinern beträgt in der Armee 2 : 17. Von der Treue dieser eingeborenen Truppen hing der Bestand der spanischen Herrschaft ab. Schlugen sie sich auf die Seite der Rebellen, dann waren die Philippinen für die Spanier verloren. Diese Braven blieben aber ihrem Fahneneide treu, nur einzelne Individuen desertierten, die Masse hielt durch einen Monat (solange brauchte es, ehe Verstärkungen aus Spanien eintreffen konnten) die Hauptstadt und die wichtigsten festen Plätze gegen die Rebellen.

Bisher mußten sich die Spanier mehr in der Defensive verhalten; wenn aber die im Dezember erwarteten Verstärkungen aus Europa eingetroffen sein werden, dann wird man der Rebellion ernstlich an den Leib rücken können. Gefahr für die spanische Herrschaft bestand und besteht nur so lange, als Manila bedroht war. Ist die Möglichkeit verschwunden, daß Manila von einem starken Insurgentenheer angegriffen wird, während gleichzeitig der zahlreiche Pöbel sich erhebt und durch Anzünden der meist nur aus Rohrhütten bestehenden Vororte Verwirrung in die Reihen der Verteidiger bringt, dann ist die Unterwerfung der Rebellen nur eine Frage der Zeit.

Unter allen Umständen sind die Philippiner zu bedauern. Wäre der unwahrscheinliche Fall des Sieges der Rebellen eingetreten, so hätte der Archipel wie die spanisch-amerikanischen Republiken für ein halbes Jahrhundert den Schauplatz blutiger Bürgerkriege abgegeben. Vielleicht würden die Philippiner es bald bedauert haben, ein freies Volk zu bilden. Wir Europäer würden aber durch die frei gewordene japanische Konkurrenz in unserem Handel schwer geschädigt worden sein.

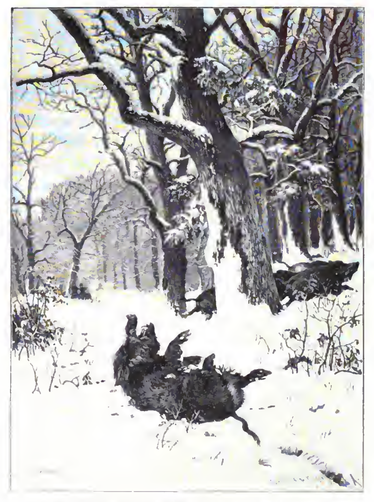
Jedenfalls ist durch den Aufstand, der gerade in den reichsten Provinzen wütet, das Land in seinem geistigen und wirtschaftlichen Fortschritt auf jahrelang gehemmt. Das ist das traurige Verdienst, das sich die Anstifter des Aufstandes um ihr Vaterland erworben haben.

Das Schmerzliche bei einem Blick in die Zukunft dieser reichen spanischen Kolonie besteht in der Überzeugung, daß die Spanier auch durch diesen Aufstand nichts gelernt und nichts vergessen haben werden. Schon predigt man in Spanien die schrecklichste Reaktion: man will die wenigen Rechte, die die Eingeborenen besessen, ihnen ganz nehmen, d. h. man will den treuen Teil der Bevölkerung für all das mit strafen, was die Insurgenten begangen haben. Daß ein solches Vorgehen nur dazu dienen kann, auch die loyalen Philippiner von ihrer Anhänglichkeit an Spanien zu heilen, ist klar.

Nur dann, wenn die Spanier es verstehen werden, durch weise Reformen sich einen festen Anhang im Lande selbst zu schaffen, nur dann wird ihre Herrschaft dort gesichert sein. Erklären sie aber nicht den Separatisten, sondern allen Philippinern den Krieg, dann wird über kurz oder lang die Losreißung der Kolonie vom Mutterlande sich verwirklichen. Gott gebe, daß die spanische Regierung diese Gefahren erkennt und so die letzten Trümmer jenes ungeheuren Kolonialreiches sich erhält, das die Columbus, Cortés, Pizarros, Magellanes und Legazpis für Spanien zu gewinnen verstanden haben. Quien sabe?*) lautet ein spanisches Sprichwort.

*) Wer weiß?

**Aus unserer Bildermappe:**



Auf der Saujagd. Nach dem Gemälde von Otto Recknagel.
(Verlag der Münchener Kunst- und Verlagsanstalt von Dr. E. Albert & Co.)



# → Kunstgeschichtliche Rundschau. ←

Von

## Prof. Dr. Jaro Springer.



Die Kunstgeschichte, die jüngste unter den historischen Disciplinen, ist zur Zeit der geschätzte Liebling aller. Verschiedene Umstände können diese hohe Bewertung erklären. Noch dauert die historische Grundlage, auf der unsere Erziehung aufgebaut ist. Die neuen Erziehungsfaktoren vermochten von ihr nur wenig abzubröckeln. Für historische Anschauung ist unser Denken besonders eingerichtet, und das nun erwachte metaphysische Bedürfnis, das sich in allen Wissenschaften kund gibt, ist den meisten von uns noch fremdes Empfinden. Für unseren so noch fest gegründeten Geschmack an geschichtlichen Dingen arbeiten der eigentliche Historiker und der Politiker kaum noch. Beide interessieren jetzt nur mehr wirtschaftliche Verhältnisse. So zieht von unserem noch dauernden Geschichtssinne, nachdem auch die historischen Romane ihren Reiz für uns verloren haben, zumeist die Kunstgeschichte Vorteil. Der kunsthistorischen Belehrung weiterer Kreise dienen zunächst die Handbücher der Kunstgeschichte, die als illustrierte Kompendien von den Uranfängen aller Kunst die Hauptepochen der Kunstgeschichte schildern. Nicht weniger als drei große neue „Kunstgeschichten" sind jetzt im Erscheinen begriffen. Eine allgemeine Kunstgeschichte zu verfassen, ist für den einzelnen eine heute kaum noch zu lösende Aufgabe, denn die Specialisierung ist auch in dieser Wissenschaft so weit vorgeschritten, daß, wer über italienische Malerei im XVI. Jahrhundert etwas zu sagen weiß, dem deutschen Mittelalter ganz fern gegenübersteht und die Schilderung der assyrischen und ägyptischen Kunst kaum übernehmen wird. Gerade die berufsmäßigen Kunsthistoriker werden hier versagen. So sehen wir denn bei dieser Arbeit, auf breiterer Grundlage Kunstgeschichte zu schreiben, vielfach solche thätig, die nicht in führender öffentlicher Stellung sich befinden, sondern die als Kunstfreunde von allgemeiner Bildung universale Kenntnis der gesamten Kunstgeschichte sich erwerben konnten, wenn nicht durch Leitung der Arbeit jeweilig für ein Gebiet der Specialist zum Wort kommt. Der letzte unter den lebenden Professoren der Kunstgeschichte, der es unternehmen konnte, ganz allein eine Kunstgeschichte zu schreiben, ist Alwin Schultz, Professor an der deutschen Universität in Prag (Allgemeine Geschichte der bildenden Künste. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung Separatkonto. Seit 1895 erscheinend). Am Text dieser sehr umfangreichen Kunstgeschichte hat man freilich keine besondere Freude; es ist durchweg ein sehr kühles Raisonnement, das blos referierend allem noch Strittigen vorsichtig aus dem Weg geht, mit allzu großer Vorsicht doch auch wieder sehr sichere Resultate der neueren Forschung aufzunehmen versäumte. Mit großem Geschick aber sind eine Menge Namen und eine Fülle von Nachrichten in verhältnismäßig kleinem Raum zusammengebracht worden. So ist beispielsweise bei der Besprechung der spanischen Renaissancearchitektur auch der Bauentwicklung in den spanischen Kolonien in Amerika kurz Erwähnung gethan. Außer einigen Lieferungen mit antiker Kunst liegt jetzt der III. Band fertig vor, der die Renaissance behandelt. Schultz faßt den Begriff Renaissance weiter, als man es sonst zu thun pflegt, und packt in diesen Band auch noch das ganze XVII. Jahrhundert hinein. Dagegen läßt er auf der anderen Seite die Renaissance wenigstens in Deutschland erst mit dem XVI. Jahr-

hundert beginnen. Dürer fehlt in diesem Band. Die Malerei der Renaissance in Deutschland beginnt mit Lucas Cranach, der doch nur ein Jahr jünger ist als Dürer. Dürer, den man hier an dieser Stelle ganz gewiß mit bestem Recht sucht, wird wahrscheinlich in dem noch nicht erschienenen II. Band „Mittelalter" einen Platz finden, freilich dann nicht den, der ihm gebührt. Eine solche mechanische Verteilung des Stoffes ist sehr mißlich; sie ist in diesem Fall um so auffallender, als Schultz bei der italienischen Renaissance noch weit über das XV. Jahrhundert hinausgreift. Die illustrative Ausstattung der Schultzschen Kunstgeschichte ist die denkbar reichste. Der Verleger ist hier mit größtem Raffinement vorgegangen, ich weiß aber nicht, ob er immer den richtigen Weg eingeschlagen. Von dem allgemeinen Brauch, Photographien nach den Originalen in Zinkhochätzungen (Netzverfahren) zu reproduzieren, ist mehrfach abgewichen worden. Gewiß mit Recht, wenn es sich um die Wiedergabe von Architekturen und Skulpturen handelt. Bei den Reproduktionen im Netzverfahren nach Skulpturen wirkt der dunkle Grund immer sehr störend. Wird der Grund abgestochen, so bekommt die Skulptur eine harte und unwahre Kontur. Photographien nach Bauwerken geben immer falsche Verhältnisse. Diese Gruppen von Kunstwerken kann man mit Hilfe exakter Zeichnungen gewiß besser und richtiger reproduzieren. Anders aber verhält sich die Sache bei Gemälden, die hier vielfach nach älteren und neueren Kupferstichen wiedergegeben sind. Es ist natürlich ohne weiteres zuzugeben, daß der photographische Apparat gewissermaßen mit einem Auge anders sieht, als der Mensch mit seinen beiden. Die dadurch entstehenden Fehler können aber nur gering sein, und jedenfalls gibt die Photographie ein originaleres Abbild, als die Übertragung des Gemäldes durch einen Kupferstecher.

An einem zweiten Handbuch der Kunstgeschichte schreibt Albert Kuhn (Allgemeine Kunstgeschichte. Die Werke der bildenden Künste vom Standpunkt der Geschichte, Technik, Ästhetik. Einsiedeln, Waldshut und Köln, Benzinger & Co.). Das Buch erscheint seit mehreren Jahren recht langsam in Lieferungen. Der Verfasser ist ein Benediktinerpater, wohl geeignet, die gelehrten Traditionen seines berühmten Ordens fortzusetzen. Diese Kunstgeschichte ist natürlich vom katholischen Standpunkte geschrieben. Er tritt aber in den beiden erschienenen Lieferungen, die freilich nur antike Kunst behandeln, kaum hervor. Man müßte ihn denn in der prüden Abneigung gegen die Venusdarstellungen der klassischen Kunst erkennen wollen. Kuhn hat in seiner Kunstgeschichte auch die Plastik und Malerei der Chinesen und Japaner aufgenommen, die er im Anschluß an die Kunst der westasiatischen Völker (Assyrer, Chaldäer, Inder) schildert. Schon die indische Kunst ist hier etwas deplaciert, noch weniger aber passen in diesen Zusammenhang die Chinesen und Japaner, die, trotz des in ihrer heimischen Tradition behaupteten ehrwürdigen Alters ihrer Kunst, weltgeschichtliche Bedeutung erst nach ihrer Berührung mit europäischer Kultur bekommen. Das Buch ist einfach, ohne irgendwie technische Verschmitztheiten zu geben, aber recht gut illustriert.

Eine dritte Kunstgeschichte schreibt in Verbindung mit anderen H. Knackfuß (Allgemeine Kunstgeschichte. Leipzig und Bielefeld, Velhagen & Klasing). Knackfuß, dessen künstlerische Thätigkeit hier in diesem Zusammenhang nicht erörtert werden kann, ist in der kunstgeschichtlichen Litteratur, die sich an ein weiteres Publikum wendet, längst aufs beste bekannt durch die kurzen Biographien alter und neuer Künstler, die — sachlich und flott geschrieben und überaus stattlich illustriert — in Jedermanns Hand sind. Es lag nahe, von diesem Unternehmen auf eine Kunstgeschichte überzugehen. Sie sollte wohl die Grundlage zur Erwerbung kunstgeschichtlicher Kenntnis abgeben, die Monographien erweitern dann die Erzählung durch ausführliche Darstellung einzelner Künstler. Die Eigenschaften des früheren Unternehmens sind auf die Kunstgeschichte übertragen worden, namentlich die Principien einer verständigen und reichen Illustrierung. Was von dem Werk bisher vorliegt, ist von Prof. Max Georg Zimmermann verfaßt und behandelt die Kunst des Altertums und des Mittelalters. Im ersten Teil gibt sich Zimmermann merklich als ein Schüler von Heinrich Brunn zu erkennen mit dem sicheren Blick für die künstlerisch wertvollen Schöpfungen der antiken Kunst. Das bloß Archäologische ist möglichst ausgeschieden worden. Im Mittelalter gibt Zimmermann viel neue Ansichten, namentlich über die mittelalterliche Kunst Italiens. Die Anordnung des Stoffes ist sehr geschickt gemacht, darin übertrifft er Schultz und Kuhn, die beide über diese Schwierigkeit gestolpert sind. In diesem Zusammenhang ist es mir vielleicht auch gestattet, des Handbuchs der Kunstgeschichte meines verstorbenen Vaters Anton Springer Erwähnung zu thun, das ich in vierter Auflage (Leipzig, Seemann, vier Bände) herausgegeben habe. Die Anordnung und Auswahl des Stoffes scheint mir hier, wo ich freilich nicht ganz unbefangen urteilen kann, am besten gelungen zu sein, beruht sie doch auf den Erfahrungen einer 30jährigen Lehrthätigkeit. Daß das Buch in vielen Punkten, ja vielleicht in seinem ganzen Tenor veraltet ist, ist mir als Herausgeber am besten bekannt. Hier aber von Grund auf zu bessern, hinderten die Pietät und die Erkenntnis, daß dann so ziemlich die Hälfte des Buches neu geschrieben werden müßte. Immerhin wird es noch Kunstfreunde geben, die sich an der warmen Sprache in wohlgebauten Sätzen, an der stets hohen Kunstauffassung erfreuen werden. Die Illustration des

Springerschen Handbuchs ist leider recht dürftig. Zimmermann kommt in vornehmer Auffassung und glücklicher Hervorkehrung der künstlerischen Entwickelungsmomente Springer sehr nahe, in seine warmblütige Schilderung nimmt er als neues Element ein sehr starkes nationales Empfinden auf. Man wird daher sagen dürfen, daß diese Kunstgeschichte von Knackfuß und Zimmermann modernen Anschauungen am meisten entspricht, und daß in ihr etwa die Kunstauffassung des deutschen Bürgertums zum Ausdrucke kommt.

Der Fleiß und die schriftstellerische Thätigkeit der Kunsthistoriker kommen zumeist den Zeitschriften zu gute. Für Specialuntersuchungen fehlt der weite Chor, und mehr und mehr scheint man auch in dieser Wissenschaft sich darein zu finden, nur für die nächsten Fachgenossen zu schreiben. So sind größere erzählende Darstellungen aus dem Gebiet der Kunstgeschichte in letzter Zeit wenig erschienen. Nur eine kann ich nennen, diese aber möchte ich gleich mit einem Überschwange von Lob einführen: Wolfgang von Oettingen, Daniel Chodowiecki, ein Berliner Künstlerleben im XVIII. Jahrhundert (Berlin, Grote). Das Werk gehört zu den besten kunsthistorischen Büchern, die wir überhaupt besitzen, und rückt neben die berühmtesten, die unsere Litteratur besitzt, nahe heran. Ich habe das Buch mit Entzücken gelesen. Freilich ist es auch ein lockender Gegenstand, das Leben und die Thätigkeit Chodowieckis zu schildern, des unermüdlichen Zeichners und Radierers, der ein langes, fleißiges Leben hindurch der vaterländischen Litteratur mit seinen Illustrationen, kaum fingerlangen Blättchen, so emsig gefolgt ist. Wir erfahren aus dem Buch viel über die kleine deutsche Litteratur des vorigen Jahrhunderts, die natürlich jetzt schon ganz vergessen ist, wir lesen reizvolle Schilderungen über Kunst- und allgemeine Zustände aus dem alten Danzig und aus dem alten Berlin. Und je mehr in Berlin die sichtbaren Reste der fridericianischen Stadt schwinden und wohl auch schwinden müssen, desto empfänglicher sind wir für Nachrichten aus dem engen Leben der Kleinstadt Berlin im vorigen Jahrhundert.

Die Ausbeute an erzählenden Darstellungen, sei es einzelner Künstlerleben, sei es größerer Epochen der Kunstgeschichte, ist demnach aus den letzten Jahren dürftig genug. An dieser Zurückhaltung der Kunsthistoriker, sich in umfangreicheren Werken zu geben, können nicht der Reichtum und die Vollständigkeit der Litteratur die Schuld tragen. Es fehlt keineswegs an lockenden und dankbaren Aufgaben. Wer z. B. über unsere größten deutschen Künstler der Vergangenheit, über Dürer, Holbein, Lucas Cranach genauere Kunde sucht, der muß sich mit Werken begnügen, die jetzt schon veraltet sind. Ich denke hier an Bücher, die auf breiterer Grundlage zu schreiben wären, als wie es Knackfuß thun wollte, die mit ausgiebigster Ausführlichkeit schildern, die des wissenschaftlichen Charakters nicht entbehren, die aber trotzdem bei einigermaßen kunstvoller Darstellung schon um des Gegenstandes willen ihr großes Publikum finden werden. Das leider gänzlich fehlende Buch über Lucas Cranach ersetzt jetzt einigermaßen eine schöne Publikation der Reichsdruckerei: Lucas Cranach, Sammlung von Nachbildungen seiner vorzüglichsten Holzschnitte und seiner Stiche, hergestellt in der Reichsdruckerei und herausgegeben von F. Lippmann (Berlin, Grote). Die Bilder Cranachs werden in diesem Werke zwar nicht behandelt, aber es ist gerade besonders verdienstlich, auf die wichtigere und liebenswürdigere Seite der künstlerischen Thätigkeit Cranachs, auf seine Holzschnitte, einmal hingewiesen zu haben. Die Auswahl nur der wichtigsten Stücke seines Holzschnittwerks gibt ein besseres Bild des gemeinhin etwas unterschätzten Meisters, als wir es wohl vorher besessen haben. Die ausführliche Einleitung F. Lippmanns rückt das landläufige Urteil über Cranach zurecht, sie hinterläßt den Eindruck, daß es sich hier um eine gelungene Rettung Cranachs gehandelt hat.

Schon diese Publikation gehört eigentlich zu den Tafelwerken, die in großer und fast allzu großer Fülle erschienen sind und weiter erscheinen. An der Aufnahmefähigkeit für diese oft recht kostspieligen Werke läßt sich die Verbreitung kunsthistorischer Interessen am besten exemplifizieren. Diese Richtung der kunsthistorischen Litteratur nach dem Denkmäleratlas wird außer anderen Umständen durch den gegenwärtig besonders hohen Stand der mechanischen Reproduktionsverfahren begünstigt. In dieser Art von Atlanten sind die publizierten Kunstwerke nach verschiedenen Gesichtspunkten zusammengebracht. Am nächsten liegt es, die Arbeiten eines Künstlers in Abbildungen herauszugeben. Wenn es sich hierbei um alte Kunst handelt, so ist die Aufgabe des Herausgebers weit schwieriger, als es dem, der das fertige Werk in die Hand nimmt, zuerst erscheinen mag. Wer z. B. die Zeichnungen Dürers oder die Gemälde Rembrandts publizieren will, der muß eine genaue Kenntnis über das in allen öffentlichen und privaten Sammlungen verstreute Material besitzen, er muß die nur durch besondere Anlage und lange Übung zu erwerbende Fähigkeit haben, Echtes von Unechtem zu unterscheiden. Es handelt sich dabei seltener um Fälschungen, als um falsche Benennungen. In den Sammlungen sind die Kunstwerke oft mit unrichtigem Namen bezeichnet, in Italien sind sie es beinah immer. So kann es wohl vorkommen, daß ein Bild des Ferdinand Bol als Rembrandt, eine Zeichnung des Hans Baldung Grien als Dürer vorgeführt wird. Hier nun hat die sichtende Thätigkeit des Herausgebers einzusetzen, der nur das in sein Werk aufnimmt, was er als echt er-

kannt hat. Für das so publizierte Bild oder Blatt tritt er dann mit seiner wissenschaftlichen Überzeugung ein. Man mag hieraus ersehen, daß die Herausgabe solcher Werke große Schwierigkeiten bietet. Die beiden Beispiele von Rembrandt und Dürer sind übrigens nicht willkürlich gewählt. Ich dachte hierbei an die Handzeichnungen von Albrecht Dürer, herausgegeben von Fr. Lippmann (bis jetzt vier Bände, Berlin, Grote) und an die Publikation der Bilder Rembrandts durch Wilhelm Bode (Paris, Sedlmayr). Es sind das zwei Reproduktionswerke, die wissenschaftlich und künstlerisch das höchste Maß unseres Vermögens zeigen. Einfacher stellt sich die Aufgabe natürlich bei der Herausgabe der Werke eines lebenden Künstlers. Hier kann allein die künstlerische Ausführung der Reproduktion und allenfalls die Auswahl, auf die der Künstler selbst meist Einfluß haben wird, für die Bewertung in Betracht kommen. Aus der großen Anzahl dieser Veröffentlichungen möchte ich nur zwei erwähnen, das Menzel-Werk und das Böcklin-Werk (beide München, Bruckmann). Die Bilder und Zeichnungen Menzels und die Bilder Böcklins werden hier gegeben, die Werke der beiden einander so unähnlichen Meister, in denen die moderne deutsche Kunst gipfelt.

Nach einem anderen Gesichtspunkt kann man noch Kunstwerke gruppieren, wenn man sie nach Sammlungen herausgibt, oder nach den Landschaften und Provinzen geordnet, in denen sie sich befinden. In unseren Provinzen und in den kleineren deutschen Bundesstaaten sitzen jetzt überall Konservatoren und Kommissionen, denen die Erhaltung der Kunstdenkmäler ihrer Heimat anvertraut ist. Über den Befund werden genaue Inventare veröffentlicht, die uns schon über manches bisher unbekannte oder vergessene Kunstwerk erfreuliche Kunde gebracht haben. Die Geschichte der Architektur hat erklärlicherweise, und zumal in den kunstärmeren östlichen Teilen unseres Vaterlandes, von dieser umfangreichen Inventarisierung der Kunstdenkmäler Vorteil gehabt. Im Anschluß an die Inventare, die durchweg illustriert herausgegeben werden, sind dann auch gelegentlich Tafelwerke erschienen. Von solchen den Kunstbesitz einer Provinz behandelnden Publikationen möchte ich nur die beiden über den überraschend reichen älteren Kunstbesitz der Reichslande erwähnen. Es ist das ein älteres Werk von S. Hausmann (Elsässische und lothringische Kunstdenkmäler, Straßburg, Heinrich, bis jetzt sechs Lieferungen) und ein neueres prächtiger ausgestattetes Werk von A. Schricker (Kunstschätze in Elsaß-Lothringen. Text und 140 Tafeln. Straßburg, Heitz, 1896). Schrickers Werk wurde durch die Straßburger Ausstellung des Jahres 1895 für Kunst und Altertum in Elsaß-Lothringen angeregt. Beide Werke geben vielfach dieselben Denkmäler wieder, das schon vollendete Werk Schrickers ist reichhaltiger als bis jetzt wenigstens das Hausmannsche, auch sind die Lichtdrucke bei Schricker entschieden besser. Aus allen Gruppen der damaligen Ausstellung sind die wichtigsten Stücke aufgenommen worden, so finden sich Gemälde (Bilder des Colmarer Meisters Martin Schongauer und seiner Schule), Holzskulpturen, Reliquiarien, Stickereien, Möbel (darunter ein Damenschreibtisch des XVIII. Jahrhunderts, in dessen Geheimfach sich ein Brief der Königin Marie Antoinette vorfand, der die Besitzerin des Schreibtisches an eine Prinzessin von Württemberg empfahl). Unter allen diesen Arbeiten stehen die Holzskulpturen aus dem XV. und dem Anfang des XVI. Jahrhunderts künstlerisch am höchsten. Der wichtigste elsässische Meister des XV. Jahrhunderts Martin Schongauer kommt in seinen Bildern nicht so zur Wirkung wie in seinen (nicht ausgestellten und nicht publizierten) Kupferstichen. Daher kann man, ohne Schongauers Bedeutung zu verkennen, wohl sagen, daß die elsässischen Bilder des XV. Jahrhunderts hinter den Holzskulpturen derselben Zeit zurückstehen. Es finden sich unter diesen Arbeiten von höchstem Reiz und von der feinsten künstlerischen Wirkung.

Alle die hier besprochenen Tafelwerke werden wegen ihres hohen Preises nur von wenigen angeschafft werden. Dazu soll auch die Erwähnung an dieser Stelle nicht verlocken, sondern zunächst nur veranlassen, die vielen Exemplare, die in den Besitz öffentlicher Sammlungen und Bibliotheken gekommen sind, möglichst nutzbar zu machen. Wer sie studiert, ja auch schon wer sie nur flüchtig durchsieht, wird davon manchen künstlerischen Genuß haben. Es gibt auch billige Tafelwerke, sogar ganz billige, wie der bekannte Klassische Bilderschatz, herausgegeben von F. v. Reber und A. Bayersdorfer (München, Bruckmann), der — jährlich 24 Hefte à 50 Pf. — weiter erscheint. Da bekommt man alle 14 Tage eine Lieferung mit etwa sechs Abbildungen nach Bildern vom XIV. bis zum Ende des XVIII. Jahrhundert ins Haus geschickt, die jedesmal irgend eine Anregung gibt oder eine Erinnerung auffrischt. Dieser Bilderschatz wird jetzt durch den Klassischen Skulpturenschatz derselben Herausgeber (ebenfalls München, Bruckmann) ergänzt. In diesem werden, aber nur in jährlich zwölf Heften, in ganz entsprechender Weise die Bildhauerarbeiten herausgegeben. Dem Vorbild und glücklichen Erfolg des Klassischen Bilderschatzes verdankt ein ganz ähnliches Unternehmen seine Entstehung: Das Museum, Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst, herausgegeben von W. Bode, R. v. Kekulé, W. v. Seidlitz (Redakteure: R. Graul und A. Stettiner, Berlin und Stuttgart, W. Spemann). Das Programm ist aber erweitert, indem Bilder, Skulpturen, Zeichnungen aufgenommen werden, vom klassischen

Altertum bis in unsere Zeit. Jeder Lieferung des Museums wird ein Bogen Text zugegeben, der ein bis zwei kurze Aufsätze über die verschiedensten Gebiete der Kunstgeschichte bringt. Diese Aufsätze sind außer von den Herausgebern noch von anderen besten Leuten geschrieben, zumeist aber kommen jüngere Kunsthistoriker zum Wort. Mit diesen Berichten ist eine neue, aber nicht üble und nicht wertlose Gattung der kunstwissenschaftlichen Äußerung geschaffen worden. Der Versuchung, im lyrischen Ton zu schreiben, sind die meisten der jüngeren Mitarbeiter nicht und wohl absichtlich nicht aus dem Wege gegangen. Für die Verbreitung kunstwissenschaftlicher Kenntnisse sorgt dieses Museum jedenfalls.

Bequem sind die Quellen zugänglich gemacht, aus denen die Freude an alter und neuer Kunst genährt werden kann. Unendlich viel geschieht, um jedes Kunstwerk nahe zu bringen, um an der Erörterung über Kunstfragen jeden teilnehmen zu lassen. Es steht zu hoffen, daß alle diese reichen Gelegenheiten helfen werden, die jetzt oft noch mangelnde künstlerische Erziehung auf eine höhere Stufe zu heben.



# Einem toten Freunde.

Von

Carl Bulcke.

(Abdruck verboten.)

Mit einer Zeichnung von Moritz Roeßbecke.

Wir gingen ein Stücklein Weges
Zusammen auf dieser Erd',
Wir waren gute Freunde
Und hielten uns lieb und wert.
Wir gingen der Sonne entgegen,
Aber die Sonne versank;
Die Glücksee hörten wir lachen,
Aber ihr Lachen verklang.

Wir mußten uns tüchtig raufen
Mit manchem bösen Kumpan;
Am Wege bliebst du liegen ...
Nun geh' ich allein meine Bahn.
Lebwohl, und grüße die Toten, —
Ich habe im Sonnenlicht
Noch weit, sehr weit zu wandern;
Wohin, das weiß ich nicht.



Ein Blick in Professor Franz Simm's Atelier.

## Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Zum letzten Male hatte im vergangenen Sommer der Ausstellungspalast der Secession in München seine Pforten geöffnet. Im kommenden Sommer werden die Secessionisten wieder im Glaspalast ausstellen, sich der großen internationalen Ausstellung der Münchener Künstler angliedern; zunächst dem Vernehmen nach noch als ein geschlossenes Ganzes — ob mit der äußerlichen Annäherung später auch eine wirkliche Verschmelzung folgen wird, muß dahingestellt bleiben. — Es war doch viel, sehr viel Frisches, einzelnes wirklich Großes und vor allem überraschend viel Anregendes, was die Ausstellungen in der Prinz Regenten-Straße dem Kunstfreunde innerhalb ihrer dreijährigen Dauer boten, und der Gewinn, den unsere Kunst mittelbar und unmittelbar aus ihnen zog, wird ein dauernder bleiben. Unsere Hefte haben diese Ausstellungen der Secession getreulich begleitet — wir reproduzierten, um nur einige der ersten Namen der Secessionisten anzuführen, in den letzten Jahren Werke von Uhde, Stuck, Pötzelberger, P. P. Müller, Zügel, Dettmann, Hans Hermann, Starbina, Koenig, Haug, Mesdag &c. Als einen Nachklang von der letzten Ausstellung bringen wir diesmal einen mit großer Energie gemalten Studienkopf von Frieda Ehrhardt.

Dem „Wintertag in der Eifel," einer deutschen Schneelandschaft, sei ein Bild aus dem sonnigen Italien gegenübergestellt: Altmeister Passinis „Melonenverkäufer." Passini ist und bleibt der hervorragendste Schilderer des Volkslebens der Lagunenstadt, mit jedem neuen Bilde zwingt der ewig Junge — der große Aquarellist tritt jetzt in das fünfundsechzigste Lebensjahr — seine Verehrer zu neuer Bewunderung. Welch' individuelles Leben jede einzelne der Gestalten des figurenreichen Bildes in sich trägt! Wie köstlich ist die Gruppe der Frauen am Ufer, wie prächtig echt der alte Verkäufer — wie charakteristisch der junge Bursche vorn im Bug in seinem dolce far niente! —

Wuchtiger tritt Ilga Répin vor uns hin. Ein stark nationaler Zug geht durch alle Werke dieses bei uns noch zu wenig bekannten russischen Künstlers, der freilich die Ausbildung seiner Technik in Pariser Meisterateliers vollendete. Mit Vorliebe malt er Typen aus Kleinrußland, dem Dnjepergebiet, aus dem Leben der freien Kosaken und ihrer heutigen Nachkommen, streift

jedoch auch — wie in seinen „Verschwörern,“ einer Nihilistengruppe, und in seiner „Verhaftung auf dem Lande“ — palitische Fragen der Gegenwart. In der Mehrzahl der Bilder, die ich aon Répin kenne, ist ein Streben nach starken Wirkungen unverkennbar, das mir jedoch mehr ouf impulsiver Kraft, als auf bewußtem Herausklügeln zu beruhen scheint. Répin stammt selbst aus einer Kosokenfamilie; sein Vater wurde 1814 van Alexander I. im Gouvernement Chárkoff angesiedelt. Seine erste Ausbildung erhielt der 1844 geborene Künstler auf dem Tapogrophischen Institut zu Petersburg, später auf der dortigen Kunstakademie, gleichzeitig u. a. mit Antakalsky, dem berühmtesten lebenden russischen Bildhauer; erst 1871, wenn ich recht unterrichtet bin, kannte er mit Unterstützung der Regierung nach Paris gehen.

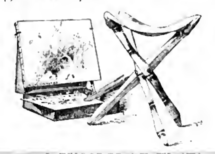
Das Gemälde, mit dem wir unseren Lesern Répin vorführen, bedarf seinem Staffe nach einer kurzen Erklärung. Es behondelt eine „Sjetsch,“ eine Ratssitzung der Saparoger Kosaken, die im XVI. und XVII. Jahrhundert als Vorhut des ganzen Kasakentums eine Art van Männerrepubliken an den Stromschnellen des Dnjeper bildeten und in ewiger Fehde mit den Türken lagen. Vom Sultan ist ein „Ultimatum“ bei ihnen eingetroffen, und nun sitzen sie bei einander, die Antwort aufzusetzen — in möglichst derber Weise, gelinde gesagt. Das Vergnügen, das der Hohn und die Schmähungen, welche sie in diese Antwort legen, ihnen bereitet, spiegelt sich in jedem einzelnen der Charakterköpfe, und auf jedem in onderer Weise, wieder. —

Doß man dem Russen eine französische Künstlerin onreiht, ist ja heute zeitgemäß. Einen palitischen Chorokter aber trägt diesmol diese Verbindung nicht, sa wenig wie das Gemälde van Fanny Fleury, das ein junges frisches Liebespaar vam Ufer der Bretagne darstellt. Echt deutsch wiederum ist die Studie von Korl Bennewitz von Loesen — der Kopf eines schlummernden Kindes, das eine Puppe im Arm trägt. — Sehr reizvoll ist auch das in kleinem Maßstab wiedergegebene Bild van Ed. Grützner, „Musikalischer Unterricht“; interessant schon um deswillen, weil es einmol ein Grützner ahne Klasterbruder ist und den Münchener Meister von einer neuen Seite zeigt. —

Unser Heft enthält diesmal eine Reihe von Ätzungen nach Liebhaberphatographien, die zum größeren Teil auf der großen Ausstellung für Amoteurphotographie, welche kürzlich in Berlin stattsand, ausgestellt waren. Der varnehme Spart — und er ist wirklich vornehm, wenn er richtig geübt wird — ist erfreulicherweise in stetig aufsteigender Entwickelung begriffen. Die Zeit scheint vorüber, in der das „Knipsen“ zu einer neuen Art Landplage zu werden versprach, wa hinter jedem Busch und jedem Boum eine heimtückische Camera bereitgestellt war, passende und unpassende Mative einzusangen. Vielleicht ist die Zahl der Liebhaberphotagraphen in den letzten Johren nicht sa beträchtlich gewochsen, wie die Versertiger von Cameros und Platten wünschten; die Leistungen der ersteren aber haben sich, nach der künstlerischen und der technischen Seite hin, geradezu erstounlich erhöht. Der Studienkapf einer alten Frau van Hauptmann Böhmer — ouf der Ausstellung preisgekrönt —; die märkische Landschaft van Dr. Blümel; der köstliche Wegmocher-Hansl van A. Watzek, dem bekannten Mitglied des Wiener Cameroklubs, der Sizilianer des Herrn aon Gloeden-Taormina sind Meisterleistungen der Phatographie.

Zuletzt, aber nicht als dos letzte, sei das Titelbild des Heftes erwähnt, eine sorbenprächtige Studie van Franz Simm aus dem Mörchencyklus „Tausend und eine Nacht.“ Unsere Leser wird es interessieren, ouch die Werkstatt des Meisters kennen zu lernen, die wir daher aberholb dieses Bildertextes noch einer Phatographie wiedergeben. Wer sich mit dem Schaffen Simms, besanders dem der letzten Jahre, näher beschäftigt hat, wird einen gewissen Zusammenhang zwischen der Einrichtung dieses Ateliers und den künstlerischen Neigungen seines Bewohners nicht verkennen: es ist die Zeit um die Wende des vorigen Jahrhunderts, die sich in der Atelierausstottung und in einem großen Teil der neueren Werke Simms wiederspiegelt.

H. v. S.





Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

